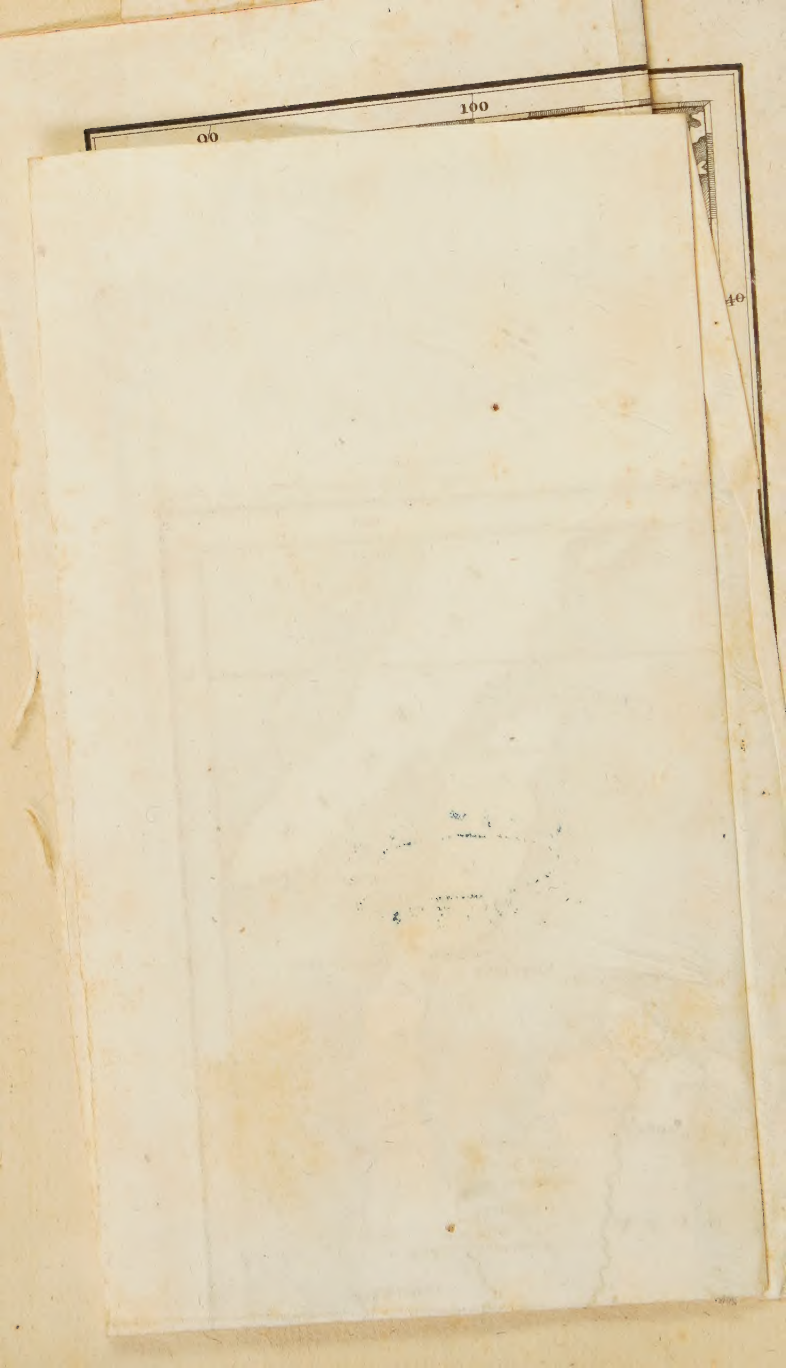


1 lithog 12tt







Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang

1835.



Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bey Felix Schneider.

Jahrgang 1835.

Erstes Quartalheft.

Missionar Gützlaffs
dreijähriger Aufenthalt in
Siam
und seine erste Reise nach
China.



Das Königreich Siam *).

Erster Abschnitt.

Das Königreich Siam. Seine gegenwärtigen Grenzen. Die Gebirge und Flüsse desselben. Die Hauptstadt Bankok. Bevölkerung derselben. Bevölkerung des ganzen Königreiches. Leibesbeschaffenheit der Siamesen. Kulturstufe derselben. Die Regierung. Einzelne Ausbrüche ihrer Grausamkeit. Religion und Priesterschaft. Vorbereitende Missionsversuche. Kurze Züge aus dem Leben Gützlaffs. Seine Bekanntschaft mit Missionar Tomlin.

Mit kurzen Unterbrechungen brachte Missionar Gützlaff drei Jahre (1828—1831) in dem Königreiche Siam als Arbeiter am Werke Christi zu, ehe er seine Besuchsreisen in die See-Provinzen China's antrat. Sein Beruf als Verkündiger des Evangeliums, seine medizinischen Kenntnisse, welche er unter dem Volke in

*) Die Nachrichten, welche dieses und das nächstfolgende Quartalheft unseres Magazins unsern Lesern über Siam und China mittheilt, sind, dem größten Theile nach, einer Schrift entnommen, welche im Sommer 1834 Herr Prediger W Ellis, vormaliger Missionar auf den Gesellschaftsinseln im stillen Meere, unter dem Titel: „Tagebuch dreier Reisen längs der Meeresküste China's, welche in den Jahren 1831, 1832 und 1833 Missionar Karl Gützlaff gemacht hat" — (Journal of three voyages along the coast of China in 1831—1833 by Charles Gutzlaff) zu London herausgegeben hat. Diese interessanten Tagebücher über die Reisen des Missionars Gützlaff erschienen

großer Ausdehnung in Anwendung brachte, so wie seine Bekanntschaft mit der Landessprache setzten ihn mehr als jeden andern Europäer, welcher früher dieses Land besuchte, in den Stand, uns mit dem Charakter und dem gegenwärtigen geistlichen und leiblichen Zustande des siamesischen Volkes bekannt zu machen, und den Schauplatz genauer kennen zu lernen, auf welchem von nun an, unter Gottes Beistand und Segen, die Kirche Christi zum Heile dieses Volkes gepflanzt werden soll. Indeß dürfte es zweckmäßig seyn, noch ehe wir aus seinen und seines Mitarbeiters, Herrn Tomlins, Tagebüchern die lehrreichsten Auszüge unsern Lesern mittheilen, einige allgemeine Bemerkungen über das Königreich Siam vorauszuschicken, welche Herr Ellis in seiner Schrift theils diesen Tagebüchern selbst, und den Correspondenz-Nachrichten dieser Missionarien, theils der neuesten Reisebeschreibung des Engländers Crawford, welcher im Jahr 1820 und 1821 diese Ländergebiete besuchte, entnommen hat.

Siam ist eines der wichtigsten Länder Hinter-Indiens, und verdient in vielfachen Beziehungen als Gegenstand vorzugsweiser Theilnahme der Christenwelt in unsern Tagen vor die Augen gestellt zu werden.

---

zuerst in einer ungemein lehrreichen Zeitschrift, welche unter dem Namen „Canton Register" zu Canton, der bekannten Seehafenstadt China's, von Herrn Dr. Morrison und einigen gelehrten Mitarbeitern in Monatheften zum Druck befördert wird, und die neuesten und wichtigsten Nachrichten über China und die Ländergebiete Hinter-Indiens in sich faßt. Herr Ellis zu London fügte nun diese Tagebücher über die neuesten Reisen Gützlaffs im tiefen Osten Asiens zu einem Ganzen zusammen, dem er in einer Einleitung einige schätzbare Notizen über den gegenwärtigen Zustand von Siam und China in seiner Schrift beifügt; aus welcher wir die lehrreichsten Mittheilungen in Auszügen in diesen Heften mitzutheilen gedenken.

Sowohl der **Umfang** als die **Bevölkerung** dieses Königreiches im tiefen Osten Asiens ist ansehnlich. Nach den Berichten, welche Herrn Crawford's interessante Schrift enthält *), ist das gegenwärtige Reich Siam aus dem eigentlichen Lande Siam, so weit dasselbe vom Geschlechte der Siamesen bewohnt ist, aus einem großen Theile des Reiches Laos, einem ansehnlichen Gebiete des Nachbarlandes Cambodja (Cambodscha), so wie aus einigen zinspflichtigen Staaten der malavischen Halbinsel zusammengesetzt. In dieser weitern Bedeutung können die Grenzen dieses Reiches auf folgende Weise angegeben werden: Seine entfernteste südliche Grenze auf dem westlichen Ufer der malavischen Halbinsel ist Kurao, eine Seehafenstadt, welche nahe bei dem fünften Grade der nördlichen Breite liegt. Ungefähr unter demselben Breitegrade bildet auf dem entgegengesetzten Ufer der Distrikt Kamamang seine östliche Grenze. Die nördlichen Grenzen dieses Reiches können bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge und unserer Bekanntschaft mit demselben, nur muthmaßlich angegeben werden; aber sie breiten sich wahrscheinlich bis zum 21. Grade nördlich aus, so daß die Ländergebiete des Reiches Siam nicht weniger als 16 Breitengrade in sich fassen. Die äußersten westlichen Grenzen dieses Landes ziehen sich, mit Einschluß einiger unbewohnten Inseln im bengalischen Meerbusen, bis zum 97° 50′ östlicher Länge (Greenwich) hin, und seine östlichen Grenzen dehnen sich wenigstens bis zum 105 Grade aus, so daß sie von Abend nach Morgen sieben Längegrade in sich fassen. Der Flächeninhalt

---

*) Herr John Crawford, welcher 14 Jahre brittischer Resident auf Java war, und den indischen Archipelag genau erforschte, hat im Jahr 1820 in drei Bänden eine sehr interessante Schrift unter dem Titel: „History of the Indian Archipelago" herausgegeben, welche der Beachtung der Freunde der Erde- und Völkerkunde werth ist.

des Reiches Siam mag daher mit großer Wahrscheinlichkeit auf 190,000 Quadratmeilen angeschlagen werden.

Das Land ist dem größern Theile nach bergig, obgleich sich einzelne weite und fruchtbare Ebenen angeschwemmten Bodens in demselben finden. Die Gebirge ziehen sich in einzelnen Reihen, welche beinahe parallel neben einander laufen, von Norden nach Süden hin; eine Kette derselben, welche in der Nähe der südlichen Küste beginnt, und vom 11. bis zum 18. Grade der nördlichen Breite sich ausdehnt, soll an manchen Stellen zu einer Höhe von 5000 Fuß über das Meer sich emporheben. Das Land ist im Allgemeinen wasserreich. Der Menam (nach der Wortbedeutung: die Mutter der Gewässer), ein Fluß zweiter oder dritter Größe unter den Strömen Asiens, ist der bedeutendste, welcher die übrigen zahlreichen Bergflüsse in sein weites Bett aufnimmt. Das Flußthal dieses Stromes, welches bei seinen südlichen Mündungen etwa 24 Stunden Breite in sich faßt, nachdem er einen Weg von etwa 72 deutschen Meilen zurückgelegt hat, macht das Gebiet des eigentlichen Siams aus. Die gegenwärtige Hauptstadt des Landes ist Bankok, nahe bei den Ausmündungen des Menam gelegen, und der Umfang derselben beträgt eine Stunde, und die Breite eine halbe Stunde. Der größere Theil der Stadt, so wie der königliche Pallast, liegt auf der linken Seite des Flusses, der an dieser Stelle von schwimmenden Häusern bedeckt ist, eine Tiefe von 8—10 Klaftern hat, und bei dieser Tiefe auch für größere Schiffe zugänglich ist. Die Menge von Booten, welche sich unaufhörlich auf diesem Strome hin und her bewegen, und das große Geräusch, das die chinesischen Handwerker und Händler auf demselben machen, geben dieser Stadt ein lebendiges und heiteres Aussehen.

Missionar Tomlin gibt in seinem Tagebuch von seinem Besuche in Bankok im Jahr 1828 folgende Nach-

richt von dem Eindruck, den der Anblick dieser Stadt auf das Gemüth des Wanderers macht, welcher vom Meere her derselben nahe kommt: „Auf eine Entfernung von einer Stunde stellte sich plötzlich diese Stadt unserem Auge dar, und je mehr wir uns derselben näherten, desto mannigfaltiger und schöner gestaltete sich die Scene, welche die beiden mit dichten Reihen von Häusern überbauten Ufer des Stromes bilden. Ländliche Götzentempel, unsern Dorfkirchen ähnlich, und Haufen kleiner, niedlicher Wohnungen lauschten nach allen Seiten unter dem Schatten der Bäume hervor; Kanäle und kleine Bäche mit Bambus und blätterreichem Gesträuche überhängt, boten schon von weiter Ferne her dem Auge reizende Naturscenen dar, die in reicher Mannigfaltigkeit ihre Schönheiten entfalteten. Ein reger Menschenverkehr trieb sich auf dem Flusse herum; zahllose kleinere und größere Boote, die von der Stadt ab- und wieder zuliefen, eine lange Reihe größerer Kaufmannsschiffe (Junken), die am linken Ufer des Flusses angelegt waren, die zahlreichen Werkstätten der Schmiede und Holzarbeiter, und hinter diesen eine römisch-katholische Kirche von schimmernden Pagoden umgeben, lieferten dem Auge eine reiche Beschäftigung, und verkündigten den lebhaften Menschenverkehr, welcher diese Hauptstadt vor andern Städten des Landes auszeichnet.

Der königliche Pallast ist ein ansehnliches Gebäude; aber um so geringer sind die meisten Hütten des Volkes, welche im Allgemeinen weder Reinlichkeit, noch Bequemlichkeit oder Dauer erwarten lassen. Viele derselben sind aus leicht entzündlichem Stoffe zusammengesetzt, und darum sind auch die Bewohner dieser Hauptstadt häufig der zerstörenden Wuth des Feuers ausgesetzt. Einen solchen Brand, welcher einen großen Theil der Stadt innerhalb kurzer Zeit verzehrte, beschreibt die Gattinn des Missionars Gützlaff in einem Briefe an

eine ihrer Freundinnen im Anfange des Jahres 1831 auf eine malerische Weise.

„Als ich, schreibt sie, um Mitternacht durch den wilden Lärm vom Schlafe aufgeweckt wurde und durch das Gitter meiner Wohnung hinausblickte, schien die ganze Stadt Bankok ein Flammenmeer zu seyn, das sich mit unaufhaltsamer Gewalt zerstörend über die Wohnungen hinwälzte. Wir hofften indeß in unserer Hütte sicher zu seyn, da die verzehrende Flamme eine volle halbe Stunde von uns entfernt, und in der Luft kaum eine Bewegung zu spüren war; aber bald drehte sich der Wind heftiger unserer Gegend zu, und schien unsere Hoffnung zu vereiteln. Die Wohnungen in und um Bankok sind meist nur elend zusammengeworfene Haufen von leichtem Holz oder Bambus, so daß ein Funke sie augenblicklich in volle Flammen setzt. Das Feuer nahm mit gewaltiger Geschwindigkeit zu, und das chinesische Quartier der Stadt, das zwischen unserer Wohnung und Bankok liegt, schien uns bereits rettungslos zu seyn. Alsobald theilte sich der furchtbare Feuerstrudel, eine Masse desselben schien sich von uns zu entfernen, indeß die andere sichtbar gegen unsere Hütte nahte. Wir riefen unsere Leute zusammen, um zum Abzug von der Stelle plötzliche Zurüstungen zu machen; allein die Flamme rückte mit solcher Schnelligkeit herbei, daß ich mich in meinen Mantel hüllte, und nach kurzem Flehen zum HErrn um Erbarmen für die Elenden, und Rettung aus eigener Noth mit meinem Gatten hinwegeilte. Dieser hatte mit voller Seelenruhe all unsere Habe Gott anheimgestellt, und auf den Verlust derselben zum Voraus sich gefaßt gemacht. Bald wurden wir gewahr, daß die Feuermasse, die sich uns näherte, in einem Haufen auf dem Flusse schwimmender Hütten bestand, die man von ihrer Stelle losgemacht hatte, um die Ansteckung der benachbarten Wohnungen zu verhüten; aber um so mehr drohten jetzt

diese wandelnden Feuerbrände eine allgemeine Verbreitung der verzehrenden Gluth.

„Wir entschlossen uns nun, länger auf der Stelle zu verweilen; ich selbst, mit einem alten Chinesen, stellte mich vor unsere Hütte hin, um das Herbeifliegen der sprühenden Feuerfunken möglichst zu verhüten, indeß mein Gatte einen Theil unserer Geräthschaften zum Fenster hinausschob. Wunderbar ergriff es meine Seele, als ich wahrnahm, daß auch nicht Einer der vom Wind umhergetriebenen Feuerbrände auf unsere Wohnung fiel; unser Muth wuchs, und wir entschlossen uns nun, die den Fluß herabschwimmende Feuerflotte abzuwarten, und das Möglichste zu versuchen, ihr Vorüberziehen für unsere Wohnung unschädlich zu machen. Wirklich prasselte auch die schwimmende Brandstätte gewaltig an uns vorüber, ohne unsere Hütte anzuzünden; und wir fielen nun auf unsere Kniee nieder, um dem Allmächtigen für seinen Schutz zu danken. Das Gluthmeer, das gleich Anfangs von uns sich zu entfernen schien, wüthete noch lange fort, und breitete sich gegen den Wind immer weiter aus. Einige Unglückliche, welche diesen Morgen Hülfe bei uns suchten, erzählten uns, daß acht Straßen im chinesischen Quartier abgebrannt, aber nur Wenige in den Flammen umgekommen seyen, da sich die Leute durch Schwimmen retten konnten.

Missionar Tomlin gibt in seinem Tagebuch über seinen neunmonatlichen Aufenthalt in Siam, das zu London im Jahr 1831 gedruckt wurde, die Bevölkerung der Hauptstadt Bankok im Jahr 1828 auf folgende Weise an:

Steuerpflichtige Chinesen	310,000
Abkömmlinge der Chinesen	50,000
Cochin-Chinesen	1,000
Kambodscher	2,500
Transport:	363,500

	Transport:	363,500
Siamesen	. . . .	8,000
Einwanderer von Pegu	. .	5,000
„ „ „ Laos	. .	16,000
Birmanen	. . . .	2,000
Tavoyer	. . . .	3,000
Malayen	. . . .	3,000
Römisch-katholische Christen	.	800

Gesammtzahl der Einwohner: 401,300 Seelen.

Eine Kopfsteuer, die sich auf etwa drei Thaler beläuft, wird von jedem Chinesen bei seinem Eintritt ins Land erhoben, und alle drei Jahre wieder eingefordert. Dadurch erwerben sie sich die Gestattung, jedes Gewerb oder Handel zu treiben; auch sind sie von dem halbjährigen Frohndienste freigesprochen, welchen der König von jedem andern orientalischen Fremdling fordert, welcher in Siam wohnt.

Nach den Angaben, auf welche Herr Crawford sieben Jahre früher seine Berechnungen gründete, ist die Bevölkerung des siamesischen Reiches folgende:

Siamesen	. . . .	1,260,000	Seelen.
Abstämmlinge von Laos	. .	840,000	„
Peguanen	. . . .	25,000	„
Kambodscher	. . . .	25,000	„
Malayen	. . . .	195,000	„
Chinesen	. . . .	440,000	„
Eingeborne vom westlichen Indien		3,500	„
Portugiesen	. . . . . .	2,000	„

Zusammen: 2,790,500 Seelen.

Obgleich die Völker, welche die tropischen Länder zwischen Hindostan und China bewohnen, in Sprache, Religion, Herkommen, Volkscharakter und Sitten von den Einwohnern der Nachbarländer weit verschieden sind, so findet sich doch in vielfacher Hinsicht eine große Aehnlichkeit unter denselben.

Der Leibesgröße nach stehen die Siamesen zwischen den Chinesen und Hindus auf der einen, und den Malayen auf der andern Seite mitten inne. Sie sind schlanker als die Malayen, und kleiner als die Chinesen, und ihre mittlere Durchschnittsgröße beläuft sich auf 5 Fuß 3 Zoll, wie sie Herr Crawford nach vielen Vergleichungen gefunden hat. Ihr Fußgestell ist gut gebaut, dagegen unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn, den Hindus, dadurch, daß ihre Hände derb geformt sind, und jene zarte Weichheit nicht haben, die sich bei den Hindus findet. Ihr Körper ist im Allgemeinen stark, und ein richtiges Ebenmaaß der Gliedmassen findet bei ihm Statt; es mangelt ihm aber das Anmuthige und Biegsame, das sich beim Körper ihrer Nachbarn im Westen findet. Ihre Hautfarbe ist hellbraun, vielleicht einen Schatten lichter als der Körper des Malayen, aber um viele Schatten dunkler als die Hautfarbe des Chinesen, jedoch an Schwärze dem Hindu oder Afrikaner nie nahe kommend.

Ein eigenthümliches Merkmal der Bezeichnung im Gesichte des Siamesen sind die hohen und breiten Kinnbacken, welche das Gesicht einem schiefwinklichten Viereck ähnlich macht. So wenig wir indeß eine Schönheit nach unsern Vorstellungen unter ihnen anzutreffen vermögen, so mangelt es doch nicht an Gesichtszügen, die man gerne sieht, und durch welche sie sich vor der gewöhnlichen Gesichtsbildung des Chinesen oder Hindus auszeichnen. Dabei bleibt dem Gesichte des Siamesen immer ein hervorstechender Zug ungefälligen Wesens übrig, so wie auch seine körperliche Haltung reizlos und träge ist.

Die Kleidung der Siamesen ist, mit Ausnahme des Anzuges der Priester, dürftig, und ungleich geringer, als sie der Hindu und Chinese zu tragen pflegt. Sie besteht im Allgemeinen in einem Stück seidenen oder baumwollenen Tuches, das er um die Lenden wirft, während die Beine so wie die obern Theile des Körpers

meist unbedeckt bleiben. Die Farbe dieses Tuches ist gewöhnlich schwarz, indem die weiße Farbe als Zeichen der Trauer gilt. Weder der Turban noch irgend eine Kopfbedeckung wird von Personen beiderlei Geschlechts getragen, ausgenommen bei Hofzeremonien, wo von den Staatsdienern kegelförmige Kappen gebraucht werden. Die Siamesen lassen, wie die Chinesen und andere Völker des tiefen Ostens, die Nägel an ihren Fingern zu einer unnatürlichen und unbequemen Länge, bis auf zwei Zoll wachsen, und gewähren dadurch dem Auge des Europäers ein um so widrigeres Aussehen, da überhaupt die Reinlichkeit nicht zu ihren Nationaltugenden gehört.

Ungeachtet des reichen Ueberflusses der natürlichen Hülfsquellen des Landes, und des hohen Alterthums dieses Volksstammes haben die Siamesen dennoch nur geringe Fortschritte in bürgerlicher Gesittung gemacht. Ein finsterer Aberglaube von Seiten der Priester und des Volkes, und eine rohe Gewaltherrschaft von Seiten des Regenten sind gleich mächtige Hindernisse, welche sich auf diesem Boden der Bildung des Menschengeistes und dem Wachsthum der Kenntnisse in den Weg stellen. Mit der Sternkunde, der Erdbeschreibung, der Schiffarths- und Arzneikunde sind sie beinahe gänzlich unbekannt. Nur für die Tonkunst scheint das Volk einen Sinn zu haben. Ihre Melodien sind bisweilen mild und wehklagend, häufiger aber munter und lebensvoll, und gefällig für das Ohr des Europäers. Missionar Gützlaff spricht in seinem Tagebuch von der Tonkunst der Laoesen, und beschreibt eine aus Schilfrohr verfertigte Art von Orgel als das harmoniereichste Instrument, das er bis jetzt in Asien angetroffen habe. Unter der Hand eines europäischen Tonkünstlers, behauptet derselbe, wäre es vielleicht das vollkommenste musikalische Instrument, das sich bis jetzt auf der Erde befindet.

Die Lebensweise der Siamesen ist träge und schmuzig; mit nützlichen Kunstfertigkeiten scheinen sie fast ganz unbekannt zu seyn, und es sind allein die gewerbsfleißigen und rüstigen chinesischen Einwanderer, welche die Handthierungen und Gewerbe des täglichen Lebens unter ihnen treiben.

Die Regierungsgewalt ist uneingeschränkt und räuberisch, gebieterisch und eitel in demselben Maaße, als sie unwissend und unmächtig ist. Ehrentitel und Huldigungen, wie sie nur immer im stolzen Dünkel der Beherrscher des „himmlischen" (chinesischen) Reiches fordert, werden gleichfalls von dem Könige in Siam in Anspruch genommen, und von seinen Unterthanen gegeben. Man nennt ihn den heiligen Herrn der Köpfe, den göttlichen Gebieter des Lebens, den Eigenthümer aller Dinge u. s. w.; Namen, welche eben so ruchlos als thöricht klingen. Auch der Herr der weißen Elephanten wird er genannt, weil man dieses Thier als den größten Schatz des Reiches betrachtet, und daher ein weißer Elephant in scharlachrothem Felde im Wappen der Nation geführt wird. Die Regierung wird von vier obersten Staatsbeamten verwaltet, welche unter feierlichen Ceremonien jedes Jahr ihrem Gebieter unbedingten Gehorsam schwören. Die Knechtschaft des Volkes ist kriechend, und die Hand der Regierung niederdrückend; Erpressungen sind grausam, und ihre Strafen blutdürstig. Ein Beispiel letzterer Art erzählt die Frau Gützlaff in einem ihrer Briefe, das nicht ohne Schauder gelesen werden kann.

„Vor etwa vier Monaten starb eine der Prinzessinnen am königlichen Hofe. In einer benachbarten Provinz lebte eine junge Tochter, welche von Zeit zu Zeit, oft Tage lang, in einen magnetischen Schlaf fiel, und in diesem Träumen sich für die verstorbene Prinzessinn ausgab. Um ihre Behauptung zu beweisen, erbot sie sich, jede einzelne Geräthschaft zu nennen, welche die Prinzessinn während ihrer Lebzeiten im Besitz gehabt

habe; das Herzählen dieser kleinen Geräthschaften soll wirklich vollkommen richtig gewesen seyn, obgleich die Bauerntochter die Prinzessinn nie gesehen hatte, auch bei ihrer ganz armen Lebensweise mit solchen Dingen völlig unbekannt war. Der Statthalter der Provinz hielt diesen Vorfall für so außerordentlich, daß er das arme Geschöpf dem Könige von Siam zusandte. Einer der Prinzen ward beauftragt, die Sache zu untersuchen. Die Tochter beharrte bei der Behauptung, sie sey die Prinzessinn, seine Schwester, und zählte noch einmal, bis zur kleinsten Umständlichkeit, Alles auf, was der Verstorbenen im Leben eigenthümlich war. Eine höhere Macht, fügte sie hinzu, habe ihr Wesen umgewandelt; sie sey vorher schwarz gewesen, seit ihrer Entzückung aber sey sie schön geworden. Der König gerieth hierüber in äußersten Unwillen, und befahl, daß ihr dreißig Peitschenhiebe gegeben, und das Folter-Instrument an ihren Kopf und ihre Füße und Hände angelegt werden solle. Dieses Instrument besteht aus zwei engen, ausgerundeten Holzstücken, welche so gewaltig um den Hals geschnürt werden, daß die Augen herausgetrieben, und das Blut aus den Ohren herausgespritzt wird. Aehnliche Stücke werden um die Finger so stark gepreßt, bis das Blut unter den Nägeln hervordringt. Diese grausame Strafe wurde vor Hunderten der Zuschauer an dem armen Mädchen vollzogen, ohne daß nur der leiseste Seufzer von ihr gehört wurde. Zwei Tage später wurde sie abermals in Untersuchung genommen, und da sie auf ihrer frühern Behauptung beharrte, so wurde sie zu fünfzig Geißelhieben und der gleichen Folter verurtheilt. Diese Qual ertrug sie mit einem so unbeweglichen Muthe, daß das Volk anfing, sie für ein übermenschliches Wesen zu halten. Am Ende ihrer Qual sagte sie ganz freundlich: ich habe es euch gesagt, und sage es euch noch einmal, daß ich die Prinzessinn bin. Um dieses unglückliche Geschöpf noch elender zu

machen,

machen, erklärte einer der Priester dem Könige: ihre heiligen Bücher enthalten eine Weissagung in sich, nach welcher die Regierung von Siam auf ein anderes Volk übergehen werde, wenn einmal eine solche Person aufstehe. Dieß brachte nun den König zur Verzweiflung. Ein Staatsrath wird zusammen gerufen, um neue Strafen auszusinnen. Dieser trug auf Enthauptung der Tochter und auf gänzliche Vernichtung ihrer Familie an. Statt dessen wurde sie zu neunzig Geißelhieben verurtheilt, welche sie mit kaltem Heldenmuthe ertrug. Nun wurde beschlossen, daß sie auf eine Bambusflöße gesetzt und in das offene Meer hinaus getrieben werden sollte. Indeß verwendete sich der oben genannte Priester für die Unglückliche, indem er sagte: man könne nicht wissen, ob das wirklich die Person sey, von welcher die heiligen Bücher weissagen; dieß besänftigte den Zorn des Königes, und das arme Mädchen wurde verurtheilt, ihr ganzes Leben hindurch in der königlichen Küche Reis zu mahlen."

Der Gebrauch einer Buchstabenschrift ist schon längst in Siam gewöhnlich, und die Kenntniß des Lesens und Schreibens ist allgemein unter dem Volke verbreitet, was für die Missionsarbeit unter demselben ein höchst wichtiger Umstand ist. Allein ihre alten Schriften enthalten durchaus keine Schätze brauchbarer Kenntnisse; überall nichts, das geeignet wäre, die Fähigkeiten des Geistes zu erwecken und zu erweitern, oder das Herz zu bessern. Der Inhalt dieser Bücher hat es entweder blos mit Auslegungen des Budhismus, der Volksreligion Siams und der benachbarten Länder, oder mit lächerlichen Erzählungen der menschlichen Schwäche und der Schlechtigkeit des Herzens zu thun. Der zerstörende Einfluß ihrer götzendienstlichen Religionsweise, verbunden mit der Tyrannei der Regierung, vollendet die geistige und sittliche Herabwürdigung des Volkes. Zahllos ist die Menge ihrer Talapoinen (Priester); nach

Crawfords Angabe beläuft sich ihre Zahl in der Hauptstadt auf 5000, und im Lande umher auf 50,000 Köpfe, so daß immer auf etwa vierzehn Menschen ein habsüchtiger und unwissender Götzenpriester zu stehen kommt. Der Einfluß einer so großen Anzahl bettelnder Müssiggänger muß in hohem Grade zerstörend auf den Gewerbfleiß des Volkes zurückwirken; ihre Unterhaltung ist eine unerträgliche Last, während ihre Unwissenheit die Geisteskräfte der Nation jemehr und mehr erschlafft und gefangen hält.

Die Sittlichkeit des siamesischen Volkes steht auf einem eben so tiefen Grade, wie die Geistesbildung desselben. Das Laster der Wollust zeigt sich hier in seinen gehässigsten Gestalten; Spielen und fortgesetzte Beneblung der Geisteskräfte durch den Gebrauch des Opiums vermehren das Elend des Volkes, während Falschheit und Betrug auf jedem Schritte des allgemeinen Menschenverkehrs ihre Rolle spielen. „Es schmerzt mich, schreibt Missionar Gützlaff, bis jetzt keinen einzigen ehrlichen Mann in Siam angetroffen zu haben; schmutzige Unterdrückung und Priesterbetrug auf der einen, sittliche Verworfenheit mit allen Befleckungen des Müssigganges und der Geistesträgheit auf der andern Seite sind die traurigen Gestalten, welche uns auf jedem Schritte begegnen." Dieß sind einige der hervorstechendsten Züge in dem Charakter und den Lebensverhältnissen des siamesischen Volkes, das nach den Bewohnern China's unstreitig als das merkwürdigste Volk auf der Halbinsel Hinter-Indiens betrachtet werden kann. Diese Züge sind mit geringen Abwechslungen auch auf die Bewohner der Nachbarländer anwendbar; und während sie dem christlichen Menschenfreunde reichen Stoff zu den ernsthaftesten Betrachtungen darbieten, legen sie ihm zugleich die Ueberzeugung nahe, daß es wenige Völker auf der Erde gibt, welche der inbrünstigen Fürbitte so wie der thätigen Theilnahme erleuch-

teter Christen in den Abendländern würdiger sind, als dieß bei den Völkern Hinter-Indiens der Fall ist.

Schon im Jahr 1823 wurde eben darum die menschenfreundliche Aufmerksamkeit der Londner Missions-Gesellschaft auf die Bewohner des Reiches Siam hingelenkt, und sie beschloß, im Vertrauen auf den göttlichen Beistand, sobald es nur immer die Umstände gestatten mochten, eine Uebersetzung der heiligen Schriften zu versuchen. Schon früher (im Okt. 1819) hatten sich auf Singapore, einer Insel nahe bei der südlichsten Spitze der malayischen Halbinsel, einige christliche Lehrer niedergelassen, um sich die nöthige Bekanntschaft mit den Sprachen der hinterindischen Völker zu erwerben, die erforderlichen Wörterbücher und Sprachlehren für dieselben auszufertigen, und vermittelst der auf dieser Insel aufgerichteten Druckerpresse das stille Pflanzungsgeschäft der christlichen Erkenntniß in diesen entfernten Ländergebieten vorzubereiten. Bereits hatte einer dieser Missionarien auf Singapore, Herr Milton, ein siamesisches Wörterbuch angelegt, welches 13,000 Wörter dieser Volkssprache, alphabetisch geordnet, in sich faßte, auch hatte er mit der Uebersetzung einzelner Theile der heiligen Schrift in dieselbe einen kleinen Versuch gemacht.

Unter diesen Vorbereitungsanfängen des Werkes Christi in Siam führte die Hand der Vorsehung nicht blos die Mittel, sondern auch die Werkzeuge herbei, durch welche die ersten Versuche zur Anpflanzung der Kirche Christi auf der großen Halbinsel Hinterindiens begonnen, und selbst den bisher so gewaltsam verschlossenen Pforten des großen chinesischen Reiches nahe gebracht werden sollten. Missionar Walter Medhurst ließ sich zu Batavia auf der Insel Java nieder, und fing an, durch Anlegung von Schulen und besonders durch den Druck von kleinen Schriften in der chinesischen Sprache die vordern chinesischen Ländergebiete

den Boten Christi zugänglich zu machen. Ihm folgte nicht lange hernach Missionar Jakob Tomlin auf demselben Arbeitsfelde als Mitgehülfe nach, welcher sich auf verschiedenen Punkten der malayischen Halbinsel niederließ, um unter Gottes Beistand die Wege nach Siam und China zugänglicher zu machen.

Am ausgezeichnetsten sind indeß die segensreichen Erfolge, womit der HErr die Arbeiten des Missionars Gützlaff auf diesem völkerreichen Acker der Welt gekrönet hat; und obgleich auch sie immer nur erst als anbahnend und Weg bereitend betrachtet werden können, so scheint doch in den interessanten Tagebüchern dieses Knechtes Christi der klare Beweis zu liegen, daß ihn die Gnade Gottes, vorzugsweise vor Andern, mit den besondern Gaben ausgerüstet und durch sie zu dem großen Werke auserkohren hat, die ersten Grundsteine zur Pflanzung einer unvergänglichen Gemeine Jesu in diesen fernen Morgenländern legen zu dürfen.

Missionar Karl Gützlaff wurde den 8. Juli 1803 in der Stadt Pyritz im preußischen Pommern von armen aber gottesfürchtigen Eltern geboren. Er besuchte mit dem siebenten Jahre seines Alters die Bürgerschule seines Geburtsortes, und lernte später zu Stettin das Gürtlerhandwerk, da die Armuth seiner Eltern dem heißen Wunsche seines Herzens, sich zum Dienste am Evangelio durch wissenschaftliche Studien vorzubereiten, unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen schien. Indeß ließ ihm diese glühende Sehnsucht seiner Seele bei diesem Berufe keine Ruhe; und als nach einigen Jahren der König nach Stettin kam, so wagte es der schüchterne Jüngling, dem allgemein verehrten Landesvater in einem Gedichte die frommen Empfindungen seiner Seele auszusprechen. Auf Veranstaltung des Königs wurde nun der achtzehnjährige Jüngling im Sommer 1821 der damals unter der Leitung des ehrwürdigen Pastors Jänicke zu Berlin im Stillen blühenden Missionsschule zu seiner Vorbereitung auf den Dienst

des Evangeliums unter den Heiden zugesendet. Hier verweilte derselbe nicht lange, indem er schon an Ostern 1823 mit zwei andern seiner brüderlichen Mitschüler von Berlin nach Rotterdam gesendet wurde, um als Arbeiter in die Dienste der holländischen Missionsgesellschaft einzutreten.

Die gnadenreiche Fügung Gottes leitete es also, daß Gützlaff wider seinen Willen und den wachsenden Drang seines Herzens drei volle Jahre bis zum August 1826 in Holland verweilen mußte, um sich für seinen wichtigen Beruf noch einen größern Vorrath nützlicher Vorbereitungs-Kenntnisse einzusammeln. Seine Bestimmung war, daß er unter die wilden Battaken auf der nordwestlichen Küste von Sumatra gehen sollte, um denselben das Heil Christi zu verkündigen. Am 6. Januar 1827 stieg er nach einer glücklichen Seefahrt bei Batavia auf der Insel Java mit Gefühlen der innigsten Freude, den ersehnten Missionsboden endlich erreicht zu haben, ans Land. „Ich fand Anfangs dort keine freundliche Aufnahme, schreibt Gützlaff, und war darüber auch nicht sehr verwundert; je kälter man mich indeß an so mancher andern Stelle begrüßt hatte, desto liebreicher bot mir der hier arbeitende Missionar Medhurst die Hand, und mit meinem ersten Eintritt in sein Haus fingen meine Missionsarbeiten an.“ Bald führte dieser wackere Missionar den feurigen Jüngling unter den dortigen Chinesen ein, für welche nach kurzer Bekanntschaft sein Herz gewonnen wurde, da er sie freundlich und munter ihm entgegenkommen sah. Alsobald machte er sich nun an das schwere Werk, die chinesische Sprache zu erlernen, wobei ihm Missionar Medhurst willkommene Dienste leistete. Obgleich mit ausgezeichneten Fähigkeiten für Sprachenerlernung von Gott ausgerüstet, klagte doch Anfangs in einem seiner Briefe der rastlosthätige Jüngling: „Von den Schwierigkeiten der chinesischen Sprache kann sich nur der einen Begriff machen, welcher einen Anfang mit der Erlernung dersel-

ben versucht hat. Wenn Gott mir nicht auf außerordentliche Weise hilft, so werde ich das Loos der meisten Missionarien haben, welche das Wort des Lebens in dieser schweren Sprache zwar schriftlich aber nicht mündlich mittheilen können."

Da indeß ein verwüstender Krieg den Aufenthalt auf der Insel Sumatra für den Ausländer völlig unsicher machte, so hielt ihn die Hülfs-Missionsgesellschaft zu Batavia von einer Niederlassung auf derselben zurück; und der eifrige Gützlaff mußte sich's gefallen lassen, den raschen Strom seines Verlangens noch länger mit Gewalt zurückzuhalten. Indeß zog er, da sich ihm willkommene Gelegenheit hiezu anbot, nach der nahe bei Singapore unter dem Aequator liegenden Insel Bintang, wo er sich mit angestrengtem Fleiß die Kenntniß von zwei chinesischen Mundarten erwarb, welche in diesem indischen Inselmeere allgemein gesprochen werden. Von hier aus fand er jetzt die willkommene Gelegenheit, mit dem englischen Missionar Tomlin Bekanntschaft zu machen, welcher bereits seit mehreren Jahren zu Malacca, auf der westlichen Küste der malayischen Halbinsel, sich als Diener Christi niedergelassen hatte, und mit unermüdetem Eifer und großer Geduld das Wort des Lebens auf den zahlreichen Inseln des Archipelagus umher auszubreiten versuchte. „Meine Verbindung mit dem frommen Missionar Tomlin, schreibt Gützlaff, brachte mich an das Ziel meiner Wünsche: die nördlichen Länder unseres großen Wirkungskreises, Siam, Cochin-China und China selbst mit dem Worte Gottes zu besuchen." Von diesem Augenblicke an war die Richtung seines Lebens entschieden, und die Bahn entdeckt, auf welcher ihn der unsichtbare Führer seines Ihm geweihten Lebens zu einem ausgezeichneten Segen für die Welt zu setzen beschlossen hatte. — Nach gehöriger Vorbereitung entschloß sich nun Gützlaff, mit seinem bereits geübtern und erfahrungsreichern Mitbruder Tomlin, im Sommer 1828 eine Missionsreise nach Siam zu ma-

chen, und sich mit demselben in der Hauptstadt Bankok für einige Zeit niederzulassen, um nicht nur eine vollständige Bekanntschaft mit der siamesischen Sprache zu gewinnen und im fertigen Sprechen der chinesischen Sprache sich zu vervollkommnen, sondern auch der dargebotenen Gelegenheit sorgfältig zu gewahren, um in dieser menschenreichen Hauptstadt der Predigt von dem gekreuzigten Christus die Wege des Heiles aufzuschließen.

Wir besitzen über die Reise und den Aufenthalt dieser beiden Knechte Christi zwei Tagebücher, von welchen das eine von Missionar J. Tomlin über seinen neunmonatlichen Aufenthalt in Siam vom August 1828 bis Mai 1829 geschrieben ist, um welche Zeit Tomlin Bankok verließ, um seinem Freunde Gützlaff dieses Arbeitsfeld allein zu überlassen. Das andere Tagebuch ist von Missionar Gützlaff geschrieben, und gibt am Schlusse seines beinahe dreijährigen Aufenthaltes im Reiche Siam im Mai 1831 eine ungemein lehrreiche Uebersicht der Beobachtungen und Erfahrungen, welche er während dieser Zeit unter einem Volke zu machen Gelegenheit gefunden hatte, das ihm durch Sprache, Hülfleistungen und freundliche Verhältnisse aller Art von allen Seiten zugänglich geworden war. Mit dem 3. Juni 1831 schickte sich Missionar Gützlaff an, seine erste Reise nach den Seeprovinzen China's im Namen seines Gottes anzutreten.

Wir folgen mit unsern Auszügen diesem Faden der Geschichte, indem wir zuerst das wichtigste, das sich in Tomlins Tagebuch über seinen Aufenthalt zu Bankok findet, unsern Lesern mittheilen, und sodann aus Gützlaff's reichhaltigen Tagebüchern die übersichtliche Darstellung seiner Beobachtungen folgen lassen.

Zweiter Abschnitt.

Aus Tomlin's Tagebüchern vom August bis Oktober 1828.

Seereise von Singapore nach Bankok. Ankunft und erste Niederlassung daselbst. Ihre Einführung bei der Regierungsbehörde. Große Hindernisse ihrer ersten Arbeitsversuche. Allmählige Aufheiterung ihrer Aussicht.

Am 4. August 1828 verließ ich mit meinem theuern Mitarbeiter Gützlaff mein bisheriges Arbeitsfeld auf Singapore, um im Dienste unseres guten HErrn auf einem chinesischen Handelsschiffe (Junke) die Reise nach Siam anzutreten. Mein Begleiter Gützlaff schlief unten im Schiffe; allein ich hatte nicht Lust, eine so heiße Lagerstätte zu erwählen. Der Steuermann trat mir sein Plätzchen in der Kajüte auf dem Verdecke ab, das luftig und angenehm war; aber die Mitbesitzer meines engen Raumes, die Götzenbilder, die zur linken Seite standen, waren mir eben keine willkommene Reisegesellschaft. Mitten in der Nacht wurde ich von einigen chinesischen Seeleuten vom Schlafe aufgeweckt, welche dicht neben meiner Thüre über uns und unsere Religion ein warmes Gespräch begonnen hatten. Einige derselben wußten etwas von dem Erlöser und den Lehren des Evangeliums, und erklärten ihren Kameraden, so gut sie konnten, die Sache, welche ihre Neugierde rege gemacht hatte.

Den 5. August. Diesen Morgen wurde ich frühe durch einen Schiffsjungen gestört, der in meine Kajüte hereindrang, um vor dem Schranke, der die Götzenbilder in sich faßte, seine Andacht zu verrichten. Er warf sich neunmal vor demselben auf sein Angesicht nieder, wobei er jedesmal mit einer Schelle großen Lärm machte. Dieser Jüngling scheint nicht blos der Hohepriester auf diesem Schiffe zu seyn, sondern er verrichtet auch zugleich die Dienste eines Barbiers und eines

Kajütenjungen. Nach dem Frühstück kam ich mit meinem Begleiter und unsern wenigen Leuten zur Morgenandacht zusammen; die beiden chinesischen Christen, welche bei uns waren, schämten sich anfangs, bei der Verehrung des Gottes vom Himmel, den verwundernden Blicken ihrer Landsleute ausgesetzt zu seyn. Der Wind blies den ganzen Tag frisch, und unser Schiff segelte rasch vorwärts. Von Subordination sieht man hier wenig, indeß herrscht doch Eintracht unter den Matrosen. Der Kapitain hat wenig zu thun und lebt mit seinen Untergebenen auf sehr vertraulichem Fuße. Sein Essen nimmt er gewöhnlich bei uns ein.

Den 7. Der Kapitain wohnte unserer Abendandacht bei, welche wir in chinesischer Sprache zu halten pflegen; auch lauschten Andere mit verstohlenen Blicken in unsere Kajüte herein. Die Verehrung des wahren Gottes ist von ihrem Götzendienste so ganz verschieden, daß sie erstere nur gar nicht begreifen können, und sich wie Kinder um uns her geberden. Wenn wir beim Essen die Hände dankend zu Gott erheben, so werden wir oft von dem Kapitain durch ein lautes Gelächter unterbrochen.

Den 10. Letzte Nacht und diesen Morgen störte uns der Lärm der Götzendiener am Schlafe; die geschäftige Glocke wollte gar nicht aufhören, um ihre träumenden Götter vom Schlafe aufzuwecken, weßhalb sie geklingelt wird. Auch waren zwei Andere stets damit beschäftigt, Papierstücke vor ihnen zu verbrennen, um sie durch den vermeintlichen Wohlgeruch munter zu machen; aber alles war vergeblich. Seit zwei Tagen fehlt es an gutem Wind, daher ihre Geschäftigkeit, die Götter aufzuwecken, nach denen sie vorher, bei gutem Winde, nicht viel gefragt hatten.

Den 11. Das Meer schwellt sich gegen uns an, und läßt unser Schiff des Tages kaum acht Stunden weiter kommen. Das Thermometer zeigt 90° Fahrenheit. Wir sind nun acht Tage auf dem Wege, und

darum wurde heute der Schutzgöttin des Schiffes Ma dscha po ein großes Opfer gebracht. Unter vielen Kniebeugungen legte der Kajütenjunge, welcher wirklich Priesterdienste auf dem Schiffe verrichtet, etwas Thee mit einigen Leckereien vor ihrem Schranke nieder; darauf wurde ein kleines Becken mit Reis, Rosinen und Candis herbeigebracht, die Götter auf's Verdeck gegen den Wind gestellt, Alles warf sich vor ihnen nieder, und die Glocke wurde nie in der Ruhe gelassen. Allein die unfreundliche Königin des Himmels hatte keine Eßlust, und die Opfergaben wurden jetzt von der Schiffsmannschaft verzehrt. Ach, wie albern und stumpf ist doch der Sinn der Götzendiener! Wir sprachen oft mit ihnen, und versuchten diesen Morgen, den Tä kong (Steuermann) von diesen Thorheiten abzubringen, aber unsere Reden tönten wie alberne Fabeln in seinen Ohren. Einer der Matrosen, um ihre Thorheit zu entschuldigen, behauptete witzig, daß sie den Sin tyin (Gott des Himmels) verehren. Nachher hielten wir vor den Götzenbildern unsere Andacht, sangen den 104. Psalm, und flehten zum HErrn, daß Er sich dieses armen Volkes erbarmen und ihren Verstand erleuchten möge, damit sie Ihn erkennen und fürchten lernen. Es ist in hohem Grade schmerzlich, diese unwissenden Geschöpfe vor häßlichen Gestalten oft zwanzigmal nach einander ihr Haupt bis zur Erde beugen zu sehen. Ach HErr, wann wirst du dich aufmachen, und die Werke des Teufels zerstören!

Den 16. August. Noch immer läßt sich kein Land wahrnehmen. Vergangene Nacht blies der Wind heftig, und um Mitternacht hob mich der gewaltige Wellenstrom von meinem Lager. Ich griff nach meiner Bibel und las den 107. Psalm. Manche Bibelstelle wird uns anschaulicher und wichtiger durch die Umstände, in welchen wir uns befinden; und dieses Psalmlied liest sich am erbaulichsten in einem Meeressturme, wenn das Schifflein von den wilden Wogen wie eine

leichte Feder hin und her geworfen wird. Während des Lesens blies der Wind die heilige Lampe vor dem Götzenschranke aus, und ließ mich und die Götter in Finsterniß. Meinem Herzen war es wohl in dieser fürchterlichen Mitternachtsstunde, denn ich höre gerne das Geheul des Sturmes in der feierlichen Stille der finstern Nacht, und Herz und Auge wird erquickt, wenn da und dort ein funkelndes Sternenlicht aus den sich jagenden Wolken hervorblickt, oder ein leuchtender Blitz die schwarze Finsterniß durchschneidet. Dann erst fühlt das Herz tiefer und inniger als sonst die Majestät und Größe seines Gottes, der das Scepter der Welt in seiner Hand hält, und doch voll Gnade und Barmherzigkeit herabblickt auf den armen Wurm im Staube, der sich beugt vor seinem Angesicht. In solchen Stunden wird auch das stolzeste Herz gebeugt, und der Spötter wie der blinde Götzendiener fühlt die Macht Jehova's, und ruft zu Ihm um Erbarmen und Hülfe. All ihr Prahlen hat für einige Stunden ein Ende, und als schnöde Feiglinge stehen sie da, während der Diener des Allerhöchsten gebeugt, und doch voll Glaubenszuversicht sein Auge emporheben und sagen darf: Warum sollte ich mich fürchten? Mein Vater führt das Steuerruder, mein Erlöser ist mir nahe. Er fährt auf den Fittigen des Windes und leitet den Sturm mit seiner Hand, und wenn Er spricht: „sey stille,“ so verstummt der Wind, und die Wellen legen sich.

Diesen Mittag sieht sich alles Volk auf dem Schiffe sehnsüchtig nach dem Lande um, und einige wollen einen matten Schimmer in der Ferne gesehen haben. Noch sind wir bei zwanzig Stunden ferne von dem Ufer; doch scheinen ein paar hohe Berggipfel über dem Horizonte sich bisweilen blicken zu lassen.

Nach wenigen Stunden trat das ferne Land deutlicher in's Auge, und ein fürchterlicher Freudenlärm und wildes Glockengetöne bestürmte unsere Ohren; Alles wirft sich auf den Boden nieder und betet die Winde

und die Wellen an, und große Büscheln vergoldeten Papiers werden prasselnd ins Meer geworfen. Auf diese Weise drücken diese Leute ihr Dankgefühl gegen den HErrn für alle seine Güte aus. Vergeblich wird zu ihnen geredet, denn unsere Worte verhallen gleich dem Winde in ihren Ohren, und wer mag die Schändlichkeiten nennen, zu welchen sie diese Freude hinreißt. Wie gut verstehen wir David, wenn er ausruft: „Wehe mir, daß ich wohnen muß in Mesech und weilen in den Hütten Kedars!"

Den 17. August. Ein kalter Wind bläst uns vom Lande entgegen, der uns frieren macht. Was würden unsere Freunde im Abendlande von uns denken, wenn wir bei einem Thermometerstande von 84° Fahrenheit (23° Reaumür) uns kaum des Zitterns zu erwehren vermögen. Am Abend hatten wir eine erquickliche Unterhaltung mit einander über unsere künftigen Aussichten beim Eintritt in ein neues Arbeitsfeld. Wir kommen in ein Land der Fremdlingschaft, auf das wohl nie zuvor ein protestantischer Missionar seinen Fuß gesetzt hat, und wissen nicht, welche Prüfungen unser warten. Hienge unser Schicksal von menschlicher Klugheit ab, so hätten wir Ursache, uns bangen Sorgen hinzugeben; aber da wir wissen, daß der HErr mit uns ist, und uns leiten will auf allen unsern Wegen, so können wir uns getrost Seinen Händen anvertrauen, und jeden ängstlichen Gedanken den Winden und den Wellen hingeben. Bis hieher hat uns der HErr oft auf wunderbare Weise geholfen, und Seine Huld und Gnade ist uns auf jedem Schritte nachgefolgt; auch hält Er unsern Glauben fest und unerschüttert, so daß wir muthvoll vorwärts ziehen, und kein Unglück fürchten.

Den 18. August. Ein heiterer Morgen ist über uns aufgegangen, die See ist stille und wir schreiten gut vorwärts; Alles ist voll Freudengetümmel und hofft, innerhalb vier und zwanzig Stunden in den Menamfluß einzulaufen. Auch unsere Herzen sind der Freude

und der Hoffnung voll; möge der HErr uns einen offenen Zugang zu diesem Volke schenken, so daß wir als Boten der Freude unter die Haufen hineintreten, und ihnen die Botschaft des Heiles verkündigen können.

Mitternacht. So rückt uns denn mit jeder Stunde dieses lang ersehnte Land näher; möge es ein Land der Verheissung für uns seyn! Bei Sonnenuntergang traten uns seine Ufer malerisch ins Gesicht; eine Kette kleiner Felseninselchen, die, gleich den zugespitzten Minarets, ein wunderseltsames Schauspiel vor unsere Augen stellen. Aber noch lieblicher war die Scene, deren Zeugen wir bei unserer Abendandacht seyn durften. Der chinesische Kapitain mit mehreren seiner Matrosen hörten den 106. Psalm aufmerksam vorlesen, und nach dem Absingen einiger kräftiger Liederverse stand unser Freund Gützlaff plötzlich auf, und mit einem Nachdruck, der ihm eigen ist, hieß er jeden Anwesenden niederknieen und dem Gott des Himmels danken für seine große Güte. Mit unwiderstehlichem Drange warfen sich jetzt Alle nieder, und ein mächtiger Strom von Lob- und Dankgefühlen gegen den Allerhöchsten, der uns bewahret hat, ergoß sich aus seiner vollen Seele. Alle Anwesenden, die Götzendiener wie die Christen, waren tief bewegt, denn sie fühlten die Gegenwart des unsichtbaren Gottes, und erkannten Seine Macht und Seine Güte.

Den 20. August. Mit einem sanften Winde sind wir gestern Abend bei Sonnenuntergang in eine Mündung des Menam eingelaufen, wo das Schiff die Nacht über Anker warf. Der Strom ist an dieser Stelle über eine Stunde breit. Am Morgen zogen wir langsam einige Stunden stromaufwärts, bis wir in der Nähe eines großen Dorfes am rechten Ufer anlegten. Auf beiden Seiten ist der Strom mit einem Walle befestigt, der durch das frische Grün seines Bodens das Auge erquickt. Auf und abziehende Boote verkündigen neues Leben, und nicht ohne Vergnügen sieht man die siame-

sischen Frauen mit großer Geschicklichkeit auf ihren leichten Nachen hin und her rudern; kleine Viehheerden weiden auf dem Grasboden am Ufer, und eine Menge von Krähen fliegen in der Luft umher, und tragen nicht wenig dazu bei, die wehmüthige Erinnerung an das geliebte Vaterland in unserem Herzen aufzuregen.

Beim Landen kam ein Polizeibeamter mit seinen Leuten auf unser Schiff, der uns freundlich begrüßte, nachdem uns der Schiffshauptmann ihm als Aerzte vorgestellt hatte. Unsere Heilkunst wurde jetzt alsobald auf die Probe gestellt, indem ein alter Mann mit einem wunden Beine uns um Hülfe ansprach. Unsere Arzneikiste erregte große Neugierde, und jeder wollte etwas aus derselben haben. Die Leute waren wohlgewachsen, lebhaft und gut gelaunt, sie suchten das ganze Schiff aus, um Opium zu bekommen, auch trugen sie kein Bedenken, was ihnen im Vorübergehen wohlgefiel, mit sich zu nehmen. Kleine Räubereien dieser Art scheinen hier gestattet zu seyn, und darum wagte es keiner, denselben sich zu widersetzen. Wir wurden mit unseren Pässen bis zum folgenden Morgen zurückgehalten. Da über unsere Personen einige Bedenklichkeiten obwalteten, so wünschte der Gouverneur einen von uns zu sehen. Gützlaff machte ihm daher diesen Morgen einen Besuch, und wurde achtungsvoll von demselben empfangen. Herrlicher Thee und Früchte wurden aufgestellt; und während er eingeladen wurde, neben dem großen Manne seinen Sitz zu nehmen, ließen sich alle Uebrigen, und selbst unser Schiffskapitain, stillschweigend auf den Boden nieder. Gützlaff kam mit dem Manne bald zurecht, und dieser schien mit unserem Beruf und unsern Absichten wohl zufrieden zu seyn. Die Wohnung des Gouverneurs ist sehr einfach, und das ganze Dorf so elend und schmutzig, daß Gützlaff kaum über die Straßen wegkommen konnte. Die Kinder laufen nackt umher, tragen aber häufig Gold- und Silbergeschmeide an sich. Jeder von unserem Schiffsvolke mußte für

seinen Eintritt in Siam drei Thaler Kopfgeld bezahlen, dafür wurde ihm ein versiegelter Faden um den Arm gewickelt, den jeder als Zeichen tragen muß, daß er sein Patent gelöst habe.

Den 21. August. Nur langsam ging es jetzt den Fluß hinauf, der schlangenförmig im breiten Thale sich umherzieht. Hohe Bäume und Gesträuche aller Art bedecken von beiden Seiten die Ufer; Pison- und Cocosbäume, Plantanen, der Brodfruchtbaum, Bambus, Akazien und die Baumwollenpflanze bedecken reichlich den Boden, und Schlängelpflanzen aller Art winden sich an denselben hinauf. Kleine Hütten werden nach allen Seiten hin unter dem Schatten der Bäume angetroffen, neben denen eine Reihe großer Wasserkrüge zu stehen pflegt. Der Strom ist hier eine halbe Viertelstunde breit und vier Klafter tief, und große und kleine Boote schwimmen überall auf ihm herum. Je näher wir der Stadt kommen, desto mehr nimmt der Anbau des Bodens zu, und eine Menge von Tempeln, Portalen und Pyramiden, deren goldene Spitzen weithin glänzen, geben der Gegend umher eine klassische Gestalt.

Den 23. August. Auf eine Stunde Entfernung fiel uns diesen Nachmittag die Hauptstadt Bankok auf einmal ins Gesicht, und die bunte Mischung der mannigfaltigsten Gestalten bietet einen malerischen Anblick dar. Die Ufer des Flusses sind größtentheils von Chinesen bewohnt, hinter welchen sich die armen Hütten der Eingebornen auf eine große Weite hin ausdehnen. Bald entrückte das schwarze Dunkel der Nacht ihren Anblick unsern Augen — das wahre Sinnbild der sittlichen Finsterniß, welche sich über dieses arme Volk gelagert hat. Dennoch konnten wir uns nicht erwehren, mit Dank und Freuden unsere Herzen und Hände zu Gott zu erheben, dessen mächtige Hand uns sicher an diese lang ersehnte Stätte geführt hat. Ein angesehener Chinese bot uns des andern Tages zwei Kammern

in seinem Hause an, in denen wir uns niederließen. Ich machte einem Herrn Hunter einen Besuch, welcher hier wohnt, und der mit mir zum Seehafenbeamten ging. Letzterer ist der Vorsteher der Christen, welche in dem sogenannten christlichen Quartier, einem elenden und schmutzigen Platze wohnen. Er spricht eine Art portugiesisch-englisch, und scheint ein gefälliger, ehrlicher und verständiger Mann zu seyn. Anfangs war er darüber verlegen, unter welchem Namen er mich bei dem Phra Klang (Minister der auswärtigen Angelegenheiten) einführen sollte; nach einigem Nachdenken hielt er es für das beste, mich als seinen Hauspriester bei ihm anzugeben. Wir gingen jetzt Alle zu dem Phra Klang, der in einer Ecke einer Zimmermannswerkstätte, nahe bei seinem Hause saß, und bei dem wir bereits Gützlaff antrafen. Der Phra Klang hatte nur ein Stück Tuch um seinen Unterleib. Er ist ein dickleibiger Mann von munterer Laune, der mit viel Lebhaftigkeit sich zu benehmen weiß; er machte viele, zum Theil lächerliche, Fragen an uns, und war nicht wenig befremdet, als ihm Gützlaff den Namen seines Vaterlandes (Deutschland) nannte, den er nie zuvor gehört zu haben sich erinnerte. Selbst die geographische Kenntniß des Seehafenkapitains, welcher für den Gelehrtesten unter den Christen zu Bankok gehalten wird, war bei diesem Namen zu Ende. Der Phra Klang staunte darüber, als er uns chinesisch reden hörte, und fragte: ob wir auch chinesische Bücher lesen können, und welcher von uns am besten mit denselben bekannt sey, ob wir Gottesdienst halten und Predigten machen, ob Herr Hunter uns predigen gehört habe? worauf er den Wunsch aussprach, uns selbst zu hören. Wir ersuchten ihn, so lange zu warten, bis wir die siamesische Sprache gelernt hätten. Ob wir beten können? fragte er weiter, warum wir nicht jetzt beten, da doch das Beten nach einer Reise sehr passend sey? Wir sagten ihm, es sey nicht unsere Gewohnheit, das Beten

zur

zur Schau auszustellen, und wir hatten bereits diesen Morgen in der stillen Kammer dem Gott des Himmels gedankt. Ob unsere Priester heirathen dürfen? war seine weitere Frage; als wir sie bejahten, hielt er dieß für sehr gut, war aber der Meinung, es sey doch sehr hart, sich nur auf Ein Weib beschränken zu müssen.

Einige der anwesenden Katholiken, welche hinter uns ehrfurchtsvoll mit unterschlagenen Beinen saßen, lispelten hervor: wir seyen schlechte Leute, und viel schlimmer als die Heiden; auch glauben wir weder an Gott, noch an Himmel und Hölle. Offenbar loderte ein feindseliges Feuer des Hasses gegen uns in der Brust dieser Christen, und sie sollen sehr bestürzt gewesen seyn, als sie erfuhren, daß wir hieher kommen werden; indeß schien der Phra Klang gar wenig auf sie zu achten. Nach einer halben Stunde entließ er uns freundlich; wohlzufrieden, wie es schien, mit unsern Absichten, sowie mit unserem Wunsche, uns hier niederzulassen. Der Götzenpriester ist hier eine große Menge. Mit Tagesanbruch steuern sie auf ihren Booten von einem Haus zum andern auf dem Flusse herum, um Reis zu betteln.

Den 25. August. Heute fingen wir unsere Arbeiten unter den Chinesen an, die uns allenthalben freundlich aufnahmen; in einer ihrer Wohnungen fanden wir die Evangelien und einige christliche Traktate, welche von Canton hieher gekommen seyn sollen. Nachmittags ging Gützlaff zu dem Tempel, wo Herr Medhurst früher drei Kisten mit Büchern zurückgelassen hatte, und hielt dort furchtlos eine Anrede an das Volk, die Alles billigten, was er ihnen sagte. Eine der Bücherkisten war von den Chinesen ausgeplündert worden. Schon zeigen sich viele Kranke vor unserer Thüre.

Abends gingen wir mit Herrn Hunter zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Phra Klang), um die Gestattung, bei unserem chinesischen Freunde

wohnen zu dürfen, bei ihm einzuholen. Er zauderte lange mit seiner Antwort, und drückte endlich den Wunsch aus, mich predigen zu hören. Auf meine Aeußerung, daß ich noch nicht die siamesische Sprache rede, fragte er, wer mir die Vollmacht gegeben habe, zu predigen, und welches unsere Glaubensartikel seyen? Als ich ihm die wichtigsten Lehren des Evangeliums als Grund unsers Glaubens nannte, wandte er sich an den Seehafenkapitain, und sagte: wenn diese Leute an denselben Gott und Heiland Jesus Christus glauben, wie die Katholiken, warum seyd ihr denn nicht Alle eins? Der Kapitain antwortete: die Protestanten nehmen Weiber! Hierauf fragte er mich: was der Grund der Cholera sey? (Eine Krankheit, welche wenige Jahre zuvor auf eine fürchterliche Weise in Siam gewüthet hat). Ich verwies ihn auf den heiligen und gerechten Willen Gottes, welcher die Macht hat, mit ganzen Völkern und einzelnen Menschen zu handeln, wie es Ihm wohlgefällt. — Wenn der Gott des Himmels, sagte er weiter, der Freund der Christen und nicht der Götzendiener ist, warum werden die Christen eben so gut, wie die Siamesen, von der Cholera heimgesucht? Warum werden nicht alle vertilgt, welche andere Götter verehren? Sie werden von Gott aufgespart, war die Antwort, bis sie sein Wort hören, das ihnen jetzt durch seine Knechte gesendet wird.

Obgleich es gegen die hergebrachte Sitte anstieß, so wagte ich es doch, unser erstes Verlangen noch einmal zu nennen, worauf Phra Klang äußerte: er baue gegenwärtig ein Haus, das wir haben sollten, wenn wir so lange warten wollen, bis es fertig sey. Wir dankten ihm für seine Freundlichkeit, wiederholten aber noch einmal unsere Bitte, worauf er antwortete: nun gut, der Mann hat euch von Singapore hergebracht, und es ist billig, daß er euch auch eine Wohnung finde. Mit diesen Worten zogen wir weiter. — Unsere Arbeiten in den ersten vierzehn Tagen boten uns erfreuliche

Hoffnungen dar; sie mehrten sich täglich, und das Verlangen nach Büchern wurde immer allgemeiner unter den Einwohnern. Allein dieser Anfang war zu gut, als daß er lange dauern konnte; denn der arge, böse Feind kann nicht müßiger Zuschauer bleiben, und in den Gebieten seiner Herrschaft das gute Werk so ungehindert einwurzeln lassen, ohne einen Versuch zu machen, dasselbige zu stören. Es wurde demnach Lärm geblasen, und boshaftige Verläumdungen allenthalben gegen uns ausgebreitet. Wir sollten, im Einverständnisse mit unserer Regierung, als Spionen derselben ins Land gekommen seyn, um die Chinesen für unsere Religion zu gewinnen, und dann sollten die Engländer kommen, und das Land mit Gewalt erobern. Gerüchte dieser Art kamen bald vor das Ohr des Königs, der eben keineswegs Löwenherz genannt werden kann. Augenblicklich gab er den Befehl, daß unsere Bücher in die Landessprache übersetzt werden sollten, damit man ihren Inhalt streng prüfen möge.

Es stand nicht lange an, so wurde öffentlich bekannt gemacht, daß der König nichts Schlechtes, sowie auch nichts Anstößiges gegen das Land und die Gesetze in denselben gefunden habe. Zwar sey in ihnen viel von unserm Gott, und nichts zu Gunsten ihrer Götter, die Rede; indeß begründe dieser Mangel keine Anklage gegen uns. Damit war nun freilich der Lärm nicht gestillt, und der Argwohn wußte neue Vorwände zu gewinnen. In diesem entscheidungsvollen Augenblicke trug sich gerade ein trauriger Vorfall in dem königlichen Palaste zu, den unsere Ankunft in der Stadt veranlaßt haben sollte. Einige ausschweifende Telepoinen (Priester), die in Haufen um den Palast herumschwärmen, hatten sich heimlich in den königlichen Harem unter seine Weiber hineingeschlichen; und da selbst ein Oheim des Königs und einer seiner Söhne im Komplotte war, so wurden vier hundert dieser Priester gefänglich ein-

gezogen und in Eisen gelegt. Auch wurde Befehl gegeben, daß unter schwerer Strafe Keiner unsere Bücher nehmen, und die bereits vertheilten an bestellte Regierungsbeamte ausgeliefert werden sollen. Wirklich wurden viele unserer Schriften den Einwohnern mit Gewalt genommen, und unsere Traktate zu den Fenstern hinausgeworfen. Herr Carlos, unser Hauswirth, mußte sich darüber verantworten, daß er uns in seine Wohnung aufgenommen habe, und ihm wurde befohlen, uns augenblicklich hinauszustoßen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, die Ungnade des Königs sich zuzuziehen. Auf Verlangen des Phra Klang sollte Herr Hunter uns unverweilt auf seinem Schiffe nach Singapore bringen lassen. Jetzt hielten wir es für hohe Zeit, die nöthigen Schritte zu thun. Da der Consul, Herr Carlos, unserthalben sehr verlegen war, und nicht wußte, was über ihn kommen würde, so entschlossen wir uns, seiner Noth ein Ende zu machen, indem wir ihm die Schlüssel seiner Wohnung zurückgaben, und uns für einige Tage im Hause des Herrn Hunter niederließen. Wir hatten bald bei dem Phra Klang eine Audienz, von dem wir zu wissen verlangten, warum man uns also behandle, und uns sogar mit der Verbannung drohe, ohne uns der geringsten Uebelthat überwiesen zu haben. Zugleich überreichten wir eine Bittschrift an den König in chinesischer und englischer Sprache, in welcher wir unseren guten Willen gegen den König und seine Unterthanen ausdrückten, den Zweck unsers Kommens auseinandersetzten, und den Wunsch ausdrückten, daß es uns vergönnt werden möge, unsern Widersachern von Angesicht zu Angesicht zu Rede stehen zu dürfen. Wir ersuchten den Phra Klang, diese Bittschrift dem Könige zu überreichen; allein dieser hielt es für zureichend, wenn er mit demselben mündlich über die Sache rede. Er selbst hatte nichts gegen uns, nur beschwerte er sich darüber, daß wir durch unsere Bücher ein zu großes Aufsehen unter den Chinesen erregen. Wir

erklärten ihm, daß wir selbst diese Aufregung von Herzen bedauern und mißbilligen, und daß sie sich bald legen werde, sobald nur einmal der Reiz der Neuheit vorüber sey. Wir beriefen uns auf die Zusicherung des Schutzes, die uns gegeben worden sey, und verlangten das gleiche Recht, hier zu wohnen, das den römischen Padres gelte, und äußerten, wenn wir von hier verbannt werden sollten, daß auch sie, aus dem gleichen Grunde, das gleiche Schicksal treffen müßte. Wir hatten nämlich Ursache genug, zu vermuthen, daß gerade diese Leute unsere schlimmsten Widersacher waren, und den ganzen Vorfall angezettelt hatten.

Der Phra Klang war eben nicht geneigt, in dieß Verlangen einzutreten, und wünschte eher, die Sache mit uns abzumachen. Er sah keinen Grund, weßhalb man uns nöthigen könne, das Land zu verlassen; nur ersuchte er uns, uns ein wenig ruhiger zu halten, und sparsamer unsere Bücher auszutheilen; indem er bemerkte, wir würden in dieser Hinsicht gut thun, den frommen Padres nachzuahmen, welche ruhig zu Haus bleiben, und keinen Aufruhr unter dem Volke machen. Wir schieden nun dem Anscheine nach auf sehr freundliche Weise von dem Minister, und kehrten auf Carlos dringendes Verlangen wieder in unsere kleine Hütte zurück. Schon am Morgen zuvor hatte er uns in einem höflichen Briefchen geschrieben: er habe die ganze Nacht schlaflos zugebracht, und sich bittere Vorwürfe über sein Benehmen gegen uns gemacht; er bitte uns daher um unsere alsbaldige Rückkehr, indem er entschlossen sey, jeder Mißhandlung seiner Widersacher Trotz zu bieten. So nahm die Sache ein Ende. Seither haben wir unsere Arbeiten zu Hause ruhig fortgesetzt, indem wir es der Klugheit angemessen erachten, eine Zeitlang nicht umherzugehen, und unsere Schriften auf den Straßen auszutheilen, was auch fruchtlos seyn würde; indem die Geier noch überall umherflattern, und jeden Brosamen vom Brode des Lebens auffangen, der öffent-

lich dem Volke gereicht wird. Da die Regenzeit bereits begonnen hat, und die Straßen fast ganz ungangbar geworden sind, so könnten wir ohnehin auswärts nicht viel thun. Indeß gibt es der Arbeit genug für uns, indem Hunderte hülfloser Kranken täglich vor unserer Hütte sich sammeln, und uns um Hülfe anflehen. Bruder Gützlaff ist oft von Morgen bis in die Nacht mit ihnen beschäftigt, und der HErr hat seine Arbeit reichlich gesegnet. Schon sind viele wichtige Heilungen durch ihn verrichtet worden. Die armen Leute sind meist sehr dankbar, und drücken ihr Dankgefühl durch kleine Geschenke an Früchten und Zuckerwaaren aus; auch nehmen sie gerne unsere Bücher mit, die sie sorgfältig in ein Tuch wickeln, um sie vor den Feinden zu verbergen. Andere kommen blos in der Absicht, um uns um Bücher zu bitten; auf diese Weise finden unsere Schriften einen stillen Weg unter das Volk, und die Erkenntniß verbreitet sich gleich dem Sauerteige unter demselben; auch kann ja der HErr sein gnadenvolles Werk auch auf diese Weise unter ihnen ausführen, und die Bosheit seiner Feinde zu Schanden machen.

Dritter Abschnitt.

Arbeiten der beiden Missionarien Tomlin und Gützlaff zu Bankok. (Vom 1. Nov. 1828 bis zum März 1829). Begierde der Chinesen nach christlichen Schriften. Erfreuliche Wirkungen derselben bei Einzelnen. Versuchungen. Gehülfen der Missionarien. Siamesische Uebersetzung der Evangelien. Ausflüge aufs Land. Ein birmanisches Dorf. Eine birmanische Pagode. Gartenbau der Chinesen. Eine Hausuntersuchung. Der König von Laos und seine Familie. Schreckliches Schicksal derselben.

Schon früher (Magazin 1830. S. 187 ff.) haben wir Gelegenheit gefunden, aus dem Tagebuche des Miss. Tomlin die merkwürdigen Auftritte zu erzählen, welche

im Laufe des Monats Oktober die Arbeiten dieser beiden ehrwürdigen Knechte Christi in dieser Hauptstadt Siams unter Vornehmen und Geringen, Gesunden und Kranken veranlaßten. Wir fahren nun fort, in kürzern Auszügen die merkwürdige Geschichte ihres Aufenthalts daselbst unsern Lesern mitzutheilen.

November 1. 1828. Als wir heute den Vorrath unserer Bücher übersahen, waren wir nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß uns nur noch zwei Kisten voll derselben übrig geblieben waren. Um so schmerzlicher war uns die Nachricht, daß von unserem Büchervorrath, welchen wir im Tempel unter der Aufsicht eines chinesischen Priesters zurückgelassen hatten, auch nicht Ein Blatt mehr übrig war, indem die Chinesen sich ohne unser Zuthun in diesen Vorrath getheilt hatten. Vielleicht hat sich die Sache eben so gut gemacht, als wenn wir selbst diese Bücher ausgetheilt hätten, wenigstens sind sie nicht unsern Feinden in die Hände gefallen. Das königliche Verbot hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß ein so gieriges Verlangen nach dem Worte Gottes rege geworden ist. Wahrscheinlich wird der kleine Vorrath, der noch übrig ist, gänzlich ausgehen, ehe wir neue Sendungen an Büchern erwarten können. Noch immer fragen Viele nach dem Brode des Lebens, und nicht selten befinden wir uns in unserer Hütte in einem wahren Belagerungszustande. Von sieben und zwanzig Bücherkisten, welche hieher gekommen sind, sind bereits fünf und zwanzig leer, und in weniger als zwei Monaten alle diese Schriften unter dem Volke ausgestreut worden. Gestern hatten wir Gelegenheit, einem jungen Prinzen eine Bibel zuzusenden, und heute schickte er einen seiner Diener mit der Bitte, daß ihn einer von uns besuchen möchte. Da er sehr weit von uns entfernt wohnte, so wurde uns abgerathen, dieß zu thun; allein der Diener kam noch einmal zurück, und bat aufs dringendste, wir möchten doch zu dem Prinzen kommen, da er gerne über den Inhalt des

Buches mit uns reden möchte, und auch für seine Wunde am Leibe ein Heilmittel von uns verlange.

November 2. Der junge französische Padre, welcher kürzlich nach der Provinz Laos gereist, und von den Siamesen in Ketten gelegt war, hat vor wenigen Tagen den Verstand verloren. Der römische Bischof, welcher hier wohnt, ließ uns gestern höflich ersuchen, einer von uns möchte doch den Fluß hinab zu ihm kommen, und ihn besuchen, indem man ihm die Versicherung gegeben habe, daß wir bereit seyen, ihm und seinen Priestern jede Hülfe zu leisten, die in unserer Macht stehe. Der Seehafenkapitain brachte nun diesen Morgen auf seinem Boote den Bruder Gützlaff in die Wohnung des Bischofs; dieser nahm ihn höflich auf, und knüpfte eine Unterredung mit ihm an. Der unglückliche Priester, der zugegen war, behauptete durchaus, bei gesundem Verstande zu seyn, und unterstützte seine Behauptung durch ein ganz vernünftiges Reden, indem er Gützlaff versicherte, wie sehr ihn auch die Ehre freue, einen Besuch von ihm erhalten zu haben, so sey er doch seiner Hülfe nicht im Geringsten bedürftig. Wirklich war auch seine Unterhaltung vernünftig genug, um dieß zu glauben; und Gützlaff kehrte wieder nach Hause zurück.

November 11. Heute erhielten wir einen kurzen, aber interessanten Brief von der Hand eines Siamesen, der die warmen Empfindungen seiner vollen Seele in demselben ergoß. Seine Freude, den Schatz im Evangelio gefunden zu haben, scheint unbeschreiblich zu seyn, und auch mehrere seiner Freunde nehmen an dieser Freude Theil; auch unsere Herzen wurden durch dieses Schreiben entflammt, und Herz und Mund ergoß sich in einem Lobliede, das dem HErrn allein gebührt. Ein Mann von zartem Gemüth, der schon lange Anhänglichkeit an uns äußerte, bat uns um die Erlaubniß, an unsern Abendandachten Antheil nehmen zu dürfen. Sein Herz ist voll Empfindung, und er war voll Wonne, als

ihm gestattet wurde, den HErrn (Te Kong) mit uns anzubeten. Er sowohl, als der arme blinde Mann, den die Gnade Gottes gründlich erweckt hat, und der immer bei uns ist, machte einen tiefen Eindruck auf uns, und Gützlaff fühlte sich angetrieben, inbrünstig für die armen Heiden zu beten. Derselbe Mann machte uns ein Geschenk mit Oel, um dasselbe, wie er sagte, in der Lampe zu verbrennen, wenn wir das heilige Buch bei Nacht lesen. Am Samstag trat ein angesehener Mann mit ein Paar rauchenden Weihrauchstücken plötzlich in unsere Wohnstube herein, dem Anscheine nach in der Absicht, sie vor uns zu verbrennen. Gützlaff lief auf ihn zu, nahm ihm den Weihrauch aus der Hand, und warf ihn in den Fluß, mit der ernsten Erinnerung, daß der Mann solche Thorheit nimmermehr begehen solle. Er war über unsern Tadel höchlich betroffen, da er, wie es scheint, in unwissender Einfalt dieß thun wollte, gleich den thörichten Lykaoniern, welche den Aposteln ein Opfer bringen wollten. Bald darauf kam ein anderer junger Mann mit einem geheimen Auftrage, und legte einen kurzen Brief in unsere Hand, wie wir ähnlichen Antrages noch keinen erhalten haben. Der Mann trug eine entscheidende Antwort davon; wir können mit Gallio sagen, daß wir mit dergleichen Dingen nichts zu thun haben. Die beiden Vorfälle dieses Tages scheinen ein neuer Kunstgriff unseres geistlichen Widersachers zu seyn. Da er als brüllender Löwe nichts gegen uns ausrichten konnte, so kommt er jetzt mit liebkosendem Gesichte, um uns mit List zu fällen; aber der HErr bewahrt uns, und zerreißt jeden Fallstrick mit Seiner Hand. Auf unserer Seereise hieher sahe ich lange einen prächtigen Haifisch mit offenem Rachen und eine glänzende Schlange unserem Schiffe nachschwimmen, ein wahres Sinnbild des doppelten Charakters, in welchem Satan uns hier anfällt, und dessen Erfüllung wir jetzt gesehen haben.

Den 16. November. Ein anderer Mann kam heute mit einem brennenden Weihrauchfasse in unsere Wohnstube, um dasselbe vor uns zu verbrennen. Auf unsern nachdrücklichen Verweis gab er zur Antwort, daß er er dieß in lauterem Dankgefühle für die heiligen Bücher gethan habe, welche er gelesen habe. Wir müssen wirklich glauben, daß Unwissenheit und Einfalt sie zu solchen Schritten bewegt, ohne daß sie dabei den gefährlichen Betrug merken, welcher denselben zu Grunde liegt. Oft schmerzte es uns schon im Innersten der Seele, den kriechenden Knechtessinn wahrzunehmen, womit diese Leute, gleich Hunden, zu den Füßen ihrer Mitsterblichen sich krümmen, und kaum vermögen wir, sie zurückzuhalten, solch niedriger Herabwürdigung in unserer Gegenwart sich hinzugeben. Diese Gewohnheit ist unter den Siamesen häufiger, als unter irgend einem andern Volke des Morgenlandes; aber auch die Chinesen, und besonders die Portugiesen, welche hier wohnen, machen sich derselben schuldig. Der römische Bischof und seine Priester nehmen solche Huldigungen wenigstens gerne an, wenn sie dieselben nicht gerade fordern. Wir selbst haben gesehen, wie diese armen, sogenannten Christen vor ihren Priestern auf die Knie niederfielen, und die Hand derselben küßten.

Ein alter Chinese, Namens Hing, der seit einiger Zeit in der siamesischen Sprache uns Unterricht ertheilte, hat sich seit gestern in unserer Hütte häuslich niedergelassen. Wir hoffen nun, unsern ersten Uebersetzungsversuch der Evangelien aus der chinesischen in die siamesische Sprache ununterbrochen fortsetzen zu können. Ein zweiter Gehülfe, der Birmane Hom, geht uns gleichfalls bei dieser Arbeit an die Hand, und schreibt, was Hing diktirt.

November 13. Gestern und heute hatten wir viele Besuche von Leuten, welche die heiligen Schriften zu haben wünschen. Einer derselben sah durch das Gitter in unserer Schlafkammer drei Psalmbücher zum Privat-

gebrauche liegen, und bat aufs Dringendste, ihm eines derselben zu erlassen. Die Begierde dieser Leute läßt uns kein Blatt des Wortes Gottes übrig. Heute hatten wir die Freude, die Uebersetzung des ersten Kapitels des Evangeliums Johannis in die siamesische Sprache vollendet zu sehen. Gelobet sey der HErr für Seine Hülfe und Seinen Segen. Vor acht Tagen haben wir mit dieser Arbeit den Anfang gemacht. Vier alte grauköpfige Weiber ließen sich heute in unserer Wohnstube nieder, und erregten unsere Theilnahme. Sie sagten uns, sie seyen Moanen (aus Pegu gebürtig), ein Volk, das nunmehr größtentheils dem birmanischen Reiche unterworfen ist, aber eine vom Birmanischen verschiedene Sprache spricht. Seit einiger Zeit kommen viele Fremdlinge aus den Nachbarländern zu uns auf Besuch, unter denen sich manche Birmanen und Kambodscher (aus dem Reiche Kambodja) befinden.

Den 26. November. Wir hatten in den letzten Tagen wenige Besuche, so daß wir dem Erlernen der siamesischen Sprache und der Uebersetzupg des Johannes viel Zeit widmen konnten. Wir sind überzeugt, daß der HErr uns jetzt gerade diese Arbeit angewiesen hat, und die äußern Umstände also einrichtet, daß wir ihr obliegen können. Zudem leisten uns unsere beiden Nationalgehülfen bei derselben wesentliche Dienste, und ermuntern uns, im angefangenen Werke frisch fortzufahren. Da wir selbst für diese Uebersetzung noch nicht die erforderliche Kenntniß dieser Sprache besitzen, so möchten wir gerne die gute Gelegenheit weise benützen, welche der HErr für diese Arbeit uns in die Hände legte.

Vor wenigen Tagen wurde Bruder Gützlaff plötzlich von einer Krankheit befallen, die ihn ungemein schwächte; doch wurde er, Gottlob, bald wieder hergestellt. Wir hatten einen gewaltigen Wechsel der Witterung, und die Nächte sind bis zum Frieren kalt geworden. In der Mitte dieses Monates hat sich der

nördliche Monsoon (ein regelmäßiger Wind, welcher mehrere Monate hindurch anhaltend bläst) eingestellt, und seitdem ist es kühl bei uns geworden. Unsere kalten Morgen erinnern mich an das heimathliche Wetter in der Mitte des Septembers. Dieser tropische Winter ist für uns gerade kalt genug, um angenehm zu seyn. Den Tag über brennt eine glühende Sonne, während zugleich ein kalter Wind weht. Meine Gesundheit ist ziemlich gut; nur will das sitzende Leben meinem Körper nicht behagen.

Den 14. Dez. In den letzten Tagen fanden sich viele kranke Leute, besonders Birmanen und Moanen, auch einige Cochin-Chinesen bei uns ein, um Hülfe bei uns zu suchen. Auch kam gestern der Baumeister des Königs, ein geborner Cochin-Chinese, zu uns, in welchem wir einen gutmüthigen und wohldenkenden Mann kennen lernten. Mein Mitarbeiter hat sich wieder unter das Volk hinaus gewagt, und besucht die Leute in ihren Wohnungen. Mich hingegen hatte ein heftiger Anfall von Gallenfieber aufs Lager gelegt, und in wenigen Tagen meine Kraft so verzehrt, daß ich gleich einem Betrunkenen umher wankte. Schon fürchtete Bruder Gützlaff, es gehe mit mir schnell zum Grabe; aber der HErr hat mich wieder gnädig aufgerichtet, und mir so viel Kraft geschenkt, daß ich bei angegriffenem Kopfe wieder ein wenig arbeiten kann. Seine starke Hand hält mich, und zeigt mir von Zeit zu Zeit, wie schwach ich bin. Oft schon stand ich am Rande des Grabes, und immer wieder führte mich seine Huld auf eine ausgezeichnete Weise ins Leben zurück. O daß ich stets mein Ende bedenken, und des HErrn Gnade nie vergessen möge, um mich Ihm zu jeder Stunde willig zu einem Opfer hinzugeben, das Ihm in seinem geliebten Sohne, meinem theuern Erlöser, angenehm ist.

Dez. 19. Unser alte Chinesen-Gehülfe Hing kam gestern von einem Besuche bei seinen Freunden in großer

Angst zurück. Er befürchtete nämlich, irgend ein Unglück werde ihn treffen, weil er uns im Uebersetzungswerke Dienste leiste. Solche Anfälle von Furcht hat er schon öfter gehabt, und da es schwer ist, bei solcher Gemüthsstimmung ihn von thörichten Schritten zurückzuhalten, so mußten wir bisweilen eine feste Sprache gegen ihn führen. Er ist unstreitig ein warmherziger, gutdenkender Mann, der uns sehr lieb hat, und gerne jeden Dienst leistet; aber er steht wie jeder Heide unter der Knechtschaft der Menschenfurcht, und kann nur gar nicht die Natur des Glaubens begreifen, welcher die Welt überwindet, und den Christen fähig macht, alle seine Sorgen auf den HErrn zu werfen, und in einer guten Sache muthig vorwärts zu gehen. Auch unser andere Gehülfe, Hom, ein schlichter, gutartiger Mann, wurde durch die Furcht des Alten angesteckt, und lief am Abend muthlos nach Hause. Kaum erwarteten wir, er werde sich diesen Morgen wieder sehen lassen; allein er kam wohlgemuth zurück, und die finstere Wolke des Schreckens, welche sich über beide gelagert hatte, ist verschwunden; und sie haben ihre Arbeit ohne Bedenken wieder begonnen. Schon oft war unser boshafte Widersacher, der im Finstern um uns her schleicht, geschäftig, Lärm zu blasen, und den furchtsamen Geist unserer schwachen Freunde zu schrecken; aber bisher wurden seine listigen Kunstgriffe vereitelt, und bei jedem neuen Versuch, uns verlegen zu machen, stand uns der HErr bei, und schenkte uns neue Kraft und neuen Glaubensmuth, so daß wir Ihm getrost vertrauen, er selbst werde Seine Sache unter uns zu schützen und zu vertheidigen wissen, bis wir das angefangene Werk unter den Heiden vollendet haben. Das sechste Kapitel im Buche Nehemias, das mir in dieser Verlegenheit in die Hände fiel, kam mir dabei gar wohl zu Statten.

Den 29. Dez. Heute waren wieder viele Leute, und unter diesen eine vornehme Peguanenfrau bei uns, die ein zahlreiches männliches und weibliches Gefolge

mit sich führte. Ihr Mann, ein ausgezeichneter Häuptling, hat im letzten Kriege den Oberbefehl über die siamesischen Truppen geführt. Sie selbst ist jung, und hat eine interessante Gesichtsbildung, aber sie ist ganz abgezehrt, indem sie von der grausamen Gewohnheit der Einwohner, ihre Frauen nach der Geburt mehrere Tage lang an ein glühendes Feuer zu setzen, sehr gelitten hat; sie suchte bei uns Hülfe für ihren kranken Körper, und wir hatten zugleich Gelegenheit, sie zu dem Arzt der Seele hinzuweisen. Mit der Uebersetzung des Evangeliums Johannis sind wir fertig geworden, und haben seit einigen Tagen den Lukas angefangen. Die Arbeit ging in der letzten Zeit gut von Statten, und wir haben dabei die Hülfe und den Segen des HErrn spürbar wahrgenommen. Unsere beiden Gehülfen sind wohlgemuth, und betragen sich zu unserer Zufriedenheit; besonders gefällt uns der alte Hing, er hat viel gesunden Verstand und Forschungsbegierde, ist sanftmüthig und lernbegierig, und gibt der Wahrheit Raum, welche wirklich einen Eindruck auf sein Herz zu machen beginnt. Er hält es für eine Ehre, ein Verehrer des wahren Gottes zu seyn, und die Thorheit des Götzendienstes ist ihm klar geworden. Anfänglich liebte er gar zu sehr die verfeinerte Ausdrucksweise beim Uebersetzen; nach und nach haben wir ihn davon abgebracht, und seine Schreibart ist jetzt fast so einfach und kunstlos, als wir nur wünschen mögen. Auch der König hat drei bis vier seiner Gelehrten angestellt, um unsere Traktate in die Volkssprache zu übersetzen; da sie aber weder Sprach- noch Sachkenntniß genug haben, so machen sie grobe Mißgriffe, so daß der König darüber klagt, weder Kopf noch Schwanz in ihrer Arbeit finden zu können.

Letzte Nacht machten wir von unserm Hause, das am Flusse außerhalb der Stadt liegt, einen Spaziergang in die Stadt, und liefen innerhalb der Mauern umher. Sie ist augenscheinlich viel größer, als man

sie anfänglich dafür hält; indem die hohen Schattenbäume einen großen Theil derselben dem Auge verbergen. Innerhalb der Mauern sieht es ganz ländlich und lieblich aus. Man kommt von einem kleinen Wald zum andern, unter welchen Pagoden, Paläste und Wohnhäuser in den mannigfaltigsten Schattirungen umher liegen. Die Straßen sind breit und reinlich, die Stadtmauern dick und fest; auch führte uns der Weg über eine schöne steinerne Brücke, welche breiter ist als eine Brücke zu London. Ein muhamedanischer Hadschi machte uns diesen Morgen einen Besuch. Schon dreimal hat er von Siam aus queer durch Asien hindurch den Weg nach Mekka zu Fuß gemacht, um sich dort den Ehrennamen eines Hadschi (Heiligen) einzuholen. Jetzt ist er vom Aussatz angesteckt, und sucht Hülfe bei uns. Auf die Frage, warum er nicht zu dem arabischen Arzt gehe, der sich kürzlich hier niedergelassen hat, gab er zur Antwort: er habe ihn gebraucht, es sey aber mit ihm nicht besser geworden.

Den 4. Januar 1829. Wir gingen diesen Morgen einige Stunden den Fluß hinab, um Chinesen aufzusuchen, fanden aber nur Birmanen, welche zu einer Anzahl von mehr als Tausend in einem eigenen Lager beisammen wohnen. Einige derselben, welche früher Arznei bei uns geholt hatten, erkannten uns alsobald, und waren freundlich gegen uns. Am Ende des Lagers gelangten wir zu einer Pagode, und alsobald umlagerte uns ein Haufe birmanischer Priester, von denen wir erkannt wurden. Sie begrüßten uns aufs freundlichste, und luden uns ein, in die Wohnung ihres Oberpriesters zu kommen. Hier wurden nun Matten auf den Boden gelegt, auf welche wir uns in ihrem Kreise niedersetzten, und, so gut wir es im siamesischen vermochten, in ein Gespräch mit ihnen einließen. Sie zeigten uns einige ihrer heiligen Bücher, die in birmanischer Schrift und Sprache mit einem eisernen Griffel auf Palmblätter eingegraben sind. Ein verstän-

diger junger Mann las uns aus denselben vor, und übersetzte den Sinn des Gelesenen ins Siamesische. Da wir ihnen gerne ein Wort zur rechten Zeit zurückgelassen hätten, so griffen wir nach einem Griffel, und schrieben auf ein leeres Blatt ihres Buches folgende Worte: Phra dschaon Fa dschai Luk dschu Ya su Kito dschui dschat; d. h. der Gott des Himmels hat seinen Sohn, Jesum Christum, gesendet, um die Welt zu erlösen. Sie übersetzten diese chinesischen Worte, wie es schien, mit Vergnügen in die siamesische Sprache.

Nachher besuchten wir die Pagode, die ein reinlicheres und würdigeres Aussehen hat, als die meisten siamesischen Götzentempel. Ein großer Haufe gegossener und ausgehauener Götzenbilder von verschiedenen Größen steht am Eingang der Pforte, und Buddha ragt gleich einem riesenhaften Monarchen über alle übrigen hervor. Die Mauern sind mit Gemälden bedeckt, welche mit glühenden Farben die mythologischen Fabeln der Buddhisten-Religion darstellen, und uns an die gepriesenen klassischen Schätze des griechischen und römischen Alterthums erinnerten. In einer großen Anzahl in einander laufender Kammern bildet Buddha, überall im Gefolge einer Menge von Untergöttern, den Hauptgegenstand. Obgleich in diesen Bildnissen und Gemälden nichts Anstößiges für das sittliche Gefühl lag, so vermag doch keines derselben die Seele mit ernsten Gedanken zu erfüllen, oder sie zur Geistes-Anschauung des Göttlichen zu erheben. Höchstens mag das Ganze einen oberflächlichen Geist eine Zeit lang vergnügen. Mehrere jüngere Priester standen neben uns, als wir eben die Götterbilder betrachteten, und wünschten gar zu gerne unsere Gedanken darüber zu vernehmen; wir sprachen mit ihnen ein Paar Worte über die Nichtigkeit derselben, welche gut aufgenommen wurden. Eifriger für die Ehre seiner Götter, als die Uebrigen, war ein junger Mann, welcher uns mit viel Wärme

ihre

ihre Verehrung ans Herz legte; aber die ganze Gewalt seiner Beredsamkeit brach an dem Geständnisse, das er auf unsere Frage geben mußte, daß alle diese Götter von Erz, Holz und Stein Mäuler haben, und doch nicht reden; Augen haben, und doch nicht sehen; Ohren haben, und doch nicht hören können. Das Gelächter aller Uebrigen jagte dem eifrigen Jüngling alsobald die Schamröthe ins Gesicht.

Diese Pagode liegt an einer ländlichen und einsamen Stelle, die von Bäumen angenehm beschattet ist. Die Wohnungen der Priester sind klein, einzeln stehend und zahlreich, und die Zahl der Priester beläuft sich auf 58 Personen. Beim Weggehen führte uns der Weg auf eine weite Ebene von Kornfeldern, welche gerade reif zur Ernte sind, und unser Auge bei der Seltenheit dieses Anblicks in diesem Lande erquickten. Zahlreiche Gesellschaften von Schnittern waren weit umher emsig mit der Arbeit beschäftigt. In einer kleinen Entfernung ragte aus dem Gebüsche die vergoldete Spitze einer Pagode hervor, und wir entschlossen uns, diese zu besuchen, obgleich die heißen Strahlen der Mittagssonne uns das Gehen erschwerten; hier fanden wir neun Priester, welche in Einem Hause beisammen wohnen, und unter denen uns ein junger Mann schon an der Pforte erkannte, und zum Hereintreten freundlich einlud. Wir setzten uns in ihrem Kreise unter dem Schatten nieder, und indem wir das Gespräch auf die armen Schnitter hinlenkten, die im Schweiße ihres Angesichts ihr ehrliches Stücklein Brod erwerben, fragten wir sie, worin denn ihr Geschäft bestehe? Sie erwiederten, daß es ihnen nicht gestattet sey, gleich den gemeinen Leuten zu arbeiten, sondern daß sie sich mit Beten und Lesen beschäftigen. Eine kleine Kinderschaar lief spielend umher, und ob wir gleich wußten, daß den Priestern das Heirathen verboten ist, so fragten wir sie doch, ob diese Kinder ihnen gehören? Nein, versetzte

kopfschüttelnd ein junger Priester, gleich als ob ihn die Frage ärgerte, sie sind Lan (Neffen und Enkel). Beim Weggehen setzten sie sich Mittags zur zweiten Mahlzeit nieder, welche einfach, aber reichlich war, indem jeder eine gewaltige Schüssel Reis vor sich hatte. Da sie sich ohne irgend einen Ausdruck des Dankes gegen Gott zum Essen niedersetzten, so machten wir ihnen bemerklich, daß sie doch billig zuerst zu ihrem himmlischen Wohlthäter aufblicken, und ihm für seine Güte danken sollten.

Auf dem Rückwege durch ein Dorf sahen wir viele Weiber unter der Thüre ihrer Hütte sitzen, mit Spinnen und Weben der Seide und Baumwolle beschäftigt. Wirklich war eine erfreuliche Betriebsamkeit im ganzen Dorfe bemerklich, und alle Bewohner schienen heiter und glücklich zu seyn, obgleich sie mit Gewalt aus ihrem Vaterlande Birma verstoßen wurden, und als Fremdlinge sich hier aufhalten. Glücklicherweise trafen wir auch noch einige Chinesen auf dem Wege an. Wir fühlten uns ganz heimathlich bei ihnen, und alsobald war unsere Zunge gelöst. Mit Birmanen und Siamesen können wir nur erst stammelnd reden, und gleich Kindern nur wenige Worte von unserem Vater im Himmel diesen armen Götzendienern zulispeln. Dennoch kehrten wir mit freudigem Herzen von unserem kleinen Ausfluge nach Hause zurück, weil wir Gelegenheit gefunden hatten, da und dort von der Herrlichkeit unseres Gottes und Erlösers Jesu Christi ein Paar Worte zu reden.

Januar 18. Heute machten wir abermals einen Ausflug auf das Land hinaus, und ein herrlicher durch dickes Gebüsch beschatteter Fußpfad führte uns auf mehrere Stunden hin durch liebliche Gefilde, welche der angestrengte Fleiß des Fremdlings anzubauen pflegt. Wirklich sind auch die Chinesen, welche diese Gegend bewohnen, ein ungemein thätiges Volk, und überall sieht man sie entweder mit dem Gartenbau oder mit

Zubereitung ihrer Erzeugnisse für den Markt beschäftigt. Ihre Gärten sind niedlich, und mit einem Geschmack angelegt, den man selbst in England bewundern würde. Sie bilden einen auffallenden Contrast gegen die Felder der Siamesen, die wie der Acker des Faulen mit Gras und Unkraut überwachsen sind. In jeder Hütte tönte uns ein herzlicher Willkomm entgegen, und sie wußten nicht, wie sie durch Süßigkeiten aller Art die Freude über unser Kommen genug ausdrücken konnten. Da mein Mitarbeiter Gützlaff nicht lange zuvor gehört hatte, daß die Missionsgesellschaft zu Batavia (eine Zweigsgesellschaft der holländischen), in deren Diensten er stand, die Missionsarbeit unter den Chinesen hoffnungslos aufgegeben habe, so war es für unsere Herzen doppelt erquicklich, eine solche Aufnahme unter diesem verlassenen und aufgegebenen Volke zu finden. Auch viele unserer Brüder in der Heimath fangen an, der Mission müde zu werden, und an ihrem Gelingen zu verzagen; aber der HErr wird sie vielleicht bald mit ihrem Kleinglauben zu Schanden machen, und wenn sie es am wenigsten erwarten, Sein herrliches Gnadenwerk unter dem chinesischen Volke ausrichten. Wir haben unstreitig viele erfreuliche Kennzeichen vor uns, welche uns ermuthigen, vorwärts zu ziehen, und unsere Hand in des HErrn Werk nicht matt werden zu lassen.

Den 23. Januar. Schon frühe wurde unsere Wohnung mit einer Abtheilung Soldaten und Polizeidienern besetzt, an deren Spitze sich ein roher Chinese befand; man hatte nämlich ausgesprengt, wir verkauften Opium, und jetzt sollte eine Hausuntersuchung deßhalb gehalten werden. Wir ließen die Leute nicht herein, bis der Seehafenkapitain kam, und uns versicherte, der Phra Klang habe diese Untersuchung angeordnet. Jetzt öffneten wir unsere Schränke, und ließen sie das ganze Haus aussuchen, ohne irgend etwas von Opium zu finden. Nachher schämte sich der Phra Klang über

sein Benehmen, und äußerte gegen den englischen Kapitain Coffin, es sey ein Mißverständniß gewesen, denn er habe nicht unser Haus, sondern die Wohnung eines chinesischen Doktors gemeint. Die Soldaten waren sehr schüchtern, und Einige der Angesehensten unter ihnen erklärten, dieß sey für sie ein sehr unangenehmer Auftrag, indem sie von unserer Unschuld überzeugt seyen. Auch unsere Nachbarn drückten laut ihren Unwillen über dieses Betragen aus. Die Nachfragen nach Büchern nehmen zu, und glücklicherweise haben wir wieder fünf Kisten voll derselben von Malacca her erhalten.

Den 30. Januar. Wir gingen diesen Morgen in die Stadt, um den unglücklichen König von Laos und seine Familie zu sehen. Dieser ist nämlich kürzlich in einem Feldzug der Siamesen gegen sein Land nebst seiner Familie gefangen genommen, und in Ketten hieher gebracht worden; und nun werden sie vierzehn Tage lang in einem großen eisernen Käfig dem Volke zur Schau ausgestellt. Die Nachricht von ihrer Gefangennehmung und ihrer Ankunft verbreitete unter Vielen eine große Freude, und der Phra Klang, nebst andern Staatsräthen, hielten lange Berathungen über die beste Art und Weise, die Unglücklichen zu Tod zu quälen. Es that uns leid, daß wir den armen Mann heute nicht zu sehen bekamen, denn er wurde um irgend einer Ursache willen diesen Morgen nicht zur Schau gestellt. Neun seiner Söhne und Großsöhne befanden sich im Käfig. Die Meisten derselben sind schon erwachsen, nur zwei unter ihnen sind noch kleine Kinder; aber der jammervolle Zustand Aller ging uns tief zu Herzen, indem eine schwere Kette um ihren Hals, ihren Nacken und ihre Füße gelegt war. Besonders eines dieser Kinder saß mit offenem und freundlichem Gesichte wie ein unschuldiges Lamm da, ohne sich irgend eines Verbrechens bewußt zu seyn, und ohne das grauenvolle Loos zu ahnen, das seiner wartete. Die meisten Uebrigen schienen ganz unbekümmert zu seyn, und aßen mit Herzens-

lust den Reis, der ihnen gebracht wurde, indeß zwei bis drei derselben den Kopf hingen und in kummervollen Schmerz versunken waren. Bisweilen richteten sie sich auf, und warfen einen finstern und wilden Blick auf die Leute umher. Der Schmerz, den dieses Schauspiel in unsern Herzen erregte, wurde erhöht durch das Spottgelächter und die Leichtfertigkeit, womit die siamesischen Knaben ihr freches Spiel mit diesen Unglücklichen trieben. In ihrer Nähe waren die verschiedenen Folterinstrumente in einer schauerlichen Reihe aufgestellt; ein großer eiserner Kessel stand zum Sieden des Oeles bereit, das über den Körper des Königs gespritzt wird, wenn derselbe zuvor mit Messern zerstochen worden ist. Zur Rechten des Käfigs war eine Art Galgen mit einer Kette und spitzigen Hacken aufgerichtet, rings um den Galgen umher sind furchtbare Spieße in den Boden gesteckt, an denen des Königs Weiber, Kinder und Großkinder gespießt werden sollen; auch sieht man zur Rechten des Käfigs einen großen hölzernen Mörser mit einem Stößel, um sie am Ende sämmtlich in demselben zu zerstampfen. Dieß sind die Mittel und Wege, welche diese oft so gepriesenen Kinder der Natur in Bewegung setzen, um ihre grausame Herrschaft über einander geltend zu machen. Was sollten nicht die Christen thun, um durch die Macht des Evangeliums die Werke des Teufels zu zerstören!

Auf dem Rückwege unterredeten wir uns mit mehreren Chinesen, und bemerkten mit Vergnügen, daß Mehrere von ihnen mit unsern Büchern und dem Wege des Heiles durch Christum bekannt waren. Alle hörten uns gerne zu, und schienen begierig zu seyn, noch mehr von diesen Dingen zu vernehmen.

Februar 3. Letzten Abend führte unser Gastwirth zwei Kambodscher Fürsten bei uns ein, die sich auf eine offene und freundliche Weise mit uns unterhielten. Der jüngere dieser beiden Brüder zeigte ein verständiges, lernbegieriges Wesen, spricht etwas Portugiesisch und

Englisch, und wünscht mit europäischen Sprachen und Bildungsmitteln noch weitere Bekanntschaft zu machen. Eines der Kinder des ältern Bruders ist gefährlich krank, und Bruder Gützlaff gab ihm ein Brechmittel, und legte ihm ein Zugpflaster auf, was heilsam auf seinen Körper gewirkt zu haben scheint. Ohne Zweifel wird der Besuch dieser Prinzen eine Bewegung unter den Kambodschern zur Folge haben, denn von diesen Leuten haben wir bis jetzt nur Wenige gesehen. Es sind besonders die Moanen (Peguanen) und Birmanen, unter denen große Begierde nach der Wahrheit aufgewacht ist, und von denen diesen Morgen unsere Wohnung angefüllt war.

Februar 15. Auch heute, so wie in der verflossenen Woche laufen uns Moanen und Birmanen haufenweise zu, auch befinden sich einige Kambodscher unter denselben. Nachher besuchten wir den ältern Kambodscher Fürsten, welcher uns in einem Boote abholen ließ. Sein Kind ist noch schwach, aber auf dem Wege der Besserung; der Prinz nahm uns ungemein freundlich auf, und unterhielt sich mit uns auf zutrauliche Weise. Er ist ein schlichter, gutmüthiger Mann, den Alles an uns, bis auf jedes Kleidungsstück, in hohem Grade interessirte. Meine weiße Jacke und blau gestreifte Weste schienen ihm am meisten zu gefallen, und er wünschte etwas Aehnliches zu haben. Auch der jüngere Bruder kam herbei, und holte uns in seine Wohnung ab. Dieß ist ein sehr nüchterner Mensch, der mit Kleinigkeiten nicht so viel sich abgibt, wie sein älterer Bruder. In niedlichem Porzellan wurden wir auf englische Weise mit Thee und Kaffee bedient; er brachte das englische Testament herbei, das wir ihm vor wenigen Tagen geschenkt haben, und verlangte zu wissen, wie die Eigennamen in demselben ausgesprochen werden. Er liebt die Weise der Europäer sehr, und wünscht das Englische gründlich zu lernen. Die Einfachheit der alten Zeiten stand hier in einem lebendigen Bilde vor

uns, denn in der Verandah befanden sich ein Paar Webstühle, an denen der junge Prinz zu arbeiten pflegt. Das Spinnen und Weben von Seidenwaaren ist fast allgemeine Beschäftigung der Kambodscher, und wir sahen in der Nachbarschaft der fürstlichen Wohnung umher viele Webstühle in Bewegung. Die sogenannten Paläste dieser beiden Fürsten sind sehr geringfügig, und tragen das Gepräge der armseligen Knechtschaft ihrer Bewohner; indeß ist immer noch etwas Würdevolles in ihrem ganzen Wesen wahrzunehmen, ein gewisses Aussehen von Größe, welches mehr, was sie einst waren, als was sie jetzt sind, anzudeuten scheint.

Den 23. Februar. Gützlaff ging diesen Morgen in das chinesische Quartier der Stadt, allein der Stumpfsinn seiner Zuhörer betrübte ihn sehr; doch fanden sich einige unter ihnen, denen die Botschaft von einem Erlöser nicht gleichgültig war. Vor zwei Tagen brachte uns ein junger, ganz unbekannter Mann eine Büchse mit Thee zum Geschenke. Dieser war uns gerade am Morgen zuvor völlig ausgegangen; und auf die Bemerkung, daß wir suchen müssen, etwas Thee zu unserem Lebensunterhalte zu bekommen, äußerte Gützlaff, er hoffe noch vor Einbruch der Nacht ein Geschenk von Thee auf dem Tische zu sehen. Schon früher erhielten wir Geschenke an Lebensmitteln, als wir dieselben gerade am meisten bedurften. So läßt uns der HErr in Seinem Dienste wirklich das Uebrige zufallen, und sorgt freundlich für unsere Bedürfnisse. Viele Leute von der Insel Hainam kommen zu uns und verlangen Bücher. Sie nehmen dieselben mit so viel Dank und Freude an, daß es eine wahre Lust ist, sie ihnen zu geben. Auch ein junger Mann kam zum zweiten Mal diesen Abend, mit dem es viel zu reden gab; er wohnte kürzlich an einem Orte, vier bis fünf Tagreisen von Bankok entfernt, wo er zuerst unsere Bücher sah, und sie mit viel Vergnügen las. Dort hörte er von uns und unserem Werke zu Bankok, und glaubte gewiß zu

seyn, wir seyen die rechten Religionslehrer. Die Lehren unserer Bücher waren ihm ganz neu, und er wunderte sich, nie etwas Aehnliches zuvor gehört zu haben; er äußerte, er halte sie für wahr und gut, und fühle ein Verlangen, ein Schüler Jesu zu werden; auch fragte er, ob Jasu (Jesus) kommen werde, und ob er viele Nachfolger in China und anderswo habe. Gützlaff berichtigte seine irrigen Begriffe von dem Erlöser, und sagte, er habe einige wenige Nachfolger in China, Singapore und andern Orten des Morgenlandes; aber die Meisten derselben leben im Westen. Da der junge Mann ein Christ werden wollte, so riethen wir ihm, die Sache wohl zu bedenken, indem Aufrichtigkeit des Herzens das erste Erforderniß zum Christenthum sey, und luden ihn ein, so oft er könne, zu uns zu kommen, um weitern Unterricht im Christenthum zu empfangen. Tags darauf brachte er uns ein Geschenk an Thee, und ging, ohne etwas zu sagen, wieder fort. Diesen Abend kam er wieder, und war Anfangs scheu und verlegen; wirklich treibt ihn Etwas in seinem Innern umher, dessen er nicht los zu werden vermag.

Den 26. Februar. Der unglückliche König von Laos ist gestorben, und auf diese Weise den Händen seiner Peiniger entgangen. Er zehrte schnell ab, und soll in tiefer Betrübniß sein Leben geendet haben. Man hat ihm den Kopf abgeschlagen, und seinen Leichnam an den Galgen gehängt, um denselben von den Raubvögeln verzehren zu lassen. Man sagt, seine Familie werde nicht ums Leben gebracht, aber Zeitlebens in Ketten gehalten werden.

Es ist schrecklich, die stumpfe Gefühllosigkeit dieser Leute anzusehen. Ein Paar Chinesen holten uns heute zu einem Manne, der seit drei Tagen scheinbar leblos und nicht minder hülflos auf dem Boden liegt. Kein Mensch kümmerte sich um ihn, und jetzt erst, da er den Geist aufgeben will, kommen sie, um Hülfe für ihn zu suchen. Ein anderes Beispiel von Hartherzigkeit der

Heiden trug sich gestern Abend zu. Ein Boot, auf dem einige Leute waren, wurde den Strom hinab geschleppt, indeß die Leute jämmerlich um Hülfe riefen; aber keine Hand rührte sich, um den Unglücklichen die Hand der Hülfe zu bieten. Ruhig sehen sie zu, wenn ein Mensch vor ihren Augen untergeht. Für ein Paar Pfenninge wird Alles an ihnen in Bewegung gesetzt, aber ein Menschenleben aus Liebe vom Verderben zu erretten, dazu sind sie nicht zu bewegen.

Vierter Abschnitt.

Verlängerter Aufenthalt der Missionarien zu Bankok, vom Merz bis Mai 1829.

Das birmanische Lager. Ein redlicher Sucher. Die Mondsfinsterniß. Ein schmerzlicher Rückfall. Unterhaltung in einer chinesischen Pagode. Ein gelehrter Chinese. Arzneimittel der Siamesen. Ein merkwürdiger Sing dshin (Weiser). Erfreuliche Wirkungen der Missionsarbeit. Der siamesische Kalender. Ein heidnisches Opferfest. Abreise des Missionars Tomlin.

Den 8. Merz. Wir machten abermals einen kleinen Ausflug den Fluß hinab, und unterredeten uns mit Chinesen, von denen die Meisten uns aufmerksam zuhorchten. Ein armer Mann machte uns viel Freude, dessen Gewissen kräftig angeregt zu seyn scheint; mit viel Empfindung klagte er darüber, daß er ein großer Sünder gewesen sey, und Gott oft beleidigt habe. Er habe, sagte er, aus unsern Büchern Jesum als den Sohn Gottes kennen gelernt, aber nun wünsche er zu erfahren, ob derselbe nur für ein besonderes Volk auf Erden, oder ob Er für Alle zur Erlösung gekommen sey. Sichtbar lebte er ganz von Freude auf, als wir ihm sagten, daß der Heiland sich Aller erbarme, und darum gekommen sey, daß die ganze Welt durch Ihn

selig werde. Solche Beispiele eines reumüthigen und gedemüthigten Sinnes sind in der That selten, aber in hohem Grade erquickend für uns.

Als wir ins birmanische Lager kamen, wo wir vor einigen Wochen gewesen waren, so wurden wir von mehreren unserer frühern Patienten freundlich in ihre Wohnungen eingeladen. Wir setzten uns unter einem Tamarindenbaume nieder, und bald lagerte sich ein Haufen von Männern, Weibern und Kindern um uns her, die sich mit aller Offenheit mit uns unterhielten. O wie manche Seele findet sich unter ihnen, die nach Licht und Ruhe verlangt, und reif geworden ist für die Botschaft des Evangeliums. Der Frager gibt es viele, auch manche der Sucher; sollten wir nicht auch bald von Findern reden können?

Den 11. Merz. Ein Mann kam diesen Morgen, und fragte, wie oft er zum Tyen-dschin (HErrn des Himmels) beten solle. Dieser Mann hat unsere Bücher gelesen, ist ein Verehrer des wahren Gottes geworden, hat bisher dreimal des Tages gebetet, und wünschte nun zu erfahren, ob dieß genug sey. Er sagte, das Gefühl seiner großen Sündenschuld mache ihm viel Unruhe, denn er habe in viel schlechten Dingen gelebt. Sein Herz wurde jetzt voll, Thränen rollten seine Wangen herab, und sein ganzes Benehmen zeigte, daß eine redliche Buße in seinem Innern Statt finde. Wir gaben ihm eine nähere Anleitung über das Gebet, und er ging beruhigt weiter.

Den 20. Merz. Diese Nacht war eine schöne Mondsfinsterniß, bei deren Anfang die ganze Stadt in Aufruhr gerieth. Glocken, Trommeln und Cymbeln ertönten von allen Seiten, und ihr widriger Lärm wurde von Zeit zu Zeit vom Knall der Kanonen und des Musketenfeuers übertönt. All dieser Lärm hatte die Absicht, das Ungeheuer wegzuscheuchen, das den Mond zu fressen drohte. Nur die Matrosen der Insel Hainam wußten von der abergläubischen Furcht nichts, welche

die Siamesen umhertrieb; sie staunten eine Zeit lang über diese Erscheinung am nächtlichen Himmel, und setzten dann ruhig beim Mondlichte ihre Arbeiten wieder fort.

Unser siamesische Gehülfe Hing hat uns vor vierzehn Tagen verlassen. Seit dem chinesischen neuen Jahr haben ihn seine frühern Kameraden oft weggeführt; er fiel in seine frühern Gewohnheiten, und wir mußten ihm nachdrückliche Verweise geben; da ihm die Zucht nicht gefiel, auch das Uebersetzungsgeschäft ihm lange Weile machte, so ging er heute von uns fort. Er war etwa vier Monate unser Gehülfe in der siamesischen Sprache, und hat uns viel Dienste geleistet; wir danken indeß Gott, daß wir nunmehr auch ohne ihn ziemlich gut fortkommen. Die vier Evangelien, die Apostelgeschichte und der Brief an die Römer waren bei seinem Weggehen in der siamesischen Uebersetzung fertig, mit den übrigen apostolischen Briefen schreitet nun Gützlaff wacker vorwärts. Hom, welcher bis jetzt der Sache treu geblieben ist, sitzt ihm hülfreich zur Seite, und gibt ihm viele passende Wörter und Redensweisen an die Hand. Auch noch ein Paar andere Hülfsmittel in einzelnen Uebersetzungen bestehend, welche römische Priester gemacht haben, sind uns indeß in die Hände gefallen. Sie sind ein katholisches Meßbuch, auserlesene Stücke aus dem Leben der Heiligen, auch einzelne Abschnitte des Alten und Neuen Testamentes, sämmtlich im Manuscript, und mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Gützlaffs Uebersetzung ist für Hom verständlich, aber ohne Zweifel für ein klassisches Sprachohr noch sehr mangelhaft. Mit meinem Wörterbuch der siamesischen Sprache bin ich bis zum Buchstaben R gekommen, und da ich viel Materialien gesammelt habe, so hoffe ich, dasselbe mit Gottes Hülfe vollenden zu können. Der Rückfall des alten Hing schmerzt uns sehr; indessen wird die Kenntniß, welche er von der göttlichen Wahrheit eingesammelt hat, unter Gottes

Segen nicht ganz fruchtlos an seinem Herzen bleiben. Oft lag er mit den Ueberzeugungen eines aufgewachten Gewissens im schweren Kampfe; gerne würde er theilweise einen Bund mit dem HErrn gemacht haben, aber das ganze Gesetz war ihm zu schwer. Noch wollte er sich dazu verstehen, sechs oder sieben der göttlichen Gebote zu halten; aber die Nothwendigkeit konnte er nicht einsehen, dem HErrn mit dem ganzen Herzen anzuhangen.

Merz 22. Wir gingen heute in das chinesische Quartier und in die Gärten. Beim Eintritt in einen Götzentempel fanden wir Mehrere, welche ihre Ceremonien machten, oder müßig da saßen. Gützlaff setzte sich zu ihnen hin, zeigte ihnen die Thorheit ihres Götzendienstes, und wies sie zu Jesu, der einzigen Hoffnung des Sünders hin. Ein Steuermann war unter ihnen, welcher weit umher die Küsten des chinesischen Meeres besucht, und an verschiedenen Stellen die Missionarien und ihr Werk kennen gelernt hatte, und von ihnen seinen Landsleuten gerade jetzt erzählte. Indeß kam der Priester des Tempels herein, welchen Gützlaff also anredete: „Du hast nunmehr unsere Bücher gelesen, und dich mit ihren Lehren bekannt gemacht; findest du sie wahr und gut, so sage dem Volke, daß sie unrecht thun, wenn sie falsche Götter verehren, und unterrichte sie in der Verehrung des wahren Gottes; hast du aber gegen unsere Bücher etwas einzuwenden, so sage es hier offen heraus, und ich will versuchen, dir zu antworten, damit die Leute erfahren mögen, auf welcher Seite die Wahrheit sey." Der Priester, welcher früher sehr freundlich gethan, und unsere Bücher aufmerksam zu lesen versprochen hatte, wußte nun aus Menschenfurcht kein Wort hervorzubringen. Gützlaff wendete sich jetzt an das Volk, um ihnen zu zeigen, wie ihr ganzes Glück davon abhänge, daß sie dem Götzendienste entsagen, den allein wahren Gott verehren, und Jesum, den einzigen Heiland der Sünder,

annehmen. Ihr Kaiser Tau Kong sey ein großer Fürst gewesen, und sie dürfen es nicht wagen, ihn und seine Gesetze ungestraft zu verachten; aber ein noch größerer König sey Jesus, dem die ganze Welt sein Eigenthum sey, und Er werde am Ende der Tage als gerechter Richter aller Menschen erscheinen. Einige fühlten die Kraft und Wahrheit dieser Lehren, und hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Wir machten jetzt einem alten gelehrten Chinesen einen Besuch, der lange im Dienste des Königes stand, wegen seiner klassischen Kenntniß der chinesischen, siamesischen und Bali-Sprache als großer Gelehrter berühmt ist, viele Jahre lang Lehrer dieser Sprachen war, und etwa hundert junge Priester unter seinen Schülern zählt. Wir trafen ihn in seiner sehr armen Hütte an, fanden eine freundliche Aufnahme, und kamen bald in eine anziehende Unterhaltung mit ihm. Der 75jährige Greis hat ein ehrwürdiges Aussehen, und schon beim ersten Anblick verräth sein Gesicht einen offenen, heitern und verständigen Mann; auch funkelt ein feuriges Auge unter dem Schatten seiner grauen Haare hervor. Einige Uebersetzungs-Versuche unserer Schriften, welche auf Befehl des Königs in die siamesische Sprache gemacht worden waren, lagen gerade zu seiner Begutachtung vor ihm. Die Uebersetzer waren ganz untaugliche Leute zu solcher Arbeit, und mit Lachen erzählte uns der Alte einige ihrer groben Uebersetzungsfehler. Wir wundern uns nicht länger, warum der König keinen Sinn darin finden konnte.

Im Vorübergehen besuchten wir eine andere Pagode, in welcher einige Priester sich gerade mit Zubereitung einiger Arzneimittel beschäftigten. Ihre Arzneien sind ungemein einfach, und bestehen in Wurzeln, Blättern, Samen und Früchten. — Ein alter, ehrwürdiger Chinese, der uns schon früher besucht hatte, kam diesen Abend wieder, und brachte uns ein kleines Geschenk an Tabak; er hat unsere Bücher gelesen, findet

ihren Inhalt gut, und verlangt jetzt, ein Christ zu werden. Wir sollen ihm doch seine Unwissenheit zu gut halten, sagte er, denn er sey erst seit zwei Wochen mit unserer Religion bekannt; aber obgleich bereits weiße Haare auf seinem Kopfe wachsen, so wolle er doch mit Freuden unsere Religion annehmen. Wir haben keine Ursache, seine Aufrichtigkeit für verdächtig zu halten, vielmehr hoffen wir, unter Gottes Segen dürften diese ersten Eindrücke seine gründliche Bekehrung zur Folge haben; sein offenes, heiteres Wesen scheint aus einem edlen Herzen hervorzukommen, und je mehr wir ihn kennen lernen, desto mehr steigt unsere Hochachtung für ihn; vielleicht dürfte dieser Alte noch einer der Erstlinge der Gemeinde Jesu an diesem Orte werden.

April 1. Der gestrige Tag ging angenehm und geschäftsvoll vorüber. Viele kamen, und unter diesen manche verständige Leute, um das Wort Gottes von uns zu begehren; die meisten Befehlshaber der Schiffe von der Insel Hainam haben uns einen freundlichen Besuch gemacht, und nun kommen ihre Matrosen herbei und wollen Bücher haben. Am fleißigsten besuchen uns die Peguanen, die scharenweise herbei kommen, und selten läßt sich einer derselben sehen, ohne irgend ein Geschenk an Früchten oder andern Erzeugnissen des Bodens mit sich zu bringen. Auch ein junger Mann besuchte uns, der schon früher einige Zeit bei uns zugebracht hatte; er erzählte uns folgende Geschichte: In seiner Nachbarschaft, weit von Bankok entfernt, sey ein alter Sing dshin (Weiser, Philosophe), ein Mann von 80 Jahren gewesen, der schon seit geraumer Zeit seinen Nachbarn gesagt habe, daß innerhalb sechs Jahren ein Erlöser für sein Volk kommen werde, denn jetzt, da ihre Sünden schwer auf ihnen liegen, sey noch keine Erlösung da. Als dieser Alte von unserer Ankunft zu Bankok hörte, und unsere Bücher zu Gesicht bekam, sagte er: dieß sind die Vorläufer dessen,

von welchem ich zu euch gesprochen habe. Dieß erklärt uns den Umstand, warum schon so oft die Frage an uns gemacht wurde, ob der Ya su (Jesus) schon hieher gekommen sey. Mit einigem Schimmer der Wahrheit mag hier immer viel Irrthum verknüpft seyn, und die Leute mögen, so wie einst die Juden, mehr eines leiblichen, als eines geistlichen Erlösers warten; aber dennoch bleibt die Sache immer merkwürdig.

Als wir eben mit dem jungen Manne redeten, kam ein anderer herein, der uns gleichfalls schon öfter besucht hat: dieser sagte, er habe unsere Bücher mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und sie sodann seinen Landsleuten mitgetheilt, und über ihren Inhalt viel mit denselben gesprochen. Einige finden denselben gut, Andere seyen darüber verdrießlich, daß die Götter von Holz und Stein keine wahren Götter seyn sollen, und stoßen sich an dieser Behauptung; er habe sich indeß nicht geschämt, sich als einen Verehrer des einigen wahren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, öffentlich zu bekennen, vor dem er drei Mal des Tages seine Knie beuge. Während er dieß alles auf seine offene und kräftige Weise erzählte, hörten die übrigen Anwesenden mit Verwunderung zu, und es mag eine heilsame Predigt für sie gewesen seyn.

April 2. Der junge Mann, der uns kürzlich oft besuchte, kam gestern Abend wieder, und ließ uns tiefer in sein Inneres hineinblicken; er ist ein Mitglied der sogenannten Bruderschaft, (einer Art Freimaurer-Gesellschaft), und von dieser gesendet, um sich genau mit unsern Lehren bekannt zu machen, welche sie, wenn sie wahr erfunden werden sollten, mit Freuden annehmen, und unter ihren Landsleuten verbreiten wollen. Auch einer ihrer Vorsteher ist vor einiger Zeit gekommen, und hat ein Neues Testament mit sich genommen. Er war freundlich, aber ebenso, wie der junge Mann, von sehr schüchternem und geheim thuendem Wesen. Wir halten die Absichten dieser Leute im Allgemeinen

für gut, aber wahrscheinlich ist viel eitler, irdischer Sinn in der Sache verborgen. Im Verkehr mit ihnen thut es uns Noth, klug zu seyn, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben, und wir flehen zum HErrn, daß Er uns diese Gabe schenken wolle. Der junge Mann erzählte uns von einer uralten Inschrift auf einem Stein, der vor einiger Zeit entdeckt wurde, und von dem man glaube, er sey vom Himmel gefallen. Die Inschrift bestehe aus vier Buchstabenzeichen, von denen indeß nur der Sinn des ersten Buchstaben habe entziffert werden können. Seitdem er indeß unsere Bücher gelesen habe, sagte er, finde er es keinen Augenblick schwer, den Sinn der übrigen Zeichen auszumitteln, es heiße deutlich: „Teen sze tsze sing" (der Sohn des HErrn vom Himmel ist geboren).

April 4. In den letzten beiden Tagen kamen von den neuangekommenen Schiffen mehrere Chinesen von Canton (der Grenzstadt China's) zu uns, und baten um Bücher, auf die sie einen hohen Werth zu legen schienen. Sie konnten es kaum glauben, daß wir unsere kleinen Büchlein umsonst hergeben, und boten uns Geld für dieselben an. Sie wollen diese Bücher ihren Freunden nach Canton zurückbringen. Den ganzen Tag über hatten wir der Hände voll zu thun; und es ist erfreulich, die gerührte Dankbarkeit wahrzunehmen, mit welcher sie unsere Bücher aufnehmen. Auch der junge Freimaurer-Bruder machte uns einen Abschiedsbesuch, indem er in seine Heimath zurückkehren will, und Gützlaff hatte Gelegenheit, sich lange Zeit mit ihm zu unterhalten. Noch besteht er darauf, ein Schüler Christi zu werden, und wir drangen in ihn, die Sache reiflich zu überlegen, mit viel Aufmerksamkeit und Gebet unsere Bücher zu lesen, und dann wieder zu uns zu kommen. Um Christ zu werden, müsse er sich entschließen können, alle zeitlichen Güter fahren zu lassen, und wohl bedenken, daß er es dabei nicht mit Menschen,

sondern

sondern mit dem allwissenden Gott zu thun habe, der die Herzen prüfe, und nur an der Aufrichtigkeit ein Gefallen habe. Er war gerührt, und versprach, unsere Erinnerungen zu befolgen. Wir gaben ihm einige taugliche Bücher, aus denen er gründlich erfahren kann, was dazu erfordert werde, um ein wahrer Schüler Christi zu werden.

Die Siamesen bekommen jedes Jahr ihren Kalender von China her; und so lange dieser nicht gekommen ist, wissen sie weder die Zeit ihres neuen Jahres, noch anderer Jahresfeste zu bestimmen. Dieser Kalender wird in einem schönen Kistchen gesendet, und darf nur in Gegenwart des Königs und des versammelten Hofes von dem Oberpriester geöffnet werden. Ein astrologisches Sinnbild, das der Oberpriester selbst macht, und das Schicksal des Landes im nächsten Jahr vorbedeuten soll, wird jetzt zum erstenmal der Betrachtung des Königs dargestellt, und sodann der Bewunderung des Volkes preisgegeben. Diese feierliche Ceremonie hat vor wenigen Tagen in Gegenwart des Königs und der Staatsminister Statt gefunden. Das Sinnbild für das gegenwärtige Jahr ist schauerlich genug; es ist ein Mann mit verbundenen Augen, auf einem Pfauen reitend, mit einem Dreizack in seiner rechten Hand, und einem Stück Fleisch in seinem Schnabel. Dieses Sinnbild soll dem ganzen Volke wichtige Ereignisse guter oder böser Vorbedeutung weissagen, an welchem Vornehme und Geringe, Reiche und Arme Antheil nehmen werden.

April 12. Wir machten heute wieder einen Ausflug zu den Gärten der Chinesen, und fanden nahe bei einer Pagode Schaaren von Frauen und Töchtern, welche ihre Opfergaben für die Priester zubereiteten. Der Boden war mit einer großen Mannigfaltigkeit der herrlichsten Früchte bedeckt, deren Anblick die Weisheit und Güte der Vorsehung dem Auge darstellte; auch sahen

wir eine große Anzahl kleiner Boote, mit Körben der schönsten Blumen und Früchte angefüllt, auf dem Flusse herbeischwimmen, um die herrlichsten Erzeugnisse der Natur der Gottheit des Tempels darzustellen; und das Ganze erinnerte uns an die Israeliten der Vorzeit, welche um dieselbe Jahreszeit mit den Erstlingen ihres Bodens nach Jerusalem wanderten. Aber wie schmerzlich ist nicht der Contrast der armseligen Götzen, welchen hier diese Huldigungen gelten. Zwar sind sie an diesem Festtage in neue seidene Gewänder von den schönsten Farben eingehüllt, aber ihre Natur ändert sich darum nicht. Auffallend ist, daß sich nur junge Weiber und Töchter bei diesen Götzenfesten blicken lassen, welche größtentheils auf eine das sittliche Gefühl beleidigende Weise gekleidet sind. Das Fest endet sich mit Ausbrüchen der Zügellosigkeit, die dem Götzendienste nirgends fremd sind.

April 15. Ein trauriger Umstand trug sich gestern Abend in unserer Wohnung zu. Unser chinesischer Diener, der gerade mit Verfertigung von Kampferpillen beschäftigt war, wurde durch das Versprechen eines andern Chinesen, ihm einen halben Tikal (etwa 12 Batzen) zu schenken, verleitet, hundert Stück derselben zu verschlingen. Der Vater des Jungen war gerade zugegen, und da ihm das Geld lieber war, als das Leben seines Sohnes, so munterte er ihn auf, dieß zu thun. Augenblicklich fiel der Junge nieder, und nur zwei starke Brechmittel, welche ihm gereicht wurden, schafften das tödtliche Gift aus seinem Magen weg. Indeß lag er doch mehrere Stunden hoffnungslos da; aber der HErr hörte gnädig unser Gebet, und wandte huldreich durch seine Wiedergenesung die Vorwürfe ab, welche der Arge auf diesem Wege über uns und des HErrn Werk zu bringen gedachte.

Abends besuchte uns ein Mann, der zu unsern aufmerksamen Schülern gehört, und uns auf eine naive Weise erzählte, wie er kürzlich einer Anzahl von Prie-

stern ihren blinden Irrthum nachgewiesen, und sie ermahnt habe, den allein wahren Gott zu verehren. Jetzt habe er eines unserer Bücher hervorgebracht, und ihnen aus demselben die Lehren des Christenthums dargelegt, welche sie am Ende besser gefunden hätten, als ihren bisherigen Götzendienst. So hat die Wahrheit in diesem schlichten, offenherzigen Manne einen Vertheidiger gefunden; auch konnte ihm seine furchtlose Gutmüthigkeit nicht übel gedeutet werden.

April 19. Die letzte Woche war sehr geschäftvoll, und Chinesen und Peguanen, die sich in unsere Wohnung drängten, ließen uns den ganzen Tag keine Ruhe. Abends gingen wir, um uns zu erholen, auf die Kornfelder hinaus, und wurden an einer Stelle ein Dutzend großer Geier gewahr, welche miteinander einen todten Hund verzehrten, indeß Schaaren von Krähen sie umflatterten. Bei unserer Annäherung ließen sich die Geier keinen Augenblick stören, und kämpften unaufhörlich miteinander voll Eifersucht, es möchte der eine ein größeres Stück vom Raube bekommen, als der andere. Zwar wagten sich die Krähen nicht zum königlichen Mahle hin, aber sie spielten dennoch ihre Schelmenstreiche so gut sie konnten, indem sie den Geiern auf den Rücken hüpften, und sie mit ihren Krallen neckten. Bald ließen sich zwei edle schwarze Adler mit weißen Brüsten aus der Luft herab; als sie aber den Leckerbissen erkannten, wandten sie sich vornehm verschmähend von demselben weg. Diese Vögel haben ein edles, majestätisches Aussehen, während die Geier gegen sie als pöbelhaft und gemein erscheinen.

Den 8. Mai. In der verflossenen Nacht wurden wir durch eines der fürchterlichsten Gewitter vom Schlafe aufgeweckt, die ich je im Morgenlande gesehen habe. Ein Donnerschlag auf den andern, von den feurigsten Blitzen begleitet, rollte über unsern Häuptern weg, und die Schläge waren so schnell und erschütternd, daß es

schien, als ob Hunderte von Kanonen auf einmal neben unserer Wohnung abgefeuert würden. Der ganze Himmel schien sich gewaltsam zu zerreissen. Alles umher war in schauerlicher Bewegung, und erinnerte uns an den Tag des Gerichts, wenn der Zorn des Allmächtigen über die Gottlosen sich ergießen wird. Unsere Wohnung zitterte auf ihren hölzernen Pfeilern, und drohte jeden Augenblick den Zusammensturz. Ich gedachte meiner Sünden und der Sünden dieses Volkes, und flehte zum HErrn, daß Er uns verschonen und diesem thörichten Volke Zeit zur Buße schenken wolle.

Mai 14. Da meine Gesundheit immer wankender wird, und die Kräfte des Leibes und der Seele sichtbar dahinschwinden, so entschloß ich mich mit freudiger Unterwerfung unter den Willen Gottes nach Singapore zurückzukehren. Es gereicht mir dabei zu großem Trost, daß ich meinen geliebten Bruder und Mitarbeiter Gützlaff wohlgemuth und gesund in kräftiger Wirksamkeit für das Werk des HErrn hier zurücklassen darf. Obgleich mitten unter diesem Heidenvolke allein stehend, wird ihn doch, wie ich gewiß glaube, der HErr mächtig unterstützen, und ihm in seiner Einsamkeit ein gedoppeltes Maaß seiner himmlischen Tröstungen zufließen lassen, wie wir sie vom Anfang an reichlich miteinander genießen durften.

Fünfter Abschnitt.

Gützlaffs Beobachtungen während eines dreijährigen Aufenthaltes in Siam.

Ueberblick der Missionsarbeiten daselbst; ihre Hoffnungen und Hindernisse. Der Budhismus. Die königliche Familie in Siam. Eindruck des Christenthums auf Vornehme und Niedrige unter dem Volke. Fruchtbarkeit des Bodens. Eingeborne Christen. Chinesische Ansiedler in

Siam. Die Peguanen. Die Malayen in Siam. Die Mauren. Die Laoesen. Krieg mit Laos.

Während meines beinahe dreijährigen Aufenthaltes in Siam (vom August 1828 bis Mai 1831) so erzählt Missionar Gützlaff, hatte ich das große Vergnügen, die Vorurtheile der Eingebornen sichtbar dahinschwinden zu sehen, und mit Freude wurde ich gewahr, wie unter den verschiedenen Völkern, welche Siam bewohnen, ein weites Feld zur Pflanzung des Christenthums sich aufschloß. So lange die chinesischen Handelsschiffe im Hafen von Bankok lagen, brachte ich die meiste Zeit damit zu, mich der leiblichen und geistlichen Bedürfnisse ihrer zahlreichen Seeleute anzunehmen. Wir durften besonders im letzten Jahr einen reichen Segen gewahren, den unser göttlicher Erlöser auf unsere Arbeit legte. Das Verlangen nach Büchern, das eifrige Fragen nach Wahrheit, sowie die freundschaftliche Begegnung, die uns von allen Seiten entgegen kam, waren eben so viele erfreuliche Zeichen, daß Gottes Huld mit unsern schwachen Bemühungen war. Das Uebersetzungswerk ging rasch vorwärts; auch fanden wir Zeit und Gelegenheit, die den Europäern bisher unbekannte Sprache der Siamesen in einer Sprachlehre zu ordnen, und unsere sprachlichen Forschungen über dieselbe in einigen Bänden zusammen zu fassen, welche, wie wir hoffen, als Manuscript den nachkommenden Missionarien fördernde Dienste leisten werden. Mehrere der Eingebornen ließen sich von uns im Christenthum unterrichten, wozu Einzelne vielleicht bloße Wißbegierde, Andere aufrichtiges Verlangen nach dem Heil ihrer unsterblichen Seele bewogen haben mag; auch legte Einer derselben ein öffentliches Bekenntniß zum Christenthum ab.

Anfangs verbreitete unsere Erscheinung einen allgemeinen Schrecken im Lande umher. Aus Vorhersagungen der Balibücher (ihrer heiligen Schriften, die in der Balisprache geschrieben sind) war es wohl bekannt,

daß vom Westen (Europa) her eine gewisse Religion den Budhismus (die Landesreligion des Budhu) überwinden werde; und kaum hatten die Anhänger der westlichen Religion (die Engländer) einen Theil des Reiches Birma erobert, so verbreitete sich alsobald unter dem Volke die Besorgniß, daß der religiöse Glaube derselben sich eben so siegreich in Siam beweisen werde. Nach und nach legte sich die Furcht; sie kam aber plötzlich wieder zum Vorschein, als christliche Schriftchen, welche Missionar Judson in birmanischer Sprache verfaßt hatte, nach Bankok gebracht wurden, in welchen die Behauptung ausgesprochen wurde, daß das Evangelium der Christen in kurzer Zeit alle falschen Religionen überwinden werde. Nun wurde von allen Seiten gefragt, welches die bestimmte Zeit sey, in welcher dieß geschehen solle. Die Stellen unserer heiligen Schriften, welche wir zur Bekräftigung dieses allgemeinen Sieges des Reiches Christi ihnen vorlegten, fanden eine ernstliche Erwägung, und nur wenige Einwürfe wurden gegen sie vorgebracht. Um diese Zeit blickten die Siamesen mit großer Besorgniß nach der Parthei hin, welche die Engländer in dem damaligen Kriege zwischen ihnen und dem Königreiche Quedta auf der Westseite der Halbinsel Malacca nehmen würden. Als der König zuerst vernahm, daß sie neutral bleiben würden, rief er aus: „Jetzt sehe ich endlich, daß etwas Wahres am Christenthum ist, das ich bisher für sehr zweifelhaft hielt.“ Diese günstige Meinung des Königs hatte von jetzt an einen großen Einfluß auf das freundliche Benehmen des Volkes gegen uns, und die Folge davon war, daß wir nun zu Personen von allen Ständen den Zutritt bekamen. Unter solchen Umständen wäre es thöricht gewesen, das Land zu verlassen, hätte nicht der verborgene Rath unsers Gottes mich durch eine schwere Krankheit genöthigt, auf einer Reise nach den Seeküsten von China meine Erholung zu suchen. Ein heftiger Schmerz in meiner linken Seite, mit

Kopfweh, großer Schwäche und Mangel an Eßlust verbunden, warf mich aufs Lager hin. Wie sehr ich auch versuchen mochte, meine starke Körperkraft zusammenzuraffen, so mußte ich doch wahrnehmen, daß ich täglich mit unaufhaltsamen Schritten dem Grabe zueilte, das auch wirklich bereits für mich bestellt war.

Wie erfreulich auch unsere Aussichten waren, so lagen doch auf der andern Seite mächtige Hindernisse im Wege, welche sich dem Ziel unserer Arbeit, der Rettung unsterblicher Seelen entgegenstellten. Die Siamesen sind ein gar wankelmüthiges Volk; nicht selten fassen sie mit großem Eifer heute eine Meinung auf, welche sie schon morgen gänzlich fahren lassen. Ihre Freundschaft ist unzuverläßig, und die Zuneigung, welche Viele zu dem Evangelium, als dem Worte des Lebens, zu Tag legten, hatte selten eine tiefe Wurzel in der Aufrichtigkeit ihres Herzens. Obgleich alle Religionen in Siam geduldet werden, so ist doch der Budhismus die Religion des Staates, und alle öffentlichen Einrichtungen zielen dahin ab, diesen Aberglauben zu befördern. Dieses schauerliche Lügengewebe, welches allein in den verschobenen Gemüthern einiger spekulativen Köpfe Europas noch seine Lobpreisungen finden kann, zieht unaufhaltsam den Geist und das Leben seiner Anhänger in die Finsterniß hinab. Es war uns gestattet, in den Tempeln des Götzen Budha das Evangelium zu verkündigen, und seine zahlreichen Priester ließen sich häufig in Unterredungen mit uns ein; aber ihre Herzen waren durch und durch gegen die göttliche Wahrheit verhärtet.

Nach dem offenen Bekenntniß, welches einer der siamesischen Oberpriester mir machte, ist die Religion des Budha eine vollständige Leugnung Gottes, ein roher Atheismus. Nach ihr besteht die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit darin, daß das persönliche Seyn des Menschen gänzlich zernichtet wird und aufhört. Das Leben in träger Ruhe zu genießen, ist die

Bestimmung des Menschen; und seine einzige Hoffnung besteht darin, daß er bis zum Zeitpunkte seiner gänzlichen Zernichtung von einem Geschöpfe in das andere wandert. Leicht läßt sich zum Voraus vermuthen, welch einen Einfluß diese Lehren auf die sittliche Bildung der Priester und des Volkes äußern müssen, und dieß um so mehr, da jede Mannsperson in Siam wenigstens für einige Jahre Priester zu werden pflegt, um diese Lehren zu studieren. Von dem Könige an bis zu dem Geringsten seiner Unterthanen herab ist Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit der Grundcharakter ihres Sinnes. Der Erstere brüstet sich damit, durch seine tugendhaften Handlungen in einem frühern Daseyn seine königliche Würde verdient zu haben; indeß der Andere die volle Zuversicht ausspricht, in dem Laufe von vielen tausend Jahren von einer Stufe zu der andern und am Ende zu derselben Würde zu gelangen. Schmutzige Unterdrückungslust und Priesterbetrug, mit Armseligkeit und Unreinigkeit verbunden, wird allenthalben angetroffen. Dessen ungeachtet stehen die Siamesen noch auf einer höhern Stufe der sittlichen Bildung, als dieß bei den Malayen der Fall ist; sie sind weder so blutdürstig, noch so unverträglich, wie jene; auch sind viele derselben gegen eine bessere Ueberzeugung nicht gänzlich verschlossen.

Die huldreiche Hand der Vorsehung fügte es also, daß ich wie zu der Hütte des Armen, so auch zum königlichen Palaste einen offenen Zutritt fand, in welchen ich gegen meine Neigung häufig gerufen wurde. Dschau va nui, der jüngere Bruder des verstorbenen Königs und rechtmäßiger Thronerbe, ist ein Jüngling von etwa 23 Jahren, und besitzt einige Anlagen und Kenntnisse, welche jedoch von einem kindischen Wesen verschlungen werden. Er spricht Englisch, schreibt ein wenig, kann einige europäische Kunstfertigkeiten nachmachen, und ist ein entschiedener Freund europäischer Wissenschaften und des Christenthums. Er buhlt um

die Freundschaft eines jeden Europäers, geht frei mit ihm um, und sucht von ihm zu lernen, was er kann. Dieser Fürst wird von der ganzen Nation geliebt, welche durch schwere Abgaben niedergedrückt wird; jedoch besitzt sein älterer Bruder, Dschau va vay, der gerade jetzt Priester ist, noch in höherem Grade die Zuneigung des Volkes. Besteigen sie einmal den Thron, so werden alle Einrichtungen des Landes einer großen, vielleicht nur allzuschnellen Veränderung unterliegen.

Der Sohn des Phra Klang (Minister der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten) besitzt ausgezeichnete Talente, hat aber dabei viel Verschlagenheit, welche ihn furchtbar am Hofe und für Fremde gefährlich machen. Er sieht mit Verachtung auf sein ganzes Volk herab; kriecht aber vor jedem, durch welchen er Einfluß zu gewinnen hoffen darf. Dschau nin, der Halbbruder des Königs, ist ein junger Mann von guten Gaben, welche indeß durch seine Gewohnheit, Opium zu rauchen, sehr geschwächt werden. Kro ma sun ton, der verstorbene Bruder des Königs, war der Mann, durch welchen ich meine Missionszwecke dem König nahe bringen konnte. Oft brachte ich, auf seine Einladung, ganze Stunden im Gespräche über das Christenthum mit ihm zu. Obgleich er selbst ein sehr schlechtes Leben führte, so wünschte er doch seinem Sohne eine Erziehung zu geben, und glaubte das beste Mittel hiezu darin zu finden, wenn die Vornehmsten des Reichs mit der christlichen Lehre bekannt gemacht würden. Auf sein Verlangen schrieb ich ein Buch über das Christenthum; aber er lebte nicht lange genug, um dasselbige zu lesen, denn er wurde im Anfange des Jahres 1831 in seinem Palaste verbrannt. Kro ma kum, ein Schwager des vorigen Königs, ein grausamer alter Mann, sprach mich um ärztliche Hülfe an, und ich nahm Veranlassung, über religiöse Gegenstände mit ihm zu reden. Er fand die christlichen Grundsätze sehr schön; aber er wandte sich nicht zu der Quelle aller

Tugenden, zu Jesu Christo. Wegen eines Geschwüres an seiner linken Seite ließ er mich wieder rufen; allein sein stolzer Sohn verachtete die Hülfe eines Barbaren (Europäers), und der Mann starb bald.

Sogar ein Unfall dieser Art mußte dazu dienen, mich dem gegenwärtigen Könige zu empfehlen, welcher die Europäer gerne an seinem Hofe sieht. Dieser bat mich, sein Reich nimmermehr zu verlassen, sondern in der Eigenschaft eines Arztes eine Offiziersstelle bei der Armee anzunehmen. Paya meh tap, der Oberbefehlshaber des siamesischen Heeres in dem Kriege gegen die Einwohner von Laos, wurde nach seiner Rückkehr aus dem siegreichen Feldzuge von dem Könige aufs ehrenvollste ausgezeichnet, und mit der Beute eines niedergedrückten Volkes bereichert. Als ihn eine schwere Krankheit aufs Lager niederlegte, ließ er mich als Arzt zu sich rufen, und nach seiner Wiedergenesung ließ sich der General zur Belohnung für geleistete Dienste so weit herab, daß ich neben ihn niedersitzen und über verschiedene wichtige Gegenstände mit ihm reden durfte. Paya rak, ein Mann, der wegen seines hinterlistigen Sinnes von dem ganzen siamesischen Adel gehaßt wird, drang in mich, ihm den Inhalt des Evangeliums zu erklären, und da er meine Rede vernünftig fand, so machte er mir ein Geschenk mit einem gedörrten Fische für die Mühe, die ich genommen hatte. Die Mutter des Prinzen Kroma zorim, eine der Gemahlinnen des verstorbenen Königs stellte selbst den Gegensatz des budhistischen Unsinnes gegen die Klarheit des Evangeliums heraus; und ob sie gleich einen Götzentempel und Wohnungen für eine Anzahl von Budhisten-Priester erbauen ließ, welche für ihren jüngst verstorbenen Sohn täglich eine Messe lesen müssen, so trug sie doch kein Bedenken, mit ihrem ganzen Gefolge die neue Lehre zu hören, von welcher ihr am Hofe so viel gesagt worden war. Die Schwester des Paya meh tap ließ mich in der bestimmten Absicht zu sich rufen, ihr die Lehre des

Evangeliums zu verkündigen, welche sie nach ihrem eigenen Ausdruck für die gleiche Lehre wie die wunderbare Geschichte der Jungfrau Maria hielt.

Wenn ich diese Thatsachen aufzähle, will ich blos bemerklich machen, daß ich mit den obengenannten Personen gegen meine Neigung im Verkehr stand; denn es ist eine äußerst lästige Sache, mit dem siamesischen Adel bekannt zu seyn. Häufig pochten sie um Mitternacht an der Thüre unserer Wohnung an, und schickten nach mir zu jeder Stunde, in welcher es ihrem albernen Sinne wohlgefiel. Dabei darf doch zugleich die Bemerkung nicht vergessen werden, daß die Hand Gottes mir auf diese Weise den Weg bereitete, zu ihren Herzen zu reden, und da und dort manche irrige Vorstellung zu berichtigen.

Auch einige Personen aus den untern Volksklassen muß ich hier herausheben, welche unsern Unterricht besser zu benützen wußten, als dieß bei den Edlen dieser Welt in Siam der Fall war. Zwei Priester, der eine ein Lieblingspriester des Königes, der andere ein junger Mann von viel Talent, aber ohne Erfahrung, waren in hohem Grade begierig, sich in den Lehren des Evangeliums gründlich unterrichten zu lassen. Sie kamen bei Nacht, und versäumten über dem Unterrichte selbst ihre gewöhnlichen Priestergeschäfte. Der ältere, ein sehr verständiger Mann, ging immer den Tag über mit seiner Bibel in den Wald, und zog sich dadurch die Ungnade des Königes zu. Auch drang er in seinen jüngern Bruder, sein Vaterland zu verlassen, und nach Europa zu ziehen, um dort eine vollständige Kenntniß vom Christenthum und europäischer Wissenschaft sich zu erwerben, und später der Lehrer seiner verfinsterten Mitbrüder zu werden. Auch ein Priester aus dem Reiche Kambodja war Willens, sich zu diesem Zweck nach Europa einzuschiffen. Am Ende lud mich eine Gesellschaft von Freunden ein, ihnen die Lehre Christi

zu verkündigen, damit sie erfahren möchten, worin die Religion der Pharangen (Franken, Europäer) bestehe.

Siam hat noch nie in dem Grade, in dem es verdient, die Aufmerksamkeit europäischer Menschenfreunde auf sich gezogen. Unstreitig ist es eines der fruchtbarsten Länder, die es in Asien gibt. Unter einer guten Regierung würde es Bengalen weit übertreffen, und Bankok höher stehen als Calcutta; aber die Europäer sind hier bisher immer mit Mißtrauen angesehen, und, wenn es ungestraft geschehen konnte, auf rohe Weise mißhandelt worden. Sie mußten sich alle Arten kleiner Neckereien gefallen lassen, deren selbst der geduldigste Sinn am Ende müde wird, und unerhörte Gewaltthätigkeiten wurden nicht selten gegen sie verübt. Einige Europäer machten der Regierung den Vorschlag, zur Vermehrung ihrer Macht und ihres Reichthums allerlei nützliche Künste, zum Beispiel den Anbau von Kaffee und Indigo, die Verfertigung von Dampfmaschinen, Sägmühlen u. dgl. einzuführen; allein mit Ausnahme eines einzigen Franzosen wurden Alle mit ihren Anerbietungen abgewiesen, und letzterer mußte in Ungnade das Land verlassen, nachdem er den Bau einer Maschine zum Kanonenbohren angefangen hatte. Waren nützliche Werke vollendet, so wurde ihr Werth herabgeschätzt, um der Nothwendigkeit auszuweichen, den Kunstfleiß zu belohnen, und damit die Ueberlegenheit des europäischen Talentes anzuerkennen.

Die allgemeine Vorstellung, welche die Mehrheit des siamesischen Volkes vom europäischen Charakter hat, wurde von einer kleinen Zahl sogenannter Christen hergenommen, welche im Lande geboren, und theilweise von Portugiesen abstammend, vor den Vornehmen im Staube kriechen, und sich zu allen Handarbeiten gebrauchen lassen. Alle Schimpfnamen, mit denen man sie überhäuft, haben diese Leute durch die That verwirklicht. Trunkenheit und Spielsucht sind die Merkmale, an denen man die Meisten derselben leicht erken-

nen kann. Weder Talent, noch Gewerbsfleiß, noch Ehrlichkeit wird bei den Meisten angetroffen. Einen Einzigen lernte ich kennen, dem die letztgenannte Tugend nicht abgesprochen werden kann. Das Bild eines vermeintlichen Christencharakters, das diese Leute dem Volke darstellen, war wohl auch der Grund zu den vielfachen Mißhandlungen, welche die Europäer bis zum letzten Krieg der englisch-ostindischen Compagnie mit dem Kaiser von Birma sich in Siam gefallen lassen mußten. Als der erste brittische Gesandte hier ankam, wurde er schmählich behandelt, weil man den Umfang der englischen Macht noch nicht kannte. Bald hernach eroberten die Engländer die Stadt Rangoon im birmanischen Gebiet; allein der König von Siam wollte es nicht glauben, bis sein eigener Abgeordneter, den er deßhalb sandte, ihn von dieser Thatsache versicherte. Noch blieb das Herz des Königs über den Ausgang des Krieges mit den unüberwindlichen Birmanen zweifelhaft. Nur ungerne hörten die Siamesen von den Siegen ihrer brittischen Verbündeten, obgleich sie dadurch von den Verheerungen der Birmanen geschützt wurden, welche unfehlbar die Spitze des Schwertes gegen sie gewendet haben würden, hätten die Britten diese ihre unversöhnlichen Feinde nicht besiegt.

Aber der kindische Nationalstolz der Siamesen, welche sich, die Chinesen und Birmanen etwa ausgenommen, für das größte Volk auf der Erde halten, ist gebeugt, und die Furcht vor den Engländern hat nun eine bessere Behandlung der Europäer im Lande zur Folge gehabt. Je mehr ihre geistige Ueberlegenheit bekannt wird, desto mehr buhlen die Großen um die Freundschaft der Einzelnen, ahmen ihre Sitten nach, und lernen ihre Sprache. Engländer wie Amerikaner sind jetzt in ihrem Verkehre mit dem Volke auf keinerlei Weise gehindert, und genießen nunmehr dieselben Vorzüge, deren sich die am meisten begünstigte Nation, die Chinesen, rühmen können.

Die Eingebornen Chinas kommen in großen Schaaren von Dschau dschau fu, dem östlichsten Theile der Provinz Canton her; die Meisten derselben sind Ackerbauern, während ein anderer Stamm aus dieser Provinz, die Käh genannt, hauptsächlich aus Handwerkern besteht. Auswanderer von der chinesischen Insel Hainan sind meist Hausirer und Fischer, und machen vielleicht die ärmste aber lebenslustigste Klasse der Einwohner aus. Sie haben ein Vergnügen daran, in elendem Schmutz dahin zu leben, und sind ängstlich darauf bedacht, den niedrigsten Gebräuchen der Siamesen sich anzuschmiegen. Da die losen, seichten Religionsgrundsätze der Chinesen von denen der Siamesen sich nicht wesentlich unterscheiden, so sind die erstern bald geneigt, die religiösen Gebräuche der letztern zu den ihrigen zu machen; haben sie Kinder, so schneiden diese häufig ihre Zöpfe ab, und werden eine Zeit lang siamesische Priester. Es währt nur wenige Generationen, so schwinden die Unterscheidungs-Merkmale des chinesischen Charakters gänzlich hinweg, und sie werden völlig in Siamesen umgewandelt.

Leuten dieser Art ist nichts so willkommen, als wenn ihnen der König einen Ehrentitel verleiht, was gemeiniglich geschieht, wenn sie großen Reichthum erworben, oder einige ihrer Landsleute betrogen haben. Von jetzt an sind sie Sklaven des Königes geworden, und werden oft lebenslang in Ketten gelegt, wenn sie der Regierung irgend einen Dienst versagen. Ungeachtet der schweren Abgaben, die auf ihren Gewerbsfleiß gelegt sind, arbeiten sie vom Morgen bis in die Nacht, und füttern ihre grausamen Obern, die es unter ihrer Würde halten, ihr tägliches Brod durch eigenen Fleiß zu erwerben.

Große Schaaren der Feldbauer in Siam sind Peguanen. Dieses Volk wurde vormals von seinem eigenen Könige regiert, welcher glückliche Kriege gegen die Birmanen und Siamesen führte; nachdem aber die

Einwohner dieses Landes von ihren Nachbarn, den Birmanen und Siamesen überwältigt wurden, sind sie jetzt die Sklaven beider geworden. Die Peguanen sind ein kräftiger Menschenschlag, sehr arbeitsam, offenherzig in der Unterhaltung, und heiter im Umgang; der neue Palast, den der König von Siam erbaute, ist von ihren Händen aufgerichtet, zum Zeichen der Huldigung, womit sie dem Herrn des weißen Elephanten ergeben sind. Ihre Religion ist dieselbe, wie die der Siamesen; wenige Völker der Erde sind für die Aufnahme des Evangeliums so zubereitet, wie dieses Volk; aber leider haben bis jetzt christliche Menschenfreunde in Europa gerade ihnen noch nicht die geringste Aufmerksamkeit zugewendet.

Die Siamesen sind gewohnt, Birmanen zu stehlen, und sie zu Sklaven zu machen; obgleich die Engländer in der letzten Zeit diesem frevelhaften Beginnen nicht ganz ohne Erfolg in den Weg getreten sind, so finden die Siamesen doch noch immer ihres Herzens Freude an demselben. Mehrere tausend Birmanen leben im Lande, welche auf diese Weise zu Sklaven gemacht worden sind, und jetzt härter als alle übrigen Unterthanen arbeiten müssen; sie werden grausam behandelt, und erhalten kaum das Nöthigste, um ihr armseliges Leben zu fristen.

Wohl sind es unter den übrigen benachbarten Völkerstämmen, welche unter siamesische Herrschaft gekommen sind, die Malayen allein, welche durch diese Veränderung gewonnen haben. Auch diese werden größtentheils als Sklaven oder Pächter großer Landesstrecken gehalten, welche sie mit viel Sorgfalt anbauen; meist büßen sie, wie fast jeder andere Volksstamm in Siam, ihren Nationalcharakter ein, werden gewerbsthätig, schmiegen sich an die Sitten der Siamesen an, und erwerben ein kleines Eigenthum. Mit Ausnahme von ein Paar Hadschis (muhamedanische Heilige) haben die

Malayen keine Priester; aber diese üben eine unbedingte Herrschaft über ihre Anhänger aus, und verstehen sich auf die Kunst, Reichthümer zu erwerben, ohne deßhalb den Ruf eines Heiligen einzubüßen. Diese Hadschis lehren auch den Koran, und haben meist viele Schüler, welche jedoch nicht viel lernen, und lieber erwählen, den Turban wegzuwerfen und zum Heidenthum zurückzukehren, als ihren geistlichen Führern zu folgen.

Auch einige Mauren (nordafrikanische Araber) wohnen im Lande, und werden von den Siamesen vorzugsweise Käh (Fremdlinge) genannt, obgleich die Meisten im Lande geboren sind. Ihr Häuptling besitzt die höchste Ehrenstelle bei dem König; der frühere war das Sprachorgan, durch welches Leute aus den niedern Volksständen ihre Anliegen zu dem königlichen Ohr bringen konnten. Da es unter der Würde eines so hohen Monarchen, wie seine siamesische Majestät ist, gehalten wird, daß er dieselbe Sprache wie seine Unterthanen rede, so besteht das Amt dieses Mauren darin, die einfachen Ausdrücke der Bittenden in ein sinnloses Prachtgewand einzukleiden, damit die Ansprache an einen so mächtigen Gebieter den Lobpreisungen ähnlich sey, welche der Priester dem Götzen Budha macht. Als Sprachorgan hat es indeß der Mann in seiner Gewalt, die Sachen so vorzustellen, wie sein eigener Vortheil gebietet; auch weiß er immer von diesem Vorzuge ergiebigen Gebrauch zu machen. Wohl wird daher kein Mensch in Siam von den Vornehmen so sehr gehaßt und gefürchtet, wie er; auch besitzt keiner wie er einen so gebieterischen Einfluß auf die Beschlüsse des Königs. Alle übrigen Mauren sind entweder seine Vasallen, oder sie stehen in seinem Dienste, und bilden zusammen einen Körper verschlagener Handlanger; obgleich Muhamedaner, tragen sie doch kein Bedenken, heidnischen Festen beizuwohnen, und den zügellosen Gebräuchen der Siamesen sich hinzugeben.

Als Missionar und Arzt kam ich in Berührung mit dem Volke von Laos, das sich die Schanen nennt, und in Europa kaum bekannt ist. Dieses Volk, das einen großen Theil der östlichen Halbinsel von den nördlichen Grenzen Siams an, längs der Grenzen von Cambodja und Cochin-China auf der einen, und des Reiches Birma auf der andern Seite bis zu den westlichen Grenzen von China und Tonkin einnimmt, theilt sich selbst nach seiner Hautfarbe in weiße und schwarze Laoesen ein. Sie bewohnen, dem größern Theile nach, hohe Gebirgs-Gegenden, bauen den Boden, oder treiben die Jagd, und leben unter der Herrschaft vieler kleiner Fürsten, welche nunmehr von Siam, Birma, Cochin-China und China abhängig sind. Obgleich ihr Land an kostbaren Erzeugnissen aller Art Ueberfluß hat, und namentlich reiche Goldminen besitzt, so ist doch das Volk arm, und ihre Lebensweise noch elender, als die der Siamesen, mit Ausnahme derer, welche unter der Gerichtsbarkeit Chinas sich befinden. Zwar sind sie im Besitze einer eigenen Literatur, mit der sie sich aber nur wenig beschäftigen, und welche auch keineswegs eine Quelle der Erkenntniß genannt werden kann; ihre besten Bücher sind Erzählungen aus dem täglichen Leben in Prosa, oder fabelhafte Mährchen von Riesen und Unholden. Ihre religiösen Bücher in der Bali-Sprache, welche die ausschließende Religions-Sprache des Budhismus ist, werden von ihren Priestern wenig verstanden; auch sind diese Priester fast durchgängig Leute, welche sich nur durch ihre Unwissenheit auszeichnen. Obgleich ihr Land als die Wiege des Budhismus in diesen östlichen Gegenden betrachtet werden kann, indem innerhalb seiner Grenzen die meisten Fußstapfen des hochgefeierten Samo Nakodum, wahrscheinlich des ersten Missionars dieser heidnischen Religionsweise, angetroffen werden, so stehen doch die zu Ehren des Budha aufgebauten Tempel den Götzentempeln in Siam

weit nach; auch sind die Laoesen lange nicht so abergläubig, als ihre Nachbarn sind. Ihre Sprache ist weich und melodisch, und dabei reich genug an Wörtern, um ihre Gedanken auszudrücken.

Die Lebensweise der Laoesen ist unreinlich. Sie sind lustiger Gemüthsart, sorgenlos für den kommenden Tag, und große Liebhaber von Musik und Tanz. Jeder Edelmann hält eine Anzahl tanzender Knaben, welche mit ihrem Possenspiel ihren Herrn unterhalten, während die Musik ihre seltsamen Sprünge begleitet.

Die südlichen Distrikte des Landes führen einen lebhaften Handel mit Siam, wohin die Einwohner auf langen mit Gras bedeckten Booten ziehen, und die Erzeugnisse ihres Landes, so wie Elfenbein, Gold, Tigerhäute, Rauchwerk u. s. w. einführen, und dafür europäische und indische Waaren einkaufen. Dieser Handel gab im Jahr 1827 Anlaß zu einem Kriege mit den Siamesen, in welchem einer ihrer Könige nebst seiner Familie auf eine grausame Weise das Leben einbüßte. Auf diese Weise ist das königliche Geschlecht der schwarzen Laoesen nunmehr gänzlich vertilgt, das Land verwüstet, etwa hunderttausend Landleute wurden als Gefangene in verschiedenen Theilen Siams umher zerstreut, und das eroberte Landesgebiet unter die unmittelbare Herrschaft des siamesischen Königes gebracht, welcher nunmehr das Land mit andern Völkerstämmen zu bevölkern sucht, während der größere Theil des Adels, welcher gegen Siam in den Krieg gezogen war, in den geräumigen Hallen der Samplung-Pagode am Ufer des Menam-Flusses gefangen gehalten wird. Dort machte ich ihnen einen Besuch, und fand sie ausnehmend niedergeschlagen; aber offen und höflich in ihrem Benehmen. Sie hoffen, im Vertrauen auf die Gnade des Königes von Siam, welcher selbst alsdann zu verzeihen pflegt, wenn keine Beleidigung stattgefunden hat, in ihr Vaterland zurückgesendet zu werden.

Obgleich die Laoesen im Allgemeinen auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehen, so sind doch diejenigen Volksstämme, welche die meist unzugänglichen Gebirge bewohnen, noch weit hinter den Uebrigen zurück. Einer der friedlichsten dieser Stämme sind die Käh's. Die Laoesen haben ebenso, wie die Siamesen, die Gewohnheit, Menschen zu stehlen, und brachten viele Leute dieses Stammes als Sklaven nach Bankok. Hier kam ich mit mehreren derselben in Berührung, welche mir erzählten, daß ihre Landsleute friedlich und sorgenlos auf ihren Bergen leben; nur so viel Reis pflanzen, als sie für ihren eigenen Gebrauch bedürfen; daß sie ohne Religion und Gesetze in einem Zustande der Geselligkeit dahin leben, welcher über den Zustand der in großen Heerden in der Wildniß sich umhertreibenden Elephanten nicht viel erhaben ist. Dennoch zeigt sich viel Empfänglichkeit für Bildung unter diesen Leuten, welche unter der Pflege eines verläugnungsvollen und beharrlichen Dieners Christi durch die Predigt des Evangeliums gewiß nicht minder als die wilden Bewohner von Tahiti oder Hawaji für das Reich Gottes erzogen werden könnten.

Sechster Abschnitt.

Gützlaffs Bemerkungen über Siam. Die Kameh's. Das Reich Cambodja und seine Bewohner. Anam oder Cochin-China. Erste Einführung des Christenthums in Siam. Arbeit der französischen Missionarien daselbst. Handlung und Schifffahrt. Chinesische Matrosen. Ihr götzendienstlicher Aberglaube. Verkehr mit China. Frühere Bekehrungsversuche in China. Geschichtlicher Ueberblick des vorbereitenden Missionswerkes für das chinesische Volk.

Unter den verschiedenen Völkerstämmen, welche Siam bewohnen, sind auch die Kameh's oder die

Eingebornen von Cambodja zu nennen. Die Geschichte dieses Landes, das an der südöstlichen Grenze von Siam liegt, reicht unstreitig in ein höheres Alterthum hinauf, als dieß bei der Geschichte der Nachbarstaaten desselben der Fall ist. Der Name Cambodja kommt bereits in der Ramayana, einem berühmten Heldengedichte der Sanskritsprache, und andern alten Gedichten Indiens vor; und in den ältesten Geschichten Cambodja's wird Hindostan als die Wiege des Budhismus genannt. Die Sprache der Cambodscher ist wesentlich von der siamesischen verschieden; sie ist viel rauher und härter als diese, besitzt aber auch zugleich einen viel größern Reichthum an Wörtern. Ihre Literatur ist sehr ausgebreitet, und ihre Bücher sind in der sogenannten Kom-Schrift geschrieben, welche von den Siamesen nur beim Abschreiben der heiligen Bali-Bücher gebraucht wird. Die meisten ihrer Bücher, und mit Ausnahme ihrer Gesetzbücher und Geschichten, und vielleicht alle, sind Gedichte. Sie handeln gemeiniglich von sehr bedeutungslosen Dingen, wiederholen sich immerdar, und ihre Darstellung ist ausnehmend kindisch; auch ein geographisches Werk habe ich in Cambodja gefunden, das vor einigen Jahrhunderten verfaßt wurde, und in seinen Angaben richtiger ist, als irgend ein chinesisches Werk dieser Art.

Lange Zeit wurde Cambodja von seinen eigenen Königen regiert, bis vor nicht gar langer Zeit die Zwietracht zwei Brüder veranlaßte, die Waffen gegen einander zu ergreifen. Cochin-China und Siam benützten beide diese Streitigkeiten, und theilten das Land unter sich, während Einer der Landesfürsten nach Cochin-China, und drei Andere nach Siam flohen. Mit zwei der letztern bin ich bekannt geworden, und der dritte ist gestorben. Noch hegen sie die Hoffnung, ihr Land werde ihnen zurückgegeben werden, da sie nichts begangen haben, das seines Verlustes werth wäre. Der Jüngere dieser beiden Fürsten ist ein Mann von Talent,

und bildungsfähig; aber dabei zu kindisch, um die Gelegenheiten zu benützen, welche sich ihm zu seiner Ausbildung darbieten. Die Cambodscher sind bald kriechend, bald grob, selbstsüchtig und trotzig, und gleich wieder gefällig und dienstfertig, je nachdem die Umstände es erfordern. Sie stehen indeß der Belehrung offen, und könnten leicht weiter gebracht werden. Unter dem männlichen Geschlechte gibt es viele wohlgebildete Gestalten, aber das weibliche Geschlecht hat durchgängig ein sehr gemeines Aussehen. In Hinsicht auf Schmutz und Armseligkeit stehen sie auf der gleichen Stufe mit ihren Nachbarn, so wie sie ihnen auch an Trägheit nicht nachstehen. Sie treiben fast keinen Handel, einige Seidenstoffe ausgenommen, welche sie selbst verfertigen; jedoch streitet die Erzeugung von Seide mit den Vorschriften des Budha, weil das Leben des Seidenwurmes dabei gefährdet ist. Gleich den kriechenden Hunden stundenlang vor ihren Vornehmen auf den Knien zu liegen, die Betelnuß zu kauen, und in ihrer rauhen Sprache mit einander zu schwatzen, ist die angenehmste Unterhaltung dieses Volkes.

Die Landschaft Cambodja wird von dem Menamstrom bewässert, einem großen Strome, welcher in Tibet entspringt; so wie die südliche Abdachung von Siam, so ist auch hier das Land niedrig und fruchtbar, und dabei zahlreich bevölkert. Der vornehmste Handelsplatz ist Lukinui, wie ihn die Eingebornen nennen, das Saigon der Europäer. In den Umgebungen dieses Ortes wohnen viele chinesische Einwanderer, welche unter der Gerichtsbarkeit von Cochin-China mit Singapore und den nördlichen Seehäfen Chinas einen lebhaften Handel, hauptsächlich in Betelnüssen und Seidenwaaren führen. Die Hauptstadt des Landes, Cambodja, ist von einer Mauer umgeben, die ein hohes Alterthum hat. Das Land selbst ist in hohem Grade angebaut, obgleich nicht in dem Umfange, in dem es des Anbaues fähig wäre; denn da die Einwohner sich mit ein wenig Reis

und getrockneten Fischen begnügen, so ist es ihnen nicht angelegen, ihre Lage durch Gewerbsfleiß zu verbessern. Cambodja ist bis auf diese Zeit der Gegenstand vieler Feindseligkeiten zwischen Siam und Cochin-China gewesen, indem beide ihre Herrschaft über das ganze Land auszubreiten versuchen. Erst noch im Jahr 1818 lief eine Chochin-chinesische Flotte von Kuknut aus ins Meer, um die Cambodja-Küste gegen eine Landung der Siamesen zu vertheidigen, während zu gleicher Zeit die Cambodscher jedes Mittel versuchten, ihre frühere Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, und ihre Unterdrücker, die Cochin-Chinesen, aus dem Lande zu jagen.

Cochin-China oder Anam, das seit der letzten Revolution mit Tonkin verbunden ist, hat von jeher das Reich Siam mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Vormals war das Land durch bürgerliche Streitigkeiten getheilt; als aber ein französischer Bischof demselben eine neue Verfassung gab, und unter der Regierung des Kung Schung seine Hülfsquellen erweiterte, so vermochte Anam dem Uebermuthe der Siamesen Trotz zu bieten. Selbst als später der französische Einfluß aufhörte, und das Land in seine frühere Schwäche zurückfiel, fuhren die Cochin-Chinesen fort, mit Eifersucht auf Siam hinzublicken. Unstreitig würde dieses Volk unter den morgenländischen Nationen eine höhere Stelle einnehmen, wenn es nicht durch seine despotische Regierung zerdrückt wäre. Die Anamesen sind muntere, verständige und lernbegierige Leute, dabei aber unreinlich und träge. Diese Erschlaffung ihres Wesens hat größtentheils ihren Grund in der tyrannischen Behandlung der Regierung, welche ihre Unterthanen nöthigt, den größern Theil des Jahres hindurch für sie zu arbeiten. Auf chinesische Wissenschaft legen sie einen hohen Werth. Ihre geschriebene Sprache unterscheidet sich wesentlich von der Sprache, welche sie reden. Letztere ist der Sprache der Cambodscher ähnlich, indeß die

erstere mit der Mundart, welche auf der Insel Hainau gesprochen wird, große Aehnlichkeit hat.

Noch ist übrig, über die Einführung des Christenthums in Siam Einiges zu bemerken. Als die Portugiesen im Jahr 1622 zuerst ins Land kamen, fingen sie alsobald an, ihre Religion unter den Einwohnern zu verbreiten. Einige Zeit später kamen auch französische Missionarien ins Land; diese versprachen sich von dem Beistande eines gewissen Faulcon aus Cephalonia einen großen Erfolg, und vermehrten in demselben Grade die Zahl ihrer geschickten Arbeiter, als eine französische Gesandtschaft Einfluß am königlichen Hofe gewann. Zwei ihrer Missionarien ließen sich sogar das Haupt scheeren, und bequemten sich nach den Gebräuchen der siamesischen Priester, unter dem Vorwande, die Bali-Sprache von denselben zu erlernen; als aber der obengenannte Faulcon als Landesverräther entdeckt und ums Leben gebracht, auch bald darauf die Franzosen weggejagt wurden, verminderte sich alsobald die Zahl ihrer Neubekehrten. Zwar haben die französischen Missionarien bis auf diesen Tag ihre Stellung im Lande behauptet, kamen aber von Zeit zu Zeit in große Noth, und wurden häufig ins Gefängniß geworfen. Es ist auffallend, daß die römischen Missionarien in Siam zu keiner Zeit bedeutende Bekehrungen unter dem Volke zu machen vermochten, da doch unter andern Völkern des Ostens die Schaaren ihrer Neubekehrten schnell anzuwachsen pflegten. Nur eine kleine Anzahl von Einwohnern, und zwar meist Abkömmlinge der Portugiesen, machen ihre Heerde aus; dennoch besitzen sie zu Bankok vier Kirchen, und eine zu Schantibun, auch wurde kürzlich zu Schuttaya, der alten Hauptstadt, eine kleine Kirche von ihnen aufgebaut. Doch würde dieses Alles von geringer Bedeutung seyn, wären nur einzelne Einwohner durch die Kraft des heiligen Geistes zur lebendigen Erkenntniß ihres Gottes und Heilandes geführt worden. Aber auf eine solche Veränderung des Her-

zens und Lebens scheinen es diese geistlichen Führer nur wenig angetragen zu haben. Anhänger für den päbstlichen Stuhl zu gewinnen, war ihre Hauptaufgabe, und ihre Arbeit bestand demnach fast blos in der Abrichtung ihrer Anhänger zu äußerlichen Formen und Gebräuchen. So sank der Christenname zu tiefer Schmach herab, und ich möchte ernstlich wünschen, daß niemals Bekehrungen dieser Art gemacht worden wären.

Die Arbeiten der protestantischen Mission im Lande waren bis jetzt nur vorbereitend, und befinden sich erst in ihrem kleinen, geringen Anfange. Indeß wurde die Aufmerksamkeit der verschiedensten Volksklassen, welche Siam bewohnen, allgemein auf die Sache des Christenthums hingelenkt, und wir dürfen mit Zuversicht der stillen Annäherung der glücklichen Zeit entgegen blicken, in welcher auch die Siamesen ihre Hände nach dem Heiland der Welt ausstrecken werden.

Ein an Produkten so reiches Land, wie Siam, bietet ein weites Feld für kaufmännische Unternehmungen dar. Am stärksten ist der Handelsverkehr, welcher zwischen Siam und China getrieben wird. Die chinesischen Handelsschiffe kommen hauptsächlich von der Insel Hainan, von Canton, Soakah, Amoy und andern chinesischen Seestädten vom Februar bis zum Anfange des Aprils in Bankok an, und ziehen mit ihren Ladungen vom Mai bis Juli wieder nach Hause. Die Zahl derselben mag sich auf achtzig größere Schiffe belaufen. Sie haben gewöhnlich einen Kapitain, welcher zugleich Waarenaufseher des Schiffes ist, und den Verkauf und Einkauf der Waaren besorgt. Die Leitung des Schiffes ist dem Steuermann (Ho dschang) anvertraut. Sein Geschäft ist, bei Tag und Nacht die Ufer und Vorgebirge zu beobachten; so steht er unaufhörlich auf dem Verdeck, und ist selbst gewohnt, stehend zu schlafen. Nicht nur die Führer des Schiffes, sondern auch die Matrosen haben ihren Theil am Unternehmen, und jeder Einzelne treibt sein eigenes Handelsgeschäft an

jeder Stelle, wo das Schiff landet. Gewöhnlich sind es keine gelernten Schiffsleute, sondern Abentheurer, welche die Heimath verlassen müssen, um in der Fremde ihr Durchkommen zu suchen. Ein jeglicher von ihnen will Führer des Schiffes seyn, und wenn etwas geschehen soll, so heult einer dem andern sein Kommandowort so lange zu, bis Alles in der größten Verwirrung ist. Hier findet nicht die geringste Subordination Statt, auch geschieht Alles so unreinlich und rücksichtslos auf Andere, daß die Fahrt auf einem chinesischen Schiffe für einen Europäer eine wahre Plage ist.

Die Fahrt der Schiffe geschieht ohne die Beihülfe irgend einer Seekarte oder mathematischer Berechnungen, allein nach der Beobachtung des Kompasses. Man steuert nur an den Seeküsten hin, und die ganze Kunst des Steuermanns besteht darin, den Lauf des Schiffes nach den nächsten Vorgebirgen zu richten. Zur Zeit der Gefahr verlieren Alle alsobald den Muth, und ihre gänzliche Rathlosigkeit wird häufig die Ursache vom Untergang des Schiffes. Wird ihnen irgend eine Verbesserung vorgeschlagen, so sind sie alsobald mit der Antwort fertig: dieß ist wohl gut; aber wenn wir es thun, so fallen wir in den Verdacht, Barbaren zu seyn.

Am verdrießlichsten ist wohl für den Wanderer auf einem solchen Schiffe der Götzendienst, dessen Gebräuche mit der größten Pünktlichkeit verrichtet werden. Jedes Schiff wird mit dem Bilde der Meeresgöttin Ma tsu po versehen, vor welchem stets eine Lampe brennend erhalten wird; ein Paar häßliche Götzengestalten stehen als Trabanten neben ihrem Schranke, und vor ihr werden einige Theetassen aufgestellt. Die Sorge für die Göttin ist einem Priester anvertraut, welcher nie vor ihr erscheinen darf, ohne sein Gesicht zuvor gewaschen zu haben. Jeden Morgen werden Weihrauchstücke vor ihr verbrannt, und so oft das Schiff ein Vorgebirg erreicht, so wird den Geistern der Berge oder der Luft mit einem geschlachteten Schwein oder Federvieh eine

Opfergabe gebracht. Ist das Opfer zubereitet, so verbrennt der Priester einige Stücke vergoldeten Papiers, fällt mehrere Male nieder, und ruft sodann den Matrosen zu: folget den Geistern! Und nun machen sie sich auf, und verzehren das Opfer. Nie wird ein Segeltuch aufgezogen, ohne zuvor die Gunst der Geister gesucht zu haben; auch kehrt ein Schiff nie nach Hause zurück, ohne daß dem Schutzgotte zuvor ein Opfer gebracht worden wäre. Die Christen sind Knechte des lebendigen Gottes, welcher den Himmel und die Erde erschaffen hat, auf dessen Gebot die Winde und Wellen sich erheben und legen, von dessen Huld unser zeitliches und ewiges Wohl, sowie von seiner Ungnade unser Verderben abhängt: wie viel mehr sollten sie sich nicht bestreben, die Gnade des Allmächtigen zu suchen, und gegen den Geber aller guten Gaben sich dankbar zu erzeigen. Wenn schon die Götzendiener sich von der Gewalt höherer Wesen abhängig fühlen, wenn sie zu ihnen um Schutz und Gelingen aufblicken, und mit der größten Pünklichkeit alle ihre Gelübde gegen sie erfüllen: was sollten nicht Völker thun, welche Christum als ihren Erlöser erkennen. Ehrfurcht gegen den Namen des Allerhöchsten. Vertrauen auf seinen gnadenreichen Schutz, Unterwerfung unter seinen heiligen Willen, frommes Gebet, Dank und Lobpreisung des HErrn sollte in unsern Hütten, sowie auf unsern Schiffen das Steuerruder unsers Lebens führen. Wenn wir dieß nicht thun, so werden einst die Heiden am Tage des Gerichts gegen uns aufstehen, denn sie haben ihren stummen Götzen eifriger gedient, als wir dem wahren und lebendigen Gott.

Die chinesischen Seeleute gehören in der Regel den verworfensten Volksklassen an; der größere Theil derselben sind Spieler, Diebe und Ehebrecher. Sie trinken so lange fort, bis Alles vergeudet ist; sie spielen so lange, bis kein Pfenning übrig bleibt, und darum sind sie ausnehmend arm und verschuldet. Sie betrügen und

werden betrogen, wo es immer möglich ist, und so oft sie in einen Hafen einlaufen, ziehen sie nicht ab, bis der ganze Erlös durchgebracht ist, wenn auch gleich ihre Familien zu Hause im bittersten Mangel leben. Ihre Flüche sind die schrecklichsten, die ich je gehört habe, und ihre Unterhaltungen miteinander gewöhnlich schmutzig und unzüchtig. Wer eine Zeitlang unter diesen Menschen gelebt hat, versteht erst recht, wie es in Sodom und Gomorra zugegangen seyn mag; auch lernt er erst in solcher Lage die Segnungen des Christenthums gehörig schätzen, das selbst in seiner tiefsten Ausartung dennoch ein stärkerer Schlagbaum gegen die lasterhaften Neigungen der Menschennatur ist, als Alles, was menschliche Weisheit je ersinnen konnte.

Seit mehreren Jahrhunderten hat China der römischen Kirche Europa's große Schauplätze der Wirksamkeit aufgeschlossen. Unstreitig haben Einige ihrer ersten Missionarien, welche nach China gesendet wurden, einen Eifer für die Bekehrung der Einwohner zu Tage gelegt, wie wir ihn mehrere Jahrhunderte früher nur in den Zügen der Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande wieder finden. Die Gelehrsamkeit, die Talente, die Fügsamkeit und unermüdete Anstrengung, welche Viele dieser frühern Missionarien auf ihrer schwierigen Laufbahn entfalteten, waren zugleich mit Erfolgen begleitet, welche die Bewunderung der zivilisirten Völker Europa's erregten. Die Kirchengeschichte bewahrt die Zeugnisse ihrer Beharrlichkeit und ihrer Siege. Weit hinter dem in mehrfacher Rücksicht ehrwürdigen Bilde dieser ersten Boten blieben die Sendlinge der spätern Zeit zurück, und ihr Einfluß auf das Volk hat sich auch in hohem Grade vermindert. Obgleich die chinesische Regierung ihre Wirksamkeit unter Androhung der Todesstrafe verboten hat, so haben doch zu jeder Zeit Einzelne dieser Missionarien den Weg nach China gefunden, und sie suchen in unsern Tagen gewöhnlich durch die Provinz Fo kien in das verschlossene Land einzudringen.

Der erste Versuch des protestantischen Europa's, den Millionen China's das Licht des Evangeliums zu bringen, wurde von der Missionsgesellschaft zu London gemacht, welche im Jahr 1795 aufgerichtet wurde. Kaum hatte sie ihr Werk begonnen, so fing sie an, ihre menschenfreundliche Aufmerksamkeit dem chinesischen Reiche zuzuwenden; aber der ungeheure Umfang des Werkes, das sich ihr darbot, die Schwierigkeiten und Gefahren aller Art, welche jeden Versuch unzertrennlich begleiteten, die Sprache dieses Volkes zu erlernen, und die Lehren des Evangeliums unter demselben einzuführen, waren so groß, daß auch der kühne Glaubensmuth der ersten Stifter dieser Gesellschaft vor dem Beginnen desselben zurückbebten. Indessen hielten sie es doch für ihre heilige Pflicht, die ersten Wurzeln und Wege eines solchen Versuches anzubahnen. Herr Robert Morrison wurde hiezu von der Gesellschaft ausersehen; und ohne Begleitung von irgend einem Gehülfen segelte er im Jahr 1807 nach dem fernen Osten ab. Ungewiß, wohin die Hand seines Gottes ihn führen, und ob es ihm gestattet seyn würde, den Boden China's zu betreten, begann er seine schwierige Laufbahn im Vertrauen auf die Kraft dessen, der gesagt hat: siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. In der Instruktion, welche ihm die Gesellschaft auf den Weg mitgab, wird unter Anderm bemerkt: „Wir hoffen, daß es Ihnen gestattet werden dürfte, sich so lange in Canton aufzuhalten, bis Sie sich in der chinesischen Sprache die erforderliche Fertigkeit werden erworben haben. Ist dieß geschehen, so stehen Ihnen mannigfaltige Richtungen offen, durch welche Sie sich Ihren Brüdern in der Welt nützlich machen können. Vielleicht ist Ihnen die Ehre vorbehalten, ein chinesisches Wörterbuch auszufertigen, das umfassender und sprachrichtiger ist, als alle bisherigen sind; oder die noch größere Ehre, die heiligen Schriften in eine Sprache zu übersetzen, welche

von dem dritten Theile der Menschenwelt gesprochen wird."

An der Hand der gnädigen Vorsehung langte Herr Morrison im September 1807 auf den Ufern China's zu Macao an. Ein bis jetzt noch ganz unangebautes Arbeitsfeld schloß sich hier vor seinen Augen auf, das bei seinem ungeheuern Umfange und seinen zahllosen Verwicklungen jedes gewöhnliche Gemüth zurückgeschreckt haben würde. Es waren Schwierigkeiten zu lösen, welche keinen künftigen Arbeiter weiter auf seiner Bahn aufhalten sollen, und ein Werk zu thun, das, wenn es einmal vollendet war, Allen dienen sollte, welche dieselbe Bahn betreten würden. Den großen Endzweck seiner Sendung fest im Auge haltend, setzte nun Missionar Morrison unter kümmerlichen Umständen die Erlernung der chinesischen Sprache fort, die er schon in seinem Vaterlande begonnen hatte, und vertraute auf die Hand dessen, welcher allein durch alle Schwierigkeiten hindurchzuhelfen mächtig genug ist. Durch sorgfältige Vorsicht gelang es ihm, der argwöhnischen Eifersucht der Chinesen zu entgehen, die auf jedem Schritt seine Arbeit zu unterbrechen bereit standen; und durch angestrengte Arbeit alle Hindernisse seiner Aufgabe zu überwinden. Die Selbstverläugnung, welche seine Stellung zu Canton erforderte, und der Ernst, womit er für die Erreichung seines Zweckes alles dienstbar zu machen suchte, geht aus dem Umstande hervor, daß er in einem unterirdischen Gemach mit seinem Lehrer den Tag über mit Lernen zuzubringen pflegte, sich auf chinesische Weise kleidete, jedem Verkehr mit seinen Landsleuten entsagte, und sein sparsames Mittagsmahl mit dem Chinesen genoß, der ihn in der Sprache unterrichtete. Die Vorsicht schien es zu fordern, daß er während dieser Zeit nie auszugehen wagte. Vielleicht ging er hierin zu weit; aber es war immer besser, auf der Seite der gewissern Erreichung seines Endzweckes zu irren. Bald fing seine Gesundheit zu wanken an,

und er sah sich genöthigt, in Begleitung einiger Chinesen beim Mondlicht eine kleine Bewegung zu machen.

Am Schlusse des Jahres 1808 wurde Herr Morrison im Dienste der ostindischen Compagnie als Dolmetscher angestellt, und mit diesem Berufe seine Persönlichkeit sicher gestellt, während er zugleich Gelegenheit genug fand, den großen Auftrag seiner Sendung zu erfüllen. Kaum hatte er mit der chinesischen Sprache die erforderliche Bekanntschaft gewonnen, so fing er an, einem Häuflein von Chinesen, mit denen er bekannt geworden war, Unterricht im Christenthume zu ertheilen. In andern Theilen der großen Heidenwelt ist es gewöhnlich dem christlichen Missionar, sobald er die Volkssprache einmal reden kann, gestattet, auf den Landstraßen, den öffentlichen Marktplätzen, oder an den Pforten der Götzentempel sich hinzustellen, und mit lauter Stimme den versammelten Schaaren die unerforschlichen Reichthümer Christi zu verkündigen. Aber ganz anders war seine Lage beschaffen; denn alles, was er thun konnte und durfte, bestand darin, in einem verborgenen Gemach, bei verschlossenen Thüren, ein Paar lernbegierige Schüler um sich her zu sammeln, und ihnen die Schätze des Heiles in Christo aufzuschließen. Nachdem er beinahe drei Jahre auf diese Weise fortgefahren hatte, wagte er den ersten Versuch, einen Theil der heiligen Schriften drucken zu lassen. Die Abschrift einer chinesischen Uebersetzung der Apostelgeschichte, welche ein römisch-katholischer Missionar in früherer Zeit ausgefertigt hatte, fiel ihm schon in England in die Hände, und nachdem er diese Arbeit, bei wachsender Bekanntschaft mit der chinesischen Sprache, berichtigend durchgesehen hatte, wurde sie von ihm zum Druck befördert. Dieser erste Versuch gelang, und er sah sich durch denselben ermuntert, im begonnenen Werke fortzufahren. Seine nächste Arbeit bestand nun darin, auf die Verfertigung einer chinesischen Sprachlehre Bedacht zu haben.

Nach einem vierjährigen Aufenthalte im Lande wurde Herr Morrison im Jahre 1811 mit der Uebersetzung des Evangeliums Lucä fertig, und dieselbige von ihm zum Druck befördert; auch fing er nun an, einige kleinere, die Hauptwahrheiten des Christenthums darstellende Schriftchen auszuarbeiten, und in Umlauf zu setzen. Da ihm indeß die Uebersetzung der heiligen Schriften in diese Sprache vor Allem auf der Seele lag, so wurde dieses große Werk mit Fleiß und Treue von ihm fortgesetzt. Schon im Jahr 1813 hatte er die Freude, einzelne neue Theile der heiligen Schriften in der Uebersetzung und im Drucke zu vollenden, und die brittische und auswärtige Bibelgesellschaft zu London sah sich veranlaßt, den Druck und die Verbreitung dieser ersten chinesischen Bibelschriften mit einer großmüthigen Gabe von 6000 Gulden zu unterstützen.

Bisher hatte Herr Morrison auf seinem neuen und großen Arbeitsfelde allein dagestanden; aber selbst die zahllosen Schwierigkeiten, mit welchen er in seiner einsamen Stellung kämpfen mußte, 'hatten bewiesen, daß ihre Macht nicht unüberwindlich sey, und daß an die Ausführung einer chinesischen Missionsstation mit Recht gedacht werden durfte. Er suchte demnach bei der Londner Missionsgesellschaft um einen Mitgehülfen seiner Arbeit an, und Missionar Milne wurde im Jahr 1812 zu seinem Gefährten an derselben ausersehen. Begleitet von seiner Gattin kam Herr Milne im Juli 1813 wohlbehalten zu Macao an, und wurde mit der herzlichsten Freude von Herrn Morrison aufgenommen; aber kaum hatte er gelandet, so wurde ihm schon nach drei Tagen von der Eifersucht der römischen Priester daselbst der Aufenthalt verboten, und ein strenger Befehl des portugiesischen Statthalters zu Macao hieß ihn augenblicklich den Hafen verlassen. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergeblich. Missionar Milne sah sich genöthigt, sich von seiner Gattin zu trennen, und nach Canton zu ziehen, wo, wie er sich selbst in

einer interessanten Schrift ausdrückt, er unter den Heiden die Gastfreundschaft fand, welche ihm auf einer christlichen Colonie versagt worden war. Auf Gefahren unter den Heiden hatte er sich zum Voraus vorbereitet, aber eine solche Prüfung hatte er von Seiten einer christlichen Behörde nicht erwartet. Des Rathes und der Hülfe seines ältern Mitarbeiters zu einer Zeit beraubt, wo die Erfahrung und der Unterricht desselben in der chinesischen Sprache ihm so unentbehrlich erschien, setzte er nun allein mit den wenigen Hülfsmitteln, die ihm seine Lage darbot, das Studium dieser schwierigen Sprache fort, bis nach kurzer Zeit sein Mitarbeiter sich zu Canton an ihn anschloß. Drei Monate lang genoß er jeden Vortheil, welchen der Unterricht und die Leitung seines Freundes ihm verschaffen konnte, und jeder Augenblick wurde weise benützt, um in der begonnenen Sprache glücklich vorwärts zu rücken; allein jetzt rief der Beruf seinen Mitarbeiter Morrison wieder nach Macao zurück. Der eifersüchtige Argwohn der chinesischen Behörden machte es nicht rathsam, länger zu Canton zu bleiben, und die Portugiesen verweigerten ihm seine Niederlassung auf Macao. Unter diesen Umständen kamen beide miteinander darin überein, daß Herr Milne eine Reise nach Java und den übrigen vornehmsten Niederlassungen der Chinesen an den Ufern der Malaccastraße machen sollte, um die heiligen Schriften zu verbreiten, und sich nach einem Orte umzusehen, wo unter günstigeren Aussichten die chinesische Mission sich bleibend niederlassen könnte.

Am Schlusse des Jahres 1813 war die Uebersetzung sämmtlicher neutestamentlicher Schriften in der chinesischen Sprache zum Druck fertig geworden. Dieß war das wichtigste Werk, das innerhalb dieser Zeit zum Besten des chinesischen Volkes vollendet worden war. Mit großer Vorsicht und unter mannigfaltigen Besorgnissen von Seiten der eifersüchtigen chinesischen Regie-

rung wurde nun die erste Auflage dieses neuen Testamentes zu zweitausend Exemplaren gedruckt, und auch von einem chinesischen Tractat zehntausend, und einem ausgefertigten kleinen Catechismus in dieser Sprache fünftausend Exemplare von der Druckerpresse verfertigt. Mit dem größern Theile dieser Auflagen schiffte sich im Februar 1814 Missionar Milne nach der Insel Java ein, und bei fünfhundert chinesische Auswanderer, welche nach der Insel Banka zogen, segelten auf demselben Schiffe, unter welchen Missionar Milne das ganze neue Testament in ihrer Muttersprache zum erstenmal auszutheilen die Freude hatte.

Bei seiner Ankunft auf Java wurde Milne von dem menschenfreundlichen holländischen Gouverneur der Insel, dem nunmehr verstorbenen Sir Stamford Raffles, mit wohlwollender Güte aufgenommen. Von dem Rath und Schutz desselben unterstützt bereiste er einen großen Theil der Insel Java, besuchte die hauptsächlichsten Stellen derselben, machte sich mit der Lage und den Gesinnungen der zahlreichen chinesischen Ansiedler daselbst bekannt, und fand unter ihnen für das neue Testament und seine übrigen christlichen Schriften eine freudige Aufnahme. In derselben Absicht besuchte hierauf Missionar Milne die benachbarte Insel Madura. Zu Malacca wurde er von dem dortigen brittischen Residenten Major W. Farquhar liebreich aufgenommen, und nachdem er dort den Zweck seines Besuches erreicht hatte, kehrte er im Herbst 1814 nach China zurück.

Sieben Jahre waren nunmehr vorüber geflossen, seitdem der erste protestantische Missionar an den Ufern China's gelandet hatte. Innerhalb dieser Zeit hatte er in Hoffnung gearbeitet, mit unermüdetem Fleiß das steinigte Brachfeld aufgebrochen, und jede Gelegenheit benützt, den unvergänglichen Samen des göttlichen Wortes auf dasselbige auszustreuen. Manche heilsame

Wahrheit war mitgetheilt, und auch von Vielen mit ernster Aufmerksamkeit angenommen worden; dennoch war bis jetzt kein entscheidendes Ergebniß ans Licht hervorgetreten. Während indeß diese frommen Knechte des Erlösers der Zugänge sich erfreuen durften, welche für die weitere Verbreitung der Erkenntniß Christi in diesen fernen Gegenden des Morgenlandes sich vor ihren Augen aufschloßen, durften sie auch mit Zuversicht der Erwartung sich getrösten, daß sie sich an manchem Herzen als eine Kraft Gottes zur Seligkeit beweisen werde. Die verborgene, aber stets wachsame Eifersucht der chinesischen Regierung, ihre bekannte Feindseligkeit gegen die christliche Religion, so wie das drohende Edikt, welches der Kaiser im Jahr 1812 gegen dieselbe erließ, hatte, wie sich erwarten ließ, manchen Chinesen, der von der Wahrheit des Christenthums überzeugt war, vom öffentlichen Bekenntnisse seines Glaubens zurückgeschreckt. In diesem Jahre sprach ein junger, kräftiger Chinese Tsä a ko, welcher mit der Lehre des Evangeliums bekannt geworden war, sein Verlangen aus, in die segensvolle Gemeinschaft des Volkes Gottes aufgenommen zu werden, und da befriedigende Merkmale seiner wahren Bekehrung an demselben wahrgenommen werden durften, so wurde er auch durch die heilige Taufe der Kirche Christi einverleibt. „Bei einer Wasserquelle, schreibt Missionar Morrison, die an einer abgelegenen Stelle am Fuße eines hohen Hügels, nahe am Meeresufer entspringt, taufte ich ihn auf den Namen des dreieinigen Gottes; möge er die Erstlingsfrucht einer großen Ernte, und Einer von Millionen seyn, welche an den Namen Jesu glauben, und durch diesen Namen selig werden!" Vier Jahre später schied er aus dieser Welt, nachdem er bis zu seinem Scheiden ein seines Christenberufes würdiges Leben geführt hatte.

Außer der bereits genannten chinesischen Sprachlehre fing Herr Morrison an, im Fortgang seiner

Sprachstudien ein chinesisches Wörterbuch vorzubereiten. Die ostindische Compagnie wußte bald den Werth desselben in so hohem Grade zu schätzen, daß sie unverweilt den Druck dieses Wörterbuches beschloß, und im Sept. 1814 kam nun eine Druckerpresse mit den erforderlichen Schriften für diesen Zweck zu Macao an. Da die erste Auflage des Neuen Testamentes innerhalb weniger Jahre vergriffen war, so wurde eine zweite in kleinerem Formate beschlossen, und der Druck dieser Auflage auf Kosten der brittischen Bibelgesellschaft veranstaltet. Indeß hatte Missionar Milne auf seinen Reisen im malayischen Inselmeere die Ueberzeugung gewonnen, daß die Stadt Malacca, auf der Ostseite der malayischen Halbinsel, wegen ihrer gesunden Lage und ihrem vielfachen Verkehre mit den chinesischen Seeprovinzen, sich vorzugsweise zu einer Missions-Station für China so lange eignen dürfte, bis das verschlossene Land selbst für den Fuß des Friedensboten sich öffnen würde, und er ließ sich daher mit seiner Gattinn im April 1815 daselbst nieder. Seine ersten Bemühungen galten hier der Aufrichtung einer Freischule für die chinesische Jugend. Wie schwierig auf diesem neuen Posten der erste Anfang jedes christlichen Bildungsversuches unter diesem Volke war, läßt sich aus dem einfachen Umstande schliessen, daß, in der Besorgniß, es möchte dabei auf Bekehrung zum Christenthum abgesehen seyn, die Eltern ein ganzes Jahr lang ihre Kinder vom Besuch dieser Schule zurückhielten, bis endlich dieselbe mit fünf Schülern eröffnet werden konnte. Indessen zeigte sichs dennoch bald, daß die Schwierigkeiten nicht so groß waren, als man im ersten Anfang zu erwarten Ursache zu haben glaubte. Bald konnten christliche Bücher in die Schule eingeführt werden, und der Lehrer mit seinen Schülern nahm täglich an der Verehrung des wahren Gottes Theil. Dieser Umstand sowohl als die Freigebigkeit, womit eine Anzahl christlicher Freunde die

Kosten dieser Schule bestritt, machten dem Missionar Muth, getrost auf der betretenen Bahn vorwärts zu schreiten. Bald konnte die Zahl dieser Schulen unter der chinesischen Jugend auf Malacca erweitert werden, und diese haben bis heute noch ihre segensreiche Wirksamkeit fortgesetzt, indeß noch andere Zweige der Missionsthätigkeit mit diesem Schulunterrichte verknüpft werden konnten.

Im Laufe desselben Jahres (1815) bekam Herr Milne einen Mitarbeiter an Missionar Thomson, welcher die malayische Sprache erlernte, die auf dieser Halbinsel die gewöhnliche Volkssprache ist, um die Malayen mit dem Wege des Evangeliums bekannt zu machen. Noch setzt er daselbst seine gesegneten Arbeiten fort, und hat sich eine Summe von Sprach- und Sachkenntnissen erworben, welche ihn zum christlichen Lehrer unter den Einwohnern dieser Halbinsel vorzugsweise tüchtig machen.

Im Jahr 1816 besuchte Missionar Milne die Insel Penang, am westlichen Ufer der malayischen Halbinsel, wo er von den daselbst wohnenden Europäern mit viel Freundlichkeit aufgenommen wurde. Die Regierungsbehörde daselbst wies zu Gunsten einer Missions-Niederlassung auf dieser Insel ein Stück Landes an, und sicherte auf diese Weise die Mittel, dem malayischen Volke fortdauernd eine Pflanzungs-Anstalt christlicher Erkenntniß zu erhalten. Mittlerweile hatte Missionar Milne die Freude, in einem seiner chinesischen Schüler, der ihn von Canton nach Malacca begleitete, einen hoffnungsreichen Jünger Christi heranreifen zu sehen, den er auch mit freudiger Zuversicht am 3. November dieses Jahres als erste Frucht seiner Arbeit durch die Taufe der Gemeinde Jesu einverleibte. Dieser ehemals verfinsterte Götzendiener, der sich jetzt in der Erkenntniß Christi selig fühlte, fing bald an, sich dem Dienste seines Erlösers im Unterrichte seiner Landsleute zu widmen. Aber bald rief auch ihn der ver-

borgene Rath des HErrn aus dieser Zeit, jedoch hinterließ er einen frommen Sohn, der in die Fußstapfen seines Vaters eintrat, und durch sein Beispiel sowohl als durch seine Arbeiten ein ausgezeichneter Segen für seine Landsleute, die Chinesen, geworden ist. Dieser ausgezeichnete Mitgehülfe der beginnenden Mission ist Leangafa, dessen Name bereits den Missionsfreunden Deutschlands bekannt geworden ist. Um den Sinn und die christliche Wirksamkeit desselben noch genauer zu bezeichnen, können wir nicht umhin, einen seiner neuesten Briefe, der an ein Mitglied der Londner Missions-Gesellschaft gerichtet ist, an dieser Stelle einzurücken.

„Leangafa wünscht seinem ehrwürdigen Freunde, Herrn Wilson, eine goldene Ruhe. Unser HErr und Heiland hat mich bis auf diese Stunde gnädiglich bewahrt, und mir seinen Geist gegeben, daß ich meinen Willen nach seinem Willen richten darf, wofür ich Ihm von Herzen dankbar bin. Herr Dr. Morrison fährt immer fort, mir viel Freundlichkeit zu beweisen, und mich zu unterrichten, wodurch ich einige Erkenntniß am Geheimnisse des Evangeliums erlangt habe. Auch ich habe unter den Leuten meiner Geburtsstadt seit mehreren Jahren gepredigt, und sie zur Buße ermahnt, und der HErr, unser Heiland, hat Gnade gegeben, daß Einige derselben aus der Gewalt des Teufels errettet worden sind. Diese haben sich von der Bosheit ihres Herzens zur Gerechtigkeit gewendet, ihre Götzen weggeworfen, und dienen nun dem lebendigen Gott, und Christo, ihrem Erlöser, auf welchen sie die Hoffnung der zukünftigen Seligkeit gegründet haben.

„Im verflossenen Jahre sind mehrere andere meiner Landsleute an den Heiland gläubig geworden, und in die allgemeine Kirche der heiligen Religion hereingetreten. Es sind nunmehr unserer mehr als zehn, welche mit Einem Herzen unausgesetzt dem HErrn dienen, und die heiligen Lehren des Evangeliums im Leben ausüben lernen. Jeden Sonntag kommen wir zu-

sammen, um den Heiland für die mächtige Gnade unserer Erlösung zu preisen. Zu unserer Freude hat uns der Allerhöchste huldreich bis jetzt seinen Schutz angedeihen lassen, so daß wir Frieden und ruhige Freude im Herzen genießen durften; und darum schreibe ich Ihnen, daß auch Sie, wie es recht ist, für uns zum himmlischen Vater flehen, und um seine Bekehrungsgnade für uns bitten mögen. Auch das erbeten Sie für uns, daß Er uns den verborgenen Beistand seines heiligen Geistes verleihen möge, um unsere Herzen aufzurichten, daß wir, vom Ersten bis zum Letzten, mit Einem Sinn und Geist die Tugend üben, und die Kinder dieser Welt bewegen mögen, in immer größern Schaaren dem HErrn zu dienen, damit wir mit einander nach den himmlischen Gefilden ziehen, und versammelt werden zu den mächtigen Schaaren, welche vor seinem Throne durch endlose Ewigkeiten hindurch Ihn, den ewig lebendigen Gott, lobpreisen."

Frühe im Jahr 1817 wurden die Arbeiten der Missionspresse zu Malacca mit munterer Thätigkeit begonnen. In demselben Jahre erhielt Missionar Milne daselbst einen wackern Mitarbeiter an Herrn Medhurst, welcher um so mehr zur rechten Stunde bei ihm eintraf, da das Hinscheiden seiner geliebten Gattinn, und der zerrüttete Zustand seiner Gesundheit ihn nöthigten, diese gesegnete Arbeitsstätte auf einige Zeit zu verlassen, und eine Erholungsreise nach den benachbarten Ufern Chinas zu machen. Milne's Besuch zu Canton gab ihm reiche Gelegenheit, mit seinem geliebten Mitarbeiter sich über einzelne wichtige Missions-Unternehmungen zu berathen. Als das beste Mittel, ihren Arbeiten unter den Völkern des Ostens Gründlichkeit, Dauer und Wirksamkeit zu geben, betrachteten sie die Aufrichtung eines englisch-chinesischen Collegiums, das den Zweck haben sollte, den Anbau chinesischer und europäischer Wissenschaft gemeinschaftlich zu betreiben, und die Bildungsmittel Europas der Förderung des

Werkes Christi in China dienstbar zu machen. Um zu diesem edlen Ziele zu gelangen, trug Dr. Morrison als Stifter dieser Anstalt die Summe von 12,000 Gulden bei; auch verpflichtete er sich auf die ersten fünf Jahre ihres Anfangs zu einem jährlichen Beitrag von 1000 Gulden. Durch die edelmüthigen Beiträge christlicher Freunde wurde diese wichtige Anstalt ins Leben gerufen, im November 1818 der Grundstein zu derselben gelegt, und bald darauf entwickelte sie eine Thätigkeit, welche die heilsamsten Wirkungen für die Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den chinesischen Völkern hoffen ließ. Den Zweck dieser Anstalt, die Nothwendigkeit ihrer Errichtung, und die Wohlthätigkeit der Wirkungen, welche sich von ihrem Einflusse erwarten lassen, entwickelte Missionar Milne in einer kräftigen Ansprache, welche er bei der Grundsteinlegung des Collegiums an eine ansehnliche Versammlung hielt. Nachdem er in derselben gezeigt hatte, wie sehr es den Völkern Europas noch an einer gründlichen Bekanntschaft mit dem Zustande der zahlreichen Nationen Hinter-Indiens und Chinas gebricht, macht er auf die grobe Unwissenheit aufmerksam, in welcher sich selbst die ausgezeichnetsten Gelehrten Chinas in Hinsicht auf den Zustand christlicher Völker befinden, und führt bei dieser Veranlassung die Aeußerung eines neuern chinesischen Schriftstellers an, welcher mit der Literatur seines eigenen Volkes gründlich bekannt ist, und große Talente verräth, und sich in dieser Schrift von Herzen Glück wünscht, daß er in den barbarischen Ländern des Westens (Europas) nicht geboren wurde, „denn wäre dieß der Fall, bemerkt er, so müßte ich jetzt in einer finstern Höhle unter der Erde mein Leben zubringen, ich müßte die Rinde und Wurzeln der Bäume essen, mit Baumblättern und langem Gras meinen Körper bedecken, und, obgleich in Menschengestalt, doch gleich einem Thier des Waldes meine Tage zubringen." Missionar Milne weist nun nach, wie wünschenswerth es

sey, die Chinesen mit den reichen Schätzen der europäischen Kenntnisse bekannt zu machen, und sie als Mittel zu gebrauchen, der Grunderkenntniß des Christenthums, diesem Lebensquell aller wahren Weisheit, die verschlossenen Bahnen zu öffnen.

Die Zahl der studirenden chinesischen Jünglinge dieser ersten europäischen Hochschule Chinas war bisher zu verschiedenen Zeiten verschieden, und beläuft sich gegenwärtig auf dreißig derselben. Die Gelegenheit zur Erwerbung allgemeiner nützlicher Kenntnisse, welche diese Schule den chinesischen Jünglingen darbietet, ist in hohem Grade wichtig, und sie verdient vorzugsweise die wohlwollende Aufmerksamkeit aller derer, welche die Völker des tiefen Ostens mit den Nationen des Westens durch das gemeinschaftliche Band des christlichen Glaubens und christlicher Thätigkeit zu verknüpfen wünschen. Herr Marjoribanks, welcher diese Anstalt besuchte, macht in seiner Reisebeschreibung folgende Bemerkung über dieselbe: „Hier findet der Sohn eines Bauern auf Malacca Erleuchtungsmittel, wie sie dem Sohne des Kaisers von China versagt sind.“

Außer der Verbreitung allgemeiner Kenntnisse, welche die Anpflanzung des Christenthums in diesen Ländern vorbereiten, haben auch schon einzelne Bewohner dieses Collegiums eine Erkenntniß aus demselben weggetragen, welche sie weise macht zur Seligkeit. In dieser Schule fand der fromme Chinese Afa seine erste Liebe zu Christo. Li, ein anderer Schüler, welcher kürzlich als Lehrer europäischer Kenntnisse nach China zurückkehrte, hat sich öffentlich als Christ bekannt, so weit ihn die Schule dazu bilden konnte. Ein anderer Zögling derselben arbeitet als frommer Gehülfe an der Seite der amerikanischen Missionarien in Birma, und fünf andere chinesische Jünglinge, welche hier den lebendigen Glauben an Christum gefunden haben, sind bereits bei der Verbreitung der Erkenntniß Christi unter ihren Landsleuten in China thätige Mitarbeiter geworden.

Als Missionar Milne im Jahr 1818 nach Malacca, seiner Arbeitsstätte, zurückkehrte, fand er dort bei seinem Mitgehülfen, Missionar Thomson, drei andere geliebte Mitarbeiter, Milton, Beighton und Ince, welche indeß zur Verstärkung der Mission von der Londner Gesellschaft gesendet worden waren. Sein früherer Mitgehülfe, Missionar Medhurst, besuchte im Jahr 1819 die Insel Penang, wo er zwei chinesische Schulen errichtete, deren Unterhalt die Regierung übernahm; auch wurde dort noch in demselben Jahr von Missionar Beighton unter dem malayischen Volke, und von Missionar Ince unter den Chinesen die Missionsarbeit begonnen. Letzterer wurde nach einer kurzen Laufbahn schon im April 1825 in die ewige Ruhe hinüber gerufen, und Missionar Dyer ist nunmehr in seine Stelle unter den Chinesen auf Penang eingetreten.

Außer den stillen Pflanzschulen des Christenthums, welche im Laufe von zwölf Jahren zu Canton, auf Malacca und Penang aufgerichtet wurden, fing auch im Jahr 1814 der deutsche Missionar Supper auf der volkreichen Insel Java unter den Chinesen seine gesegnete Arbeit an; aber schon im Jahr 1817 raffte ihn daselbst ein früher Tod hinweg. Fünf Jahre hernach (1822) nahm dort Missionar Medhurst seine Stelle ein, und obgleich bis jetzt seine evangelische Arbeit nicht mit dem sichtbaren Erfolge begleitet war, den seine Seele wünscht und sucht, so liegt es dennoch am Tage, daß sein Dienst bis jetzt reiche Früchte getragen hat. Zwischen 100,000 und 200,000 christliche Schriften in verschiedenen Sprachen dieser östlichen Völker, von denen viele auf der Missionspresse zu Batavia gedruckt wurden, sind neben einer großen Anzahl heiliger Schriften in der malayischen und chinesischen Sprache von demselben in Umlauf gesetzt worden. Außer diesen Arbeiten hat Missionar Medhurst ein japanesisch-englisches, so wie ein fokien-chinesisch-englisches Wörterbuch aus-

gearbeitet, und letzteres ist auf Kosten der ostindischen Compagnie zu Canton gedruckt worden.

Im Oktober 1819 wurde auch auf der Insel Singapore, nahe bei der südlichsten Spitze der malayischen Halbinsel, von Missionar Thomson eine Missions-Station aufgerichtet, und seine Arbeit daselbst vorzugsweise der malayischen Bevölkerung zugewendet. Da ihn seine gründliche Bekanntschaft mit dieser Sprache zu Uebersetzungsarbeiten in derselben vorzüglich tüchtig macht, so hat er unter dem Beistande Gottes in diesem Arbeitsfache durch die Beschäftigung der Buchdruckerpresse daselbst der Bildung des malayischen Volkes die wichtigsten Dienste geleistet. Als die Mission dort begann, bestand die Bevölkerung von Singapore nur aus 5000 Einwohnern, von denen die Hälfte Chinesen waren, und schon im Jahr 1830 belief sie sich auf etwa 17,000 Einwohner, unter denen 6,500 Chinesen und 5,600 Malayen sich befanden, und die Uebrigen benachbarten Inseln angehörten.

Diese kurze Uebersicht der bisherigen Missions-Arbeiten unter dem chinesischen Volke war erforderlich, um den Standpunkt gehörig zu beleuchten, auf welchem sich die Missionssache befand, als Missionar Gützlaff im Jahr 1831 seine erste Missionsreise nach den Seeprovinzen Chinas antrat. Bis auf diese Stunde hatten die Missionarien nur in den Grenzländern dieses großen Reiches und an den Pforten desselben ihre Arbeitsstätten aufgerichtet, und Alles, was sie für China selbst zu thun vermochten, bestand darin, sich der chinesischen Auswanderer, welche meist aus der verworfensten Klasse dieses Volkes zusammengesetzt sind, in diesen Grenzländern anzunehmen, und zugleich die zahlreichen chinesischen Handelsschiffe, welche von den nächsten Seeprovinzen her mit auswärtigen Häfen Handel treiben, als Gelegenheiten zu benützen, chinesische Bibeln und christliche Volksschriften unter die große Volksmasse Chinas hineinzuwerfen; aber die Seeprovinzen Chinas

selbst persönlich zu besuchen, und sich im Innern des Landes nach den Wegen umzusehen, auf welchen die Sendboten der evangelischen Kirche auf diesem ungeheuern Brachacker der Welt einzudringen vermöchten, hatte bis jetzt noch kein protestantischer Missionar gewagt, weil der blutige Verfolgungseifer des chinesischen Kaisers gegen die römischen Priester in seinem Reiche, so wie seine racheschnaubenden Edikte gegen die Verbreitung des Christenthums unter den Millionen seiner Unterthanen ein solches Beginnen mit dem augenblicklichen Tode zu bedrohen schienen. Eine lebensgefährliche Krankheit, welche den Missionar Gützlaff zu Bankok im Anfang des Jahres 1831 befiel, für deren Heilung nur eine große Seereise das letzte gewagte Mittel zu seyn schien, mußte die Veranlassung herbeiführen, diesen Versuch eines persönlichen Besuches in China im Vertrauen auf Gott zu wagen, und den zweifelhaften Erfolg dieses Wagestücks der weisheitsvollen Leitung Dessen anheimzustellen, welcher den Elenden gnädig ist. Von jetzt an lassen wir wieder den wackern Missionar Gützlaff seine Reisen, Erfahrungen, Freuden und Leiden auf seiner Pilgerbahn unsern Lesern selbst erzählen.

Siebenter Abschnitt.

Gützlaffs erste Reise nach China.

Abreise von Bankok. Schiffsgesellschaft. Stadt Bamplasoi. Insel Ko-Kram. Cap Liant. Pulo Way. Die Küste von Cambodscha. Tsiompa. Charakter der Cochin-Chinesen. Insel Tyen-Fump. Insel Hainan. Soakah (Shan-keo) in Dschau dscho fu. Seehafen Namoh. Matrosenkomplott. Hungersnoth. Insel Formosa.

Während der Krankheit, welche mich am Ende meines dreijährigen Aufenthaltes zu Bankok überfiel,

war die Ungewißheit meiner Seele, was ich in meiner einsamen Lage thun solle, aufs höchste gestiegen, als ganz unerwartet einer meiner chinesischen Handelsfreunde aus dem östlichen Theile der Provinz Canton mich durch seine Ankunft überraschte, und seine ganze Beredsamkeit aufbot, um mich zu überreden, auf seinem Schiffe mit ihm eine Erholungsreise nach China zu machen. Allein da ich dem Grabe so nahe stand, so fanden lange seine Beweggründe und Bitten bei mir kein Gehör; nichts desto weniger gab sich mein Freund, Lin-Jung ist sein Name, nicht zur Ruhe, bis es ihm gelang, durch gebieterische Gründe mich zu solchem Versuche zu bewegen. Ich willigte nun ein, mit Kapitain Sin-shun, dem Eigenthümer der Junke (Handelsschiff) Schun le, auf seinem Schiffe nach Tyentsin zu ziehen. Es war ein Schiff von 250 Tonnen Last, das mit etwa fünfzig Matrosen bemannt, und mit Brasilienholz, Zucker, Pfeffer, Federn, Calikos und andern Waaren beladen war.

Der 3. Juni 1831 war zu unserer Abreise bestimmt, und meine englischen Freunde, Herr Hunter, Kapitain Dawson und Herr Mac Dalnac hatten die Güte, mich an Bord der Junke zu begleiten. Ersterem bin ich hoch verpflichtet für die unermüdete Thätigkeit, womit er, so viel in seinen Kräften stand, jede Maßregel unterstützte, welche auf die Civilisation der Eingebornen abzweckte. Mein Plätzchen auf dem Hintertheile des Schiffes wurde mir bei meinem Eintritt auf dasselbe angewiesen; es war ein Loch, kaum groß genug, um mich und meine kleine Kiste in demselben niederzulegen. Noch befanden sich sechs Mitreisende auf dem Schiff. Einer derselben, ein Schiffskapitain von 60 Jahren, mußte die Reise mitmachen, weil sein Schiff auf dem Menam-Flusse beschädigt und zur Seereise unfähig geworden war. Er war mein erklärter Widersacher, ein Meister im Opiumdampfen, von dem er täglich wenigstens für einen Thaler verschmauchte; ein

Mann in allen Arten von Schlechtigkeiten gründlich geübt, und den Unterricht seiner Landsleute von Herzen hassend, ob ihm gleich die Ueberlegenheit der Europäer nicht entgangen war, und er den Werth ihrer Kunstarbeiten kannte. Sein Sohn war ein muthwilliger Junge, wohl eingeübt in kaufmännische Umtriebe, und voll Durstes, Geld zusammen zu machen; der Jüngling wurde mein Nachbar und Freund, indem sein Plätzchen ihm neben dem meinigen angewiesen wurde. In Betrug, Schwatzhaftigkeit, kindischem Hochmuth und unnatürlichen Lastern zeichnete er sich vor Andern aus. Sein Handlungsgefährte war reich, selbstgenügsam, ausgelassen, aber höflich. An Schlechtigkeit und trügerischen Kniffen that es indeß keiner dem Kapitain Fo zuvor, welcher gleichfalls zu unserer Reisegesellschaft gehörte. Sein Schiff hatte an der Küste Pulo Way gestrandet, als er eben von dieser Insel nach Bankok zurückkehren wollte. Mit Handarbeiten aller Art, und mit Malen hatte er sich dort wieder so viel Eigenthum erworben, daß er nun wieder mit einem kleinen Waarenvorrath nach China ziehen konnte, wo noch zwei seiner Weiber leben. Er war ein Freund von Opium und von Lügen; jedoch versicherte er mich ein Mal über das andere, mein bester Freund zu seyn.

Unser Kapitain, Sin-shun, ein freundlicher Mann, versteht sich auf chinesische Schiffahrt vortrefflich; leider aber hängt er mit Leib und Seele am Opiumrauchen. Seinen jüngern Bruder lernte ich als einen Mann von Wahrheit kennen, der mir als Freund in jeder Noth nahe stand; ein Schwager des Kapitains ist sein Sekretär, und dieser nannte sich alsobald meinen jüngern Bruder, merkte auf den Unterricht des Evangeliums, und enthielt sich von jeder Art des Götzendienstes. Der Steuermann wollte durchaus mein Vetter seyn, weil er, wie er sagte, von demselben Stamme mit mir sey. In der Schiffahrtskunst war er eben kein Meister, dennoch war er nie so unglücklich, seine

Junke auf den Boden laufen zu lassen. Er war ein friedliebender Mann von nachgiebiger Gemüthsart, und stets die Zielscheibe des Spottes für die Matrosen. Zu allen seinen guten Eigenschaften fügte er noch das Dampfen des Opiums hinzu, in welcher Kunst er ansehnliche Fortschritte gemacht hatte. Sein Gehülfe hatte ein zanksüchtiges Wesen, aber im Leiten des Schiffes war er der erste; wäre er nur nicht ein leidenschaftlicher Opiumschmaucher gewesen; denn wenn einmal der köstliche Rauch aus seinem Munde ging, so schlief er wider seinen Willen am Steuerruder ein, und ließ das Schiff laufen, wohin es wollte.

Als ich in sehr geschwächtem Körperzustande zu Schiffe ging, lag ein Funke von Hoffnung in meiner Seele, Gott werde mich, den Geringsten und Unwürdigsten unter allen meinen Mitarbeitern bei der chinesischen Mission, nach seiner Barmherzigkeit wieder gesund machen, wenn es Ihm wohlgefallen sollte, mich noch länger in seinem Dienste zu gebrauchen. Ich nahm einen großen Vorrath christlicher Bücher mit mir zu Schiffe; auch ein Kistchen mit Arzneimitteln, den letzten Ueberrest einer großen Sendung, welche einige englische Freunde nicht lange zuvor mir übermacht hatten. Auch versah ich mich mit ein Paar Seekarten, einem Quadranten und einigen andern Instrumenten, um in Fällen der Noth bei der Hand zu seyn. Lange vor meiner Abreise aus Siam war ich durch die Aufnahme in den Clan (die Familie) meines Freundes Kwo, aus dem Tung-an-Distrikt in der Fuh kien- (Fo kin) Provinz, ein naturalisirter Unterthan des himmlischen Reiches geworden *). Ich nahm daher den

*) Die Chinesen sind durchgängig gewohnt, ihr Vaterland China das „Himmelreich" zu nennen; auch haben sie die Vorstellung, daß ihr Land gerade in der Mitte der Welt liege, und daß alle andern Länder und Völker an den Saum der Erde als bedeutungslose Zugabe gleichsam

Namen Schih-li an, trug von Zeit zu Zeit die chinesische Kleidung, und wurde für ein Mitglied der großen Nation anerkannt. Jetzt sollte ich mich ganz an die Sitten der Chinesen gewöhnen, und selbst auf den Gebrauch europäischer Bücher verzichten. Alle diese Vorschläge ließ ich mir am Ende wohl gefallen, denn nur Eines lag mir auf der Seele, mich auf den nahen Tod vorzubereiten, in der seligen Hoffnung, durch meinen Mittler Jesum Christum Gnade vor Gott zu finden. Mein Verlangen, aus dieser Welt abzuscheiden, war sehr inbrünstig, dennoch trug ich dabei den aufrichtigen Wunsch in meiner Seele, der Sache des Erlösers unter den Chinesen zu dienen, und nur darum betete ich zu Gott, nach seinem Wohlgefallen meine Lebenstage zu verlängern.

Drei Tage lang schlichen wir die Schlangenwindungen des Menam hinab, von Stechmücken grausam geplagt, welche Siam wohl besser vertheidigen, als die elenden Bollwerke, welche an der Mündung des Flusses aufgebaut sind. Ich war so schwach, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte; auch die Eßlust war gänzlich dahin, und das Seewasser allein hielt noch länger meinen Lebensfunken zusammen. In der Nacht des 8. Juni schien mein Ende zu nahen; mein Athem blieb fast ganz aus, und so lag ich ohne die geringste Menschenhülfe in meiner engen Höhle; denn mein Diener Yu, ein Mann aus Fuh-kien, machte es, wie alle seine Landsleute thun: sie überlassen den Mann seinem Schicksal, sobald er nicht mehr im Stande ist, Reis zu essen. In dieser trübseligen Lage blieb mir noch so viel Selbstbewußtseyn, daß ich am Ende es wagte, die letzten Ueberbleibsel meiner Kraft zusammen zu nehmen, und auf das Verdeck herauszukriechen, wo

---

hingeworfen seyen. Unsere Leser werden sich daher an diese Ausdrücke gewöhnen müssen, wenn von China die Rede ist.

ein starkes Erbrechen mich aus der Gefahr des Erstickens rettete.

Am 9. Juni erreichten wir die Sandbank, welche vor der Mündung des Flusses liegt. Jedes in Siam gebaute Schiff hat einen siamesischen Edelmann zum Patron; der unsrige war der höchste Staatsbeamte im Reich, der einen seiner Sekretäre gesendet hatte, um zu sehen, ob das Schiff glücklich in die See hinauslief. Dieser Mann war hoch erstaunt, als er mich auf einer chinesischen Junke erblickte, und äußerte in Hinsicht auf meine Sicherheit sein Bedenken. Wirklich hatten mir alle meine Freunde ihre äußersten Besorgnisse für mein Leben ausgedrückt, indem sie fürchteten, daß ich entweder der Raubgier der Matrosen, oder der Schlechtigkeit der Mandarinen (chinesischen Beamten) als Beute anheimfallen werde. Eine Menge von Gefahren wurden mir vorausgesagt, und außer meinem chinesischen Freunde war auch nicht Einer, der meinen Gang gebilligt hatte. Mir blieb daher kein anderer Trost, als der Aufblick auf meinen Gott, und die stille Zuversicht, daß ich mich auf dem Wege meiner Berufspflicht befinde.

Nach drei Tagen waren wir nicht ohne große Schwierigkeiten an Stricken über die Sandbank hinübergezogen, und befanden uns jetzt im Meere. Die Leute auf dem Schiffe behandelten mich sehr freundlich; sie bedauerten den Verlust meiner unvergeßlichen Gattinn, welche nicht lange zuvor gestorben war, und welche die meisten von ihnen gekannt hatten, und suchten meine Leiden auf eine Weise zu erleichtern, die mir sehr lästig war. Ungeachtet ihrer magern Kost, die in Gemüse und gedörrten Fischen bestand, und obgleich in Lumpen eingehüllt, welche ihre Blöße nicht zu decken vermochten, waren sie doch munterer Laune und gesund; und einige von ihnen durften sich einer Fülle von Kraft erfreuen. Sie überhäuften mich nun mit Glückwünschen,

daß

daß ich mich endlich entschlossen habe, die Regionen der Barbarei zu verlassen, und nach dem himmlischen Reiche zu ziehen. Obgleich die meisten von ihnen der niedrigsten Volksklasse angehörten, so konnten sie doch lesen, und vergnügten sich damit, meine mitgebrachten Bücher zu durchlesen. Mir machte es Freude, unter ihrem kleinen Büchervorrath einzelne unserer Traktate wieder zu finden. Immer gewährte es mir das größte Vergnügen, wenn ich die weite Verbreitung unserer christlichen Schriften gewahren durfte; dieß läßt mich hoffen, daß Gott nach seiner großen Barmherzigkeit das geschriebene Wort zum Mittel machen wird, Tausende derer, die es lesen, zur Erkenntniß und zum Genuß des ewigen Lebens zu führen.

Am 14. Juli kamen ein Paar Siamesen aufs Schiff, mich aufzusuchen, weil ich aber die Absicht ihres Kommens nicht kannte, so zog ich mich zurück. Wäre die Botschaft, welche sie mir bringen wollten, in diesem Augenblick an mich gelangt, so wäre vielleicht mein schwacher Körper unter der Last zusammengesunken; denn erst lange hernach hörte ich, daß mein theures Kind, das ich zu Bankok zurückließ, wenige Tage nach meiner Einschiffung starb. Diese Trauerbotschaft versetzte mich in den tiefsten Schmerz; ich brachte nun mehrere Tage allein in meiner Cajüte zu, welche immer mit dem schlechten Opiumrauch angefüllt war. Sobald die Leute ihre Pfeifen niederlegten, so suchten sie in wahrhaft schändlicher Unterhaltung ihr Vergnügen. Dieß mußte ich stille ertragen, bis ich wieder Kraft genug hatte, mit ihnen zu reden. Jetzt erklärte ich mich ganz offen gegen sie, und gegen alle meine Erwartung fingen sie nun an, sich zu entschuldigen, daß sie mich bis jetzt so wenig geschont hätten.

Endlich wurden die Anker gelichtet, und das Schiff fuhr weiter; aber bald zeigte sichs, daß die Junke überladen war. Abermals mußte jetzt der Kapitain nach

Bankok zurück, und ein Theil der Ladung wurde fortgeschafft, und so ging das Schiff erst am 18ten unter Segel. Nur langsam steuerten wir östlich, und legten vor der Stadt Bamplasoi vor Anker, welche hauptsächlich von Chinesen bewohnt ist, und durch ihre großen Salzwerke einen Ruf hat. Die Siamesen, in deren Händen sich die Salzgruben befinden, halten damit das ganze Land in Unterwürfigkeit. Am 19ten erspähten wir Kokram, vormals ein berühmter Aufenthaltsort von Seeräubern. Es ist eine kleine Insel mit einem Tempel auf ihrer Bergspitze, in welchem das Bild des Budha in schlafender Stellung sich befindet. Diesem trägen Gesellen wird hier gewöhnlich von den Chinesen ein Opfer gebracht. Die Vermöglichen bringen ein Schwein dar, arme Leute begnügen sich mit einer Henne; jede Opfergabe aber wird von den Matrosen verzehrt, nachdem sie kurze Zeit der Luft ausgesetzt war. Ich machte über diesen sinnlosen Gebrauch ein Paar scherzhafte Bemerkungen, welche den Beifall der Matrosen fanden, ohne indeß ihre Eßlust dadurch stören zu lassen.

Da die Hoffnung meiner Wiedergenesung je mehr und mehr aufwachte, so griff ich wieder nach meinen chinesischen Büchern; allein große Schwachheit des Körpers nöthigte mich, mir jede Arbeit zu versagen, und so mußte ich meine Zeit in träger Ruhe zubringen. Meine Mitreisenden versuchten indeß auf jegliche Weise, mich durch allerlei Erzählungen über die Schönheit des himmlischen Reiches zu unterhalten; allein meine Gedanken waren mehr als je auf das Vaterland, das droben ist, hingerichtet; ich sehnte mich, bei Christo zu seyn, indeß mein Herz von innigem Mitleiden erfüllt war für diese armen Geschöpfe, welche kein anderes Vaterland hoffen und suchen, als ein irdisches.

Nachdem wir das Cap Liant umsteuert hatten, das auf den meisten Karten um zwei Grade zu westlich liegt, kamen wir in die Nähe von Schandibun, einem

ansehnlichen Handelsort, der von Siamesen, Chinesen und Cochin-Chinesen bewohnt ist; Pfeffer, Reis und Betelnüsse werden hier in großem Ueberfluß gefunden, und von hier nach Canton versendet. So wie meine Kräfte sich mehrten, fing ich an, regelmäßige Beobachtungen zu machen, und die Seeleute ersuchten mich, ihnen die Weise zu zeigen, wie man die Breiten- und Längengrade der Erde finden köne. Bald landeten wir vor der Insel Pulo way, auf welcher vor hundert Jahren die Engländer ein Fort aufgerichtet hatten, das jedoch nicht lange hernach wieder aufgegeben werden mußte, da die englische Garnison von den Eingebornen ermordet wurde. Während der Bürgerkriege in Cochin-China, am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts, hatte der König des Landes, Kaung-schung, sich auf diese Insel geflüchtet, und mehrere Jahre im elendesten Zustande hier zugebracht. Im Jahr 1790 machte er eine Landung auf sein Gebiet, verjagte die Thronbewerber, eroberte Tonkin, und fing nun an, mit Hülfe eines französischen Missionars Adran dén Zustand seines Reiches zu verbessern. Lange war diese Insel der Aufenthaltsort malayischer Seeräuber. Sie ist aber jetzt mit wildem Gesträuch überdeckt, unter welchem nur ein Paar Fischer hausen. Nur mit großer Gefahr gelangten wir zu der Mündung des Kang-kau-Flusses in Cambodja, wo eine Stadt sich befindet, welche hauptsächlich in Reis und Matten einen bedeutenden Handel mit Singapore treibt. Die Cochin-Chinesen, die sich auf Staatswirthschaft gar wenig verstehen, schließen gegen jede Verbesserung die Thüre zu, und verhindern den Handel der Chinesen, so gut sie können. Die Regenten halten es für die größte Klugheit, die Cambodscher in der äußersten Armuth zu halten, damit sie zu jeder Zeit über sie als Sklaven gebieten mögen. Unter den verschiedenen Junken, die hier vor Anker lagen, sahen wir auch den Abgaben-Ueberbringer, ein Schiff, auf dem der chinesische Gesandte sich befand. Obschon

die Siamesen dem Namen nach die Oberherrschaft Chinas anerkennen, und ihre Unterwürfigkeit dadurch beurkunden, daß sie von allen Erzeugnissen ihres Landes eine Steuer nach Peking liefern, so ist es ihnen doch bei diesem Zeichen der Huldigung blos um Gewinn zu thun. Die Schiffe nämlich, welche diese Steuern einliefern, sind durchgängig abgabenfrei, man wählt demnach hiezu die größten aus, welche sehr vortheilhafte Handelsgeschäfte in China bei dieser Gelegenheit zu machen pflegen.

Am 4. Juli erreichten wir Pulo Condore, eine Insel, die von chochin-chinesischen Fischern bewohnt ist. Die niedrigen Küsten von Cambodja bieten überall nichts Anziehendes dem Auge dar; indeß scheint das Land für den Anbau des Reises wohl geeignet zu seyn. Bei unserem Vorüberfahren stellte sich die chochin-chinesische Flotte, einen Ueberfall der Siamesen auf Lucknui (Saigon) fürchtend, in Schlachtordnung auf, um jeden Angriff zurückzutreiben. Von acht mit Betelnüssen zu Lucknui beladenen Schiffen, die nach Tyen-tsin bestimmt waren, haben in diesem Jahr nur vier diesen Hafen erreicht, und von diesen ist noch eines auf dem Rückwege untergegangen. Obgleich auf dem ganzen Wege von Krankheit und Furcht viel leidend, fand ich doch reichen Trost in dem festen Glauben, daß das Evangelium Gottes am Ende doch einen vollen Zutritt zu China finden werde, worin immer der Erfolg dieses ersten schwachen Versuches bestehen mag. Das Lesen des Evangeliums Johannis, das so köstliche Zeugnisse von der überschwänglichen Liebe des Erlösers in sich faßt, flößte meinem Herzen Muth und Glauben ein, obschon ich bis jetzt nicht sehen konnte, daß sich diese besondere Liebe auch über China verbreitet hat; aber Gott wird das Wort vom ewigen Leben einem Volke senden, das den belebenden Einfluß des heiligen Geistes bis jetzt noch nicht erfahren hat. Unter diesen Betrachtungen durfte ich auf meiner beschwerlichen Fahrt

die Kräfte der zukünftigen Welt schmecken, und ich verlor mich in der Anbetung des glorreichen Namens, welcher die ganze Seligkeit einer verlornen Welt in sich schließt. So wurde es mir leicht, jede Verachtung zu ertragen, die auf mich gehäuft wurde, und es nicht zu vergessen, daß ich meine Erhaltung allein dem Schutze Gottes zu verdanken habe.

Die Küste von Tsi on ta ist malerisch; das Land selbst mit Gebüsch dicht überwachsen, und von Ureinwohnern und Malayen nur sparsam bewohnt. Nur Weniges konnte ich über sie erfahren, da selbst die Chinesen selten Handel mit dieser Küste treiben. Die Ufer wimmelten von Fischen in jeder Richtung, und mit leichter Mühe konnten Haufen derselben gefangen werden. Von der Insel Condore an war der Wind zu unsern Gunsten, und in fünf Tagen segelten wir an der Küste von Cochin-China vorüber; die Inseln und Vorgebirge derselben haben ein romantisches Aussehen, besonders Padaram, Varela und Jan ho. Viele große und kleine Flüsse entladen sich längs der Küste ins Meer, und dieses liefert einen Ueberfluß von Fischen, welche die Hauptnahrung der Einwohner zu seyn scheinen. Hunderte von Booten kreuzen nach allen Richtungen. Die Cochin-Chinesen sind ein sehr armes Volk, und der Zustand desselben ist durch die letzte Empörung noch elender geworden; ihre Lebensweise ist ungemein gering, und nicht weniger ihre Kleidung. Der König fühlt seine eigene und seiner Unterthanen Dürftigkeit gar wohl, aber er ist jedem Handelsverkehr mit Europäern abgeneigt, der allein dem Uebel abhelfen könnte. Die Eingebornen selbst sind offene und zugängliche Leute, denen es daran liegt, die Gunst der Ausländer zu gewinnen.

Am 10. Juli erblickten wir Teen-fung, einen hohen Felsenrücken im Meere. Die Freude des Schiffsvolkes war groß, weil dieß das erste Merkmal ihrer Annäherung zum väterlichen Boden war. Teen-fung

liegt drei bis vier Meilen von der Insel Haynan entfernt. Diese Insel ist ganz von Bergen eingeschlossen, indeß das Innere derselben viele ebene Distrikte hat, auf denen Reis und Zuckerrohr gebaut wird. Ihre ursprünglichen Einwohner sind den Bewohnern der Insel Manilla nicht unähnlich, und leben zerstreut auf den Bergen und in den Wäldern; aber die gewerbtreibenden Klassen ihrer Bewohner sind Nachkommen von Einwanderern, welche aus der chinesischen Provinz Fuh-kien vor Jahrhunderten hieher gezogen sind, und noch jetzt Spuren dieses Ursprungs in ihrer Sprache haben. Sie sind ein ungemein freundliches Volk, fröhlich und gutmüthig. Ihre Lebensweise zeichnet sich durch Gewerbsfleiß, Reinlichkeit und Ausdauer aus. Mit einer natürlichen Wißbegierde verbinden sie Liebe zur Wahrheit, obgleich ihre Verstandesentwicklung nur langsam vor sich geht. Die römischen Missionarien wurden schon sehr frühe auf den liebenswürdigen Charakter dieses Volkes aufmerksam, und waren in ihren Bekehrungsversuchen unter demselben glücklich. Noch heut zu Tage trifft man auf dieser Insel viele an, welche den Christennamen tragen, und denen es auch darum zu thun ist, ihrem Christennamen Ehre zu machen.

Im Ganzen ist die Insel Hainan ein unfruchtbares Land, und mit Ausnahme von Zimmerholz, Reis und Zucker liefert sie keine andern Artikel zur Ausfuhr. Die Einwohner treiben ein wenig Handel mit dem Auslande; sie besuchen Ton-kin, Cochin-China, Siam und auch Singapore. Auf ihren Reisen nach Siam fällen sie Zimmerholz längs der Küste von Tsiompa und Cambodja; kommen sie damit zu Bankok an, so machen sie noch weitere Holzeinkäufe, und erbauen Junken (Handelsschiffe); in zwei Monaten ist immer eine solche Junke fertig, Segel, Tauwerk, Anker und die übrigen Artikel werden von ihnen selbst verfertigt. Nun werden diese Junken mit Handelswaaren aller Art angefüllt, und nach Canton oder Haynan gebracht, und wenn sie

nun die Schiffe sowohl als ihre Ladungen verkauft haben, so theilen die Schiffbauer den Erlös unter sich. Während meines Aufenthaltes in Siam hatte ich vielfachen Verkehr mit diesem Volke. Sie zeigten immer ein besonderes Vergnügen, christliche Bücher zu lesen, und sich über den Inhalt des Evangeliums mit mir zu unterhalten. Fast alle, welche jährlich nach Bankok kamen, nahmen Bücher als kostbare Geschenke für ihre Freunde in der Heimath mit sich; andere erzählten mir von den guten Wirkungen, welche das Lesen dieser Bücher hervorgebracht hätte, und luden mich ein, ihr Land zu besuchen. Im demüthigen Vertrauen auf die Gnade unseres Gottes und Heilandes, daß Er zu seiner Zeit das angefangene gute Werk vollenden wird, möchte ich einige meiner Brüder einladen, diese Insel zu ihrer Arbeitsstätte zu machen, und die frohe Botschaft des Evangeliums einem Volke zu bringen, das ihren köstlichen Inhalt aufzunehmen bereit steht.

Kaum trat das erste Vorgebirg des Festlandes von China in unser Gesicht, als unser Schiffskapitain sich anschickte, mit freigebiger Hand Opfer herbeizuschaffen, und auch die Matrosen blieben nicht zurück, sie wacker zu verzehren. Große Schaaren von Booten ließen sich von allen Seiten sehen, und machten die Scene sehr lebhaft. Eine Windstille hielt uns vor den Lema-Inseln zurück, und wir litten sehr von der brennenden Hitze. Da der Wind nicht stark genug war, uns von der Oberfläche des Wassers wegzubringen, so wurden wir am Ende von einem Wasserstrome nach dem Orte unserer Bestimmung, Soah-kah, im Distrikt Dschau-dscho-fu, getrieben, der östlichsten Abtheilung der Provinz Canton, welche an Fuh-kien grenzt. Dieser Distrikt ist sehr groß, und dicht bevölkert; die Einwohner desselben haben jedes Plätzchen besetzt, und müssen sich nach mäßiger Berechnung auf 3—4 Millionen belaufen. Die hauptsächlichsten Seehäfen sind Ting-hä, Am poh, Hee-co, Kit-eo, und Je-ao-ping; das Volk im All-

gemeinen ist arm, unreinlich und habsüchtig, aber freundlich im Benehmen, und wohlwollend gegen Fremde. Die Nothdurft drängt sie, ihren heimathlichen Boden zu verlassen; und mehr denn 5000 derselben gehen jedes Jahr nach den verschiedenen Niederlassungen des indischen Inselmeeres, nach Cochin-China oder Hainan, oder erwerben ihre Nahrung als Seeleute. Da sie Nachbarn sind zu den Bewohnern von Tonkin, so haben auch die Mundarten beider Volksstämme große Aehnlichkeit, aber in ihren Sitten sind sie sehr verschieden. Diese Unähnlichkeit in Sitten und Lebensweise, verbunden mit dem Umstande, daß beide auf dem gleichen Wege ihr Durchkommen suchen, hat viel Eifersucht zwischen ihnen rege gemacht, welche häufig in offene Feindseligkeit ausbricht. Indeß haben die Bewohner der Provinz Fuh-kien das Uebergewicht errungen, und sie wenden jetzt ihren ganzen Einfluß an, um den Handel ihrer Nebenbuhler zu Grunde zu richten.

Unsere Seeleute waren aus diesem Distrikte gebürtig, und verlangten daher, nach langer Abwesenheit ihre Familien wieder zu sehen; wir konnten indeß, da wir keine Gestattung hiezu hatten, mit unserer Junke nicht in den Fluß Soah ka einlaufen, und mußten daher im Hafen Na moh vor Anker legen, während kleine Boote von allen Seiten herbeikamen, um unsere Leute nach ihrer Heimath zu bringen. Da der Reis in Siam sehr wohlfeil ist, so hatte sich jeder Matrose mit ein Paar Säcken desselben versehen, um seiner Familie ein Geschenk zu bringen. Wirklich füllt auch ein Sack voll Reis alle ihre Wünsche und Bedürfnisse aus, und ihre ganze häusliche Rechnung besteht darin, die Zahl gesottener Reistöpfe aufzuzählen. Jede andere Speise wird gegen dieses köstliche Futter für dürftig geachtet, und als Beweis der größten Armuth angesehen. Können sie nicht Reis genug bekommen, um ihre Eßlust zu befriedigen, so wird die Lücke mit dem gleichen Gewicht Wassers ersetzt. Als ich auf ihre Frage, ob die Bar-

baren im Westen auch Reis verzehren, nur langsam antwortete, so waren sie alsobald mit dem Ausruf bei der Hand: wie unfruchtbar sind doch die Länder der Barbaren, welche nicht einmal liefern, was zum Leben unumgänglich Noth thut; wunderbar, daß ihre Bewohner nicht schon längst Hungers gestorben sind! Ich versuchte ihnen zu zeigen, daß wir statt des Reises Nahrungsmittel hätten, welche eben so gut oder noch besser seyen, als der Reis. Aber Alles half nichts; sie blieben bei ihrer Behauptung, daß der Reis allein das angemessene Mittel sey, um ein Menschenleben zu füttern.

Als die meisten Seeleute die Junke verlassen hatten, sah ich mich veranlaßt, über ihren elenden Zustand meine Betrachtungen zu machen. Von Kleidung und Geld fast gänzlich entblößt, kommen sie nach Hause zurück, und eilen gedankenlos nach wenigen Tagen wieder fort, um sich neuen Gefahren und Mühseligkeiten preiszugeben. So elend aber auch ihr gegenwärtiger Zustand ist, so sind ihre Aussichten in die Ewigkeit noch viel mehr beklagenswerth. Sie zittern beim Gedanken an den Eintritt in die zukünftige Welt, von welcher sie nur ein Paar verworrene Vorstellungen haben. Sie bieten Gott Trotz, welcher über die Meere gebietet; sie fluchen ihren Eltern, die ihnen das Leben gegeben haben; sie leben in fortgesetzter Feindschaft mit einander, und scheinen um die Zukunft sich gar nicht zu bekümmern. Sie rühmen sich ihrer Schande, und machen sich nichts daraus, wenn man sie überzeugt, daß sie Knechte des Teufels sind.

Am 17. Juli liefen wir in den Hafen von Namoh ein. Die Insel, von welcher der Hafen den Namen trägt, ist ein öder Felsen (im 26° 28 Minuten nördl. Breite, und 116° 39 Minuten östlicher Länge), welcher aus zwei durch eine schmale Landzunge verbundenen Bergen besteht. Sie bildet einen militärischen Posten; auch wird auf derselben zwischen den Einwohnern von Fuh kien und Canton ein ansehnlicher Handel getrieben.

Der Hafen ist geräumig und tief, aber der Zugang zu demselben gefährlich. Die Mündung des Soa kah=Flusses ist sehr seicht, aber dennoch werden zahlreiche kleine Schiffe hier angetroffen. Ting-hä, woher gemeiniglich die Schiffe kommen, ist eine ansehnliche, ziemlich gut gebaute Stadt, die hauptsächlich von Kaufleuten, Fischern und Matrosen bewohnt ist. Die Erzeugnisse der Umgegend reichen nicht zu, um die Einwohner zu ernähren, welche demnach genöthigt sind, auf allerlei Wegen ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Für den Handel fehlt es hier weder an Geldmitteln noch an Krämern; aber es fehlt gar sehr an Ehrlichkeit und Zuverläßigkeit.

Kaum hatten wir geankert, als zahlreiche Boote mit schamlosen Weibsleuten unser Schiff umschwärmten, welche zum Theil von ihren Vätern oder Ehemännern selbst herbeigebracht wurden. Ich hielt unsern Matrosen eine ernstliche Ermahnung, in der Hoffnung, den Strom wilder Leidenschaft fesseln zu können, auch gelang mir dieß, so lange ich auf dem Schiffe war; kaum hatte ich aber das Verdeck verlassen, so verwandelte sich unser Schiff in ein wahres Sodom. Die Matrosen gedachten nicht mehr ihrer hungernden Familien zu Hause, und gefesselt und verblendet durch die Macht der Sünde, gaben sie Alles an ein Laster hin, das Elend, Verderben und Tod zur Belohnung hat. Kaum hatten sie ihre wenigen Sparpfenninge hinausgeworfen, so folgten bittere Vorwürfe und verzweifelnde Gedanken ihnen auf dem Fuße nach. Die Leute fingen an in Wuth zu gerathen, und dachten jetzt auf Mittel, durch Betrug oder Gewalt ihr verlorenes Geld wieder zu erhaschen. Sie raunten einander den Gedanken ins Ohr, in meinen Kisten müsse Gold und Silber versteckt seyn, und kamen nun mit einander überein, mir den Kopf mit einem Beil zu spalten, sich der Kisten zu bemächtigen, und das vermuthete Geld unter sich zu theilen. Gerade wollten sie diesen ruchlosen Plan ausführen, als ein alter Mann in ihrer Mitte hervortrat, und sie ver-

sicherte, er habe erst vor wenigen Tagen gesehen, wie in diesen Kisten nichts als Bücher sich befinden, welche sie haben könnten, ohne mir den Kopf abzuschlagen. Nun forderte er mehrere seiner Kameraden zu Zeugen auf, und als diese seine Aussage bestätigten, so kamen sie mit einander überein, daß der Streich nicht ausgeführt werden solle. Mitten unter diesen Gräueln trat ich jetzt unter sie hinein, und die schwache Stimme der Ermahnung war nicht ganz vergeblich; Einige gaben mir das Wort, in Zukunft meinem Rathe zu folgen. Ein junger Mann, der früher öfters mit Aufmerksamkeit und Lernbegierde das Evangelium gehört hatte, und jetzt gleichfalls eine Beute der Verführung geworden war, kam voll Schamgefühl zurück, und durchdrungen vom Gefühl der Sünde, legte er das Bekenntniß ab, daß alle Sittenvorschriften nicht zureichen, wenn nicht eine Kraft vom Himmel das Herz zum Widerstande stark mache.

Nun bekam ich häufige Besuche von den Einwohnern der Umgegend. Die Leute hielten mich gemeiniglich für einen chinesischen Steuermann, und betrugen sich sehr artig gegen mich. Ich hatte lange Unterhaltungen mit ihnen, und sie horchten begierig auf die Lehren des Christenthums; und zum Beweis seiner Kraft führten nun die Matrosen selbst den Umstand an, daß ich allein unbeweglich gestanden habe, als der Strom des Lasters Alle umher mit sich fortriß. Ich theilte nun unter die Besuchenden das Wort des Lebens aus, und bezeugte ihnen meinen inbrünstigen Wunsch, daß es ein Mittel ihrer Rettung aus dem Verderben für sie seyn möge. Unter ihnen befand sich auch ein alter Mann, welcher mir sagte, er habe zwei Söhne, welche den Grad von Gelehrten auf der Schule erlangt haben. Da er nun dem Grabe entgegen eile, so wünsche er sehr, daß sie beide „die Ermahnungen an die Welt" (so nennen sie unsere christlichen Schriften) studiren möchten. Noch mehrere Andere machten durch ihre

Aeußerungen meinem Herzen Freude, und ich versicherte sie, wir werden darauf bedacht seyn, eine Mission an dieser Stelle aufzurichten, da so viele Millionen ihrer Landsleute der Mittel beraubt seyen, den Weg zum Heil kennen zu lernen. Ich machte bei diesem Hergange die Erfahrung, daß im Allgemeinen die Chinesen gerechte Vorwürfe sich gerne gefallen lassen, und denjenigen, der sie macht, mit Lobsprüchen zu überhäufen pflegen.

Die Einwohner dieser Gegend leiden häufig Hungersnoth aus Mangel an Lebensmitteln; auch nur eine Hand voll Reis, die ihnen gereicht wurde, ward mit dem größten Dank aufgenommen, und begierig verzehrt. Die Leute sind gesund und stark, und zum Arbeiten geschickt, aber sie klagen über Mangel an Beschäftigung und Dürftigkeit der Unterhaltungsmittel. Die Noth macht sie oft zu Seeräubern, und nun überfallen und plündern sie bei Nacht die Junken, welche im Hafen liegen.

Den 30. Juli kamen wir an Amoy, dem hauptsächlichsten Handelsplatze der Provinz Fuh kien, und dem Wohnorte zahlreicher Kaufleute vorüber, welche mit mehr denn 300 großen Schiffen, die sie besitzen, nicht blos nach allen Seehäfen Chinas, sondern mit vielen Stellen des indischen Meeres einen ausgebreiteten Handel führen. Ungeachtet der schweren Abgaben, welche die Ein- und Ausfuhr von Waaren an die Regierung bezahlen muß, wissen diese Kaufleute sich dennoch zeitlichen Wohlstand zu erwerben, und setzen den Plackereien der Mandarinen (Beamten) Trotz entgegen. Sie würden den Tag mit Freuden begrüßen, an welchem ihnen die Gelegenheit gemacht würde, mit den europäischen Völkern in Handelsverhältnisse zu treten. — Am folgengen Tag brachte uns ein günstiger Wind in den Canal von Formosa (Tea-wan). Die Insel Formosa hat sich zu einem blühenden Zustand emporgeschwungen, seitdem sie im Besitze der Chinesen sich befindet, welche gewöhnlich von Tong-an in Fuh kien als Colonisten hieher

ziehen, und durch Handel so wie durch den Anbau von Reis, Zucker und Kampher ihren Lebensunterhalt erwerben. Formosa hat mehrere tiefe und geräumige Häfen, aber die Zugänge derselben sind ausnehmend seicht; der Handel mit dieser Insel wird auf kleinen Junken geführt, die den Kaufleuten zu Amoy gehören. Diese Junken gehen nach allen westlichen Häfen der Insel, und kehren entweder mit Reisladungen zurück, oder führen Zucker nach dem Norden Chinas aus. Die Schnelligkeit, mit welcher die Insel bevölkert wurde, so wie die Vortheile, welche sie den Colonisten darreicht, ihre Abhängigkeit von China abzuschütteln, haben die chinesische Regierung zu der beschränkenden Maßregel veranlaßt, daß ohne ihre Gestattung kein Chinese weiter nach Formosa auswandern darf. Die Colonisten selbst sind wohlhabende und unbotmäßige Leute, und daher finden häufig Empörungen unter ihnen Statt, welche nur schwer wieder unterdrückt werden, indem die Führer derselben sich in die Gebirge zurückzuziehen pflegen, und der Regierung den äußersten Widerstand leisten. In keinem Theile Chinas sind daher Hinrichtungen so häufig wie hier, und wohl machen sie auch nirgends so wenig Eindruck. Die Gelehrten machen auf dieser Insel ihr Glück, und nicht selten schicken die Einwohner von Fuh kien ihre Söhne nach Formosa, um die Doktorwürde hier einzuholen.

Nordwinde bei einer hohen See sind sehr häufig im Canal von Formosa; als wir Ting hä, im Distrikte Fuh-dschau-fu, erreicht hatten, nöthigte uns ein Gegenwind, unsere Richtung zu verändern, und um nicht von einem Sturm überfallen zu werden, steuerten wir der Insel Ma-oh zu, auf welcher, wie man sagt, die Göttinn Ma-tsu-po gelebt haben soll. Die Häuser an der Küste sind gut gebaut, die Einwohner scheinen arme, aber ehrliche Leute zu seyn, welche meist mit der Fischerei sich beschäftigen; ihr Land ist sehr felsigt; einige Stunden im Innern sind die Thee-Hügel, wo

Tausende von Arbeitern Beschäftigung finden. Die Stadt Fuh-dschau-fu auf dem Continente, die Residenz des Gouverneurs von Fuh kien und Dsche-keang, ist groß und wohlgebaut; der Hafen von Ting-hä ist tief und sehr geräumig. Wir sahen zahlreiche Fischerboote und Junken, welche mit Salz beladen sind.

Achter Abschnitt.

Gützlaffs erste Reise nach China.
(Fortsetzung.)

Neue Verschwörung. Tempel der Göttinn Ma-tsu-po. Besorgnisse. Stadt Seang hä. Insel Le to. Chinesische Geographie. Ansichten der Chinesen von Europa. Hafen Ke schan so. Kan dschau. Die Mündung des Pei ho. Elender Zustand der Einwohner. Besuch im Innern des Landes. Herzens-Ergießungen.

Während wir uns rüsteten, den Hafen Na moh zu verlassen, überraschte uns ein Sturm, und nöthigte uns, noch einmal Anker zu werfen, was in der Nähe von Felsen geschah, welche unserm Leben große Gefahr drohten. Das ungestüme Wetter verwandelte sich am folgenden Tag in einen fürchterlichen Sturm, und Wind und Wellen tobten mit vereinter Kraft so sehr auf unser armes Schifflein los, daß ich jeden Augenblick erwarten mußte, dasselbe in Stücken zerschmettert zu sehen. Einige Tage lang hing nun egyptische Finsterniß über uns. Mit ruhiger Fassung konnte ich zu Gott, unserem Heilande, aufblicken, seiner Verheißungen mich freuen, und getrost hoffen, daß Er uns nicht verlassen und nicht versäumen werde. Ich war fast der Einzige, welcher sich auf das Verdeck wagte; denn die Chinesen sind gewohnt, bei schlechtem Wetter im untern Schiffsraume sich niederzulegen, bis der Sturm

vorüber ist. Hier vertrieben sie ihre Sorgen mit Schlaf und Opiumrauch. Die lange Weile bereitete ihnen Gelegenheit, ein neues Complott gegen mich anzuzetteln, indem sie vermutheten, daß sich große Reichthümer in meinem Besitze befinden müssen. Sie wollten nämlich die Junke ins Meer versenken, nach meinem Geld greifen, und mit demselben auf einem kleinen Boote nach dem benachbarten Ufer entfliehen. Da mir von ihrem Plane etwas zu Ohren gekommen war, so verließ ich meine Cajüte, und setzte mich mit gewohnter Heiterkeit in ihrer Mitte nieder. Als die Rädelsführer dieß bemerkten, und zugleich eine andere Junke aus Canton herbeikommen sahen, so standen sie von ihrem verrätherischen Vorhaben ab. Es war augenscheinlich, daß diese Helden in der Bosheit arme Feiglinge waren; sie zitterten, und das Herz entfiel ihnen, als der Tod sich ihnen nahen wollte. Zehn Tage lang schwebten wir auf diese Weise zwischen Leben und Tod, als uns endlich Gott nach seiner Barmherzigkeit die Sonne wieder scheinen ließ, und der Himmel sich allmählig aufhellte; mir war es dabei zu Muthe, wie einst dem Vater Noah, und ich eilte in meine kleine Cajüte, um mich auf meine Kniee niederzuwerfen, und dem großen Wohlthäter unseres Lebens dafür die Ehre zu geben. Indeß waren einige unserer Mitreisenden ans Ufer gegangen, und es setzte mich in Verwunderung, als ich sie in ihren Staatskleidern wieder zurückkommen sah, und ich hatte Ursache zu vermuthen, was auch wirklich der Fall war, daß sie der Göttinn Ma tsu po in ihrem Tempel ihre Huldigungen dargebracht haben. Ein solcher Undank, nach einer so augenscheinlichen Errettung brachte mich in Unwillen, und ich gab ihnen einen scharfen Verweis darüber. Einer derselben schwieg stille, ein anderer bekannte seine Schuld, und versprach, dem höchsten Regenten der Welt in Zukunft sich dankbarer zu erweisen.

Der Tempel der Ma tsu po ist eben nicht sehr glänzend, obgleich sichtbar große Unkosten auf seine Erbauung verwendet worden sind. Der Priester ist eine große Zahl, und sie sind sämmtlich wohl genährt; auch die Zahl der Pilgrimme, welche zum Tempel wallfahrten, ist bedeutend. Als wir eben absegeln wollten, kam ein Priester mit ein Paar Lichtern und einem Weihrauchfaß an Bord, um durch Niedersetzung dieser geheiligten Dinge gegen drohende Gefahren zu sichern. In seiner Hand hatte er eine Lebensbeschreibung der Göttinn, und mit großer Beredsamkeit versuchte er nun, das Schiffsvolk zu reichlichen Opfergaben zu ermuntern. Der Priester unserer Junke gab ihm zur Antwort, wir sind bereits geheiligt, und bedürfen keine weitere Tugend; gehe zu Andern, denen es an Religion mangelt. Ich benützte diese Gelegenheit, um ihnen das thörichte und sündliche ihres Götzendienstes aufs Neue darzuthun, und erinnerte sie daran, wie während des Sturmes das Götzenbild hin und her gewankt sey, und fast ins Meer gefallen wäre, wenn sie es nicht mit ihren Händen noch gehalten hätten. Ach, versetzte der Priester, die Göttinn war eben zornig; nein, sagte ich, schwach ist sie, schafft einmal ein Bild weg, das euch nicht schützen kann; werft es ins Meer, und sehet, ob es mächtig genug ist, sich selbst zu erretten.

Ehe wir Na moh verließen, hatte der Eigenthümer der Junke seinem Oheim die Leitung des Schiffes übergeben, und uns verlassen. Dieser neue Kapitain war ein ältlicher Mann, der viel gelesen hatte, mit Fertigkeit schreiben konnte, und mit dem Charakter der Europäer wohl bekannt war; diese guten Eigenschaften wurden indeß durch seine gänzliche Unerfahrenheit in der Schifffahrt, und durch sein diebisches Wesen mehr als getrübt. Unsere tägliche Kost war sehr sparsam, sie bestand meist aus Reis und etwas gedörrtem Gemüse; kam noch etwas besonderes, so haschte

Jeder

Jeder mit den Fingern darnach, und meine Nachlese war sehr mager; jedoch ich vertraute dem HErrn, welcher die ärmlichste Speise versüßte, und mich bei jeder Entbehrung heiter und glücklich machte. Bald machte sich eine große Partei auf dem Schiffe gegen mich zusammen, welche mein Handeln als Missionar mißbilligten. Meine Bücher, sagten sie, brauche man zu Tyentsin nicht, dort hätten sie schon Priester genug, und das Volk sey mit Allem wohl versehen; zudem gebe es daselbst Hunderte von Aerzten, welche die armen Kranken unentgeldlich besorgen würden, ehe sie dieß mich thun ließen. Dabei drückten sie ihre Besorgnisse aus, ich möchte den Landstreichern in die Hände fallen, welche in China sehr zahlreich seyen. Als ich ihnen aber erklärte, ich ziehe als Diener des Schang-ti (höchsten Gebieters) aus, und fürchte darum in einer guten Sache den Zorn der Menschen nicht, so schwiegen sie stille. Mit der Hinweisung auf ihr lasterhaftes Leben konnte ich leicht allen ihren Einwürfen begegnen; wenn ihr wirklich, sagte ich, unter dem Einflusse der umgestaltenden Gesetze des himmlischen Reiches euch befindet, wie ihr alle behauptet, wie kommt es doch, daß diese Gesetze ein so schwacher Schlagbaum gegen eure lasterhaften Neigungen sind, während doch das Evangelium Christi seine wahren Freunde vor Schlechtigkeit und Verbrechen schützt? Das ist wahr, gaben sie zur Antwort, wir sind Sünder, und unwiederbringlich verloren. — Aber, fragte ich, habt ihr denn die Bücher nie gelesen, die ich euch gegeben habe, und welche euch sagen, daß Christus für die Welt gestorben ist? Ja, erwiederten sie, wir haben sie wohl gelesen, aber wir finden, daß Vieles in denselben enthalten ist, was mit der Wahrheit nicht übereinstimmt. Um ihnen nun zu zeigen, daß sie Unrecht haben, griff ich nach meinem Neuen Testamente, und ging mit ihnen einige Kapitel, Vers für Vers, durch, indem ich ihnen zeigte,

daß die Lehre des Evangeliums nicht blos für das gegenwärtige, sondern auch für das zukünftige Leben nützlich sey. Dieses Verfahren beschämte sie, und von jetzt an hörten sie auf, Einwürfe zu machen, und gaben die Lauterkeit der evangelischen Lehren und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Herz des Menschen zu.

Als wir in die Nähe der Dschu san Inseln (29° 22′ nördlicher Breite) kamen, wurden wir wieder von einer Windstille festgehalten; die Seeleute machten nun Prozessionen aller Art, verbrannten vergoldetes Papier, und ließen ein papiernes Schifflein ins Wasser hinab; aber Alles half nichts. Die Stadt Dschu san, welche 30° 26′ nördlicher Breite liegt, ist in Zerfall gerathen, seitdem sie von europäischen Schiffen nicht mehr besucht wird; aber noch immer ist ihr Hafen der Sammelplatz einiger chinesischen Junken. Ning-po, das in kleiner Entfernung von Dschu san liegt, ist der hauptsächlichste Handelsplatz der Provinz Dsche-keang; Schiffe von 200 Tonnen Last sind hier in großer Anzahl anzutreffen. Sie handeln hauptsächlich nach dem Norden Chinas, und Kupfergeld, das auf ungefähr den halben Werth der laufenden Münze herabgesetzt ist, macht einen Hauptartikel ihrer Ausfuhr aus.

Am 20. August erreichten wir die Mündung des Flusses Yang-tse, an dessen Ufern die Stadt Schanghä, dieser große Handelsplatz von Nanking und der Provinz Keang-nang liegt, und welche für den inländischen Handel wohl die größte Handelsstadt des Reiches seyn mag. Sie ist mit viel Geschmack angelegt, die Götzentempel sind sehr zahlreich, die Häuser niedlich und bequem, und die Einwohner gebildet, obgleich etwas knechtisches in ihrem Benehmen ist. Mehr als tausend kleine Schiffe ziehen mehrere Male des Jahres nach dem Norden hinauf, führen Seiden- und andere Manufakturwaaren aus, und bringen dafür Erbsen und Materialwaaren zurück. Nur mit großer Schwierigkeit erreichten wir die Spitzen des Vorgebirges der Provinz

Schan-tung (37° 23 Minuten nördl. Breite), und da uns der Wind immer zuwider war, so legten wir vor der Insel Le-to in der Bucht Sang-kau vor Anker, wo sich ein tiefer und geräumiger Hafen befindet, den wir erst am 23sten erreichten. An einer Spitze des Hafens ist eine kleine Stadt aufgebaut. Das ganze Land umher ist felsigt, und für den Anbau nicht ergiebig; die Häuser sind von Granit gebaut, und mit Seerohr bedeckt, im Innern aber sehr ärmlich ausgestattet. Die Einwohner selbst sind niedlich gekleidet, und höflich in ihrem Benehmen, ohne eben viel Bildung zu haben; obgleich sie mit der Buchstabenschrift wenig bekannt sind, so sprechen sie doch den Mandarinen-Dialekt besser, als ich je zuvor gehört hatte *). Sie schienen sehr arm zu seyn, nnd wenig Erwerbmittel zu besitzen; dabei zeigt sich viel Thätigkeit, und die Leute strengen sich sehr an, um ihre Nahrung zu erwerben. Ich besuchte sie in ihren Hütten, und wurde sehr freundlich behandelt, und selbst zu einem Gastmahle eingeladen, dem die vornehmsten Männer des' Ortes beiwohnten. Da ich als Fremdling über ihre Aufmerksamkeit gebieten konnte, so nahm ich Gelegenheit, ihnen die Gründe meines Besuches in China auseinander zu setzen, was ihre Neugierde sehr befriedigte. Einige von ihnen nannten mich Se-yang-tze (Kind des westlichen Oceans), Andere hielten mich für einen im Ausland geborenen Chinesen; die Meisten aber schienen um meinen Geburtsort sich nicht zu bekümmern. Aepfel, Trauben und andere Früchte fand ich hier im Ueberfluß; auch an Fischen fehlt es nicht, welche leicht und wohlfeil zu haben sind. Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner besteht in

---

*) Mandarinen-Dialekt heißt die feinere und ausgebildetere Mundart der chinesischen Sprache, wie sie am Hofe und in den Residenzen gebraucht wird, und die wir in unserer deutschen Sprache das Hochdeutsche nennen würden.

Hirse, welche sie auf einer Mühle, die von Eseln getrieben wird, mahlen, und wie Reis verzehren. Es gibt hier mehrere Arten von Hirsenkörnern, welche an Geschmack und Größe sehr verschieden sind.

Bemerkenswerth ist, daß hier in der Heimath des Confucius die sittlichen Vorschriften dieses Weisen, wie ich zu sehen viel Gelegenheit hatte, am meisten mit Füßen getreten, und wenn man sich auf sie beruft, mit Verachtung abgewiesen werden. Auch hier wurden unsere Schiffsleute von verworfenen Geschöpfen abermals zu Ausschweifungen verführt; aber bald mußten die armen Leute die Folgen ihrer Sünde büßen; denn Einige mußten ihre kleine Habe verkaufen, Andere trugen abscheuliche Krankheiten davon; oft bejammern sie ihre Thorheit, bemerken aber dabei immer, daß sie keine Kraft hätten, bessere Menschen zu werden. Mehrere von ihnen, als sie zur Besinnung kamen, wurden von schweren Gewissensbissen verfolgt. Unter ihnen war auch unser Schiffskapitain Eo. „Ich bin ein verlorner Wicht, sagte er, vergeblich kämpfe ich gegen das Laster, und jeden Tag bringt es mich dem ewigen Verderben näher.“ Obgleich er versuchte, sein Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß er ein Götzenbild in seiner Cajüte aufstellte, und sein O mi to fuh (gnädiger Budha, die gewöhnlichen Anfangsworte ihrer Gebete) immer herplapperte, so wollte doch Alles nichts nützen, sein Herz wurde nur verhärteter, und sein Aberglaube stumpfer. Wenn ich bei ihm in seiner Cajüte saß, und vom Evangelium Christi mit ihm redete, so pflegte er oft zu sagen: ich habe in der Welt keinen Freund, alle meine Lastergefährten haben mich verlassen, als ich bei Pu-lo-way Schiffbruch machte; das kleine Vermögen, das ich noch habe, reicht kaum zu, mich allein zu erhalten, und doch habe ich zu Hause eine Familie, die ihren Unterhalt von mir erwartet, während ich in Laster und Thorheit mein Leben zubringe. Der Körper dieses Mannes war ganz abgezehrt, und er brachte

seine meiste Zeit mit Schlafen zu. Bisweilen gab es Unterhaltungen zwischen ihm und seinem Nachbar, dem Kapitain Hä, der in alle Wege der Sünde und Ruchlosigkeit eingeweiht war. Meist erzählten sie sich bei Nacht, wenn sie nicht schlafen konnten, ihre schlechten Streiche, und es war peinlich für mein Ohr, in meiner Nähe diese Unterhaltungen zu vernehmen. Was muß es doch um die Gesellschaft der Hölle seyn, wo alle Helden der Bosheit zusammentreffen, und niemand als sich selbst haben, um immer tiefer in Finsterniß und Sünde mit einander hinabzustürzen.

Kapitain Eo bewies mir indeß viel Freundlichkeit, bedauerte, daß ich in der großen Menschenwelt Chinas so ganz allein, ohne irgend Jemand meines gleichen dastehe, und fürchtete, daß ich eine Beute schlechter Menschen werden möchte, weil ich allzu gerecht sey. Bisweilen pflegte er mir seine geographischen Kenntnisse auseinander zu legen, nach der allgemeinen Weise der Chinesen, die er als die einzig richtige betrachtete, während er unsere Geographie für völlig falsch erklärte. Da er ein wenig malen konnte, so zeichnete er eine Karte, auf welcher Afrika zunächst an Sibirien zu stehen kam, und Korea sich ganz nahe bei einem unbekannten Lande befand, das er für Amerika erklärte. Uebrigens besaß der Mann einen guten Verstand, und hätten ihn nicht Götzendienst und Laster zu Grunde gerichtet, so würde er ein geistreiches und nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft geworden seyn. Aber so ist eben die Weise des Fürsten der Finsterniß; zuerst beraubt er die Geschöpfe Gottes der Erkenntniß und Besserungsmittel, und dann erniedrigt er sie zu unvernünftigen Thieren herab.

Europa ist, wie die Chinesen gewöhnlich glauben, ein kleines Land, das von ein Paar Kaufleuten bewohnt ist, welche verschiedene Sprachen sprechen, und sich hauptsächlich durch ihren Handel mit China nähren. Um ihre Vorstellungen zu berichtigen, erzählte ich ihnen

von den verschiedenen Völkern, welche Europa bewohnen; aber Alles war vergeblich. Die Volksmeinung, daß Europa eine kleine Insel sey, auf welcher nur ein Paar Tausende von Menschen wohnen, war zu tief eingewurzelt, als daß ich sie zu berichtigen vermochte. Indeß sind sie alle sehr begierig, zu erfahren, woher doch die vielen Thaler kommen, welche nach China gebracht werden *); und als ich ihnen mehr von der westlichen Welt erzählte, drückten sie den Wunsch aus, dorthin zu reisen, weil es dort so viel Gold und Silber geben müsse, als es Granitsteine in China gebe; als ich ihnen aber bemerkte, daß sie auf dieser Reise viele Tage lang kein Land sehen würden, so verging ihnen die Lust zu derselben. Wo sollen wir denn unterstehen, fragten sie, wenn ein Sturm kommt, und wohin sollen wir uns retten, wenn das Schiff untergeht? Ob sie nun gleich den Gedanken an eine Reise nach Europa bald aufgaben, so wollten sie doch noch mehr von den Thalern wissen, und drangen in mich, sie die Kunst zu lehren, wie man aus Zink oder Bley solche Thaler machen könne; denn Viele von ihnen glauben, die Engländer verstehen sich darauf, durch einen, ihnen unbekannten, Prozeß diese Metalle in Silber zu verwandeln. Da sie mich für einen Adepten in jeder Kunst, nur nicht in der Gottesgelahrtheit hielten, so wurden sie sehr betroffen, als ich ihnen sagte, daß weder ich ein solches Geheimniß verstehe, noch glaube, daß irgend ein Sterblicher so etwas zu thun vermöge. Dieß wollten sie nun nicht glauben, und sie behaupteten, die reichen Engländer, welche so viele große Schiffe

---

*) Die Chinesen gebrauchen im Handel und Wandel keine geprägte Silbermünze, sondern gegossene Silberstücke, welche gewogen werden. Diese Stücke sind von verschiedener Größe, und daher auch von verschiedenem Werth. Das größeste Stück, das gebraucht zu werden pflegt, ist ihr Taël oder Leang, der zu einem Werthe von etwa 3 fl. 12 kr angeschlagen werden kann.

und glänzende Faktorien in Canton besitzen, und doch auf keinem andern Wege als durch diese Kunst zu solchem Vermögen kommen können, müssen durchaus im Stande seyn, die geringern Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sonderbare Meinung ist auch in Siam die herrschende; und oft drangen die Leute ernstlich in mich, sie diese kostbare Kunst zu lehren; auch schickten sie mir Silbererz zu, mit dem Wunsche, ich möchte das Silber herausziehen, und Thaler daraus machen. Die Ursache, warum sie so häufig Complotte gegen mich anzettelten, scheint keine andere, als diese gewesen zu seyn, daß ich in jedem vorkommenden Falle die Leute ehrlich ausbezahlte, und doch daneben keinen Handel trieb; hieraus schlossen sie nun, ich müsse Silber und geprägte Thaler machen können, und so immer einen guten Vorrath derselben bei der Hand haben, um meine Ausgaben zu bestreiten.

Nach ein Paar Tagen verließen wir die Insel Le-to, und legten nach einer langsamen Fahrt in dem tiefen und geräumigen Hafen von Ke-schan-so am 2. Sept. vor Anker. Die Stadt, nach welcher sich der Hafen nennt, hat eine freundliche Lage, und die Gegend ist gut angebaut; die Leute waren höflich und gewerbsam; sie verfertigen eine Art Tuch, das theils aus Baumwolle, theils aus Seide besteht; es ist sehr stark, und wird in ganz China gerne gekauft. Sie sind wohlhabend, und treiben einen beträchtlichen Handel mit den Schiffen, welche auf ihrem Wege nach Tyen-tsin ihren Hafen berühren. Schiffe dieser Art waren viele vorhanden. Lebensmittel jeder Art sind wohlfeil. Die Einwohner sind Freunde der Reitkunst, und wir sahen viele Damen, welche Pferderennen mit einander hielten, wobei sie sich durch ihre Kunst im Reiten auszeichneten. Unsittlichkeit scheint hier eben so stark und allgemein, wie auf der Insel Le-to zu herrschen; unsere Matrosen entlehnten zum Voraus Geld, und bei unserem Weggehen hatten sie keinen Heller mehr in der Tasche.

Dieß hatte ich ihnen vorhergesagt, und meine Vorhersagung ging wörtlich in Erfüllung. Die armen Wichte geriethen jetzt in Verzweiflung, und da sie keinen andern Gegenstand hatten, als mich, um ihre Wuth an demselben auszulassen, so fingen sie nun an, mich aufs Aeußerste zu plagen. Wenn ich jemals ernstlich zu Gott schrie, so war dieß jetzt der Fall; ich flehte zu Ihm, diesen armen Leuten und mir gnädig zu seyn, und Seinen allmächtigen Arm zu offenbaren, damit sie erkennen möchten, wie sie so gar nichts sind, und mein mattes Herz gestärkt würde. Am folgenden Morgen war das Wetter sehr schlecht, und ich wurde durch schwere Donnerschläge vom Schlafe aufgeweckt; und kaum war ich aufgestanden, so schlug der Blitz in unser Schiff. Der Strahl war fürchterlich, die Mastbäume wurden von oben bis unten zersplittert; aber zum Glück hatte der Rumpf des Schiffes keinen Schaden gelitten. Dieser Auftritt verbreitete Entsetzen unter den Matrosen, und mit blassen Gesichtern, die sie kaum aufzurichten wagten, blickten sie nach mir, als dem Diener des Schang-ti (höchsten Gottes), der ein Kind seines Schutzes sey. Von nun an hörten sie auf, meiner zu spotten, vielmehr durfte ich jetzt große Hochachtung von ihnen erfahren. Die Elemente schienen sich gegen uns verschworen zu haben; Winde und Fluthen waren uns zuwider, und wir machten sehr geringe Fortschritte. In der Nachbarschaft von Ke-shan-so liegt Kan-schau, einer der vorzüglichsten Häfen der Provinz Schan-tung; die Stadt liegt an einem kleinen Flusse, und in ihr wird mit indischen und europäischen Waaren Markt gehalten; die Abgaben sind sehr geringe, und die Mandarinen haben beim Handel nichts zu sagen. Es wird allgemein behauptet, die Leute der Provinz Schan-tung seyen ehrlicher, als die Bewohner der südlichen Provinzen, obgleich sie von diesen gewöhnlich gleich als Untergebene höhnisch behandelt werden. Am 8. Sept. fuhren wir an der Festung Ting-dschin vorüber, welche

an den Grenzen zwischen den Provinzen Schan-tung und Tschei-le (Pe-tsche-li) liegt; es scheint ein ziemlich großer Ort zu seyn, der mit einer hohen Mauer umgeben ist. Wir sahen herrliche Anlagen in der Nachbarschaft umher, die uns durch viele grüne Parthien einen wohlthuenden Anblick darboten, nachdem sich das Auge an den nackten Felsen von Schan-tung ermüdet hat.

Am 8ten geriethen wir in große Gefahr. Kaum hatten wir vor der Mündung des Pi-ho (weißen Flusses) Anker geworfen, so erhob sich plötzlich ein Sturm, welcher sechs Stunden dauerte. Mehrere Junken, welche mit uns von Le-to ausgelaufen waren, verunglückten; aber der gnadenreiche Gott bewahrte unser Schifflein. Da der Wind von Norden her blies, so verwandelte sich die warme Luft in schneidende Kälte. Obgleich wir volle zwölf Stunden vom Ufer entfernt waren, so blies doch die Gewalt des Windes das Wasser so weit zurück, daß man leicht über den Meeressand hinlaufen konnte, und unsere Matrosen gingen nach allen Seiten aus, um Meerkrebse zu fangen, welche sehr zahlreich waren. Aber ein Paar Tage hernach blies ein günstiger Südwind das Wasser wieder herbei, und viele Boote kamen herzu, um unser Schiff aus der See in den Fluß hinein zu schleppen; die Ufer liegen ungemein tief, und beinahe der Meeresfläche gleich; die Bewohner, die sich bald zeigten, hatten ein rohes Wesen, und waren dürftig gekleidet; auch das ganze Land umher bot uns nichts als das Bild einer öden Wildniß dar. Die Leute erzählten mir, daß eine Abtheilung von Soldaten hieher gesendet worden war, um jeden Angriff abzuwehren, als einige englische Schiffe (in den Jahren 1792—93) die letzte englische Gesandtschaft an den chinesischen Kaiser in der Mündung des Pi-ho absetzte. Noch ist der Eindruck bemerklich, den der Anblick englischer Kriegsschiffe in den Gemüthern der Einwohner zurückließ. Häufig hörte ich

sie ohne Rückhalt über die Frechheit und den Eroberungsdurst der Barbaren ihre Bemerkungen machen, wobei sie jedoch nicht umhin konnten, das billige Regiment der Engländer auf Singapore zu loben. Die Leute wunderten sich, wie ein Paar Barbaren ohne den umschaffenden Einfluß des himmlischen Reiches eine Stufe von Bildung erreichen konnten, welche nicht weit hinter der Civilisation der Einwohner im Central-Reiche der Erde zurückstehe. Sie freuten sich, daß die seichte Mündung des Pi-ho den englischen Kriegsschiffen eine Durchfahrt unmöglich mache (was jedoch beim Südwinde nicht der Fall ist), und daß der Fall des Stromes zu reißend sey, als daß sie stromaufwärts sich bewegen könnten. Indeß wurde von einem der Anwesenden nicht ohne sichtbare Freude die Bemerkung gemacht, die Barbaren hätten Feuerschiffe, welche ohne Hülfe von Rudern den Fluß hinauf schwimmen können; eine Bemerkung, die ihre großen Besorgnisse erregten; ich beruhigte sie jedoch, indem ich sie versicherte, daß diese Barbaren nie einen Angriff auf ihr Land machen werden, so lange sie nicht ihre Regierung zum Krieg herausfordere.

Die meisten Einwohner, die am Ufer wohnen, sind arme Fischer, die sich fast ausschließend von Fischen und geschwellter Hirse nähren; sind sie reich, so thun sie weniger Wasser dazu, die Armen müssen den Mangel an Hirse mit Wasser ersetzen. Sie essen erstaunlich geschwind, und stopfen den Mund auf einmal mit dem Hirsenbrey, der vor ihnen steht. Das Dorf Taku, bei dem wir vor Anker legten, ist ein schönes Muster der Baukunst, welche an den Ufern des Pi-ho gefunden wird. Die Wohnungen bilden meist ein niedriges Viereck, bei dem nur die Mauer gegen die Straße höher ist, um den kalten Nordwind abzuhalten; auch sind sie durchgängig von Leimen aufgeführt, und bestehen meist nur in einem Gemach, in welchem Mensch und Vieh beisammen lebt und schläft. Ihr einziges Vergnügen

scheint in der Tabakspfeife zu bestehen. Ich unterhielt mich lange mit diesen Leuten, welche zwar roh und derb sind, aber dabei heiter und lebhaft. Ihre Anzahl ist groß, und viele sollen jährlich durch die Winterkälte zu Grunde gehen. Es ist ein Glück für diese öde Gegend, daß sie nicht weit von der Hauptstadt des Reiches liegt, wodurch ihr Lebensunterhalt erleichtert wird. Ehe wir diese Stelle verließen, gab ich allen, die am Bord unseres Schiffes sich befanden, ein gemeinschaftliches Gastmahl. Einer der Anwesenden nahm Veranlassung, die Bemerkung zu machen, daß man doch auch der Göttin Ma=tsu=po etwas von der Speise zukommen lassen sollte. So lange ich auf dem Schiffe bin, sagte ich, habe ich noch nie gesehen, daß sie von den Opfern etwas genossen hätte, die man ihr vorgesetzt hat; sonderbar wäre es nun, wenn sie jetzt so Hunger hätte, daß ihr sogar ein Fremdling etwas geben müßte. — Aber, versetzte der Mann, die Matrosen werden schon dafür sorgen, daß nichts verloren geht, was die Göttin ausschlägt. — Ich halte es für besser, sagte ich, den Matrosen geradezu zu geben, was für sie bestimmt ist; die Ma=tsu=po mag Ambrosia genießen, und nicht so geringe Speisen, wie man ihr gewöhnlich vorsetzt. Hat sie ein Leben, so kann sie für sich selbst sorgen; ist sie aber ein bloßes Bild, so wäre es besser, man wärfe sie mit allen ihren Trabanten ins Meer hinaus, um im Schiffe Platz zu machen. — Das sind barbarische Begriffe, erwiederte mein Gegner, welche so tief in deiner frechen Brust gewurzelt sind, daß du leicht die Gesetze des himmlischen Reiches mit Füßen treten könntest. — Die barbarische Schlußweise ist in jedem Fall eine bündige, versetzte ich; fürchtet ihr euch, das Götzenbild ins Meer zu werfen, so will ich es thun, und die Folgen davon auf mich nehmen. Ihr habt die Wahrheit gehöret; es gibt nur Einen Gott, so wie es auch nur Eine Sonne am Himmel gibt. Wäre Seine Langmuth nicht so groß, so hätte Er euch

schon längst dafür gestraft, daß ihr Seinen Namen nicht achtet, und stummen Götzen dienet; ändert euern Sinn und euer Leben, sonst seyd ihr verloren! Der Mann schwieg beschämt stille, und sagte nur: nun so laß die Matrosen essen, und Ma-tsu-po mag hungern.

Die großen und zahlreichen Salzlager längs des Flusses, besonders in der Gegend von Tyen-tsin, ziehen mit Recht die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Die Masse von Salzklötzen ist ausnehmend groß, und vollkommen zureichend, das ganze Reich damit zu versehen. Man hat die Vorräthe seit der Regierung von fünf Kaisern aufgehäuft, und fährt noch jetzt also fort. Daß Salz wird nahe am Flußufer in Klumpen gehauen, und von da nach Ta-ku gebracht, wo man sie in kleinen Hügeln dicht aufeinander auffsetzt, und mit Bambusmatten bedeckt, und auf diese Weise viele Jahre aufbewahrt. Mehr als 800 Boote sind unausgesetzt mit dem Transport des Salzes beschäftigt, und Tausende von Menschen gewinnen auf diese Weise ihren Lebensunterhalt; auch sollen die Salzhändler die reichsten Leute im Reiche seyn.

Längs der Ufer des Pi-ho gibt es viele große und kleine Dörfer, alle auf die gleiche Weise wie Ta-ku gebaut. Große mit Hirsen, Hilsenfrüchten und Rüben angebaute Felder werden weit umher gesehen; diese werden von Weibspersonen mit viel Sorgfalt gebaut und bewässert, und diese scheinen hier mehr Freiheit als in den südlichern Provinzen zu genießen; selbst die ärmsten unter ihnen sind gut gekleidet, aber ihre Füße sind jämmerlich verkrüppelt und zusammengedrückt, so daß sie nur hüpfen können, und beim Gehen Krücken zu gebrauchen genöthigt sind *). Die junge und nach-

*) Bekanntlich sind nach dem Modegeschmack in China kleine Füße die größte Zierde des weiblichen Geschlechts. Sie werden daher dem Kinde mit Maschinen zusammengedrückt und geschnürt, und mit aller Gewalt das Wachsthum

wachsende Bevölkerung scheint sehr groß zu seyn. Der Esel, hier ein kleines mageres Thier, wird hauptsächlich zum Feldbau gebraucht; die Werkzeuge des Landmanns sind sehr einfach und roh; der Straßen gibt es für ihre elenden Karren nur wenige, und so groß auch die Bevölkerung ist, so kann doch an manchen Stellen kaum ein Fußpfad für den einsamen Wanderer gefunden werden. Häufig wurde mein Auge durch die Inschrift Tseu-tin (Weinhaus) angezogen, welche über der Thüre vieler Häuser stand; auf meine Nachfrage vernahm ich, daß der Gebrauch destillirter, geistiger berauschender Getränke, die sie aus dem Kern des Suh-leang verfertigen, sehr allgemein, und die Unmäßigkeit mit all ihren traurigen Folgen herrschend ist. Auffallend ist es, daß sie aus den herrlichen Trauben, welche an den Ufern des Pi-ho in reicher Fülle wachsen, keinen Wein machen; andere Obstfrüchte, wie z. B. Aepfel und Birnen, werden gleichfalls hier angetroffen, obgleich die Bäume eben nicht zahlreich, und auch ihre Früchte keineswegs so schmackhaft sind, wie dieß in Europa der Fall ist.

Mit viel Heiterkeit zogen wir den Fluß hinauf, und die Leute, welche unsere Junke auf dem Wasser schleppten, weil der Fall des Flusses sehr reißend ist, ließen sich den Reis wohl schmecken, und zogen dafür auch wacker darauf los. Noch einige andere Junken machten den Zug mit uns, und nun entstand ein Streit zwischen unsern Matrosen und den Seeleuten eines andern Schiffes, der sehr ernstliche Folgen hätte nach sich ziehen können. Schon hatten sie sich bewaffnet in Schlachtordnung gegen einander aufgestellt, als ein Paar der ältern Matrosen noch den Handel zu vermitteln wußten. Meine Besorgnisse nahmen zu, je mehr

---

der Füße so gehindert, daß ein kleiner Kinderfuß bei einem alten Weibe für den größten Schmuck gehalten wird, den sie tragen kann.

wir Pe-king, der Hauptstadt des Reiches, nahe kamen. Wie die chinesische Regierung den Besuch eines christlichen Missionars in derselben ansehen würde, war mir unbekannt. Bis jetzt hatten die obrigkeitlichen Behörden keine Notiz von mir genommen; aber eine Entscheidung konnte nun nicht länger ausbleiben. Als Bote Christi, dem die Wohlfahrt seiner Mitmenschen am Herzen liegt, und der sich viel lieber für die große Sache seines Berufes aufopfern, als wie ein müßiger Zuschauer auf der Jammerstätte heidnischer Gräuel thatenlos dastehen will, konnte ich am Sitze der Regierung, welche Haufen von Kriegsknechten umlagern, nicht verborgen bleiben, und mußte erwarten, daß die Lokalbehörden sich in die Sache mischen werden. Ohne Freunde, ohne persönliche Kenntniß des Landes und seiner Einwohner, und bei geringen Geldmitteln mußte ich mich auf das Schlimmste versehen. Betrachtungen dieser Art, von der höchst wahrscheinlichen Vermuthung begleitet, daß ich für die Ausrichtung meines großen Zweckes nichts würde thun können, würden mich eingeschüchtert und muthlos gemacht haben, hätte nicht eine Macht von oben mich jeden Augenblick gnädig aufgerichtet und gestärkt. Von Natur schüchtern, und ohne ausgezeichnetes Talent, war ich doch durch den Beistand Gottes, und durch diesen allein, in den Stunden der Gefahr vornen an, so daß die chinesischen Seeleute mich darum Waghals zu nennen pflegten.

In der lebendigen Ueberzeugung, nicht aus Beweggründen des Eigennutzes und eitler Ehre, sondern aus lauterem Pflichtgefühl die Missionslaufbahn betreten zu haben, und der allgenugsamen Macht und Liebe meines Heilandes gewiß, der mir schon in so vielen Fällen durchgeholfen hat, blieb mir nichts übrig, als meinen persönlichen Schutz unter dem Schatten Seiner Flügel, und den Erfolg meiner Arbeiten in den Verheißungen Seines Wortes aufzusuchen. Schon längst steht die Ueberzeugung in meinem Herzen fest, daß in

diesen letzten Tagen die Herrlichkeit des HErrn auch über China aufgehen wird, und daß Christus, wenn der Fürst der Finsterniß vom Throne gestürzt seyn wird, als der einzige Beherrscher der Welt von allen Völkern und Zungen wird angebetet werden. Die lebendige Hoffnung, daß den Chinesen die Stunde der Erlösung bald schlagen wird, in welcher auch sie dem König aller Könige als bleibendes Erbtheil sich übergeben werden, dringt mich unaufhörlich zum Handeln vorwärts, und macht mich bereitwillig, über dem Versuche, das Evangelium in das Herz von China hineinzutragen, lieber das Leben aufzuopfern, als in träger Ruhe an den Grenzen des Landes zu warten, und die zahlreichen Hindernisse mich vom Eintritt in dasselbe zurückschrecken zu lassen.

Bei solcher Gesinnung wird mir freilich wohl das gewöhnliche Loos nicht ausbleiben, von der klugen Welt, welche die behagliche Ruhe liebt, als Schwärmer gebrandmarkt zu werden, den der Reiz der Neuheit mit sich fortreißt, und der jetzt, um sich einen Namen zu machen, ein hoffnungsreiches Erntefeld verläßt, und einem Dornenacker zueilt, auf welchem sein Versuch, statt Früchte zu tragen, nur dem stillen Fortschreiten der Sache Christi Schaden bringen wird. Ich habe kein Verlangen darnach, mich gegen Vorwürfe dieser Art zu vertheidigen; ist es doch der HErr allein, der die Absichten unseres Herzens richtet; ich habe die Gründe für und wider mein Beginnen reiflich erwogen, und mein Entschluß ist, auf allen Wegen und mit allen Mitteln, welche der HErr, unser Gott, in seinem Wort und durch die Leitungen seiner Vorsehung mir anweist, den Einwohnern des eigentlichen Chinas das Evangelium zu verkündigen, und keine Mühe und Anstrengung dabei zu sparen, so lange noch ein Funke von Hoffnung für das Gelingen meiner Arbeit übrig bleibt, und mich eben darum lieber austilgen zu lassen aus dem Buche der Lebendigen, als den ungestörten

Triumph des Fürsten der Finsterniß über die Chinesen länger mit Gleichgültigkeit anzusehen. Dabei ist mir meine eigene Untüchtigkeit und die Macht der Hindernisse wohl bekannt, welche auf allen Seiten meinem Laufe entgegen treten; und mir bleibt nichts übrig, als in Demuth auszurufen: Siehe, HErr, hie bin ich, gebrauche mich, wie es deinem Herzen wohlgefällt.

Wollte es Einzelnen meiner Freunde in Europa einfallen, mir eine Lobrede dafür zu halten, so muß ich solches Lob durch das laute Bekenntniß von mir abweisen, daß mir nicht das geringste Verdienst dabei zukommt. Wie gerne möchte ich solchen Freunden rathen, statt ihre Worte eitel zu verschwenden, viel lieber selbst nach dem Wanderstab zu greifen, und sich mit Eifer und Hingebung in dieser heiligen Sache an mich anzuschließen. Das Arbeitsfeld ist weit, die Ernte groß, der Arbeiter sind wenige. Sollte etwa das zudringliche Ungeheuer der Selbstsucht auch durch diese Blätter hindurchschielen wollen, so ist es mein aufrichtiger Wunsch, in dem großen Werke des HErrn ganz verschlungen zu werden, und unbekannt und ungeachtet von Andern meine Arbeit zu thun, wenn ich nur der seligen Hoffnung mich erfreuen darf, daß mein Lohn im Himmel, und mein unwürdiger Name im Buche des Lebens angeschrieben ist.

Neunter Abschnitt.

Gützlaffs erste Reise in die Seeprovinzen Chinas.
(Schluß.)

Ankunft zu Tyen tsin, und verlängerter Aufenthalt daselbst. Die Heilkunde der Chinesen. Kamsis Wohnung. Plan, nach dem benachbarten Pe-king zu ziehen. Der Handel von Tyen tsin. Die Volkssitten, die Mundart der Einwohner.

Einwohner. Römische Katholiken. Abschied von Tyen-tsin, und Rückreise gegen die Grenzen der Mandschau-Tartarei. Der Hafen Kin-tschau. Verzögerter Aufenthalt daselbst. Die Meeresküste Le-au-tong. Ankunft zu Macao.

So wie wir Tyen-tsin uns näherten, wurde der Schauplatz lebendiger. Große Schaaren von Booten und Junken, welche uns überall den Weg versperrten, und Haufen von Menschen am Ufer kündigten uns einen bedeutenden Marktplatz an; Schiffe drängten sich von allen Seiten gegen uns her, und nur mit Schwierigkeit legten wir in einer der Vorstädte vor Anker, und wurden vom lustigen Geklingel der Glocken begrüßt. Bisher hatte ich mich ganz als Fremdling unter diesen Leuten angesehen, aber wie erstaunte ich nicht, als vieler Augen alsobald auf mich gerichtet waren; meine Kunst als Arzt wurde sogleich auf die Probe gesetzt. Am folgenden Tag bestiegen wir das Ufer, und ich wurde von vielen Stimmen als der „Sein-sam" (Lehrer) begrüßt, und da ich mich umsáh, wurde ich viele lächelnde Gesichter und eine Menge Hände gewahr, die sich nach mir ausstreckten, und mich einluden, bei ihnen Platz zu nehmen. Es zeigte sich bald, daß unter ihnen viele meiner alten Freunde sich befanden, welche schon früher Arzneien und Bücher von mir empfangen hatten, wofür sie noch sehr dankbar zu seyn schienen. Sie lobten meinen edeln Vorsatz, daß ich die Barbarensitte abgelegt, und das Barbarenland verlassen habe, um unter dem Schild „des Sohnes vom Himmel" (des chinesischen Kaisers) mich einzufinden. Sie billigten mein Vorhaben, daß ich mich nicht blos ein Paar herumstreifenden Schlingeln (wie sie sich ausdrückten) in den auswärtigen Seehäfen Chinas nützlich machen wolle, sondern von weiter Ferne hergekommen sey, um den getreuen Unterthanen des himmlischen Reiches meine Dienste zu widmen. Selbst das wußten sie, daß die

„Sin-sang-neang, die Frau Lehrerin" (meine verstorbene Gattin) gestorben sey, und drückten mir über meinen unersetzlichen Verlust ihr Beileid aus.

Bald zeigte sichs, daß ich hier eben so wie in Siam als christlicher Missionar bekannt war, und ich hielt es eben darum für meine Pflicht, zwar immer mit der nöthigen Klugheit, aber dabei furchtlos zu Werke zu gehen. Einige Schiffskapitaine, welche an bösen Augen litten, waren meine ersten Kranken. Sie wohnten in einer elenden Hütte am Ufer des Flusses, und waren eben damit beschäftigt, am Rauche des Opiums sich zu ergötzen, als ich zu ihnen hineintrat, und ihnen wegen ihrer Unmäßigkeit einen scharfen Verweis gab. Sie schlossen aus dem Ernst, womit ich ihr Betragen tadelte, daß ich ein Arzneimittel haben müsse, der leidenschaftlichen Gewalt des Opiums zu steuern, und theilten ihre Meinung Andern mit. Das Gelingen meiner ersten Heilversuche erwarb mir die Hochachtung und Freundschaft eines ganzen Stammes, dessen Glieder mich von jetzt an mit der Forderung bestürmten, alle ihre körperlichen Gebrechen zu heilen. Die Krankheiten der ärmern Klassen scheinen hier so häufig, wie in irgend einem Theile Indiens zu seyn; allgemein beklagen sie sich über die Unerfahrenheit ihrer Aerzte, deren Mißgriffe ich oft zu verbessern hatte. Diese Leute pflegen den Titel eines Doktors anzunehmen, sobald sie ein Paar Bücher über die Medizin gelesen haben, ohne zuvor durch die Ausübung ihrer Kunst zu zeigen, daß sie diesen Namen verdienen. Eine genaue Prüfung der Schlagader, worin sie viel Fertigkeit haben, gibt ihnen bereits Ansprache auf den Ruf eines geschickten Arztes. Eine Kenntniß der Bestandtheile des menschlichen Körpers, welche nur durch Zerlegung desselben gewonnen werden kann, wird von den Chinesen als eitle Spekulation betrachtet, welche keinen Nutzen einbringt. Ihre Arzneistoffe beschränken sich meist nur auf Kräuter, welche gewöhnlich als Heilmittel von ihnen verordnet werden.

Sie haben einige sehr wirksame Pflanzen, deren Wirkung sie indeß dadurch schwächen, oder gar schädlich machen, daß sie sechszig bis siebenzig andere Pflanzen in Einer Gabe dazu beimischen. Gewöhnlich sagen sie den Tag, wann der Kranke gesund seyn soll, voraus, sehen sich aber meist in ihrer Voraussage getäuscht. Leuten dieser Art, welche sich in ihrer Einbildung für gar weise halten, sich entgegen zu stellen, war keine leichte Aufgabe; aber ich überzeugte sie immer durch Thatsachen, daß unsere Theorien, sobald sie durch die Feuerprobe der Erfahrung geläutert sind, die heilsamsten Wirkungen zu haben pflegen.

Kam-si, ein angesehener Kaufmann, der zu Tyentsin wohnt, lud mich ein, mich in seinem Hause niederzulassen, was gerade während der großen Festzeit des Tschung-tseu geschah, während welcher sie Kuchen und Obstfrüchte einander zu senden pflegen. Haufen von Mandarinen eilten zu den Tempeln, die Priester in schwarzer Kleidung, Mönche und Nonnen in Lumpen eingehüllt, indeß zahllose Schaaren von Bettlern auf den Straßen sich aufstellten, welche, während ich vorüberzog, mit wildem Geschrei die Luft erfüllten; alle Zugänge waren gedrängt voll, und auch in den Kramläden wurde lebhafter Handel getrieben. Die Stadt, die sich etwa eine Stunde am Ufer des Flusses hinzieht, kommt Canton im lärmenden Gedränge einer geschäftigen Volksmenge gleich, indeß ihr innerer Handelsverkehr den Handel von Canton noch weit übertrifft. Die Straßen sind nicht gepflastert, und die Häuser von Leimen aufgebaut; im Innern aber häufig nach dem besten chinesischen Geschmack gut ausgestattet.

Kam-si's Haus liegt mitten in der Stadt, und ist niedlich eingerichtet. Er selbst nahm mich mit viel Freundlichkeit auf, und bot mir eine bequeme Wohnstube an. Der Zudrang von Menschen zu seinem Hause war groß, und des Fragens über mich kein Ende; als

aber die Einwohner aus der Provinz Fuh-kien, die sich zahlreich hier niedergelassen haben, und unter denen die wohlhabensten Handelsleute sich befinden, mich als ihren Landsmann anerkannten, so war alsobald das Fragen zu Ende. Ein vornehmer Mandarine, der von meiner Ankunft gehört hatte, erklärte: Dieser Mann, obgleich ein Fremdling unter uns, ist ein ächter Chinese; und obgleich einige Leute ihn verhindern wollen, nach der Hauptstadt zu gehen, so werde ich ihm dennoch einen Reisepaß dazu geben, denn es wäre ja nicht recht, ihm zu wehren, „des Drachen Gesicht" (des Kaisers) zu sehen, nachdem er einen so weiten Weg von Siam her gemacht hat.

Mehrere Tage lang war die Neugierde der Leute, mich zu sehen, sehr groß; und die Besorgniß des Kapitains nahm zu, als er sah, wie ich die Aufmerksamkeit so vieler Einwohner auf mich gezogen hatte. Einige murmelten sich sogar ins Ohr, ich gehe damit um, eine Karte vom Land zu machen, um der Anführer eines bereits angelegten Einfalles in das Reich zu werden. Alle diese Besorgnisse wurden indeß bald zum Stillschweigen gebracht, als ich meine Arzneikiste öffnete, und mit freigebiger Hand jedem Bittenden das Seinige zutheilte. Nach seiner Barmherzigkeit legte Gott seinen Segen auf diese Versuche, und ließ mich in den Augen des Volkes Gnade finden. Mehrere Männer von Rang und Einfluß machten mir häufig Besuche, und unterhielten sich mit mir. Ihr Benehmen war höflich, und selbst auf knechtische Weise entgegenkommend. Ihre Fragen galten meist nur unbedeutenden Kleinigkeiten, und betrafen gewöhnlich meinen Aufenthalt in Siam; über Europa waren ihre Bemerkungen ausnehmend kindisch. Der Zusammenlauf von Menschen wurde am Ende so groß, daß ich mich verbergen mußte. Ein Herr, der meinem Hause gegenüber wohnte, und mich dem Schiffskapitain, der mich hieher gebracht hatte, abkaufen wollte, bot ihm die Summe von 2000 Silber-

taëls (etwa 27,000 spanische Thaler) für mich an, um sich durch meinen Aufenthalt in seinem Hause eine Kundschaft herbeizulocken. Die Zahl meiner Kranken wurde bald so groß, daß sie alle meine Zeit verschlang, indem ich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von ihnen belagert wurde, und nicht selten in schwere Verlegenheiten gerieth; dabei hatte ich häufig Gelegenheit, ihnen die Lehre des Evangeliums bekannt zu machen, und den Weg zum ewigen Leben zu zeigen.

Es war meine Absicht gewesen, von Tyen-tsin nach Pe-king zu reisen, ein Weg, den man in zwei Tagen zurücklegt. Um jedoch dieß zu thun, hätte ich zuvor den besondern Dialekt, welcher in der Provinz Pe-tsche-li gesprochen wird, lernen, und mich um die Bekanntschaft mit einigen einflußreichen Männern in dieser Hauptstadt bewerben müssen. Für das Erste hatte ich nicht genug Zeit, wenn ich mich anders nicht entschliessen wollte, die Junke, welche mich hieher gebracht hatte, zu verlassen, und den Winter hier zuzubringen. Für die Erreichung des Letztern boten mir einige Männer freundlich ihre Dienste an. Ich hielt es daher fürs Beste, noch länger hier zu bleiben, und die Leitung der Vorsehung abzuwarten. Einige Versuche, die ich in der Heilung der schädlichen Gewohnheit des Opium-Rauchens gemacht hatte, waren so glücklich ausgefallen, daß sie allgemeines Aufsehen machten, und einige Mandarinen in meine Wohnung herbeiführten, welche meine Beihülfe ansprachen, mit der Bemerkung, daß seine kaiserliche Majestät über die allgemeine Verbreitung dieses schändlichen Gebrauches unter ihren Unterthanen höchlich erbittert sey. Sobald aber die Fuh-kien-Leute wahrnahmen, daß meine Kundschaft immer zahlreicher wurde, so wurden sie darüber zornig, und sagten: das ist unser Doktor und nicht der eurige; und als die Andern diesen Verweis nicht sogleich merken wollten, so jagten sie die armen Leute mit Gewalt zum Hause hinaus. Zudem war mein Vorrath an Arzneimitteln bereits

gänzlich erschöpft, und zu meinem Schmerz mußte ich die Kranken ohne Mittel wieder fortschicken. Mittlerweile hatten unsere Schiffsleute ihre Waaren in die Lagerhäuser gebracht und verkauft, und die Verhandlungen waren nicht ohne Gewinn für sie und die Käufer auf eine ruhige und ehrliche Weise vorübergegangen. An Zucker und Zimmet wurde nicht viel gewonnen; desto mehr aber an Farbholz und Pfeffer, welche die Hauptladung unseres Schiffes ausmachten; auch der Verkauf europäischer Calikos hatte fünfzig Prozent eingetragen. Der Handel von Tyen-tsin ist sehr ansehnlich, und mehr denn 500 Handelsschiffe kommen jährlich von den südlichen Häfen von China und Siam auf diesem Marktplatze an; das Gedränge der Junken, und der Tumult des Menschenverkehrs ist so lebhaft, wie man es nur immer zu Liverpool sehen mag. Da das Land umher nur wenig Erzeugnisse liefert, und die Hauptstadt (mit ihren anderthalb Millionen Einwohnern) unermeßliche Vorräthe verschlingt, so läßt sich erwarten, daß die Zufuhr ungemein beträchtlich seyn muß. Obgleich der Markt mit Waaren gut besetzt war, so fanden doch die verschiedenen Artikel einen guten Preis. Kein anderer Marktplatz Chinas ist wohl so gewinnreich, wie dieser; aber nirgends gibt es auch so viele Gefahren des Verlustes, wie hier. Eine Menge von Junken geht jedes Jahr zu Grund, und vermindert durch ihren Verlust den Ertrag des Handels bedeutend. Europäische Wollenwaaren sind ungemein gesucht, aber ihre hohen Preise lassen keinen ausgebreiteten Verkauf unter den Einwohnern zu. Man muß staunen über die Masse ungeprägten Silbers, die im Umlauf ist, und mit welcher großer Handel getrieben wird; der Werth des Taëls verändert sich von 1300 bis 1400 Stück kleiner Münze. Auch Banknoten sind eben so gut wie in England. Tyen-tsin bietet so große Handelsvortheile dar, daß man mit gutem Grund diesen Platz der Aufmerksamkeit europäischer Kaufleute empfehlen kann.

Meine Beobachtungen überzeugten mich, daß das Volk im Allgemeinen nach der kaiserlichen Regierung gar wenig fragt, und um nichts als um den Lebenserwerb und die Häufung von Reichthümern bekümmert ist. Die Leute kennen den Kaiser kaum dem Namen nach, und selbst die gegenwärtigen Kriegszüge in der westlichen Tartarei sind ihnen fast ganz unbekannt. Nichts hat so große Bestürzung unter der Volksmasse verbreitet, als der erst kürzlich erfolgte Tod des Thron-Erben, welcher an den Folgen des Opiumrauchens gestorben ist. Diesen Verlust fühlte der Kaiser schmerzlich. Man glaubt allgemein, daß in der gegenwärtigen Herrscherlinie ein Wechsel erfolgen wird; aber auch eine solche Veränderung würde das Volk zu Tyen-tsin fast mit derselben Gleichgültigkeit vernehmen, wie wenn von einer Veränderung der französischen Regierung die Rede wäre. Die Lokalbehörden werden im Allgemeinen sehr gefürchtet, aber auch gewaltig hintergangen. Sie üben hier, in der Nähe des Kaisers, weniger Gewaltthaten aus, als, wie mich die Leute versichern, dieß in den entferntern Provinzen der Fall ist; überall treten sie mit großem Pomp auf, hinter welchem jedoch wenig wahre Würde ist. Weder Kriegsschiffe noch Soldaten kommen zum Vorschein, obgleich letztere sich hier befinden sollen. Feuergewehre zu besitzen wird für ein großes Verbrechen geachtet, und an Jedem, welcher sich desselben schuldig macht, strenge bestraft; Bogen und Pfeile sind die gewöhnlichen Waffen.

Die Gestalt der Einwohner ist der Gesichtsbildung der Europäer in diesem Distrikte viel ähnlicher, als ich dieß bis jetzt unter den Völkern Asiens gesehen habe. Der innere Augenwinkel ist in ihrem Gesichte nicht so niedergedrückt und gebogen, wie dieß sonst überall bei dem Auge des Chinesen der Fall ist; und so wie häufig das Antlitz der Spiegel des Herzens ist, so tritt in dem ihrigen ungleich größere Aehnlichkeit mit dem Charakter des Europäers hervor, als ich dieß in den

südlichen Provinzen gefunden habe. Es fehlt den Leuten im Allgemeinen nicht an Muth und Unternehmungsgeist, indeß ist doch ihr Wesen zu kriechend, um etwas Großes und Edles zu beginnen, und ihr Sinn zu enge, um ihre Blicke über ihre eigene Provinz und das gegenüberliegende Reich Corea hinaus zu strecken. Die Leute sind üppig gekleidet; die Pelze, die sie tragen, sind kostbar; ihre Nahrung ist einfach, und ihr Benehmen sehr anständig; der Anzug des weiblichen Geschlechtes ist bequem und hübsch, auch genießen die Frauenzimmer vollkommene Freiheit, überall herumzugehen, wie es ihnen wohlgefällt.

Die Mundart, welche von den hiesigen Einwohnern gesprochen wird, hat eine Menge Kehltöne, und ist in Hinsicht auf die Rauhheit der Aussprache dem Schweizerdialekt sehr ähnlich. Die Leute reden mit erstaunlicher Behendigkeit, so daß man kaum Zeit hat, ihrem Gedankenzuge zu folgen. Obgleich ihre Mundart mit der Mandarinensprache viel Aehnlichkeit hat, so faßt sie doch viel Provinzial-Ausdrücke und abgenützte Redeweisen in sich, so daß sie beinahe unverständlich ist für die, welche nur mit dem Ausdruck der Mandarinensprache bekannt sind.

Die Eingebornen scheinen eben keine große Anhänglichkeit an ihre Religionsweise zu haben; ihre Priester sind schlecht unterhalten, und ihre Tempel in einem Zustand des Zerfalles. Die Priester tragen Kleider aller Art, und man kann sie fast nur an ihren geschorenen Köpfen von andern Leuten unterscheiden; häufig sah ich sie aufs Verdeck der Junken hineintreten, um etwas Reis zu betteln, oder durch Herplappern ihrer Gebete ein kleines Scherflein zu gewinnen. Allein ungeachtet dieser Herabwürdigung der Priesterkaste und der großen Verachtung, mit welcher die Lehren und Vorschriften ihrer Religion behandelt werden, besitzt doch jede Wohnung ihre eigenen Hausgötter und ihren Altar, auf welchem die Familie ihre Opfergaben niederlegt; auch

werden die Andachten, wenn je diese Benennung auf ihre götzendienstliche Ceremonie anwendbar ist, von ihnen viel pünktlicher gehalten, als dieß bei den Bewohnern der südlichen Provinzen der Fall ist. Ein solches Verfahren ist eine Schmach für die Menschennatur, und völlig unentschuldbar; denn „das Wissen, daß Gott sey, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen bekannt gemacht" (Röm. 1, 19.). Dennoch entehren sie ihre Erkenntniß von dem großen HErrn der Welt, und beugen ihre Knie vor einem Bilde von Holz und Stein, und sprechen: du bist mein Gott!

Ich machte manche Nachfragen, um zu erfahren, ob römische Katholiken in diesem Theile des Landes sich befinden; konnte aber nirgends eine Spur derselben antreffen, und nicht einmal inne werden, ob etwa früher einzelne derselben da gewesen sind. Muhamedaner sind indeß zu finden, und mit Einigen derselben kam ich in Berührung; sie hielten hartnäckig genug, wenigstens so weit es das Speiseverbot betraf, an ihrem Glauben fest, und wollten mit einem Heiden nicht einmal zu Tische sitzen; aber ihr Begriff vom Wesen Gottes war keineswegs richtig. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich nur wenig von ihren heidnischen Nachbarn, und in ihren Sitten sind sie denselben völlig ähnlich. Obgleich ihre Anzahl eben nicht gering ist, so üben sie doch keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus, auch scheint es ihnen gar nicht darum zu thun zu seyn, Proselyten für ihre Religion zu machen.

Die Zahl der Einwohner, welche den sogenannten Mittelklassen des Volkes angehören, ist nicht groß. Einige Wenige sind unermeßlich reich, aber die große Masse der Bevölkerung ist in bittere Armuth hinabgesunken; ich sah gar wenig unter den Einwohnern von Tyen-tsin, was ihnen Ansprache auf wissenschaftliche Bildung hätte geben können. Sie sind gewerbsame, aber eben keine geschickten Handwerksleute, und selbst ihr Gewerbsfleiß liefert gar wenige Artikel zur Ausfuhr.

In ein Paar Fabriken werden Tapeten, grobe Wollwaaren und Gläser ziemlich gut verfertigt. Bei einer so überfließenden Bevölkerung, wie dieß in China der Fall ist *), würde es der Staatsklugheit der Regierung

*) Wirklich ist die Bevölkerung der chinesischen Staaten ausnehmend groß. Nach einem öffentlichen Staatsdokumente Ta-tsing Hwui-le-tsin (Sammlung von Staatsverordnungen), das im Jahr 1825 in China herausgegeben wurde, und bei welchem der obrigkeitliche Census vom Jahr 1813 zu Grunde gelegt ist, besteht die Bevölkerung der chinesischen Staaten in folgenden Menschenmassen:

	Personen.	Familien.
Pe-tschelt	27,990,871	—
Schan-tung . . .	28,958,764	—
Schan-si	14,004,210	—
Ho-nan	23,037,171	—
Ke-ang-su	37,843,501	—
Gan-hwuy	34,168,059	—
Ke-angsi	30,426,999	—
Fuh-kien	14,777,410	—
Insel Formosa . . .	1,748	—
Tsche-kiang	26,256,784	—
Hu-pi	27,370,098	—
Hu-nan	18,652,507	—
Schen-si	10,207,256	—
Kan-su	15,193,125	—
Bar-caul und Orum-tsi .	161,750	—
Se-tschuen	21,435,678	—
Quang-tong oder Canton .	19,174,030	—
Kuang-si	7,313,895	—
Yun-nan	5,561,320	—
Kwei-tschau . . .	5,288,219	—
Schin-king oder Le-au-tong	942,003	—
Kirin	307,781	—
Küh-long-keang oder Tsitsikar . . .		2,398
Tsing-hä oder Ko-ko-nor		7,842
Auswärtige Stämme unter Kan-suh .		26,728
Ebenso in Se-tschuen		72,374
Tibetanische Colonien		4,889
Eli und seine Vasallen-Staaten . .		69,644
Transport:	369,073,179	183,875

angemessen seyn, Auswanderungen zu gestatten, und mit den Völkern des Auslandes Handelsverhältnisse anzuknüpfen, um den heranwachsenden Volksmassen zureichende Erwerbs- und Unterhaltsmittel zu verschaffen. Geschieht dieß nicht, so ist zu besorgen, daß diese Massen, von Mangel und Hunger gedrückt, über diejenigen herfallen, und sie zu Grunde richten, welche sie als Väter des Staates hochzuachten gelernt haben. Nach Allem, was ich unter diesem Volke gesehen habe, bin ich geneigt zu glauben, daß es eines hohen Grades geistiger Bildung fähig ist, und daß stufenweise Verbesserungen sich um so mehr von ihnen erwarten ließen, da im Allgemeinen ihre Sitten und Gewohnheiten sehr einfach sind. Der Marktplatz von Tyen-tsin bietet, wie bereits bemerkt wurde, dem kaufmännischen Unternehmungsgeist eine reiche Ernte dar; aber ungleich einladender sind diese Gefilde für den christlichen Menschenfreund, welcher die Rettung unsterblicher Menschenseelen als höchsten Preis des Lebens achtet; denn an diesem Arbeitsfelde hängen nicht blos Reize aller Art, sondern Verpflichtungen, welche nicht länger unbeachtet und unerfüllt bleiben sollten.

	Seelen.	Familien.
Transport.	369,073,179	183,875
Turfan und Lob-nor		2,551
Russische Gränze		1,900
	369,073,179	188,326
Jede Familie zu 4 Seelen gerechnet macht		753,304
Hiezu die Seelenzahl:		361,693,879
Gesammt Einwohnerzahl:		369,826,483

Welch ein ungeheures Saat- und Erntefeld, auf welchem der gute Same des Wortes Gottes noch gar nicht ausgestreuet wurde. Die Pflanzung der Kirche Christi auf demselben wird, wenn einmal der Damm durchbrochen ist, um so leichter seyn, da fast von allen diesen Hunderten von Millionen Seelen die gleiche Sprache, nämlich die chinesische, gesprochen wird, und die chinesische Bibelübersetzung demnach für Alle ausreicht.

Nachdem unsere Schiffsleute einen guten Theil ihrer Ladungen verkauft, und reiche Bezahlung dafür eingenommen hatten, überließen sie sich der Spielsucht, dem allgemeinen Vergnügen dieses Platzes; auch hörten sie nicht früher zu spielen auf, bis Alles wieder verloren war, was sie erworben hatten. Jetzt mußten sie Geld entlehnen, um warme Kleider anzuschaffen, und sich gegen die rauhe Witterung zu schützen. Neue Auftritte von Hader und Zank fielen nun täglich vor, und selbst das Leben Einzelner gerieth in große Gefahr. Um den Jammer von sich zu scheuchen, überließen sie sich berauschenden Getränken und thierischen Wollüsten. Das Elend stieg aufs Höchste; Einige von ihnen fielen ihren Gläubigern in die Hände, Andere versteckten sich, und wieder Andere ergriffen die Flucht.

Die Jahreszeit war bereits so weit vorgerückt, daß wir unsere Abreise von Tyen-tsin beschleunigen mußten, wenn nicht der Pi-ho zugefrieren, und uns den Winter über zurückhalten sollte. Am 17. Okt. (1831) fingen wir an, uns langsam den Strom hinab zu bewegen. Vor meiner Abreise hatte ich von den Einwohnern häufige Geschenke erhalten, welche mit vielen Wünschen für mein Wohlergehen begleitet waren. Schaaren von Einwohnern kamen herbei, um freundlichen Abschied von mir zu nehmen, und auf ihre dringenden Bitten mußte ich ihnen versprechen, nächstes Jahr, so Gott es fügen sollte, wieder zu ihnen zu kommen, wobei sie mir freundlich zusagten, mich sodann nach der Hauptstadt zu begleiten. Andere wünschten, eine Landreise mit mir von Tyen-tsin nach den südlichen Provinzen hinab zu machen. Kaum kann ich die Freundlichkeit genug preisen, welche ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an diesem Orte genießen durfte, und den Grund zu dieser unerwarteten Behandlung finde ich allein in der gnadenreichen Leitung des Allerhöchsten, unter dessen Panier ich das Unternehmen begonnen habe. Die Freundschaft, welche ich hier

erfahren durfte, war mir ein reicher Ersatz für alle Unannehmlichkeiten der Reise; und auch meine Gesundheit war wieder so weit hergestellt, daß ich mit Munterkeit die Pflichten meines Berufes erfüllen konnte.

Wir alle hatten uns mit Pelzen versehen, und der Weg führte uns nun zu den Grenzen der Man-dschu-Tartarei, im Meerbusen von Pe-tsche-li, um dort die Provinz Le-au-tong (Schin-king) zu besuchen, und hier Hülsenfrüchte aller Art und Droguieriewaaren einzuhandeln. Obgleich der Wasserstrom uns günstig war, so brauchten wir doch viele Zeit, bis wir das Dorf Ta-ku wieder erreichten, weil unsern Matrosen das Spielen lieber war, als die Arbeit auf dem Schiffe. Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen zu Ta-ku gingen wir endlich am 28. Okt. mit einem neuen Steuermann im Meerbusen unter Segel, liefen bald an den Schalu-pu-tin-Inseln vorüber, und kamen mit günstigem Winde im Hafen von Kin-tschau, etwa fünfzehn Meilen von Muk-den, dieser berühmten Hauptstadt der Mandschurei an. Leute, mit denen ich über diesen Ort sprach, versicherten mich, daß auch die übrigen Städte dieses Distriktes demselben vollkommen ähnlich seyen. Die Mandschu-Tartaren, die sehr zahlreich in dieser Gegend umher wohnen, führen ein müßiges Leben, und sind meist als Soldaten im Dienste des Kaisers angestellt. Zwischen ihnen und der arbeitenden Klasse der Chinesen scheint wenig Eifersucht obzuwalten.

Es sind noch zwei andere Häfen in diesem Distrikt (Fung-tin-fu), von denen der eine Nan-king, der andere Kee-schau genannt wird. Letzterer ist der geräumigste und tiefste, und kann eine große Flotte in sich fassen. Der Hafen von Kin-tschau ist seicht, von Felsen umgeben, und den südlichen Winden ausgesetzt. Das Land umher hat Ueberfluß an Erbsen, Arzneiwaaren und Vieh aller Art; es ist im Ganzen gut angebaut, und hauptsächlich von Mandschu-Tartaren bewohnt, welche ihrem Aussehen nach nur wenig von den

Chinesen verschieden sind. Auch hier haben die Kaufleute von Fuh-kien den Handel ganz in ihrer Hand, und Schaaren ihrer Schiffe besuchen jedes Jahr die Häfen von Le-au-tong. Es währte lange, bis uns die hohe See gestattete, das Ufer zu betreten. Noch ehe dieß geschah, hatte sich schon unter den Einwohnern das Gerücht verbreitet, es befinde sich ein Arzt auf dem Schiffe, welcher den Kranken gern seine Hülfe angedeihen lasse; und nun wurde ich höflich eingeladen, in einem der vornehmsten Handelshäuser des Ortes mein Quartier zu nehmen. Es war Mitternacht, als ich daselbst ankam, und dennoch war mir eine gute Mahlzeit und eine bequeme Wohnung zubereitet. Schon am frühen Morgen strömten Schaaren von Menschen herbei, mich zu sehen, und die Kranken waren so zahlreich, wie ich sie nirgends fand, weil kein Arzt von einiger Bedeutung an diesem Handelsplatze wohnt. Ich ging sogleich ans Werk, und durfte bald ihr Zutrauen in hohem Grade gewinnen. Weder hier noch in der ganzen Umgegend auf mehrere Stunden hin, war eine Person vom weiblichen Geschlecht zu sehen. Auf meine Frage nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung erfuhr ich, daß die ganze weibliche Bevölkerung von den obrigkeitlichen Behörden weiter ins Innere des Landes gebracht worden ist, um die Ausschweifungen zu verhüten, welche die zahlreich wiederkehrenden Seeleute auf diesen Ufern zu begehen pflegen. Ich konnte nicht umhin, diese Anordnung zu bewundern, welche auf die kräftigste Weise den gewohnten Schändlichkeiten ein Ziel setzt, und dieß um so mehr, da sie von heidnischen Behörden getroffen worden ist, und mit Recht christliche Obrigkeiten, welche in dem gleichen Falle seyn dürften, beschämen muß.

Die Stadt Kin-tschau hat nichts Anziehendes für den Reisenden; sie ist weder groß noch schön; ihre Häuser sind von Granit gebaut, der hier im Ueberfluß gefunden wird, und haben im Innern wenig Bequem-

lichkeiten, eine von Backsteinen aufgerichtete Schlafstelle etwa ausgenommen, welche bei kalter Witterung durch Feuerzüge gewärmt werden kann. Auf dem Gipfel eines benachbarten hohen Berges steht ein kleiner Tempel, auch findet man einige andere auf der Ebene umher. Sie sind in chinesischem Geschmack gebaut, und ihre Götzenbilder sind so häßlich anzuschauen, daß selbst meine chinesischen Begleiter sich des Lachens darüber nicht enthalten konnten. In der Büchersammlung eines Priesters fand ich eine Abhandlung über die Buße, die in zwei Bänden abgefaßt ist. Es gibt hier Pferde und Wagen, aber die Wagen sind sehr armselig; auch das Kameel ist hier häufig zu finden, und wird wohlfeil gekauft. Die chinesischen Einwanderer sprechen einen reinern Dialekt, als die Einwohner von Tyen-tsin; sie sind zurückhaltend in ihrem Wesen, und werden meist nur zu Handarbeiten gebraucht, indeß die Fuh-kien-Chinesen den Handel treiben, und die Eingebornen mit dem Fischfang sich beschäftigen. Ich hatte viel Gelegenheit, unter meinen Kranken das Wort des Lebens auszutheilen, das sie auch mit Achtung und Liebe in Empfang nahmen.

Der 9. Nov. war ein schöner Tag; aber in der Stadt fing ein so kalter Nordwind zu blasen an, daß innerhalb weniger Stunden der Fluß zugefroren war. Die Kälte war so schneidend, daß ich nur durch beständiges Umherlaufen mich warm erhalten konnte, indeß die Chinesen um mich her in ihre Lumpen und Pelze eingehüllt sich auf den Boden legten, und ruhig verhielten. Bald verwandelte sich der Wind in einen Sturm, und unser Schiff kam in augenscheinliche Gefahr, an den Felsenwänden zu scheitern; aber die allmächtige Hand Gottes bewahrte uns, während eine große, starkbemannte Junke neben uns in Stücke zerschmettert wurde. Die Matrosen vertändelten ihre Zeit am Ufer im Opiumdampfen. Einige kauften Thierschwänze, um zur Erheiterung mit einander zu fechten,

und überließen mich auf dem Schiff der Sorge, daß dasselbe am Ufer eingefrieren möchte. Wirklich bekümmerten sie sich um ihr Schiff nicht das Geringste, und nur die anhaltende strenge Kälte trieb sie am Ende von Kin-tschau hinweg. Die günstige Jahreszeit für die Seefahrt ward mit elendem Spiel versäumt, und es dauerte bis zum 17. Nov., bis wir von der steilen Küste Le-au-tong wegkamen, und am folgenden Tag die Provinz Schan-tung erreichten.

Unglücklicher Weise fing es jetzt zu schneien an, und unsere Matrosen eilten alsobald dem Ufer zu, um besseres Wetter abzuwarten, obgleich der Wind günstig war; meine stärksten Vorstellungen waren fruchtlos. Laßt den Anker fallen! stoppt die Pfeifen! legt euch nieder! war das allgemeine Geschrei unter ihnen. Am folgenden Tag gings langsam ein Stückchen weiter; aber kaum blies der Wind in die Segel, so gings sogleich wieder dem Ufer zu. Wir müssen handeln, gaben sie zur Antwort, wenn ich ihr Benehmen tadelte; nur mit Mühe brachte ich es am folgenden Tag dahin, daß sie die Segel wieder aufzogen. Ein günstiger Wind brachte uns um ein bedeutendes Vorgebirg herum. Schon hatten wir dasselbe aus den Augen verloren, als der Wind sich nach Westen drehte, und die Matrosen eben so schnell die Rückkehr zum vorigen Ankerplatz beschlossen. Alle Segel wurden aufgespannt, um schnell ans Ufer zu kommen, und obgleich der Wellenzug uns zuwider war, so mußte doch das Schiff wieder in den Hafen zurück, wo das alte Wesen aufs Neue begonnen wurde. Nur nach langer Zögerung brachte ich es bei ihnen dahin, daß sie wieder in die See gingen, nachdem die andern Junken ihnen schon längst vorausgeeilt waren. Wir hatten bereits fünfzig Meilen zurückgelegt, als die trägen Wichte noch einmal zurückkehren wollten; und nur ein heftiger Nordwind hinderte sie daran, und jagte das Schiff wider ihren Willen die Küste hinab.

Nachdem wir von heftigen Stürmen hin und her geworfen, und unsere Segel in Stücke zerrissen worden waren, sahen wir endlich am 10. Dez. zu unser aller Freude ein Vorgebirge, in der Provinz Canton, das nur wenige Tagreisen von der Stadt Canton und Macao entfernt liegt. Als wir am Abend des 13. Dez. vor Macao ankamen, nahm ich Abschied von meinen Reisegefährten, und ließ mich in der Wohnung unseres Freundes, Dr. Morrison, nieder, von dem ich so wie von seiner Gattinn aufs herzlichste empfangen wurde.

Bis hieher hat der HErr geholfen. Was bis jetzt in der chinesischen Mission gethan wurde, ist nur ein kleiner Anfang von dem großen Werke, das in diesen volkreichen Ländergebieten unter dem Schutz und Segen des HErrn vollführt werden muß. Wir hoffen und flehen zu Gott, daß Er recht bald, nach seiner großen Barmherzigkeit, eine weite Thüre zu denselben öffnen wird, und wir wollen arbeiten, so lange uns der HErr Gesundheit, Kraft und Gelegenheit verleiht. Ich wünsche von Herzen, daß etwas Kräftiges geschehen möge, um einen freien Verkehr mit China zu eröffnen, und würde mich glücklich schätzen, wenn ich auch nur etwas dazu beitragen könnte, einen solchen Erfolg zu beschleunigen. Nach der gnadenvollen Vorsehung unsers Gottes und Heilandes läßt sich mit Zuversicht hoffen, daß die Thüren Chinas dem Evangelio Christi nicht mehr lange werden verschlossen bleiben. Wer sie aufschließen soll, und auf welchem Wege dieß geschehen dürfte, daran ist nicht viel gelegen; ein Jeder, der der Sache Christi wohl will, muß von Herzen verlangen, daß von solchem Beginnen alle Ehre Gott, dem Geber jeder guten Gabe, allein zugeschrieben werden möge.

Schlußbemerkung.

Die evangelische Kirchenzeitung, welche in ihren Nummern 79, 80 und 81 des verflossenen Jahres kurze Auszüge aus Gützlaffs obiger Reisebeschreibung liefert, glaubt, das ganze Unternehmen nicht billigen zu können, obgleich sie dem Glaubensmuthe und beharrlichen Eifer, so wie den ausgezeichneten Gaben unsers wackern, deutschen Landsmannes alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es ist hier die Stelle nicht, die Zweckmäßigkeit und christliche Großartigkeit dieser, im Ganzen sichtbar gelungenen, und zu kräftigern Versuchen der Zukunft ermunternden Missions-Untersuchungs-Reisen umständlich zu rechtfertigen, da sie doch nach Gützlaffs eigener Erzählung im Missionsgebiete nichts Anderes darstellen wollen, als was ein jeder kluge General thut, welcher, noch ehe er einen ernsthaften Angriff auf ein feindliches Lager wagt, es für nöthig findet, durch vorherige Rekognoscirungen die verwundbaren Seiten der Verschanzungen kennen zu lernen. Die Hinweisung auf die apostolische Missionsweise, nach welcher der große Heidenapostel Paulus nicht früher eine Stelle verließ, bis er eine Christengemeinde daselbst gesammelt, und bleibend angewurzelt hatte, dürfte wohl der Verfasser dieses Aufsatzes nicht als durchgängige Richtschnur für die gesammte Missionsthätigkeit unserer Tage herausgehoben haben, da sie nur wenige Vergleichungen mit dem gegenwärtigen Zustande und den Bedürfnissen der Heidenwelt zuläßt, und nicht einmal von den übrigen Aposteln unsers HErrn geltend gemacht werden kann. Auch abgesehen von den außerordentlichen Geistesgaben, durch welche im apostolischen Zeitalter die Pflanzung und der Lauf des Evangelii nach dem gnadenvollen Rathschlusse unsers unsichtbaren HErrn auf eine ebenso außerordentliche Weise beschleunigt werden sollte,

und wirklich beschleunigt wurde, wie sie mit der spätern, blos an die gewöhnlichen Mittel der Glaubensthätigkeit gebundene Missionsweise über alle Vergleichung erhaben ist, so war auch der Missions-Schauplatz des Apostels Paulus in den klein-asiatischen Ländern, in Griechenland und Italien ein ganz anderer, als ihn Missionar Gützlaff in Siam und China erwarten und finden konnte. Nach dem Zeugniß der Apostelgeschichte hatte der Apostel Paulus auf seinen Missionswanderungen die weise Gewohnheit, sich in allen Städten Klein-Asiens überall zuerst an die längst bestehenden Juden-Synagogen daselbst mit der Predigt des Evangeliums zu wenden, indeß er nicht selten andere Heidenstädte für jetzt unberührt durchzog. In diesen Synagogen, an welche sich größere oder kleinere Haufen heidnischer Proselyten angeschlossen hatten, fand er zum Voraus Alles vorbereitet, was die erste Pflanzung des Christenglaubens an religiösen Vorkenntnissen voraussetzt, und was nirgends in der Heidenwelt angetroffen wird. Die Leute, an welche er sich wandte, glaubten gewöhnlich alle an den verheißenen Messias, der da kommen sollte; und es that ihnen nur Noth, unter Beweisung des Geistes und der Kraft, durch das klare Zeugniß des Apostels die lebendige Ueberzeugung zu gewinnen, daß dieser verheißene Messias bereits in der Person Jesu von Nazareth erschienen, und alle Verheißungen Gottes im alten Bunde an Ihm und durch Ihn vollkommen erfüllt worden seyen. Hatten seine Zuhörer dieses Zeugniß von Jesu Christo im Glauben aufgefaßt, so konnte der Apostel ruhig seine Straße weiter ziehen, indem er es der Bekanntschaft mit den alttestamentlichen Schriften, so wie der lebendigen Wirksamkeit des neu gewonnenen Christenglaubens und der Salbung des Geistes, die uns allerlei lehret, getrost überlassen konnte, dieses gute Werk zu vollenden, welches das Zeugniß von Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, in den Herzen der Gläubigen angeregt

hatte. Ganz anders verhält es sich mit der Missionsthätigkeit der Glaubensboten in der Heidenwelt unserer Tage, welche in den meisten Fällen von den ersten Anfängen an nicht an einzelnen Stellen, sondern im Grossen und Allgemeinen unter einem ganzen Volke die Vorerkenntnisse anzubahnen, den Beruf haben, die in jeder Synagoge des apostolischen Zeitalters nicht blos unter den Juden, sondern unter großen Schaaren von Heiden zum Voraus vorgefunden werden konnten.

Aber, fragt der Verfasser, „wie läßt sichs entschuldigen, daß Missionar Gützlaff eines der gesegnetsten Arbeitsfelder zu Bankok verläßt, und an einem andern vorbeieilt, wo man die Hände nach ihm ausstreckt, um sein kostbares Leben auf einem elenden Schiffe, unter einem Haufen der rohesten Matrosen der größten Gefahr auszusetzen?" Dürfen wir den frühesten Zeugnissen der Kirchengeschichte glauben, so haben es die meisten Apostel unseres HErrn auf dieselbe Weise gemacht, und von Einigen derselben wird erzählt, daß sie Viele Länder Asiens durchwandert, und auf ihren weiten Reisen sich noch ungleich größern und drohendern Gefahren ausgesetzt haben, als dieß bei der Reise des Missionars Gützlaff von Siam nach China der Fall war. Die Veranlassung zu der ersten Reise hat er uns selbst erzählt, und wir müssen sie natürlich finden. Eine verzehrende Krankheit nagte an seinem durch übergroße Arbeit geschwächten Körper, und der schwache Funke seines Lebens vermochte den zunehmenden Andrang Hülfe suchender Menschen nicht mehr auszuhalten. Eine Seereise schien das einzige Mittel seiner Erhaltung zu seyn, und sie ward es auch wirklich unter dem sichtbaren Segen Gottes. Es ist ungemein leicht, von unserer Studierstube aus gar kluge Berechnungen darüber anzustellen, was unsere Missionarien im heidnischen Auslande thun, und was sie nicht thun sollten. Gar anders gestalten sich die Umstände und mit ihnen auch das Urtheil in der wirklichen Erfahrung, und in den meisten

Fällen ist es ungemein schwer, und ohne eigene Erfahrung fast unmöglich, sich ein richtiges Urtheil über das Thun und Lassen unserer Glaubensboten in der Missionswelt zu verschaffen. In dem vorliegenden Falle liegt die Sache klar vor unsern Augen, und uns bleibt dabei nichts als der gerührte Dank gegen den HErrn übrig, daß durch diese Reise das kostbare Leben dieses theuern Mannes länger erhalten, und zugleich so manche erheiternde Aussichten auf ein unübersehbar großes Saatfeld der Missionsthätigkeit uns geöffnet wurde.

„Aber welche Bedenklichkeit erregt es nicht, daß Missionar Gützlaff auf einem Schiffe der englisch-ostindischen Compagnie als Dolmetscher diese Reise machte, das die Bestimmung hatte, kaufmännische Unternehmungen anzuregen, und Nachrichten einzuziehen über die Häfen, mit welchen Handelsverbindungen angeknüpft werden könnten? Schmeckt doch ein solches Unternehmen nach der „menschenfreundlichen Thätigkeit" unserer liberalen Propaganden! Und wie bedenklich ist es nicht, wenn ein christlicher Missionar auf einem solchen Schiffe reist, und unter dem Schutze englischer Kanonen, wider den Willen der Landesobrigkeiten, zu wirken sucht? Ist dieß gestattet, dann tadle man wenigstens ferner nicht mehr die katholischen Missionarien, welche, mit Feldherren an der Spitze von Armeen, zu bekehren versuchten; denn der Unterschied ist doch nur im Grade, nicht im Grundsatze." — Wir können nicht bergen, daß uns dieses Urtheil hart und unbillig erschien; und dieß um so mehr, da bei demselben weder auf die Stellung des Missionars Gützlaff, noch auf sein Verhalten die gebührende Rücksicht genommen wurde. Bekanntlich steht Herr Gützlaff nicht in dem Dienste einer bestehenden evangelischen Missions-Gesellschaft, und fühlt sich innerlich gedrungen, als ein freiwilliger und unbesoldeter Diener des Evangeliums der Sache des Weltheilandes in China zu dienen. Wir halten uns keineswegs für berufen, seine Beweggründe für diese unab-

hängige Stellung im Missionsgebiete zu beurtheilen, und müssen es in hohem Grade erfreulich finden, daß ihn die Liebe Christi also drang, sein Leben unter den armen Heiden zu verzehren. Als Dolmetscher der ostindischen Compagnie begleitete er den Kapitain Lindsay auf seiner zweiten Reise nach China. Daß diese auf einem Kriegsschiffe geschah, darüber stand Herrn Gützlaff in seinen Verhältnissen kein Urtheil zu; es war ihm genug, zu wissen, daß es auf keinerlei Weise dabei auf irgend eine Ausübung von Feindseligkeit abgesehen war. Und wenn er nun zugleich diese willkommene Gelegenheit dazu benüzte, als ein Bote Christi den Bewohnern Chinas wohlzuthun, freundliche Gesinnungen zu pflanzen, und mit den bisher unbekannten Wegen und Mitteln zur Ausbreitung der evangelischen Erkenntniß die thätigen Missionsfreunde in Europa bekannt zu machen, so können wir in dieser Stellung so wie in dem ganzen Betragen, das er dabei bewies, nichts finden, was nicht eines Dieners Jesu Christi würdig gewesen wäre. Eine Vergleichung mit den Kreuzzügen des Mittelalters und den fleischlichen Umtrieben der frühern Jesuiten läßt sein Beginnen gar nicht zu, und findet für sein Betragen unter diesen bisweilen schwierigen Verhältnissen auch nicht die leiseste Anwendung. Daß dem wackern Manne die Rettung des chinesischen Volkes überall oben auf der Seele liegt, und daß er jedes rechtmäßige Mittel begierig ergreift, um diesem Kleinod seiner innern Berufung in Christo Jesu nahe zu treten, darüber möchten wir so wenig mit ihm rechten, daß wir vielmehr wünschen müssen, daß zur Förderung des großen Missionswerkes unserer Tage recht viele begabte und von Gottes Geist erleuchtete Jünger Christi in seine Fußstapfen eintreten, und seinem Glauben nachfolgen möchten.

Doch Gützlaff selbst hat uns in frommen Herzensergießungen eines seiner Briefe vom 17. Mai 1831, der in Knapps Christoterpe vom Jahr 1834 Seite 240 bereits erschien, den richtigen Standpunkt angewiesen,

von dem aus wir seine Reisen nach China zu beurtheilen haben: und es ist der christlichen Billigkeit gemäß, von diesem Standpunkte aus sein Unternehmen zu beurtheilen. Der Brief selbst lautet also:

„Nachdem ich meine geliebte Gattinn mußte ins Grab sinken sehen, bleibt mir Nichts übrig, als mit gänzlicher Hingabe an den HErrn, unsern Heiland, die Welt einsam zu durchwandern. Ich habe eine treugesinnte Schwester, eine liebende Gattin, eine eifrige Mitarbeiterin verloren. Sie vereinigte schöne Talente mit zarter Frömmigkeit in sich, und gewann durch ihr einnehmendes Wesen alle Herzen. Ich klage nicht, sondern bete Gottes Weisheit an; und wiewohl mein Herz zerrissen ist, preise ich den lieben Heiland, der mir genommen hat, was Er mir gegeben. Meine Arbeit in Siam ist nun beendigt; Gott hat sein Werk mit Kraft begonnen, und wirds auch hinausführen. Es finden sich manche Seelen, die unter dem Einfluß der göttlichen Gnade stehen — Chinesen, Siamesen, und auch ein Cochin-Chinese. Nie wurde Gottes Wort im Chinesischen so reichlich ausgetheilt als hier; und bis diesen Augenblick gehen Hunderte von Büchern bis in die fernsten Gegenden der Erde. Die Uebersetzung des Wortes des Lebens bietet Stoff zur Freude, nicht minder die Mission nach Cochin-China, die wir von hier aus unternommen haben. Zwar bleibt noch viel zu wünschen und zu erbitten übrig, aber wir dürfen dabei nicht vergessen, Gott für das zu preisen, was Er bereits gethan hat. Meine Nachfolger allhier sind ein Niederländer von Amerika, und ein englischer Missionar. Mein ganzes Augenmerk ist nun auf China gerichtet, nicht aus eigener Wahl, sondern getrieben durch den Geist. Gott hat in Gnaden den Geist des Gebets über mich ausgegossen, und ich kann die Hunderte von Millionen in China an das hohepriesterliche Herz des HErrn Jesu legen. Er muß den Weg bahnen, und seinem segensreichen Evangelium den Sieg verschaf-

fen. Nicht daß ich unmächtiger Wurm etwas kann, sondern der allmächtige Jesus, der Löwe aus Juda's Stamm, ist der Fels meines Vertrauens. Dem zufolge werde ich geraden Wegs nach Pe-king (der Hauptstadt in China) gehen, und abwarten, was der HErr mir gebietet. Ich habe mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber diese verschwinden, denn ich kann glauben, daß Christus die Welt überwunden hat, und alle Macht im Himmel und auf Erden besitzt. Die ganze Leitung des HErrn ist wunderbar. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mein ganzes Betragen gemißbilligt wird; aber Alles, was mich demüthigt, und mich vor dem Heilande niederbeugt, ist mir willkommen. Um seines Namens willen in den Tod zu gehen, ist mir, wenn Er es fordert, die höchste Seligkeit. Auch der Tod meiner zärtlich geliebten Frau ist mir willkommen; Alles, was sein unumschränkter Wille fordert, muß von mir, der ich nichts bin, gethan oder gelitten werden. Ich bin vollkommen überzeugt von dem Riesenhaften des Unternehmens, welches meine Seele erfüllt; aber Gott ist groß, sehr groß. Meine Seele ist still und mit Gott beschäftigt, und kann ernstlich beten, daß Gott mich möchte hinwegnehmen, wenn ich noch länger die unbegrenzte Herrschaft des Satans über China anschauen sollte. Ich habe die Chinesen unaussprechlich lieb, und verlange dringend nach ihrer Seligkeit. Jetzt schreibe ich für sie verschiedene Bücher, und werde, wenn Gott Gnade schenkt, dieses Jahr damit fortfahren. Wiewohl ich wegen der Druckkosten noch nicht im Reinen bin, so zweifle ich doch nicht, daß der reiche Gott zu seiner Zeit für alles Nöthige reichlich sorgen wird. Unter allen Beschwerden, und mitten unter Sündendienern genieße ich Seligkeiten, wie ich sie zuvor nie erfahren habe. Christus ist mein, — Er, der zur Rechten des Vaters sitzt, mein Erlöser; — Christus, der oberste Gebieter in China, in Ihm und mit Ihm habe ich Alles. Was bleibt mir

noch zu wünschen übrig? Im Leben und im Tode bin ich Sein.

Ich habe von den Ereignissen gehört, die jetzt unser Vaterland (Holland) beunruhigen. Doch Gott regiert! In China ist jetzt Krieg. Erdbeben haben große Verwüstungen angerichtet. Wir Missionarien nähren die Hoffnung, daß der HErr im Anzuge ist. Der treue Jesus wolle nicht säumen! Sein liebendes Herz kann die hundert Millionen, die seine Geschöpfe sind, nicht vergessen. O komme, HErr Jesu! Amen."

Euer

K. G.

Wenn es uns geziemt, Gützlaffs Missionsthätigkeit als eine der seltenern Erscheinungen in dem Werke Christi auf Erden zu betrachten, welche allein aus sich selbst, und nicht nach dem Maßstab des gewöhnlichen Missionsberufes beurtheilt werden kann und muß, so bieten uns schon die nächsten Ergebnisse derselben so vielfache fruchtbare und hoffnungsreiche Seiten für die Missionsgeschichte unserer Tage dar, daß wir nur mit freudigem Dank gegen Gott, und mit den herzlichsten Segenswünschen für das leibliche und geistliche Wohlergehen dieses theuren Dieners Christi auf die Arbeit desselben hinzublicken vermögen. Bekanntlich war bis jetzt der größere Theil der Geschichte des durch sein Alterthum so wie durch seinen Entwicklungsgang höchst merkwürdigen chinesischen Volkes für die europäische Welt ein räthselhaftes Geheimniß, das aus Mangel an der erforderlichen Sprach- und Quellenkenntniß als ein lückenhaftes und unzusammenhängendes Bruchstück vor den Augen des lernbegierigen Forschers lag. Der HErr ließ es dem thätigen Missionar Gützlaff gelingen, durch seine umfassende Kenntniß der chinesischen Sprache und durch sorgfältige Sammlung chinesischer Geschichtsquellen dieses räthselhafte Dunkel zu zerstreuen, und der europäischen Welt den ersten Versuch einer vollständigen, aus einheimischen Quellen geschöpften Geschichte des

chinesischen Volkes in seinem interessanten Werke: (A Sketch of Chinese history ancient and modern. II Vol. London 1834) in die Hände zu geben. Tausende von Bibeln und zehntausende kleiner christlicher Schriften wurden auf seinen Reisen weithin unter dem chinesischen Volke in seiner Muttersprache ausgestreut, und demselben die Gelegenheit gegeben, den Christenglauben in seiner einfachsten und lautersten Quelle kennen zu lernen; und diese stillen Missionarien wandeln nun unverwehrt zu Tausenden von einer Hand und von einem Herzen zu dem andern, und sind bis zu den Pforten des kaiserlichen Palastes gedrungen. Mag es immerhin seyn, daß dieser göttliche Same meist nur auf steinigten Boden gefallen ist, auf welchem derselbe wieder von der Macht der Finsterniß zertreten wird. Aber wer möchte wohl die kühne Behauptung wagen, welcher das Verheißungswort des Ewigen laut widerspricht, daß diese Aussaat ganz spur- und hoffnungslos vorübergegangen sey, und nicht vielmehr mit freudiger Zuversicht glauben, daß ein Theil dieses Samens auch auf ein gutes Land gefallen ist, und dreißig-, sechzig- und vielleicht gar hundertfältige Früchte trägt für das ewige Leben. Aber noch ist ein weiterer Gewinn von Gützlaffs Reisen herauszuheben, der in seinen Folgen völlig unberechenbar für das menschliche Auge ist. Die protestantische Kirche betrachtete bisher China als ein für den evangelischen Missionar völlig unzugängliches Land, dessen Ufer nicht ohne gewisse Todesgefahr von ihm betreten werden können. Gützlaffs interessante Reisen haben uns in einer sprechenden Thatsache den Beweis vor die Augen gelegt, daß unsere Ansicht bisher in diesem Punkte in einem Vorurtheile befangen war, dessen bisheriger Einfluß um so beklagenswerther ist, je größer wir den Verlust anschlagen müssen, eine für die höhere Ausbildung des Christenthums mannigfaltig vorbereitete, und für das göttliche Licht nicht unempfängliche Menschenwelt von mehr als dreihundert Millionen unsterblicher Menschenseelen gänzlich versäumt zu haben. Möge der Gemeinde Christi bald die Freude werden, Hunderte von Friedensboten in dieses große Saat- und Erntefeld in der Kraft Christi eintreten zu sehen.

Missions-Lied.

China's Nacht.

Fern im Osten, an der Erde Grenzen,
Von dem stillen Meer umwallt,
Und von rings umthürmten Mauerkränzen
Eingeschlossen, fremd und kalt
Gegen alles, was von Abend stammet,
Wo die helle Leuchte Christi flammet,
Stehst du da geheimnißreich,
Altes China, himmlisch Reich!

Seit Jahrtausenden im alten Kreise
Drehen deine Bilder sich;
Was gemacht ist nach der Väter Weise,
Das allein ergötzet dich.
Rings umher auf allen grünen Höhen
Sieht man deine Götzentempel stehen:
Deiner Himmelskönigin
Gibst du willig Alles hin.

Armes Volk, was dein Con-fu-tse predigt,
Sind nur Worte ohne Kraft:
Dadurch wirst du nicht vom Fluch erledigt,
Nicht durch Fo dem Tod entrafft.

Auch die Weisheit deiner Mandarinen
Schützt dich nicht vor modernden Ruinen;
Was verknöchert, wird zu Staub,
Der Verwesung sich'rer Raub.

Trostlos an dem Sarge deines Glückes
Sitzest du, ein Feind des Lichts;
Hoffest noch, verzweiflungsvollen Blickes,
Zu versinken in das Nichts.
Eitle Hoffnung! von Vernichtung träumen,
Wo ein Gott in unermeß'nen Räumen
Alle Wesen fort und fort
Trägt mit seinem kräft'gen Wort!

Nirgends sieht man Leben in dir sprießen;
Weit umher ein ödes Land! —
Todte Flur, der keine Quellen fließen,
Dürr von trockenem Verstand!
Statt, wo süße Lebenswasser quillen,
Deinen alten heißen Durst zu stillen,
Trank'st du um so gieriger,
Nur das Blut der Märtyrer.

Wer wird dich, du Reich des gold'nen Drachen,
Das die finst're Nacht bedeckt,
Führen zu dem seligen Erwachen,
Wenn dich Jesus nicht erweckt?

Wenn dein Kaiser seine hohen Pforten
Stolz verschließt den edeln Gottesworten;
Welches and're Wort und Licht
Ist's, das dann dir Heil verspricht?

Sollen die dreihundert Millionen,
Die dein weiter Kreis umschließt,
Ewig in den Todesschatten wohnen,
Wo kein grüner Halm entsprießt?
Soll denn nie die alte Mauer fallen?
Nie des Lebens Meer sie überwallen?
Ist das Heil der ganzen Welt
Nur für dich nicht aufgestellt?

O erwache, altes Volk! erwache
Aus der starren Winternacht!
Sieh, das Volk der heil'gen Engelwache
Hat auf deine Träume Acht!
Wie wird nicht ihr lauter Jubel steigen,
Wann sich gläubig deine Schaaren beugen
Vor Jehovah's ew'ger Pracht,
Der die Völker selig macht!

Ch. Barth.

Inhalt

des ersten Heftes 1835.

Das Königreich Siam.

Abschnitt. Seite.

Mit einer Uebersichtskarte der Seeküsten Hinter-Asiens.

Jahrgang
1835.

Zweites Quartalheft.



Missionar Gützlaffs
zweite und dritte Reise
nach
China.



Missionar Gützlaffs zweite Reise nach China.

Erster Abschnitt.

Gützlaffs Abreise von Macao. Landung im Distrikt Hä-fung. Freundliche Aufnahme daselbst. Besuch in der Bucht Ki-tze. Schin-tseu-en. Kang-lä. Chinesische Emigranten. Stadt Nan-au. Seeräuber.

Um kaufmännische Verbindungen anzuknüpfen, und den Zustand der See-Provinzen in China in Hinsicht auf die Förderung des Handelsverkehrs genauer kennen zu lernen, hatte die brittische Faktorei der ostindischen Gesellschaft zu Macao den Beschluß gefaßt, ein besonderes Schiff mit dieser Bestimmung nach dem Norden abzusenden, auf welchem ich, um für das Evangelium Christi eine Pforte daselbst aufzusuchen, in der Eigenschaft eines Dolmetschers und Arztes an dieser Unternehmung Theil zu nehmen, mit Freuden mich entschloß. Das Schiff, Lord Amherst genannt, ein guter Segler, der von geschickten Seeoffizieren befehligt wurde, sollte zu diesem Zwecke die Küsten von China, Corea, Japan und die Lu-tschu Inseln besuchen; auch sollte jedes rechtmäßige Mittel angewendet werden, um die freundlichen Gesinnungen der Eingebornen zu gewinnen, und dauerhafte Grundlagen zu wechselseitigem Verkehr

zu suchen. Kapitain Rees (Ris), ein tüchtiger Seemann, befehligte das Schiff, und ihm war bei dieser Seereise vor Allem darum zu thun, genaue Karten von den verschiedenen Seehäfen aufzunehmen. An der Spitze der Unternehmung stand Herr Lindsay, ein sehr gebildeter Mann, welcher die chinesische Sprache fertig redete, und ein begeisterter Freund von Unternehmungen war, welche den Zweck hatten, den Verkehr der Völker unter einander auf irgend eine Weise zu fördern.

Am 27. Februar 1832 lief unser Schiff aus den Straßen von Macao aus, und wir kamen am folgenden Tag aus den Mündungen der Bucht in die weite See hinaus. Bei der Ausfahrt sprachen uns einige Götzenpriester des Budha um eine Gabe Reis an. Es ist nämlich bei den Chinesen die Gewohnheit, vor dem Auslaufen ins Meer der Königinn des Himmels, Ma-tsu-po, ein Opfer zu bringen, und sie um ihren Schutz anzuflehen. Immerhin wäre ein kleines Geschenk von Lebensmitteln an diese Priester eine an sich schuldlose Sache gewesen; aber da unsere Gabe von ihnen als Opfer betrachtet wurde, welches wir der Meeresgöttinn darbringen, so lag sie im geraden Widerspruch mit dem Charakter von Christen, welche den wahren und lebendigen Gott als ihren einzigen Schutzherrn anerkennen.

Der Wind blies heftig von Nordosten her, und das Schiff machte daher nur langsame Fortschritte. Am 5. Merz liefen wir zu Ma-cong im Distrikte Hä-fung vor Anker. Hier wurden wir von den Eingebornen freundlich begrüßt, welche an den Anblick von Ausländern noch nicht gewohnt zu seyn schienen, und deßwegen über unsere Ankunft ausnehmend erfreut waren. Sie nöthigten uns in ihre Wohnungen, und warteten uns mit Thee und Süßigkeiten auf. Diese Stadt ist groß und volkreich; ihre Häuser sind geräumig, aber schmutzig, und die meisten Einwohner beschäftigen sich mit der Fischerei. Kaum war es bekannt geworden, daß wir Arzneimittel bei uns hätten, als Leidende aller

Art herbeiströmten, um uns um Hülfe anzusprechen. Wir fingen jetzt an, unter diesen freundlichen Leuten christliche Bücher zu vertheilen. Nie zuvor waren ihnen dergleichen zu Gesicht gekommen, und ihr Inhalt erregte die Bewunderung der Einwohner. Es ist wahrhaft schmerzlich, zu denken, daß dieses arme, freundliche Volk, das nach dem Worte des Lebens so begierig greift, bis jetzt keine Gelegenheit gefunden hat, zum Besitz dieses köstlichen Schatzes zu gelangen. Am folgenden Tag kamen viele derselben zu uns aufs Verdeck, die sich mit großem Anstand betrugen. Ein Militair-Offizier vom niedrigsten Rang, der sich bald unter ihnen erblicken ließ, versetzte sie in große Unruhe; der Mann war ausnehmend stolz und unwissend, ohne sich um irgend etwas auf dem Schiff zu kümmern; indeß einer seiner Bedienten lärmend ein Geschenk für seinen Herrn forderte, weil er sich herabgelassen habe, zu uns aufs Verdeck zu kommen. Da sein Wunsch unbeachtet blieb, so stahl er eine Pfeife, und zog mit der Stattlichkeit eines stolzen Bewohners des himmlischen Reiches damit ab. Mit viel Vergnügen hörte ich den Fragen zu, welche die Leute über das Wort des Lebens unter einander machten. Einer von ihnen verlangte gar sehr zu erfahren, ob die Bücher, welche wir austheilen, gute Bücher seyen, und als er dessen versichert wurde, vermochte er den Ausdruck seiner Freude nicht länger zurückzuhalten.

Gegen Abend verließen wir das Schiff, um einen benachbarten Berg zu besteigen. Am Fuße desselben fanden wir ein Paar elende Fischerhütten, die kaum für menschliche Wohnungen gelten konnten; dennoch stand unter ihnen ein kleiner Tempel mit einem Götzenbilde, und ein Altar daneben, auf dem Weihrauch brannte. Selbst die kleinsten Dörfer besitzen solche Tempel, und erinnern den Christen an seinen heiligen Beruf, selbst ein Tempel des lebendigen Gottes zu werden. Die kleinen, sorgfältig angebauten Landstrecken boten

neben den öden Felsen einen lieblichen Anblick dar. Wir hatten viel Unterhaltung mit den armen Leuten, die, obgleich in Lumpen eingehüllt, und kaum die nöthigsten Lebensbedürfnisse besitzend, dennoch munterer Laune und gesprächig waren; sie sind fleißige Landleute, auch treiben viele von ihnen den Beruf der Barbierer, Schmide und Zimmerleute. Da ihre Bevölkerung zu dicht ist, so wandern jährlich Viele nach dem Auslande, besonders dem indischen Inselnmeere aus. Auf den Inseln Banca und Borneo arbeiten sie in den Bergwerken; zu Singapore und Batavia treiben sie Handwerke. Auch im Innern der Insel Formosa werden Viele von ihnen angetroffen, so wie sie als Barbierer und Dienstleute über die ganze Provinz Canton ausgebreitet sind. Beim Herabsteigen vom Berge bot sich ein erhabenes Schauspiel unserem Auge dar, die ungeheure stille Meeresfläche, die auf eine große Entfernung hinaus übersehen werden konnte, und das weite, theilweise angebaute Land, das zu unsern Füßen lag. Der Berg ist mit Fichten bepflanzt, welche sorgfältig gepflegt werden, da bei der ungeheuern Bevölkerung das Brennholz selten und theuer ist.

Den 9. Merz erreichten wir die Bucht Ki-tze. Die Einwohner begrüßten uns mit Freuden, und ein verständiger Jüngling wurde bald so zutraulich, daß er sich uns als Matrose anbot. Gerne wären wir den kleinen Strom hinaufgesegelt, wo die Stadt liegt, hätte uns nicht das strenge Verbot von den Offizieren zweier Kriegs-Junken, die in der Bucht lagen, davon abgehalten; kaum wollten sie es gestatten, daß zwei von uns ihr Verdeck betraten, und verlangten, daß wir in ihrer Gegenwart stehen sollten, was jedoch nicht geschah. Sie machten uns Vorwürfe über unser keckes Verlangen, den Fluß hinauf zu gehen, was sie der schwersten Strafe aussetzen würde. Nachmittags besuchten wir einige Dörfer am Eingang der Bucht. In der Ferne ist ihr Aussehen romantisch, die aus Backsteinen

gebauten Häuser erheben sich von allen Seiten unter den hohen und schönen Schattenbäumen hervor; aber ihr Zauber verschwindet, so wie man ihnen näher kommt. Haufen von Dünger neben den Häusern verunreinigen die Luft, und die Wohnungen selbst sind ausnehmend arm und schmutzig; die Gäßchen enge, und ohne alle Regelmäßigkeit gebaut. Große Schaaren von Menschen liefen uns auf dem Fuße nach, und die Knaben, die wir allein und in großer Menge sahen (denn die Mädchen werden mit zusammengeschnürten Füßen in den Wohnungen gehalten), sprangen jubelnd um uns herum, um ihr Vergnügen uns auszudrücken. Ich theilte mehrere Bücher unter die Leute aus, und nicht gering war ihre Verwunderung darüber, daß wir Schriften in ihrer Sprache besaßen, und dieselben noch überdieß ohne Geld und umsonst weggeben. Am folgenden Tag machten wir einen Ausflug rechts von Ki-tze. Hier sind große Salzwerke, die aus weiten Lehmbeeten bestanden, in denen das Meerwasser durch die Sonne verdampft wird, worauf man es in Kesseln siedet, bis das lautere Salz zum Vorschein kommt. Das Salzmonopol ist eine der bedeutendsten Einkünfte der Regierung, wird aber von den Beamten so geführt, daß es zur schweren Bürde für das Volk wird. Auf trockenem Boden wird Zuckerrohr gepflanzt, und zum Gebrauche bereitet. Der Boden ist sehr sandig, und liefert nur wenige Erzeugnisse; dennoch ist der Fleiß der Einwohner so groß, daß sie auch auf dem magersten Boden säen und ernten, um ihren kärglichen Lebensunterhalt zu gewinnen. Das Volk drängte sich in großen Haufen um uns her, dennoch hatten wir keine Ursache, über Rohheit uns zu beschweren; es war meinem Herzen Wonne, ihren hungrigen Gemüthern das Wort vom ewigen Leben zurückzulassen, und erst die Ewigkeit wird kund thun, ob und welche Frucht diese Aussaat getragen hat. Der strengen Verbote der Mandarinen ungeachtet zogen wir doch den Fluß hinauf;

mitten in demselben steht ein Felsen mit einem ungeheuern Bilde der Meeresgöttinn, und von allen Seiten begegnen dem Auge Denkmale des Aberglaubens und des kläglichsten Zerfalles. Mandarinen-Boote verfolgten uns zwar, aber sie konnten uns nicht erreichen. Dringend luden uns die Leute am Ufer zu einem Besuch in Ki-tze ein; wir hielten es indeß für gut, nicht ans Ufer zu gehen, um die armen Leute nicht in Strafen zu verwickeln. Wie vielfach sind doch die Ketten, in denen die Sündenbeladene Welt noch gefangen liegt, bis der Erlöser von der Sünde kommt. Am folgenden Tag waren wir abermals genöthigt, bei dem Dorfe Schin-tseu-en ans Land zu gehen; die Einwohner sind sehr arm, und werden von Hautkrankheiten verzehrt. Ein alter Mandarine, der an der Pforte des Forts stand, bemühte sich aus allen Kräften, uns zurückzuweisen; ich fragte die Leute, warum es uns doch nicht gestattet sey, auf der gemeinschaftlichen Muttererde den Fuß zu bewegen. Die Gesetze des Reiches verbieten es! war die Antwort. — Aber ihr rühmet euch des Rechts und der Billigkeit eurer Regierung, wo ist Recht und Billigkeit in Gesetzen, fragte ich, welche gegen allgemeine Naturgesetze verstoßen? — Da ist freilich keine, versetzten sie. — Aber warum verhindert ihr uns denn so angelegentlich, Verkehr mit Menschen zu haben, die uns gerne aufnehmen würden? Hierauf gaben sie keine Antwort, und fragten nur nach unsern Namen. Da die Chinesen lange nicht so feindselige Wesen sind, als man sie im Auslande gewöhnlich dafür hält, so gelang es uns, während unsers kurzen Aufenthaltes an dieser Stelle ihre Zuneigung zu gewinnen.

Wir segelten weiter an den Küsten hin, und gelangten am 22. Merz nach Kang-lä. Das Ufer umher ist eine große Sandebene, die alles Pflanzenlebens ermangelt, und auf der nur wilde Ananas zu finden sind; sie erinnerte mich lebhaft an die arabische Wüste. Jenseits dieser Sandebene liegt das Dorf Kang-lä, wo

wir von den Einwohnern begierig erwartet wurden; ihre Freude bei unserer Ankunft war ausnehmend groß, und Neugierde und Gewinnsucht rief alles Volk zusammen. Allein der Geruch des umherliegenden Unrathes war so unerträglich, daß wir bald das Freie suchen mußten. Zuckerfabrikation beschäftigt hier Aller Hände. Nach allen Richtungen wimmelt das Land von Menschen, und es wäre eine menschenfreundliche Handlung der Regierung, würde sie den Ueberfluß der Bevölkerung nach den Inseln des indischen Meeres schicken, wo ungeheure Strecken fruchtbaren Bodens ihnen zum Anbau angewiesen werden könnten. Zwar verhindert der Kaiser die Auswanderungen von Personen männlichen Geschlechtes aus den Provinzen Canton und Fuhkien nicht; aber Personen des weiblichen Geschlechtes dürfen das Land nicht verlassen. Die Folge davon ist, daß die chinesischen Auswanderer mit den Töchtern der Einwohner sich verehlichen, in deren Land sie sich niederlassen, und ihre Nachkommen, ein zweifaches Maaß von Lasterhaftigkeit ererben, während die National-Tugenden dahinten bleiben. Indeß leben die meisten Auswanderer im ehelosen Zustand zügellos dahin; und haben sie im Auslande ein kleines Vermögen errungen, so eilen sie so schnell wie möglich in ihre alte Heimath zurück. Auf diese Weise ist es kaum möglich, daß chinesische Colonien im Auslande den Wohlstand und die Kraft gewinnen können, der sich von ihrem Gewerbsfleiße erwarten ließe.

Ein günstiger Wind brachte uns an Ting-hä vorüber in die Nähe der Stadt Na-moh. Auf dieser Küste wird ein lebhafter Handel getrieben, indem die Regierung gegen ihre gewohnten Grundsätze sich genöthigt sieht, die mächtige Bevölkerung dieser Gegend zu begünstigen, die jeden Augenblick mit Empörung droht, wenn der Handel stockt, oder das Auswandern nach fremden Ländern gehindert werden will. Von diesen Distrikten aus, die zu Fuh-tschen-fu gehören, ziehen

die Leute schaarenweise ins Ausland, und sparen keine Mühe, um ihren spärlichen Lebensunterhalt zu gewinnen. Einen Theil ihrer kümmerlichen Sparpfenninge schicken sie jährlich ihren Familien zu, welche sie in der Heimath zurückgelassen haben, und nicht ohne Bewunderung sieht man sie die gefahrvollsten Unternehmungen wagen, um durch einen kleinen Gewinn die Ihrigen vom Hungertode zu erretten. Ein ehrlicher Mann wird gesucht, um die Beiträge der einzelnen Auswanderer einzusammeln, und sie in die Heimath zu bringen. Nach einem fröhlichen Mahle, das ihm seine Committenten geben, segelt er mit tausend Wünschen für seine glückliche Fahrt ins Vaterland, und dort wird er von großen Schaaren bewillkommt, welche sehnlich auf seine Hülfe warten. Der Betrag dieser Sendungen ist oft groß, und beläuft sich nicht selten auf mehr denn 60,000 Thaler. Bei aller Sorgfalt, die man bei der Wahl des Beauftragten anwendet, läuft indeß derselbe doch häufig mit dem anvertrauten Gelde in die weite Welt hinaus, und den armen Familien droht jetzt der Hungertod. Treu und Glauben gehört eben nicht zu den Nationaltugenden der Chinesen, obgleich es auch ehrenvolle Ausnahmen unter ihnen gibt; dabei muß man zugleich zu ihrem Lobe bemerken, daß ihre Liebe zu den Ihrigen gewöhnlich so stark ist, daß weder Zeit noch Entfernung ihre freundliche Fürsorge für die Geliebten zernichten darf, welche sie in der Heimath zurückgelassen haben. Kann ein Auswanderer auch nur einen Thaler senden, so thut er es; lieber fastet er, um etwas für die Seinigen zu erübrigen; und so oft er Nachricht von sich gibt, so muß sie von einem kleinen Geschenke begleitet seyn.

Die Lage der chinesischen Auswanderer im Auslande ist in hohem Grade kläglich, und es mangelt ihnen geradezu an Allem, was das Leben fordert. Nicht selten können sie schon ihre Ueberfahrtskosten nicht bezahlen, und fallen dem Schiffs-Eigenthümer anheim.

Diese Emigranten-Schiffe erinnern lebhaft an die afrikanischen Sklavenhändler-Schiffe. Das Verdeck ist mit Auswanderern angefüllt, welche hier jeder Witterung preisgegeben sind. Ihre Nahrung besteht in trockenem Reis und ein wenig Wasser; und dauert die Fahrt länger als man erwartet hatte, so droht ihnen der unausbleibliche Hungertod. Kaum werden sie am Lande ausgesetzt, so fallen sie mit gieriger Eßlust über die indischen Früchte her, und Viele werden durch Ruhren ein Raub des Todes. Auch das Klima äußert seinen entnervenden Einfluß auf sie, jedoch raffen sie sich bald wieder auf, und machen sich an die Arbeit; allein getäuschte Hoffnung macht sie bald müde und muthlos. Sie wollten große Reichthümer zusammen raffen, und vermögen jetzt kaum ihren kärglichen Unterhalt zu gewinnen; nun werden viele von ihnen Diebe und Spieler, um ihre habsüchtige Begierde zu befriedigen. Dieß darf auch nicht befremden, denn auch in China wie anderswo sind es meist nur verblendete, unzufriedene, geldgierige und zügellose Leute, welche ihr Vaterland verlassen, und im Auslande auf der Bahn des Lasters eher vorwärts als rückwärts ziehen. Die Verbreitung des Evangeliums unter diesen Menschenklassen ist eben darum, ihrer Lage und sittlichen Verderbnisse halben, unendlich schwieriger, als sie es unter den großen Volksmassen Chinas selbst seyn würde.

Den 27. Merz gingen wir vor der Stadt Na-moh (Na-nau) vor Anker. Von den hier liegenden Kriegs-Junken her wurden uns alsobald alle möglichen Zeichen gegeben, daß wir augenblicklich abziehen sollen, indem sie mit den Händen immer auf das Haus hinwiesen, wo seine Exzellenz der Herr Kriegskommandant wohne. Indeß nahm uns der Kapitain eines großen Handelsschiffes, das der Sturm eben von der Insel Formosa her in den Hafen verschlagen hatte, mit der freundlichen Bemerkung aufs Verdeck seines Schiffes, daß er sich an den Rechten der Gastfreundschaft nicht so

schmählich vergreifen könne. So kamen wir auf einem Boote der Stadt näher, obgleich der Platzkommandant jeden Verkehr mit uns aufs strengste verboten hatte. Die Stadt selbst hat von der Ferne her ein romantisches Aussehen; sie liegt auf einer Insel, welche vormals die gefürchtete Höhle von Seeräubern war, die diese Gewässer beunruhigten, und jetzt ein Hauptstapelplatz der kaiserlichen Flotte geworden ist. Bollwerke sind von allen Seiten aufgerichtet, aber sie befinden sich gegenwärtig, wie überhaupt die ganze Kriegsmacht des himmlischen Reiches, im kläglichsten Zerfalle. Weil die Mandarinen von allen Seiten drohten, so scheuten sich auch die Einwohner, uns nahe zu kommen.

Wir verließen jetzt die Küste der Provinz Canton, um an den Ufern der Provinz Fuh-kien hinzusteuern. Dieselben öden Felsenwände und derselbe unfruchtbare Boden bieten sich auch hier dem Auge des Reisenden dar. Westlich von vier kleinen Inseln, welche den Namen der Tiger-, Löwen-, Drachen- und Elephanten-Inseln tragen, legten wir vor einem Fischerdorfe, Gau-keo, vor Anker. Die Einwohner waren sehr höflich, scheuten sich jedoch, Verkehr mit uns zu haben. Die Inseln sind so öde und leer, als man sich nur vorstellen kann; dennoch haben sich Fischer auf denselben niedergelassen. Auch sie waren früher der Wohnsitz von Seeräubern gewesen, welche diese Gewässer mit ihren Greuelthaten befleckten. Nicht selten hatten sie im Gefecht mit der kaiserlichen Flotte den Sieg davon getragen; denn sie wußten die Blüthe der Jugend unter ihre Banner zu locken. Ein regelmäßiges Seeräuber-System drohte den ganzen Küstenhandel zu zernichten, und der Hauptstadt jede Zufuhr abzuschneiden. Ein solches Gewerbe konnte indeß nicht lange dauern. Die Mandarinen wußten durch ansehnliche Geschenke die mächtigen Seeräuberhäuptlinge auf die Seite der Regierung zu bringen; Einige derselben wurden jetzt hingerichtet, indeß Andere die ersten Stellen auf der Flotte

bekleiden. — Das Meer weicht an dieser Küste auffallend zurück; eine mächtige Strecke, die jetzt angebaut ist, war vor zehn Jahren noch von Wasser bedeckt, und jedes Jahr schwemmt sich neuer Boden an. Die Einwohner führten laute Klage darüber, daß ihnen der Verkehr mit uns verboten war; wie gerne, sagten sie, würden wir nicht in Friede und Freundschaft mit euch leben; aber es ist uns verboten, dem Antriebe unserer Herzen zu gehorchen.

Zweiter Abschnitt.

Die Stadt A-moy. Verhandlungen mit den Mandarinen daselbst. Ausweisung aus dem Hafen. Weitere Verhandlungen. Besuch im Lande. Verkehr mit den Einwohnern. Unternehmungsgeist des Volkes. Die Insel Tang-hu.

Nach mannigfacher Zögerung kamen wir endlich vor A-moy an. Diese Stadt liegt auf einer sehr großen Insel an der linken Seite einer Bucht, welche tief in das Land einschneidet, und zahlreiche Inseln in sich schließt. Die Stadt ist sehr groß, und faßt wenigstens 200,000 Einwohner in sich. Ihre Straßen sind enge, ihre Tempel zahlreich, und nur wenige große Häuser gehören wohlhabenden Kaufleuten; seit undenklichen Zeiten hat ihr bequemer Hafen sie zu einer der größten Handelsstädte des Reiches, und der wichtigsten Marktplätze von Asien gemacht. Die Schiffe können bis vor die Häuser hinsegeln, mit leichter Mühe ihre Waaren aus- und einladen, und sind bei tiefem Wasser von allen Seiten gegen die Winde geschützt. Da weit umher der Boden unfruchtbar ist, so sehen sich die Einwohner genöthigt, durch Handelsverkehr ihren Unterhalt zu erwerben. Durch Unternehmungsgeist ausgezeichnet, und rastlos in ihren Bestrebungen, fiengen sie

nun an, alle Seehäfen Chinas zu besuchen, wurden allmählig kühne Seefahrer, und besetzten die ganze Küste mit ihren Krämern. Sie ließen sich in großen Schaaren auf der gegenüber liegenden Insel Formosa nieder, welche von dieser Zeit an ihre Kornkammer wurde, und schickten die Haufen ihrer Ansiedler nach dem indischen Inselmeere, nach Cochin-China und Siam aus. Eine stets überfließende Bevölkerung forderte immer neue Hülfsquellen ihres Unterhaltes, und diese fanden sie in ihrem Colonisations-Systeme. Ansiedelungen ganzer Volksstämme wurden jetzt von ihnen längs der ganzen Meeresküste Chinas hin, von Canton an bis zur Mandschu-Tartarei hinauf gefördert. Kaum haben die Auswanderer eine Summe Geldes erjagt, so kehren sie damit nach ihrer Heimath zurück; und ist der Gewinn verzehrt, so eilen sie wieder nach auswärtigen Seehäfen hin. Diese fortgesetzte Auswanderung des männlichen Theiles der Einwohner ist ein mächtiges Zerstörungsmittel aller häuslichen Glückseligkeit. Es ist allgemeine Sitte unter ihnen, einen großen Theil neugeborner Mädchen zu ersäufen. Dieses unnatürliche Verbrechen ist so allgemein unter ihnen im Schwange, daß man es ganz gefühllos, und selbst zum Spaße verübt; auch würde es große Sittenrohheit verrathen, wenn man einen Hausvater fragen wollte, wie viele Töchter er habe. Weder die Regierung noch die Sittensprüche ihrer Weisen sind im Stande gewesen, diesem abscheulichen Gebrauche ein Ziel zu setzen. Der Vater ist unbedingter Herr über das Leben seiner Kinder, und verfügt über dasselbe nach seinem Wohlgefallen. Die Knaben genießen einen größern Antheil an der väterlichen Liebe, und ihre Geburt wird als eines der erfreulichsten Ereignisse im Familienkreise begrüßt. Man pflegt ihrer, und liebkost sie mit großer Sorgfalt, und wenn der Vater stirbt, so fällt dem Sohne eine gewisse Gewalt über seine Mutter zu. Mit weiblichen Geschöpfen wird auch ein regelmäßiger Handel getrieben.

Diese Thatsachen sind eben so empörend für das Gefühl, als sie schmerzhaft für den Erzähler sind. Sie mögen indeß dazu dienen, den Eifer christlicher Frauen und Töchter zur Rettung eines so großen Theiles ihres Geschlechtes anzufeuern, und sie zu ermuntern, dem chinesischen Volke das theure Evangelium zu senden, das allein nach dem Zeugniß der Geschichte das weibliche Geschlecht auf die ihm gebührende Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft erhebt. Es ist eine erfreuliche Bemerkung, daß sich bereits in England ein wohlthätiger Frauenverein gebildet hat, zu dem Zwecke, chinesische Mädchen zu Malacca im Christenthum unterrichten und erziehen zu lassen. Sollten Anstalten dieser Art sich vermehren, und allmählig einen Einfluß auf die Masse der Bevölkerung gewinnen, so läßt sich mit Recht hoffen, daß der Zustand der Herabwürdigung, Unterdrückung und Zerstörung des weiblichen Geschlechtes sich mildern und am Ende aufhören wird.

A-moy war früher der Sammelplatz für die Schiffe auswärtiger Nationen. Wegen gewaltthätiger Erpressungen, denen sie ausgesetzt waren, mußten die Engländer am Ende ihre Handelsverbindungen mit diesem Seehafen aufgeben. Die Holländer trieben den Handel mit China noch länger fort, bis sie ihren Einfluß auf der Insel Formosa einbüßten, und auf diese Weise ihre Verbindungen mit China ins Stocken geriethen. Die Spanier haben zwar heute noch dem Namen nach die Gestattung, mit China Handel treiben zu dürfen; allein sie ziehen es vor, ihre Schiffe nicht weiter als bis nach Macao zu senden. — Kaum hatten wir im Hafen von A-moy die Anker geworfen, als ein Mandarinenboot sich uns näherte, und ein junger Mann ein Papier uns überreichte, nach welchem wir Bericht erstatten sollten, woher wir kommen, und zu welchem Zweck wir in den Hafen eingelaufen seyen; zugleich wurden wir auf den folgenden Tag zu einem Gastmahl eingeladen, wo wir den Te-tuh (Admiral) zu sehen

Gelegenheit haben würden. Bald darauf kamen zwei Mandarinen mit goldenen Knöpfen, um unsern Bericht abzuholen. Es stand nicht lange an, so brachte uns einer derselben die Weisung zurück, daß wir auf Befehl des Te-tuh unverzüglich den Hafen verlassen sollen, daß es uns jedoch gestattet sey, Wasser einzunehmen. Wir gaben kurz zur Antwort, daß wir uns unmöglich eine so große Unhöflichkeit zu Schuld kommen lassen können, den Hafen zu verlassen, ohne zuvor seiner Exzellenz unsere Aufwartung gemacht zu haben; auch ersuchten wir sie, uns dieselbe Behandlungsweise zukommen zu lassen, wie wir auf unsern Colonien ihre Landsleute zu behandeln pflegen. Dieß milderte ein wenig ihre barsche Zunge, aber nichts flößte ihnen so viel Respekt ein, als unsere wohlbemannten langen Kanonen, welche besser zu ihren Herzen sprachen, als der Mund eines Demosthenes hätte thun können. Mehrere ansehnliche Kaufleute wollten zu uns aufs Verdeck kommen; bedauerten aber, dieß nicht thun zu dürfen, weil die Gestattung dazu nicht gegeben sey.

Am folgenden Tag (3. April) kam ein neuer, strenger Befehl, uns ungesäumt aus dem Hafen fortzumachen. Die Mandarinen, die ihn brachten, gaben sich dabei für unsere aufrichtigen Freunde aus, welche den Befehl hätten, mit ihren Booten unser Schiff gegen die Angriffe des schlechten Pöbels sicher zu stellen; wir bemerkten blos, daß wir im Auslande gewohnt seyen, unsere Freunde nicht als Diebe zu bewachen, und unsere Gäste nicht wie Schelmen fortzujagen. Diese Antwort schien ihnen so bündig zu seyn, daß sie von der Möglichkeit zu reden anfingen, daß wir eine Audienz bei dem Admiral erhalten könnten. Kecken Muthes steuerten wir nun der Stadt zu, und ehe wir landeten, kam ein Mandarine mit einem weißen Knopf herbei, der sich uns als Führer an diesem unbekannten Orte anbot; sichtbar hatten ihn seine Höhern gesendet, um uns höflich von der Landung abzuhalten. Wir gingen

indeß

indeß ans Land, und sahen viele Kaufläden, welche mit Lebensmitteln und Luxusartikeln reichlich ausgestattet waren; allein der unerträgliche Geruch und der Zudrang von Menschen hinderten uns, weit vorwärts zu kommen. Die Kaufleute, welche wir besuchten, behandelten uns mit großer Höflichkeit, und würden gerne mit uns sich eingelassen haben, hätte nicht die Anwesenheit der Mandarinen sie daran gehindert. Viele große Häuser, an denen wir vorüber kamen, bezeugten den Wohlstand der Einwohner. Eine Soldatenwache begleitete uns, die, wie der Offizier uns versicherte, blos zu unserm Schutze gegeben war. Da wir ihm erwiederten, daß ja das Volk so freundlich gegen uns sey, und auf jegliche Weise seine Freude über unsern Besuch ausdrücke, so versetzte der Mandarine: so lautet eben der Befehl unserer Obern; ich kann ihn nicht rechtfertigen; aber kommen Sie morgen, so wird man Ihnen größere Freiheit gestatten.

Wir segelten im Busen noch höher hinauf, und fanden etwa 160 Schiffe im Hafen. Täglich kamen derselben neue von der Insel Formosa an, die mit Reis beladen waren; aber ungeachtet der großen Zufuhr war der Reis doch sehr theuer, und stieg bald nach unserer Abreise auf einen ungeheuern Preis. — Am andern Morgen kam ein Haufen von Mandarinen auf unser Verdeck, welche uns zu verstehen gaben, daß Nichts zu erwarten sey, und wir demnach ungesäumt den Hafen verlassen sollen. Zugleich überreichten sie uns einen kaiserlichen Befehl vom Jahr 1817, worin ihnen befohlen ist, kein Barbarenschiff der Küste nahe kommen zu lassen, auch dasselbe, wenn es landen wollte, mit Gewalt wegzujagen, und keinen Verkehr der Einwohner mit ihm zu gestatten. Diesem Befehl war der Admiral in unserm Falle nicht nachgekommen; dafür hatte er aber die Leute, welche mit ihren Booten herbeigekommen waren, grausam mißhandeln lassen, blos in der

Absicht, uns einzuschüchtern, und zugleich in den Augen des Volks gehäßig zu machen. Beide Zwecke hatte er gänzlich verfehlt, denn die Leute zeigten um so angelegentlicher, daß sie uns als ihre Freunde betrachteten. Häufig unterhielten wir uns mit ihnen über das Heil ihrer unsterblichen Seele, theilten Bücher unter sie aus, und ermahnten sie, dieselben fleißig zu lesen; wir verließen dieses gutmüthige Volk mit einem tiefen Eindruck von ihrer unglücklichen Lage, in welcher alle Bildungsmittel des Auslandes ihnen abgeschnitten sind. Wie beklagenswerth ist doch der Anblick vernünftiger Geschöpfe, welche in träumender Unwissenheit ihre Tage zubringen. Zu welchen Kunstfertigkeiten sie es auch immer gebracht haben mögen, so ist doch ihr Götzendienst eine Herabwürdigung des menschlichen Wesens, und ihr Aberglaube ein Schandflecken für den menschlichen Verstand. Wie weit entfernt sind sie doch von ihrem Schöpfer und Erhalter, und wie losgetrennt von ihrem Erlöser, der sie allein weise und gut und glücklich machen kann. Eine Regierung, die jedes geistige Bildungsmittel vom Volke ferne hält, kann des Beifalls des Menschenfreundes nicht werth seyn, welche zeitliche Vortheile demselben auch immer im Zustande der Verdummung zufließen mögen. Keine Regierung hat das Recht, ihrem Volke jede geistige Berührung mit andern Völkern abzuschneiden; und Verbote dieser Art rächen sich immer unausbleiblich an denen, welche sie festgestellt haben. Welche Gewalt der Erde ist befugt, ein Gesetz zu geben, nach welchem die Erkenntniß des großen Schöpfers der Welt, und des Heilandes der Menschen verboten ist? und doch findet solches Gesetz in China Statt. So wenig wir im Stande sind, ruchlose Gesetze dieser Art zu verändern und umzustoßen, so können wir doch als Christen uns keineswegs durch dieselben für gebunden halten, so daß wir, trotz dieser Verbote, dennoch den Boden dieses Reiches muthig betreten.

Wir wurden auf den Mittag zu einer Audienz bei dem Te-tuh, in einen Götzentempel eingeladen, mußten aber zu unserm tiefen Schmerz gewahren, wie indeß die armen Leute, die mit uns in irgend eine Berührung gekommen waren, aufs grausamste mißhandelt wurden. Von den Kriegsbooten her ertönten überall ihre lauten Wehklagen, die sie unter den Peitschenhieben ausstießen; auch wurden Viele derselben vor unsern Augen mit der Canke (einem hölzernen Drucker um den Hals) auf Prangern ausgestellt, mit der großen Inschrift ihres Verbrechens: daß sie nämlich das Barbarenschiff angeschaut hätten. Auf diese Weise wurde schon unser bloße Anblick für befleckend erklärt, und wir hätten nicht mehr beschimpft werden können, wenn wir selbst die Pest ins Land eingeschleppt hätten. Gegen Mittag machten wir uns nun auf unserm Boote auf den Weg, um dem Te-tuh unsere Bittschrift zu überreichen. Auf dem Wege zum Tempel waren Spaliere von Soldaten aufgestellt, welche in Tigerhäute eingekleidet waren; Einige von ihnen hatten keine Nasen, Andern war ein Auge ausgestochen; Alle aber waren alte und abgehärmte Leute. Ihre Offiziere standen in glänzender Uniform, mit Bogen bewaffnet, in den Reihen, und machten einen ungeheuern Contrast gegen die Soldaten. In einer Halle bei dem Tempel fanden wir den Admiral mit einer Anzahl von Oberoffizieren, welche um ihn her sich niedergesetzt hatten. Wir machten gegen ihr Gebot, in ihrer Gegenwart zu stehen, unsere Einwürfe, und dieß ermuthigte einige Mandarinen, uns gröblich zu behandeln.

Nach Ueberreichung der Bittschrift wurde uns gesagt, uns in den Tempel zu begeben, bis wir eine Antwort erhielten. Bald überbrachte uns der Schreiber die Botschaft. Unser Gesuch, Lebensmittel einzukaufen, wurde abgeschlagen; indeß gestattete doch der Admiral, der sich heimlich als unsern Freund bewies,

daß wir einen Unterhändler zum Einkauf derselben anstellen durften. Herr Lindsay nahm nun Veranlassung, mit Gewandtheit und Festigkeit ihrem Kreise seine Meinung zu sagen. Die unabänderlichen Gesetze des himmlischen Reiches wurden immer als Grund und Richtschnur ihres Betragens gegen uns vorangestellt. Wären diese Gesetze wirklich unabänderlich, entgegneten wir, so dürften wir völlig ungehindert hieher kommen; denn ein altes, kaiserliches Edikt, das Kang-hi verordnete, gestattet den Ausländern, alle Seehäfen Chinas zu besuchen. Die unveränderlichen Gesetze, welche, wie ihr behauptet, nicht die geringste Abweichung vom alten Herkommen zulassen, sind zu unsern Gunsten, und wir sprechen sie für uns an. Gestatten wir doch euren Schiffen, alle unsere indischen Seehäfen besuchen zu dürfen; dort treiben sie freien Handel, ohne daß wir sie mit unsern Kriegsschiffen belagern. Ueberdieß gestatten wir eurem Volke, und besonders den Einwohnern dieser Provinz, daß sie sich auf unsern Colonien niederlassen dürfen, und dieselben Freiheiten wie unsere eigenen Leute genießen, ohne darin von den obrigkeitlichen Behörden gestört zu werden. Wenn wir nun als Erwiederung von eurer Seite nicht dieselben Gestattungen, sondern nur die Erlaubniß ansprechen, eure Seehäfen zu besuchen, und mit ihnen Handel zu treiben, so ist unser Verlangen, nach dem allgemeinen Völkerrechte, gerecht. Man sagt uns immer, der Kaiser habe Mitleiden mit den Ausländern; dieses Mitleiden ist noch nie zu uns gekommen, und wir hoffen, daran Theil zu haben, indem uns gestattet wird, nach altem Herkommen eure Häfen besuchen zu dürfen. — Diese ganze Unterhaltung war den Mandarinen unschmackhaft, und sie machten uns Allen, und besonders mir, den Vorwurf der Unhöflichkeit, weil ich gesagt hatte: fürchtet nicht, daß wir nicht thun werden, was wir versprochen haben. Was, fürchten? versetzte verächtlich einer der Oberoffiziere, das Fürchten ist an Euch!

Wir hatten nun das Unsrige gethan, und gingen weiter. Nach dem Mittagessen machten wir einen kleinen Ausflug. Das ganze Land umher ist nackter Felsenboden, einige Thäler abgerechnet, in denen etwas Kartoffeln wachsen. Das Land hat ein romantisches Aussehen, und es liegt etwas Großes im Anblick der wellenförmigen Felsenhügel, welche sich über die ganze chinesische Küste hinziehen. Oft blickten wir von den Spitzen dieser Hügel sehnsüchtig in das Land hinab, das noch düstere Finsterniß bedeckt, und flehten zum HErrn, daß bald die Sonne seiner Herrlichkeit über demselben aufgehen möge. Am Fuße eines dieser Hügel besuchten wir ein Dorf, und wurden von den Einwohnern mit Freuden empfangen; sie trugen kein Bedenken, über jeden Gegenstand sich offen mit uns zu unterhalten, und ich hatte das Vergnügen, ihnen ein Paar Bücher zurückzulassen. Die Häuser sind gut gebaut, und ziemlich rein gehalten; aber die Einwohner bestehen meist aus armen Taglöhnern, welche ihr Brod in der Stadt suchen. Am Ufer begegnete uns der schauderhafte Anblick eines schönen, neugebornen Säuglings, der kurz zuvor ermordet worden war; wir fragten die Umstehenden, was dieß bedeute? und empfindungslos gaben sie uns zur Antwort: es ist nur ein Mädchen. Da die zahlreichen Auswanderungen des männlichen Geschlechtes es wahrscheinlich machen, daß ihre zurückgelassenen Töchter keine Ehemänner finden würden, so erwählen sie diesen kürzern Weg, um sich derselben gleich nach der Geburt zu entledigen, und die Last ihrer Unterhaltung sich vom Halse zu schaffen. So werden die holden Kleinen, diese köstlichste aller Gaben Gottes, welche der Schöpfer des Lebens den Menschenhänden anvertraut, absichtlich aus dem Leben weggeschafft. Vernunftlose Thiere lieben ihre Jungen, pflegen und vertheidigen sie; nur der Mensch kann alle natürliche Liebe in seinem Herzen ersticken, und sich tief unter die thierische Schöpfung herabwürdigen.

April 5. Wir warteten bis jetzt, einen Unterhändler vom Admiral zu bekommen; aber statt dessen wurden wir gewahr, daß Kriegsrüstungen gegen uns veranstaltet wurden. Sie gingen so weit, daß sie alle Mündungen ihrer Kanonen gegen unser Schiff richteten. Dieß konnte freilich nur ein Lächeln bei uns erregen; denn die angestrengtesten Kriegsrüstungen in China, immer nur von Leuten geleitet, welche weder Geschick noch Muth haben, dürfen einem europäischen Kriegsschiffe nie bange machen; indeß trat doch dabei ihr böser Wille deutlich an das Licht hervor. — Nachmittags genossen wir einen herrlichen Anblick auf einer der höchsten Bergspitzen bei A=moy. Die kleinen Inseln in dem Meerbusen, und die Insel Hin=mun im Hintergrunde derselben, die vielen Hügel und Thäler mit den weit umher zerstreuten Dörfern, und die mächtige Stadt, die zu unsern Füßen lag, gewährten uns durch ihren Anblick einen der schönsten Genüsse, den wir bis jetzt gehabt haben. Ach, wann wird dieser bevölkerte Distrikt ein Eigenthum des HErrn werden? Die Einwohner von A=moy sind im Allgemeinen sehr verständige Leute, haben sich aber stets als eifrige Götzendiener gezeigt. Wohin sie immer im Auslande kommen, bauen sie allenthalben prachtvolle Götzentempel auf zu Ehren der Himmelsköniginn, deren Vermittlung sie ihren Wohlstand zuschreiben. Bei ihrem Verkehr mit den Seehäfen des Auslandes ist ihnen oft das hohe Glück dargeboten worden, mit dem Evangelium bekannt zu werden, und oft haben sie das große Heil von sich gestoßen. Stolz, selbstsüchtig und eigensinnig, konnten sie sich bis jetzt mit einer Religion nicht verständigen, an deren Pforte mit großen Buchstaben die Inschrift geschrieben steht: Sey demüthig! Aber wir blicken auf bessere Zeiten für sie hinaus.

Die Mandarinenboote folgen uns überall in achtungsvoller Entfernung nach, ohne uns im freien Verkehr mit den Eingebornen zu hindern. Ich konnte heute

mehr Bücher unter sie austheilen, als zuvor, und da sie sahen, daß wir nichts dafür verlangten, so nahmen sie dieselben unbedenklich und mit Dankbarkeit an. Unerwartet kam auch ein Eingeborner auf unser Schiff, der sich meinen Freund nannte; er hatte mich früher in der Mandschu-Tartarei gesehen, und etwas Medizin von mir für seinen Bruder erhalten, welcher hergestellt wurde. Um mir seinen Dank dafür auszudrücken, hatte er sich von den Mandarinen die Erlaubniß erbeten, auf unser Schiff gehen zu dürfen, und diese unter der Bedingung von ihnen erhalten, daß er unser Unterkäufer werde. Er schilderte mit den lebhaftesten Farben die Bestürzung, welche unsere Erscheinung im Hafen unter den Mandarinen erregt habe. Wir schickten ihn nun mit einem Verzeichniß von Artikeln ab, die wir einkaufen wollten, und die er uns auch bald verschaffte.

April 6. Heute wurde ich von einigen der vornehmsten Mandarinen, welche an der Krätze litten, um Arzneimittel angegangen; und bei unserm Ausgang begleitete uns wieder eine Soldatenwache, welche uns versicherte, daß sie blos zu unserm Schutze gegen das Volk da sey. Indeß haben sich die Einwohner immer aufs freundlichste gegen uns benommen, und es beklagt, wenn wir grob behandelt wurden. Abends kam unser arme Unterkäufer in großer Bewegung aufs Schiff, indem ihn die Mandarinen für unser schnelles Weggehen verantwortlich gemacht haben; man hatte ihm mit Stockschlägen gedroht, wenn er uns nicht zur Abreise bewegen könne, und nun bat er uns weinend, daß wir doch am andern Morgen den Hafen verlassen möchten. Wir bedauerten, daß die Mandarinen zu solchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, um ihre persönliche Feigheit zu decken, und dem Kaiser melden zu können, daß sie die Barbaren von der Küste weggejagt hätten.

April 7. Heute machten wir uns auf den Weg, unter mannigfaltigen Eindrücken, welche dieser größte und berühmteste Marktplatz der Provinz Fuh-kien in unsern Herzen zurückgelassen hat. Der hiesige Hafen ist vortrefflich, und für die größten Kriegsschiffe zugänglich. Die Einwohner scheinen zum Handel und zum Seedienste geboren zu seyn. Ihr unfruchtbarer Boden und noch mehr ihre Neigung treibt sie von ihrer Heimath hinweg, um auf Formosa oder in dem indischen Inselmeere ihren Unterhalt zu suchen, oder hier mit der Fischerei sich zu beschäftigen. Wohin sie immer ziehen mögen, findet man sie selten in Armuth; vielmehr wissen sich die Meisten durch Gewerbsfleiß und Unternehmungsgeist ein Vermögen zu verschaffen, mit dem sie nach der Heimath zurückkehren. Man darf sich daher nicht wundern, daß der größere Theil der chinesischen Handelsschiffe den Kaufleuten zu A-moy gehört.

So ist dieser öde Strich Landes durch die Betriebsamkeit seiner Einwohner einer der wohlhabendsten in China geworden. Es ist in hohem Grade wünschenswerth, daß eine christliche Mission an dieser Stelle aufgerichtet werden möchte. Hier findet man viel mehr Gelegenheiten, als an irgend einer andern Stelle Chinas, das Wort vom ewigen Leben nach allen Richtungen hin auszubreiten. Die Spanier haben eine Mission in dieser Gegend; allein sie ist fast gänzlich unbekannt. Ich lernte Tausende der Einwohner von A-moy kennen, traf aber keinen einzigen Christen unter ihnen an. Kühnheit, Stolz und Edelsinn sind hervorstechende Züge im Charakter der Eingebornen. Immer widersetzten sie sich, wenn die Regierung ihnen zu nahe treten wollte, und Viele von ihnen wanderten lieber freiwillig nach der Insel Formosa oder nach Indien aus, als daß sie sich einer fremden Herrschaft unterworfen hätten. Sie machten sich durch ihre Seeräuberei in diesen Gewässern furchtbar, und konnten nie ganz mit Gewalt unterjocht, sondern nur durch Lockungen bezähmt werden.

Wissenschaftlicher Ehrgeiz ist ihre Sache nicht, doch lernen sie Alle zählen und Rechnungen machen. Ihre Sprache weicht vom Mandarinen-Dialekt bedeutend ab, und diesen müssen sie mit derselben Anstrengung sich bekannt machen, wie wir Latein zu lernen pflegen. Im Verkehr haben sie vor allen andern Chinesen den Ruf der Ehrlichkeit. Obgleich rastlos nach Gewinn jagend, sind sie doch nicht schmutzig, und es ist ihnen daran gelegen, für ehrliche Leute gehalten zu werden. An der Freundschaft mit den Fremden liegt ihnen viel; auch wissen sie sich nicht selten im Auslande zu hohen Stellen emporzuschwingen. Einer ihrer Landsleute bestieg um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts den königlichen Thron von Siam. Ich wurde mit dem Sohne desselben bekannt, der statt eines Königs ein Arzt geworden ist, aber dessen ungeachtet königliche Eigenschaften besitzt, und zu klug ist, als daß er einen Thron stehlen möchte.

Als wir unsere Anker lichteten, fiengen sie auf allen ihren Kriegsschiffen an, ihre Kanonen loszufeuern. Wir hatten uns indeß nicht zu beklagen, denn wir hatten alle Lebensmittel erhalten, welche wir verlangten, und der Admiral selbst hatte uns einige Boote voll derselben zum Geschenk zugesendet, wofür wir jedoch die armen Leute bezahlten, denen er die Sachen geraubt hatte. — Am 9. April erreichten wir die Panghu- oder Fischer-Inseln, und ließen uns auf einer derselben nieder. Ihrer sind viele, und von verschiedenem Umfang; aber alle ausnehmend unfruchtbar, doch haben sie gute Häfen, welche den Schiffen, die unaufhörlich zwischen Formosa und China hin und her segeln, zur Zuflucht dienen. Da der Nordostwind im Formosa-Kanal den größern Theil des Jahres hindurch stark weht, so müßten viele Junken zu Grunde gehen, wenn sie nicht zu diesen Inseln ihre Zuflucht nehmen könnten. Auf einer der größesten sieht man noch die Ruinen

eines Forts, das einst die Holländer erbaut haben; auch ist die chinesische Garnison hier sehr stark, indem sie die Bestimmung hat, die Abhängigkeit der großen Insel Formosa dem Kaiser zu sichern. Wir stiegen ans Ufer, wo eine große Volksmenge sich gerade mit Spielen belustigte. Aber kaum hatten die Leute unsere Bücher gesehen, so griffen sie begierig nach denselben, und lasen sie mit großer Aufmerksamkeit. Das Dorf sieht sehr ärmlich aus, indeß sind doch die Wohnungen von Granit aufgebaut. Wir bestiegen eine Anhöhe, und alles Volk lief uns nach, und machte allerlei neugierige Fragen an uns. Kaum hatten wir wieder das Ufer erreicht, als ein alter Mandarine uns nachlief, und mit fester Stimme uns gebot, den Hafen alsobald zu verlassen, weil seine Exzellenz Wou uns ein längeres Bleiben nicht gestatten würde; indeß lachten ihn die Leute um uns her aus, und er zog sich zurück. Am andern Tage kam er mit seinem ganzen Volke wieder, und wiederholte dieselben Fragen an uns. Ein Paar Löwenknöpfe, die wir ihm schenkten, verwandelten bald seine rauhe Kommandantenstimme in Bitten; der Mann erzählte uns ganz zutraulich, daß in seinem Geburtsorte mehrere Christen wohnen, welche unter der Pflege eines europäischen Missionars (wahrscheinlich eines Spaniers) sich befinden. Er wiederholte den Namen der Maria, der Mutter Gottes, und zeigte, daß er mit einigen Ausdrücken des Papstthums wohl bekannt war. Beim Weggehen gab er uns den klugen Rath, nach Formosa zu gehen, wo wir Handel treiben können. Noch lagen mehrere Junken im Hafen, welche nur auf günstigen Wind warteten, um mit ihren Reisladungen nach dieser Insel hinüber zu ziehen.

Dritter Abschnitt.

Ankunft auf der Insel Formosa. Beschreibung der Einwohner. Frühere Mission der Holländer auf dieser Insel. Zustand des Bodens. Fragen nach Büchern. Reisen auf der Insel. Einige Städte derselben. Verkehr mit den Einwohnern. Rückreise nach dem Continent. Ankunft zu Fu-tschau, der Hauptstadt der Provinz Fuhkien. Beschreibung der Stadt und Gegend. Verkehr mit den Mandarinen. Mißhandlungen der Einwohner. Absendung einiger christlichen Schriften an den chinesischen Kaiser. Muhamedaner. Verbreitung des Wortes Gottes unter den Einwohnern. Lebensweise derselben. Eingeborne Christen. Abreise von Fu-tschau.

Als wir am Morgen, den 11. April, erwachten, befanden wir uns der Küste von Formosa gegenüber. Diese Insel, welche seit der Niederlassung der Holländer auf derselben berühmt geworden ist, ist nunmehr die Kornkammer der südlichen Provinzen Chinas; sie erzeugt eine ungeheure Masse von Reis; auch liefert sie viele Schiffsladungen an Zucker. Der formosanische Kampher ist allenthalben bekannt, und wird nach allen Theilen Europas ausgeführt. Obschon der größere Theil dieser Insel von den Chinesen unterjocht worden ist, so befinden sich doch die östlichen Theile derselben, welche jenseits der sie durchschneidenden Gebirgskette liegen, noch immer in den Händen der Ureinwohner. Diese werden als ein harmloses Geschlecht geschildert, so lange sie nicht zur Erbitterung gereizt werden; sollen aber im Zustande der Leidenschaft die größten Grausamkeiten begehen. Da uns indeß keiner derselben zu Gesicht gekommen ist, so können wir auch nur aus Anderer Mund von ihnen reden. Häufige Empörungen haben den wachsenden Wohlstand dieser Insel vielfach zurückgehalten; die Colonisten, welche sich auf derselben angesiedelt haben, sind größtentheils Leute aus der Provinz Fuh-kien, welche mit großer Anstrengung ein kleines Eigenthum sich hier zu erwerben suchen. Die

Mandarinen, welche auf dieser Insel dem Auge ihrer Vorgesetzten entrückt sind, glauben diese Auswanderer, welche meist nur aus Auswurflingen des chinesischen Volkes bestehen, ungestraft niederdrucken zu können: die Colonisten andererseits pflegen auf gewisse Vorrechte größere Ansprüche hier zu machen, als im Mutterlande, und setzen daher der Gewaltherrschaft der Mandarinen hartnäckigen Trotz entgegen. Dieser Geist der Empörung wird nicht minder durch die glucklichen Erfolge aufgereizt, womit die Einwanderer bis jezt ihre Feinde zuruckgetrieben haben: wenn alle Hulfsmittel fehlen, so ziehen sie sich auf die Gebirge zurück, und vertheidigen ihre Freiheit gegen die Angriffe der zahlreichen Truppen, welche der Kaiser gegen sie aussendet. Es findet ein lebhafter Handel mit dieser Insel Statt, der hauptsächlich von Kaufleuten der Provinz Fuh-kien getrieben wird, welche das Kapital zum Anbau der Reisfelder und zur Pflanzung des Zuckers hergegeben haben: auch gehören alle Schiffe den Kaufleuten von A-moy an.

Bald nach der Eroberung dieser Insel durch die Holländer wurde unter den Formosanen das Christenthum ausgebreitet. Mehrere Prediger der holländischen Kirche, welche um diese Zeit der Geist der Kirchen-Reformation belebte, fingen an, die Erkenntniß des Heiles auf dieser Insel zu pflanzen. Noch sind einige Bücher über die christliche Lehre vorhanden, welche sie in der Formosanensprache herausgegeben haben. Wirklich scheinen sie auch nach der großen Anzahl der Neubekehrten mit glucklichem Erfolg gearbeitet zu haben, und ein Wetteifer entstand unter den Christen zu Batavia, wer von ihnen nach Formosa geschickt werden soll. Bei dem Lesen des einfachen und kurzen Berichtes ihrer Missionsarbeiten müssen wir beklagen, daß die Eroberung der Insel durch die Chinesen wahrscheinlich nur wenige Spuren vom ächten Evangelium auf derselben zuruckgelassen hat. Wir ließen es nicht an Mühe fehlen, etwas

Gewisses hierüber zu erfahren; allein Niemand auf der Insel wußte irgend eine Kunde darüber zu geben.

Kaum hatten wir die Anker geworfen, so wurden wir alsobald von Haufen von Fischerleuten besucht; sie zeigten nicht den geringsten Argwohn, vielmehr wurden wir als alte Bekannte von ihnen behandelt. Mit der größten Begierde griffen sie nach unsern Büchern, und große Schaaren derselben umringten unser Schiff, um einige zu erhalten. Ich kann mich nicht erinnern, daß seit der chinesischen Eroberung irgend etwas für die Verbreitung christlicher Erkenntniß auf dieser Insel gethan wurde, und darum ergriff ich mit Freuden die Gelegenheit, ihnen wenigstens die Mittel, dieselbe zu gewinnen, in die Hand zu geben. Sie waren dafür sehr dankbar, und versprachen, das Wort Gottes fleißig zu lesen. Bald hernach gingen wir ans Ufer, und die ganze Küste breitete sich jetzt vor unsern Augen aus. Der Boden scheint durchgängig angeschwemmt zu seyn; auch tritt das Meer so schnell vom Lande hier zurück, daß viele ehemals gute Häfen nunmehr selbst für kleine Junken unzugänglich geworden sind. Seit kurzer Zeit hat das Land so sehr zugenommen, daß längs der ganzen Küste hin eine Menge seichter Stellen wahrzunehmen sind, welche den Zugang gefährlich machen. Der Boden besteht aus schwarzem Sand, auf welchem, so weit das Auge reicht, kein Grashälmchen wahrzunehmen ist. Man gebraucht kleine von Büffeln gezogene Karren, um die Ladungen durchs Wasser zu den Schiffen zu bringen. Die Leute umher zeigten große Neugierde, und machten allerlei verständige Fragen über unser Land und Volk. Auch hörten sie so lange nicht zu fragen auf, bis wir ihnen vollständige Antworten gegeben hatten. Dabei hatten wir Ursache, die schamlose Lasterhaftigkeit zu beklagen, welche besonders in den Seehäfen ans Licht hervortritt; wann wird doch einmal das herrliche Evangelium diese Pestübel der Menschheit von der Erde verbannen? Die Hauptstadt dieses Di-

striktes ist sehr groß, und liegt an einem Flusse, welcher sich im 23° 38′ der Breite und 120° 21′ der Länge ins Meer ergießt. Wir legten am 17. April vor der Stadt Tschen-tan vor Anker, welche meist in Trümmern liegt. Die Einwohner haben mit der größten Sorgfalt jeden Fuß urbaren Landes angebaut, und wir mußten den Kunstsinn bewundern, womit sie ihr terrassenartiges Land zu bewässern wissen. Die Stadt selbst hat einen großen Umfang, ist aber nur gering bevölkert, da die Seeräuber sie zerstört haben; bei ihrem Eingang steht eine siebenzig Fuß hohe Pyramide, welche aus Granitmassen mit einer Kunst aufgerichtet ist, welche wir bewundern mußten. Vor ihr befindet sich ein alter Tempel in zerfallenem Zustande; auch lagen viele zertrümmerte Bilder des Budha umher. Dieser Tempel scheint gänzlich verlassen zu seyn; wie ernstlich sollten wir beten, daß alle Götzentempel des Landes bald dasselbe Schicksal treffen, und auf ihren Trümmern Tempel des lebendigen Gottes aufgerichtet werden möchten. Während unsere Gesellschaft die Ueberbleibsel einer alten Kunst untersuchte, las ich den umstehenden Insulanern einige Stellen aus dem Worte Gottes vor, und sie geriethen über diese neue Lehre in sichtbare Verwunderung; begierig griffen sie nach unsern Traktaten, und steckten sie sorgfältig ein, um sie unbemerkt nach Hause zu nehmen.

Eine anhaltende Windstille hielt uns lange zwischen den Gruppen kleiner Inseln fest, und der Mangel einer genauen Seekarte machte unsere Lage sehr gefährlich. Endlich gelang es uns, ein Fischerdorf zu erreichen. Die Leute waren anfangs sehr scheu, da sie aber unsere friedliche Absicht merkten, so wurden sie zutraulich. Ihre Gastfreundlichkeit stand in auffallendem Contrast mit ihrer äußersten Armuth; denn sie luden uns in ihre schmutzigen Löcher ein, und theilten ihre magere Mahlzeit mit uns. Ich gab ihnen die heiligen Schriften, durch welche sie reich werden können in Gott, und das

Elend ihrer äußerlichen Lage durch die Hoffnung seliger Unsterblichkeit versüßen mögen. Wir boten ihnen Reis für ihre Fische an; dieß erregte allgemeine Freude unter ihnen, und sie kamen alle herbei, um an dieser köstlichen und lang vermißten Speise sich einmal wieder satt zu essen. Der Rauch, welcher bald in jeder Richtung aufstieg, zeigte uns, daß wir ihnen mit geringen Kosten ein herrliches Mahl bereitet hatten. Unglücklicher Weise fielen sie bald darauf den Mandarinen in die Hände, welche sie nach dem Admiralsschiffe schleppten, und wir fürchten sehr, daß sie ihren Verkehr mit den Barbaren hart büßen müssen. Bald wurde eine höfliche Note auf unser Schiff gebracht, die uns auf das gegenüberliegende Ufer einlud; wir hofften dort einen großen Mann zu sehen, fanden aber nur einen Steinbrecher, der sich ein großes Ansehen gab, und mit viel Angelegenheit sich damit beschäftigte, die Regierung von unserer Ankunft zu benachrichtigen; indeß zeigte er sich sehr höflich, und legte viel Verstand zu Tage. Dankbar waren wir gegen Gott, daß Er es uns gelingen ließ, von dieser gefährlichen Stelle wegzukommen, und wieder einmal die hohe See zu gewinnen.

Den 21. April verließen wir die Ufer der Insel Formosa, und steuerten aufs Neue, über den etwa dreißig Stunden breiten Canal, dem chinesischen Festlande zu, wo wir im Eingange des Hafens Fuh-tschau auf der Insel Pih-keun-schun landeten. Die Fruchtbarkeit dieser Insel setzte uns in Erstaunen, denn bis jetzt hatten wir nichts als ödes Land gesehen; indeß haben die Einwohner den Boden nicht so gut, wie er es vermag, angebaut, und gebrauchen ihn meist nur zu Waiden für ihre Ziegenheerden. Sie leben in elenden Hütten, und ihr Aussehen ist roh und schmutzig. Ein besseres Bild wilder Seeräuber konnten wir nicht finden, als diese Leute uns darstellten; auch ihre Sprache weicht sehr von allen Mundarten ab, die wir bis jetzt gehört haben. Dennoch können sie das Chinesische schreiben,

und auf diesem Wege war es möglich, uns gegenseitig zu verständigen. Personen des weiblichen Geschlechts sahen wir nicht; eben so wenig wurden wir irgend etwas gewahr, was sie von rohen Wilden unterschied; ich ließ ihnen, da sie gut lesen konnten, einige christliche Bücher zurück, um ihnen das Mittel, ihren Verstand zu erleuchten und ihr Herz zu bessern, in die Hand zu geben. Bei unserer Annäherung gegen Fuh-tschau, der Hauptstadt der Provinz Fuh-kien, begegneten uns einige Kriegsboote, welche, wie es schien, den Auftrag hatten, uns aufzusuchen. Zufällig richteten wir unser Fernglas gegen eines derselben, was, wie wir deutlich bemerkten, die Matrosen in so große Angst versetzte, daß sie alle in den untern Theil des Schiffes flüchteten, und sich nicht wieder sehen ließen, bis die Gefahr vorüber war. Am folgenden Tag feierten wir auf unserm Schiffe den Auferstehungstag unsers HErrn; ach, wie ferne von der Kirche Christi im Abendlande. Wie lange habe ich nicht schon die selige Gemeinschaft der Gläubigen vermissen müssen!

Ein Paar geschickte Steuermänner brachten uns unter tiefem Dunkel des Himmels glücklich in den Hafen von Fuh-tschau hinein, und wir befinden uns jetzt in dem Distrikte, von welchem aus die größten Vorräthe von Thee dem Abendlande zugeführt werden. Die Hügel, auf denen dieser Thee gepflanzt wird, strecken sich weit nach allen Richtungen aus. Die ganze Gegend ist sehr romantisch, und die Haufen wellenförmiger Hügel, welche zum Theil nackt, zum Theil terrassenförmig bis auf die Spitze angebaut sind, geben dem Ganzen ein sehr malerisches Ansehen. Der Fluß, welcher zur Hauptstadt führt, ist breit, und bis zu ihren Mauern hin schiffbar. Eine Menge großer und kleiner Dörfer liegt am Ufer hin, und der Kunstfleiß der Chinesen tritt in den mannigfaltigsten Gestalten hervor. In früherer Zeit hatten die Holländer mit diesem Seehafen einen lebhaften Handelsverkehr getrieben; aber

jede

jede Erinnerung an sie ist nunmehr verloren gegangen, darum setzte unsere Erscheinung die Einwohner in Verwunderung. Die Mündung dieses Flusses liegt im 26° 6′ der Breite, und 119° 15′ der Länge (Greenwich). Kaum hatten wir die Anker geworfen, so machten uns die Bewohner eines nahe liegenden Dorfes ihren Besuch; sie wollten die Preise unserer Schiffsladungen wissen, und luden uns daher zu ihrem Dorfe ein. Wir besuchten sie in ihren Häusern, und hatten lange Unterhaltungen mit ihnen; mit herzlichem Vergnügen nahmen sie unsere Bücher auf, und benützten jeden Augenblick, darin zu lesen. Schon wollten wir zu unserm Schiffe zurückkehren, als ein Kaufmann uns zu einem Abendessen in der öffentlichen Halle freundlich einlud. Unter einem großen Zulauf der Menge, welche über ihre Gäste die größte Freude ausdrückte, und uns dringend zusprach, es uns wohl schmecken zu lassen, wurden wir mit ihren Köstlichkeiten im Ueberfluß bewirthet. Wir fühlten uns glücklich in der Mitte dieses muntern Volkes, welche nicht, wie ihre Mandarinen, in den Ausländern ihre Feinde erkennen.

Unbekannt mit der Lage der Hauptstadt, steuerten wir den 24. April derselben entgegen. Die herrliche Gegend an beiden Ufern des Flusses, die mich lebhaft an den Rhein in Deutschland erinnerte, war mit zahlreichen Dörfern übersäet. Bald spähte uns ein Mandarine aus, der uns alsobald die Rückreise gebot, und da wir uns nicht gutwillig finden ließen, so versuchte er durch den Lärm seiner Glocke uns zu schrecken, und weil er am Ende alle Versuche mißlingen sah, so überließ er es den umherliegenden Booten, uns zu verfolgen, von denen sich jedoch keines an uns wagte. Weiter den Fluß hinauf liegt mitten in demselben eine Insel, und am südlichen Ufer eine große Pagode auf einem thurmartigen Hügel, der bis an seine Spitze angebaut ist. Viele Junken steuerten hin und her, an welche wir Bücher vertheilten.

Der Fluß, der hier eine Stunde breit ist, theilt sich in zwei Zweige, von denen der nördliche und größte nach Fu-tschau hinauf führt. In der Entfernung wurden wir einen Wald von Junken gewahr, hinter welchen wir die Stadt vermutheten; wir steuerten daher ihnen zu, und bald stellte sie sich unsern Augen dar. Der nächste Gegenstand, welcher unsere Aufmerksamkeit fesselte, war eine große steinerne Brücke, welche in roher, aber dauerhafter Bauart ganz über den breiten Strom gebaut ist. Von allen Seiten strömten jetzt die Einwohner in großen Haufen herbei, um die neue Erscheinung von Ausländern zu betrachten. Geschwind machten wir uns ans Ufer, und fanden einen leichten Durchgang durch die dichten Haufen von Menschen, deren Höflichkeit nicht geringer war, als die Neugierde, welche sie zu Tage legten. Mit einer Bittschrift, welche wir zu diesem Zweck aufgesetzt hatten, machten wir uns auf den Weg, den Gouverneur aufzusuchen. Der Weg führte uns durch eine sehr lange Straße, welche auf beiden Seiten mit reich ausgestatteten Kramläden besetzt war. Manche Wohnhäuser waren geräumig und bequem, und obgleich von Holz, doch nach einem schönen chinesischen Style gebaut. Die Augen Aller waren auf uns gerichtet, und ihre Neugierde suchten wir dadurch zu befriedigen, daß wir ein Schriftchen über die Engländer und den Zweck unsers Kommens unter sie vertheilten. In der Wohnung des Gouverneurs wurden wir von Haufen von neugierigen Polizeidienern umringt, welche uns mit ihren gewöhnlichen Fragen plagten, bis wir endlich in einen kleinen Tempel gewiesen wurden, um ein Nachtessen einzunehmen, das jedoch in nichts weiter als in warmem Wasser bestand. Kaum hatten wir dieß zu uns genommen, so wurden wir unter einem Fackelzuge nach dem Hauptort der Stadt zurückgeführt, wo wir von einem Haufen von Mandarinen unter vielfachen Beschimpfungen angewiesen wurden, augenblicklich die Stadt zu verlassen,

und auf unser Schiff zurückzukehren. Auf einem Boote, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten, fanden wir eine solche Menschenmenge zusammengedrängt, daß wir genöthigt waren, uns nach einem andern Räumchen für ein Nachtlager umzusehen. Kaum hatten wir uns ein wenig gelagert, so wurden wir nach einem andern Tempel abgeholt, wo die Mandarinen sich versammelt hatten, um Gericht über uns zu halten. Es war darauf abgesehen, uns zu nöthigen, die Nacht auf offener Straße zuzubringen, und uns so dem Muthwillen der Polizei Preis zu geben. Allein sie täuschten sich in ihrem klugen Plane. Nach langem Hin- und Herreden nahmen wir ruhig Besitz von der Wohnung, wo unsere Richter sich gesetzt hatten, und stellten, um Ruhe zu bekommen, eine Wache vor die Thüre. Diese stand indeß kaum eine Viertelstunde auf ihrem Posten, als sich die Mandarinen sämmtlich, beschämt über das Mißlingen ihres Planes, davon schlichen.

April 25. Weil wir von den Mandarinen immer nur Hindernisse erwarten mußten, so gingen wir denselben aus dem Weg, und besuchten andere Theile der Stadt. Der Weg führte uns am Ufer des Flusses hin, und bot uns durch den Anblick der herrlichen Gegend einen der lieblichsten Genüsse dar. Die Pflanzenkunde dürfte hier ein reiches Feld für ihre Forschungen finden; aber leider verstand keiner von uns etwas von derselben. Der Weg führte uns auf Granittreppen auf einen Hügel, auf dessen Spitze eine kleine Festung angelegt ist. Die Festungswerke sind terrassenförmig über einander gebaut, und von hohen Bäumen überschattet, und die Stadt liegt am Fuße dieses Hügels weithin über die Ebene ausgestreckt. Mit Entzücken blickten wir auf diese herrliche Ebene hinaus, welche, so weit das Auge reicht, mit schönen Gärten und fruchtbaren Pflanzungen überdeckt ist. Beim Herabsteigen vom Hügel wurden wir alsobald von einer neugierigen Volksmenge

umlagert, unter welche wir einige unserer Schriftchen austheilten.

April 26. Frühe Morgens kam ein höflicher und verständiger Mandarine auf unser Schiff, welcher vom Gouverneur der Provinz Fuh-kien den Befehl erhalten hatte, sich eine Anzahl unserer Schriften zur Einsicht für den Kaiser zu verschaffen, die wir ihm mit Vergnügen einhändigten. Ich war darüber hoch erfreut, daß Gott nach seiner Weisheit es also fügte, daß sein herrliches Evangelium nach Pe-king gesendet werden durfte, um dort im kaiserlichen Palaste gelesen und geprüft zu werden. Der Kaiser Tahu-Kwang hat sich bis jetzt noch nie als Widersacher gegen die römisch-katholischen Christen bewiesen, und in seinen Edikten gegen die Sekten und Ketzer ist der Christenname nicht einmal genannt. Ich kenne nichts von seinem Charakter, außer daß er sinnliche Vergnügungen mehr liebt als Staatsgeschäfte; und wie sehr wünsche ich, daß das Lesen des Wortes Gottes einen günstigen Eindruck für dasselbe in seinem Herzen zurücklassen möge. Es ist das erste Mal, daß die chinesische Regierung Veranlassung nimmt, die Zeugnisse des Wortes Gottes zu prüfen. Wohl wird, wie ich besorge, die Verkehrtheit des menschlichen Herzens, welche unter den Gewalthabern Chinas so groß ist, wie irgendwo, es ihnen nicht gestatten, die Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte unseres gekreuzigten Erlösers zu erkennen. Aber darum ist doch die Sache des HErrn, und Er wird sie zu vertreten und mit seinem allmächtigen Arme zu schützen wissen. Sein erbarmungsvolles Herz umfaßt ja auch die Millionen Chinas, wie es das erleuchtete Europa umfaßt. Die Chinesen sind eben so gut seine Geschöpfe, wie wir es sind, und das Evangelium ist auch zu ihrem Heile geoffenbaret worden. Seine Weisheit wird schon die Mittel und Wege finden, um dasselbe ihren Herzen nahe zu bringen. So wenig wir die Tiefe seiner Rathschlüsse zu ergründen vermögen, so warten wir doch auf

den herrlichen Tag, wenn die verschlossenen Thore sich aufthun, die alten Mauern fallen, und die Siege des Evangeliums durch das Land ziehen werden.

April 29. Eine Anzahl von Kriegsbooten lagerte sich gestern um unser Schiff, und das Benehmen der Mandarinen wurde ungestümmer; wir beklagten uns darüber bei dem Admiral, und heute zogen sich die Kriegsboote wieder hinweg, während eine Menge handelslustiger und kranker Leute zu unserem Schiffe herbeikamen, um Gewinn oder Hülfe bei uns zu suchen. Unter ihnen befand sich auch ein Muhamedaner, welcher übrigens von den Lehren des Korans nur gar wenig wußte. Er verstand ein Paar arabische Sprüche; aber das chinesische Sprachorgan will sich nur gar nicht zum Aussprechen des Arabischen fügen. Ich machte über die Muhamedaner in China mancherlei Fragen an ihn. Viele derselben scheinen Nachkömmlinge türkischer Stämme im Westen von China zu seyn; sie waren nie zahlreich, so wie sie auch nie einen Einfluß auf den Gang der Regierung hatten. Sie wollen keine Götzendiener seyn; aber sobald sie im Dienste der Regierung stehen, so können sie dem Götzendienste nicht ausweichen, indem bei Festlichkeiten jeder Mandarine im Tempel erscheinen, und seine Kniee vor den Götzen des Landes beugen muß. Heute wurden wir eingeladen, um eine Antwort auf unsere Bittschrift an den Vizekönig von Fuh-kien zu vernehmen; aber statt derselben war es nur eine Antwort des Militair-Mandarinen, der uns unsere Bitte abschlug, indem kein barbarisches Schiff in diesem Hafen landen dürfe. Wir überreichten, um Zeit zu gewinnen, eine zweite Bittschrift, und verlangten unmittelbar vom Vizekönige selbst eine Antwort auf dieselbe zu erhalten. Mittlerweile war ich mit Kranken im Vollauf beschäftigt, welche haufenweise von allen Seiten herbeikamen, um Heilung zu suchen. Es waren meist Hautkrankheiten und Augenübel, an denen sie litten. Ich freute mich der Gelegenheit, diesen armen

Leuten wohlzuthun, und ihnen die menschenfreundliche Absicht meines Berufes durch die That zu beurkunden. Mehr denn Hunderte kamen täglich herbei; auch drückten sie, wenn sie Linderung fühlten, ihren Dank theils durch Briefe, theils durch Geschenke aus.

Ich preise Gott für die Gnade, die Er mir erzeigt, der Austheiler seines heiligen Wortes hier seyn zu dürfen. Ich hatte reichliche Gelegenheit, diese köstlichen Schätze Andern mitzutheilen, indem die Leute sehr begierig waren, die Bücher zu lesen, welche dem Kaiser zur Prüfung zugesendet worden waren. So oft ich auf das Verdeck trat, so streckten sie Alle die Hände aus, um Schriften von mir in Empfang zu nehmen; auch erhoben sie laute Klage, wenn ihr Verlangen nicht befriedigt wurde. Häufig besuchte ich auch die benachbarten Dörfer; die Wohnungen der Einwohner sind bequem eingerichtet, aber in hohem Grade unreinlich. Die Leute scheinen sich gar nicht darum zu bekümmern, ihren Körper zu waschen, und daher kommen auch die vielen Hautkrankheiten, welche unter ihnen angetroffen werden. Sie waren durchgängig freundlich, wenn ich in ihre Wohnungen eintrat, und beantworteten gerne jede meiner Fragen. Gewöhnlich findet man einen schöngebauten Tempel in jedem ihrer Dörfer; aber nur ein kleines Räumchen desselben gehört den Göttern und dem Götterdienste an; der größere Raum ist für theatralische Belustigungen bestimmt. Dieß gilt von allen Tempeln, welche wir in China gesehen haben, und zeigt zugleich die Beschaffenheit ihrer religiösen Hochachtung gegen das, was sie für göttlich halten, und die Art und Weise ihres Götzendienstes.

May 2. Statt einer günstigen Antwort auf unsere Bittschrift, in welcher wir um freien Verkehr mit dem Volke nachgesucht hatten, erschienen jetzt zwei heftige Befehle, welche dem Volke jeden Verkehr mit uns untersagten. Diese Befehle brachten eine große Aufregung unter demselben hervor, da es diesen freien Verkehr

mit dem Auslande angelegentlich wünscht, und sich auf diese Weise in seinen Hoffnungen getäuscht sieht. Statt den Hafen zu verlassen, zogen wir mit unserm Schiffe muthig den Fluß noch weiter hinauf; die Mandarinen sind dadurch ungemein liebreich und nachgiebig geworden. Die Kranken kommen in immer größerer Anzahl herbei, und das Verlangen nach christlichen Büchern nimmt zu. Dabei freut es uns, daß bis jetzt noch kein Einwohner wegen seines Verkehrs mit uns bestraft wurde. Am Schlusse unseres täglichen Geschäftes, das immer 8—9 Stunden dauerte, machten wir häufig Ausflüge auf die weiten Reisfelder, welche vor uns stehen. Die Leute zeigen viel Geschick im Anlegen ihrer Pflanzungen; dabei aber scheint beim chinesischen Landmanne Alles nur auf Befriedigung seines augenblicklichen Bedürfnisses berechnet zu seyn. Statt eine Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln zu bauen, wie es der Boden gar wohl gestattete, begnügt er sich damit, Reis und ein wenig Gemüse angepflanzt zu haben. Jede Ecke des Feldes wird in der ersten Ernte des Jahres mit Reis, und in der zweiten Ernte, der kalten Jahreszeit, mit Waizen angebaut, den der Boden reichlich liefert. Ihre tägliche Nahrung besteht, fast ohne irgend einen Wechsel, in einer Schüssel voll Reis mit etwas Gemüse zum Nachtisch; Fleischspeisen fallen selten, und nur an heiligen Tagen, dem Volke zu, und selbst die Vornehmen genießen Fleisch seltener, als dieß selbst bei den niedrigen Ständen in Europa der Fall ist. Kein Chinese in den südlichen Provinzen wird sagen, daß er eine Mahlzeit genossen habe, wenn er nicht eine Schüssel voll Reis zu sich genommen hat; selbst an ihren hohen Festtägen, wo der Schüsseln viele aufgetragen werden, endet die Mahlzeit mit einer Reisplatte, welcher immer für die köstlichste Speise gehalten wird. Mit der Gartenkunst haben sie nicht viel zu thun; denn ob sie gleich große Liebhaber von Blumen sind, so pflegen sie doch die durch Kunst nachgemachten

Blumen den natürlichen weit vorzuziehen. Wirklich besitzen sie auch eine große Geschicklichkeit, künstliche Blumen zu verfertigen, welche von dem weiblichen Geschlechte jeden Alters und Standes als Haarschmuck getragen werden.

Heute erhielten wir einen mit rother Tinte geschriebenen Brief von einem Manne, der an unserem Wohlergehen großen Antheil zu nehmen behauptet, und zwar aus dem Grunde, weil einmal einige seiner Voreltern von Leuten unseres Volkes vom Ertrinken im Meere gerettet worden seyen. Er habe gehört, schreibt er, daß wir in unausbleiblicher Todesgefahr seyn würden, sobald wir es wagen wollten, noch weiter den Fluß hinauf zu schwimmen, oder uns weigerten, den Hafen zu verlassen. Schon sey unser Untergang beschlossen gewesen, allein der Tartaren-General, welcher das blutige Werk ausführen sollte, habe sich geweigert, dieß zu thun, und darum sey uns auch gestattet, noch länger zu athmen. Wohl mag dieses Complott gegen unser Leben durch die Bestürzung vereitelt worden seyn, welche die Annäherung unseres Schiffes bei all unsern Widersachern hervorbrachte, wobei uns nicht der geringste Widerstand entgegengesetzt wurde; die Mandarinen wurden dadurch nachgiebiger und freundlich; die Soldaten liefen uns allenthalben aus dem Weg, und die Einwohner freuten sich, einen freien Verkehr mit uns zu haben. Ihre Freundschaftsbriefe wurden von nun an zahlreicher, und die Zeichen ihrer Liebe häufiger. Oefters liest man in Büchern, und man hört es von allen Seiten wiederholen, die Chinesen seyen ein Volk, das jedem Verkehr mit dem Ausländer abhold sey; aber die Art und Weise, wie wir von denselben behandelt wurden, mußte uns eine solche Behauptung zweifelhaft machen. Meine bisherige Erfahrung nöthigt mich, die Chinesen für ein sehr geselliges und zugängliches Volk zu halten, sobald sie sich vom unmittelbaren Einflusse der Mandarinen frei fühlen. Dabei ist es

wörtlich wahr, daß die chinesische Regierung den Verkehr mit Ausländern ihren Unterthanen streng verbietet, und auf jegliche Weise zu hindern sucht. Nie geriethen die Beamten in größere Verlegenheit, als wenn das Volk uns als Freunde behandelte, und wir die Zeichen der Freundschaft demselben erwiederten; sie gaben sich alle Mühe, die häßlichsten Begriffe von der Dummheit und dem trügerischen Sinne der Eingebornen uns beizubringen, während sie zugleich jedes Mittel versuchten, durch beschimpfende Verordnungen diese gegen uns einzunehmen. Allein ihre Kunstgriffe schlugen auf beiden Seiten fehl, denn der Schleier war zu dünne, als daß sie ihre handgreiflichen Lügen unter demselben hätten verbergen können.

Mai 6. Heute ist des HErrn Tag; und eine Masse Verkehr suchender Menschen wimmelt auf unserm Schiffe umher. Dieß war für mich einer der glücklichsten Tage, den ich bisher in China verlebte. Ein wahres Verlangen nach Büchern drückte sich allenthalben aus, und die Bitten um dieselben waren so ernstlich, daß sie nicht abgeschlagen werden konnten. Freilich bleiben mir die Wirkungen unbekannt, welche das Lesen dieser Schriften da und dort erzeugen mag; aber immerhin werden einige heilbringende Wirkungen der göttlichen Wahrheiten in den Gemüthern der Leser zurückbleiben. Handelt sichs doch um das Werk Gottes und um die Rettung unsterblicher Seelen aus dem ewigen Verderben; und darum darf ich glauben und hoffen, daß Gott dem ausgestreuten Samen seines Wortes auch seinen Segen nicht versagen wird. Immerhin liegen der Wirksamkeit desselben mächtige Hindernisse im Wege; aber das Wort Gottes ist kräftig und mächtig; es ist schärfer, denn ein zweischneidiges Schwert, und ein sicheres Mittel, die Gedanken der Menschen zu scheiden. Bisweilen saß ich unter einem Volkshaufen nieder, und sprach mit den Leuten über das, was zu ihrem ewigen Frieden dient. Wie fremdartig auch meine Worte in ihren

Ohren tönten, indem Alles, was nicht in die Augen fällt, sonderbar und unverständlich für das Gemüth eines Chinesen ist, so werden doch diese Worte nicht ganz an ihnen verloren seyn. Oft versuchte ich durch Vergleichungen die Lehre Christi ihrem Verstande nahe zu bringen. Sie hörten eine Zeitlang zu, aber bald wurden sie es müde, den Gedanken zu verfolgen, und lenkten ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände hin.

Auch die Besuche von Kranken nahmen zu, und Viele derselben kommen aus weiter Entfernung her. Sie sind sehr dringend in ihren Bitten, und der guten Wirkung der Arzneien so gewiß, daß sie dieselben mit der größten Zuversicht gebrauchen. Oft drückten sie mir durch Briefe, so wie durch kleine Geschenke ihren Dank für die Hülfe aus, die sie erfahren durften. — Bisher war uns kein eingeborner Christ zu Gesicht gekommen, aber heute wurden wir einen Mann gewahr, der ein aufgerolltes Papier in seiner Hand hielt, das er sorgfältig vor den Leuten zu verbergen suchte. Er fragte mich, ob ich die Sachen kenne, welche auf diesem Papiere vorgestellt seyen? Ich sah dasselbe an, und fand eine sinnliche Darstellung der Dreieinigkeit darauf; ein Bild, das in Spanien gedruckt worden war. Die Unterhaltung mit ihm überzeugte mich bald, daß ihm die Erkenntniß des Christenthums fast gänzlich ermangelte; indeß führte er doch entscheidende Beweise an, daß er zum Christenhäuflein in China gehöre, indem er ein Kreuz hervorzog nebst einem Rosenkranz, die sein Weib um ihren Nacken trug. Der Mandarine Yang hatte uns zum Voraus versichert, daß die Zahl der Christen, besonders unter den Bootsleuten in diesem Distrikt, sehr groß sey. Dieser Mann bestätigte uns diese Versicherung und fügte hinzu, sie seyen alle sehr arm, und es wohne kein europäischer Missionar unter ihnen. Uebrigens konnte er mir nicht sagen, wie das Christenthum in dieser Gegend gepflanzt worden sey, und

wie viele Bekenner es zähle; eben so wenig wußte er, wie weit dasselbe in andern Gegenden verbreitet sey.

Mai 12. Die eingebornen Christen kamen jetzt in größerer Anzahl herbei. Einer derselben händigte mir ein Papier ein, worin er zu beweisen suchte, daß das Papstthum und unsere Religion ganz dasselbe seyen, und daß wir deßwegen unsern armen Brüdern in China unser Wohlwollen zufließen lassen sollen. Ein Anderer überreichte uns ein Schreiben, worin er seine große Verwunderung darüber ausdrückte, daß wir im Besitze des heiligen Buches seyn sollen, welches die Geschichte von dem Leben des Erlösers in sich enthalte; seine Verwunderung sey um so größer, weil sie selbst erst in dem letzten Jahr angefangen hätten, dieses heilige Buch zu drucken, und darum nicht begreifen könnten, wie dasselbe so bald habe in unsere Hände kommen können. Zugleich warnte er uns, dieses heilige Buch ja keinem in die Hand zu geben, der sich noch in der Blindheit des Heidenthums befinde, indem er seinen Inhalt doch nicht verstehen könne. Er bat mich zugleich um Gebetbücher, die er fleißig für sich lesen wolle. Ich wünschte nun sehr, etwas von dem heiligen Buche zu sehen, das seine Freunde gedruckt haben sollen, aber er weigerte sich, mir dasselbige zu zeigen. Nachdem ich ihm ein kleines Gebetbuch geschenkt hatte, ging er mit großer Freude hinweg. Ich weiß nicht, wie weit es wirklich wahr ist, daß sie angefangen haben, das Wort Gottes auszubreiten. Auch würde es mich sehr freuen, wenn sie das Neue Testament druckten, und es wenigstens unter sich selbst verbreiteten, wenn sie auch zu engherzig seyn sollten, dasselbige den Heiden zu geben, woran sie Bedenklichkeiten zu hindern scheinen, welche ich für unbedeutend und eines Christen unwürdig halten muß. Es war mir sehr darum zu thun, irgend einen ihrer Landespriester kennen zu lernen, und heute hatte ich die Freude, daß ein junger gutgekleideter Mann sich als christlicher Lehrer bei mir einführte. Während alle

übrigen Christen ein rohes Wesen hatten, und unwissend waren, zeigte er viel Bildung in seinem Benehmen, und war mit der chinesischen Literatur wohl bekannt. Seine Erkenntniß des Christenthums war übrigens sehr oberflächlich und mangelhaft, allein er versprach, allen Fleiß daran zu wenden, um mit den himmlischen Lehren vertraut zu werden; und es machte meinem Herzen Freude, ihn reichlich mit christlichen Büchern zu versehen. Wie sehr ist es nicht zu wünschen, daß diese Christen wahrhaftig zu Christo bekehret werden mögen, so daß sie nicht blos den Christennamen tragen, sondern durch das Blut Christi von ihren Sünden gereinigt, und durch seinen Geist geheiligt ein Ebenbild Dessen werden mögen, dessen Namen sie tragen.

Mai 16. Herr Lindsay entschloß sich, den Hafen zu verlassen, und nach Ning-po zu segeln, nachdem es ihm gelungen war, mancherlei interessante Bekanntschaften hier zu machen, welche vielleicht in den künftigen Tagen Nutzen bringen mögen. Ein ungenannter Freund, welcher hier wohnt, hatte uns bisher durch anonyme Briefe immer gewarnt, wenn uns eine Gefahr von Seiten der Mandarinen drohte. Endlich kam er zum Vorschein, um recht herzlichen Abschied von uns zu nehmen. Er sagte uns, er sey ein Keu-tschin, d. h. ein Gelehrter, welcher die dritte Stufe der akademischen Würde erreicht habe. Er ist gerade jetzt im Begriffe, nach der Hauptstadt zu gehen, und sich dort einer Prüfung zu unterziehen, um einen höhern Rang zu erhalten. Er bat uns hiezu um die nöthigen Reisekosten, da wir ihm aber nicht so viel gaben, als er wünschte, so ging er davon.

Vierter Abschnitt.

Abfahrt nach Ning-po. Die Insel Tschu-san. Ankunft zu Ning-po. Die Mandarinen. Jesuiten-Missionen. Besuch zu Tschin-hä. Schwierigkeiten des Aufenthaltes. Conferenz mit den Mandarinen. Besuchende. Kunstmerkwürdigkeiten. Unterhandlungen. Insel Kin-tang. Abreise nach Schang-hä.

Mai 21. 1832. Vergnügt über unsere Aufnahme zu Fuh-tschau lichteten wir nun die Anker, und segelten gegen Tsche-ke-ang. Viele Fischerleute aus dieser Gegend kamen auf unser Verdeck, sahen sich in jedem Winkel des Schiffes um, erkundigten sich sorgfältig nach dem Gebrauch, den wir von den tausend Sachen im Schiffe machen, und waren hoch vergnügt über Alles, was sie gesehen hatten. Die Leute sind im Allgemeinen nicht groß gewachsen, aber von kräftigem Körperbau, und an Gefahren gewöhnt; es sind meist kühne, kunstlose Seeleute, die mit dem Fischfang sich beschäftigen, und mitunter auch das Seeräuberhandwerk treiben. Der größte Sturm vermag sie nicht im Hafen zu halten, und bei tobenden Wellen wagen sie sich auf ihren kleinen Booten, die kaum vier Menschen fassen, ins Meer hinaus. Darum geht aber auch jedes Jahr eine große Anzahl derselben im Meer zu Grunde; dieß hindert sie übrigens nicht, jeder Gefahr zu trotzen, um ihr armes Leben kümmerlich durchzuschlagen.

Mai 25. Gestern traten wir in die Strömungen von Tschu-san ein, die nach Ning-po führen. Hier fanden wir die Bevölkerung nicht so dicht, wie wir sie anderswo angetroffen haben; Alles um uns her war so stille, wie das Grab, nur ein Paar Dörfer und einige Tempel fielen uns von der Ferne her ins Auge. Wir steuerten einer Junke zu, auf welcher der Führer sehr neugierig war. Er zeigte uns eine Landkarte von China, und da wir viele geographische Irrthümer auf derselben bemerkten, so ließ er sichs gefallen, dieselben zu

verbessern. Wir mußten die Lernbegierde dieses Mannes um so mehr bewundern, da in der Regel die Chinesen ihre Irrthümer nicht leicht fahren lassen, und besonders in der Geographie und Schiffskunde mehr verstehen wollen, als Andere. Während wir mit dem Schiffsvolke uns unterhielten, zog ein Mandarinenboot vorüber, und feuerte ein Paar Knacker ab, um uns in Furcht zu jagen, was selbst die Matrosen der Junke zum Lachen bewegte. Wir setzten nun unsern Lauf durch einen merkwürdigen Engpaß fort, welcher die Gestalt eines breiten Stromes hatte. Die Fluth lief hoch, und erzeugte an manchen Stellen große Wasserwirbel, welche die Durchfahrt sehr gefährlich machten. Vergeblich versuchten wir die Anker zu werfen, denn das Wasser war so tief, daß unser Ankertau nicht lang genug war, den Boden zu erreichen. Herrliche grüne Hügel prangten um uns her, aber der Wohnungen waren nur wenige, und wir mußten uns wundern, wie so viel fruchtbarer Boden hier unangebaut gelassen werden konnte.

Mai 26. Wir machten uns heute auf unserm langen Boot nach Ning-po auf den Weg. Unbekannt mit der Lage der Stadt segelten wir den Junken nach, welche den Fluß hinauf gingen. Niemand trat uns dabei in den Weg, bis wir endlich zu einem Kriegsschiffe kamen, welches uns begrüßte; auf der Spitze eines Hügels ist ein Fort angelegt, das beste, das wir bisher in China gesehen haben. Die Gebäude in demselben haben ein etwas gothisches Aussehen, und obgleich die Garnison nicht zahlreich ist, so ist doch die Lage des Forts so vortrefflich, daß dasselbe den ganzen Fluß beherrscht. Der Lauf des Flusses ist südwestlich; nicht weit hinauf liegt eine Insel oder vielmehr ein Felsen, den wir anfangs für den Dreiangel — „Triangle" — der Karten hielten. Der Hafen bietet eine sehr lebhafte Scene dar; in allen Richtungen liegen Junken vor Anker, und ihre große Anzahl läßt auf einen sehr

lebhaften Handelsverkehr an diesem Platze schließen. Tschin-hä, eine mit Mauern umgebene Stadt, liegt am Eingang des Flusses, und ist gleichfalls ein Sammelplatz vieler Schiffe. Kaum hatten uns die Mandarinen ins Gesicht bekommen, so schickten sie uns ein Boot nach, und da dieses uns nicht erreichen konnte, so schifften sich die Soldaten auf demselben schnell am Ufer aus, und gaben uns Zeichen, stille zu stehen. Wir thaten dieß aber nicht, weil es uns darum zu thun war, der obersten Behörde der Stadt eine Bittschrift zu überreichen, und wir wohl wußten, daß die Unter-Mandarinen unsern Zutritt zu den Höhern immer zu hindern suchten. Da nun die Soldaten ihren Zweck nicht erreichten, so veranlaßten sie die Knaben, Steine nach uns zu werfen.

Die Ufer dieses Flusses sind so niedrig, daß derselbe eingedeicht werden muß; auch ist die ganze Gegend vortrefflich angebaut. Da gerade Waizenernte war, so sahen wir die Leute emsig beschäftigt, ihre Kornfelder einzuernten, welche ihnen dieses Jahr ihre Arbeit reichlich vergüteten. Auch die Häuser der Landleute sind hier besser eingerichtet und reinlicher, als wir dieß bisher gesehen haben. Die Stadt Ning-po liegt etwa vier Stunden am Flusse hinauf, und als wir bei derselben landeten, sahen uns die Leute mit scheelen Augen an, und nannten uns öfters Hich-Kwey (schwarze Teufel). Die hiesigen Junken sind größer und zahlreicher, als zu Fuh-tschau. Um zum Rathhause zu gelangen, führte uns der Weg durch eine breite Straße, welche mit den schönsten Kaufläden besetzt war. Europäische und chinesische Waaren werden hier in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit ausgeboten; auch Spiegel und Gemälde neben den schönsten Seidenwaaren zierten diese Buden. Man zeigte uns zuerst die Amtswohnung des Tsche-hin, des Hauptmanns eines kleinen Distriktes, deren mehrere einen Fu ausmachen. Hier wurden unsere Namen aufgezeichnet, und die

Zwecke unserer Reise abgefragt; nach diesem erbot sich der Tsche-hin, uns bei dem Tsche-fu einzuführen. Wir gingen mit ihm, von großen Volkshaufen begleitet, eine weite Strecke durch die Stadt, und gelangten endlich zu einer großen Halle, die mit Haufen von Gerichtsdienern umgeben war, welche jedoch nicht stark genug waren, den Zudrang neugieriger Menschen abzuhalten, welche uns sehen wollten.

Der Tsche-fu, ein stattlicher Mann von angenehmem Aussehen, kam bald herbei, und Herr Lindsay überreichte ihm seine Bittschrift. Nachdem sie der Ober-Mandarine gelesen hatte, äußerte er gegen uns: die Sache ist der weitern Untersuchung werth, und wir wollen darüber denken; indessen muß für Ihre Kost und Ihre Wohnung gesorgt werden, denken Sie nicht auch, daß dieß am besten ist? Auf unsere Bejahung befahl er nun seinen Dienern, uns nach der geräumigen Fuhkien-Halle zu bringen, welche mit chinesischen Gemälden und Götzenbildern aller Art geziert ist, und wo man uns mit einem reichen Nachtessen bewirthete. Unter den Götzenbildern befand sich auch eines mit dem Namen des Kaisers, dem mit größerer Aufmerksamkeit, als seinen Nachbargöttern, Weihrauch gestreut wurde.

Mai 27. Die ganze Nacht hindurch hörte das Geschrei der Volkshaufen nicht auf, welche vor der Halle sich aufgestellt hatten, und am Morgen drängte sich Alles herbei, um ihre Neugierde zu befriedigen; indeß betrugen sie sich sehr anständig gegen uns, und es bedurfte nur eines Winkes von unserer Seite, um den Lärm wieder für kurze Zeit zu beschwichtigen. Wir waren eben im Begriffe, in die Stadt zu gehen, als einige Civil- und Militair-Mandarinen uns einen Besuch machten. Einer derselben, Ma, ein schlanker Mann mit einem blauen Amtsknopf, war schon einmal zu Macao und Canton gewesen, und schien mit den Sitten der Ausländer, so wie mit den Künsten der Mandarinen

besser

besser als die übrigen bekannt zu seyn. Die Mandarinen sind im Allgemeinen mit dem Auslande, und selbst mit den angrenzenden Ländern, im höchsten Grade unbekannt; sie staunten darüber, zu vernehmen, daß unsere indischen Besitzungen nur durch Wälder und Berge von der chinesischen Provinz Yuin-nan getrennt seyen, und konnten es kaum glauben, daß wir ihnen so nahe liegen. Indeß gab ihnen Ma eine lebhafte Beschreibung von den europäischen Mächten, welche mit China handelten; er nannte Arabien und Persien die Wiege des Muhamedanismus, und wiederholte ein Paar arabische Ausdrücke, um seine Anhänglichkeit an den Koran zu zeigen, welcher in dieser Sprache geschrieben ist. Er konnte nicht aufhören, den Charakter der europäischen Völker zu preisen, und den Mandarinen mit chinesischer Schmeichelei ans Herz zu legen, wie vortheilhaft für China der Handel mit denselben seyn würde. Die Mandarinen nahmen nun den herzlichsten Abschied von uns, begleiteten uns bis zum Ufer, und verbeugten sich so lange gegen uns, bis unser Boot aus ihren Augen war.

Wir steuerten nun nach der andern Seite des Flusses, um eine hohe Stadtmauer zu besteigen, von welcher aus wir die ganze Stadt überschauen konnten. Ihrem Umfange nach kann sie mit Fuh-tschau wetteifern; auch ist ihre Bevölkerung nicht geringer, als sie in den großen Handelsstädten Europas zu seyn pflegt. An Regelmäßigkeit und Pracht der Gebäude übertrifft sie Alles, was wir bisher in China gesehen haben, und auch in Hinsicht auf den Handelsverkehr bleibt sie hinter keinem der großen Marktplätze Chinas zurück. Schon im sechszehnten Jahrhundert haben die Portugiesen mit dieser Stelle Handel getrieben, große Lager von europäischen Waaren hier angelegt, und von hier aus viele Seidenwaaren nach Japan ausgeführt. Später hatten auch andere europäische Völker an diesem Handel Theil genommen, bis die Plackereien der Regierung so groß

wurden, daß sich die ausländischen Kaufleute auf Canton beschränken mußten. Auch die englisch-ostindische Compagnie unterhielt hier eine Faktorei bis zum verflossenen Jahrhundert. Hier hatten gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die berühmten Jesuiten-Missionarien von Frankreich gelandet, und die Erlaubniß erhalten, in der Hauptstadt Pe-king sich niederlassen zu dürfen. Zwei derselben wurden die beständigen Begleiter des Kaisers Kang-hi, und theilten mit ihm die Gefahren im Kriege gegen die Tartarenvölker. Welche heilbringende Ergebnisse hätten sich nicht von solcher Gelegenheit für die Erleuchtung des Kaisers und für die Verbreitung des Christenthums unter seinem Volke erwarten lassen; allein die Kirche Christi sah sich in diesen Hoffnungen getäuscht. Statt der Wahrheit die Herrschaft zu erkämpfen, wurde nur Hinterlist gepflanzt, und statt des lautern Glaubens an das Evangelium nur das Ansehen des Papstes gepredigt. Unstreitig waren diese Männer mit ausgezeichneten Talenten begabt; aber sie weihten dieselben nicht einfältig zur Verherrlichung des Erlösers, und es war ihnen nicht darum zu thun, dem abgöttischen Volke in seiner Muttersprache das seligmachende Evangelium unseres HErrn Jesu Christi in die Hände zu geben. Es ist in hohem Grade zu beklagen, daß so ausgezeichnete Talente, wie die ihrigen waren, nicht zur Verherrlichung des Namens Christi angewendet, und so große Opfer nicht für die Sache seines lautern Evangeliums dargebracht wurden. Nicht als ob ich durch diese Bemerkungen den religiösen Eifer verkennen wollte, den diese Männer zu Tage legten; aber immer muß es das Herz des Christen schmerzen, wenn die beste Gelegenheit, Menschenseelen durch die Predigt des Evangeliums zu retten, versäumt, und geringfügigen Ceremonien der Vorzug vor dem gegeben wird, was doch nur allein die wahre Glückseligkeit des Menschen begründen kann.

Mai 28. Große Haufen von Mandarinen machten uns heute einen Besuch; auch wurde uns gesagt, daß am folgenden Tag seine Exzellenz der Tsche-fu zu uns kommen würde. Wir beschlossen, in den Fluß Ning-po einzulaufen, um für unser Schiff mehr Schutz gegen die Winde zu finden. Hier besuchten wir den Tsche-hin von Tschin-hä, der uns wenige Tage zuvor dringend eingeladen hatte, auf dem Flusse zu ihm herauf zu kommen. Obgleich uns zu landen verboten wurde, so gingen wir doch ans Ufer, wo in einem nahe gelegenen Tempel eine Anzahl von Mandarinen zu uns kamen, die sehr freundlich gegen uns thaten, aber die Besorgniß äußerten, daß sie schwere Strafen zu erwarten haben werden, weil sie uns nicht mit Gewalt vom Ufer abgehalten hätten. Wir versprachen ihnen, uns bei dem Admiral für sie zu verwenden, was wir auch thun zu können hoffen durften, da er uns seiner Freundschaft versichert hatte. Indeß sammelten sich große Volkshaufen um uns her, welche uns als nie zuvor gesehene Geschöpfe einer andern Welt anstaunten. Wir theilten viele Bücher unter sie aus, welche sie mit viel Dankgefühl annahmen. Immer noch konnten sich die Mandarinen nicht zufrieden geben, weil sie von Seiten der obern Behörden schmerzliche Verweise zu befürchten hatten. Was wir auch immer zu ihrer Beruhigung sagen mochten, so gaben sie uns doch zur Antwort: „in Eurer Gegenwart wird der Admiral freundlich thun, uud Alles gewähren, um was Ihr ihn bittet; aber hinter Eurem Rücken haben wir Schimpf und Strafe von ihm zu fürchten.“

Es muß unsere Leser befremden, wahrzunehmen, wie uns jeder Schritt auf diesem Boden als trotziger Verstoß gegen die Gesetze des himmlischen Reiches gedeutet wurde, und wirklich ist auch dieser Umstand Jedem unerklärlich, welcher das System der Ausschliessung in China nicht kennt. „Der Fremde soll unserm

Lande nicht von ferne nahe kommen!" Dieß ist das allgemeine Verbot, das mit Gewalt vollzogen wird, sobald man es mit Sicherheit thun kann. Da nun aber die Regierungsbeamten, welchen die Bewachung der Grenzen anvertraut ist, die Unmacht der Regierung wohl kennen, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich mit leeren Drohungen zu behelfen, welche sie nie auszuführen vermögen. Ist einmal ein europäisches Schiff in ihre Häfen eingelaufen, so haben sie kein Mittel in der Hand, dem Verkehr desselben zu steuern, da das Volk im Allgemeinen auf der Seite der Ausländer ist, und den Verkehr mit denselben gerne sieht.

Mai 29. Diesen Morgen kam der Admiral auf unser Schiff, und wurde von uns mit drei Kanonenschüssen begrüßt, welche auf Bergen und in Thälern wiedertönten. Der einzige Erfolg seines Besuches war, daß die Leute, welche in großen Schaaren uns besucht hatten, auf seinen Befehl weggejagt wurden. Nachmittags besuchten wir mehrere Dörfer am Fluß hinauf. Die Bevölkerung in diesen Gegenden ist so dicht, daß der angestrengteste Fleiß dem fruchtbaren Boden ihren Lebensunterhalt nicht abzugewinnen vermag. Wir machten bei den zahlreichen Salzsiedern dieser Gegend einen Besuch, die uns sehr freundlich aufnahmen, was jedoch von den Mandarinen ihnen sehr übel gedeutet wurde. Wir erklärten denselben, es sey unser Wunsch nicht, gegen die Gesetze des Reiches zu handeln; indeß könnten wir nicht glauben, daß es Gesetze in der Welt gebe, welche uns Menschenhaß gebieten können. Warum sie es doch dem Volke nicht gestatten wollen, unser Angesicht zu sehen? Sie gaben hierauf zur Antwort: Ihr habt wohl Recht, aber unsere Gesetze verbieten eben nun einmal einen solchen Verkehr.

Mai 30. Heute waren wir zu einer Audienz eingeladen, um eine Antwort auf unsere Bittschrift zu vernehmen. Der Tsche-hin redete dabei sehr vernünftig; aber einige der Mandarinen sprachen sehr beleidi-

gend gegen uns, und nannten uns arglistige und verschlagene Barbaren, welche wie die Ratten sich in alle Winkel einschleichen. Wir zeigten ihnen nun, daß unser Betragen bisher gerade das Gegentheil gewesen sey, und so ging die Versammlung unverrichteter Dinge wieder auseinander. Am folgenden Tag sollte eine neue Audienz stattfinden, und bei derselben die höchsten Behörden der Stadt und Gegend erscheinen. Wirklich fanden sich auch mit den beiden Militairkommandanten die vornehmsten Civil-Mandarinen ein; es waren dabei Soldaten mit ihren Gewehren aufgestellt, das ganze Offizierkorps versammelt, und die Fahnen, welche im Hintergrunde wehten, gaben dem Auftritte ein sehr kriegerisches Aussehen. Endlich erschien der Admiral, ein alter, freundlicher Mann, von schwarzer Gesichtsfarbe, der als Ehrenzeichen zwei Pfauenfedern auf dem Kopfe trug. Der Gerichtsredner fing nun an, mit heftigen Grimassen und in bitterer Sprache seine Feindschaft gegen die Barbaren auszudrücken, wobei ihn der Civil-Mandarine kräftig unterstützte. Herr Lindsay erklärte nun kurz, wie wir nicht als ihre Feinde, sondern als Freunde zu ihnen gekommen seyen, um den alten Verkehr mit dem chinesischen Volke wieder herzustellen, der auf eine leidige Weise unterbrochen worden sey; wir gründen unsere Hoffnung dabei auf die gute und gerechte Sache, um welche es sich handle. Zwar sey es wahr, daß neuere Gesetze den Verkehr mit den Ausländern verbieten, aber ältere Verordnungen, welche nach ihrem eigenen Ausspruch unverletzlich seyen, geben uns das Recht, in ihren Hafen zu kommen. Unter solchen Umständen müßten wir es bedauern, daß beschimpfende Schmähungen gegen uns gebraucht worden seyen. Wir überreichten ihnen nun unsere Bittschrift, welche anzunehmen sie sich anfänglich weigerten. Keiner der obersten Beamten konnte lesen; der Gerichtsredner überblickte demnach die Bittschrift, und machte sie mit ihrem Inhalte bekannt, worauf sie uns zurück-

geboten wurde; allein wir schlugen es aus, dieselbe wieder anzunehmen. Ich mußte es bedauern, daß das Volk von uns abgehalten, und ich demnach verhindert wurde, als Bote Christi zu ihren Herzen zu reden; unter einem so freundlichen Volke hätte ich eine reiche Ernte erwarten dürfen; auch zeigte mir der Erfolg, den das Vertheilen einiger unserer Schriften hatte, daß hier für das Werk Christi viel ausgerichtet werden könnte.

Juni 2. Der Admiral ist heute in feierlicher Prozession in die Tempel der Götter gezogen, um, wie wir vermuthen, ihren Beistand zu unserer Vertreibung anzuflehen; auch bemerkten wir, daß von allen Seiten kriegerische Bewegungen gemacht wurden. Wir verhielten uns stille, weil wir die Unmacht aller dieser Umtriebe wohl kannten. Wir machten unsere Spaziergänge am Ufer, um die aus großen Granitblöcken verfertigten, und mit eisernen Haken befestigten Dämme zu bewundern, durch welche der Fluß gegen das niedere Land eingedämmt ist. Dieses riesenhafte Werk hat seit einem Jahrhundert der Gewalt der Wellen kräftig widerstanden, und wir sahen in demselben einen neuen Beweis, daß abschüßige Deiche, wie diese sind, sich gegen die Wuth des Wassers viel besser zu halten vermögen, als diejenigen, welche senkrecht aufgerichtet werden. Wo wir gingen, begleiteten uns Haufen munterer Knaben, die uns überall auf dem Fuße nachfolgten. Ich bewunderte die gesunde Verständigkeit, welche diese Kinder in vollem Maaße zu Tage legten. Was sie bei einer andern Erziehung werden könnten, kann ich zwar nicht sagen, aber bedauern muß ich, daß die Unterrichtsanstalten, welche sie besuchen, sie nicht weiter führen, als daß sie blos lesen und schreiben lernen; haben sie eine lesbare Handschrift gewonnen, so werden sie alsobald aus der Schule entlassen. Wollen sie Gelehrte werden, so bleiben sie länger in derselben, und studieren die Literatur und die Gesetze ihres Vaterlandes;

aber dabei bleibt immer ihre wissenschaftliche Bildung ungemein einseitig und beschränkt, und allgemeine Kenntnisse liegen gar nicht in ihrem Bereiche. Welch ein unübersehbar großes Feld bietet sich hier nicht dem Menschenfreunde an, um durch eine bessere Erziehung der Jugend dem chinesischen Volke wohlzuthun. Aber noch unendlich weiter sind die Wirkungskreise für die Verbreitung christlicher Erkenntniß. Damit ist noch gar kein Anfang gemacht, und der denkende Geist des Menschen findet hier nicht das geringste Mittel, seinen Gott und Schöpfer kennen zu lernen.

Juni 3. Unsere beiden chinesischen Freunde, Ma und Li, kamen heute auf unser Verdeck, um uns mit der Ursache bekannt zu machen, warum wir mit so viel Argwohn behandelt werden. Ihr seyd tüchtige Leute, sagten sie, ihr versteht euch darauf, Landkarten zu machen, eure Sachen gut einzurichten, und zu handeln, wo es Noth thut. Wir wissen dieß Alles, und darum sind wir auch gegen Euch auf unserer Hut. Im vorigen Jahr haben Einwohner der benachbarten Insel Corea Schiffbruch an unsern Ufern gelitten, und wir ließen die Leute durch unsere Provinzen in ihr Vaterland ziehen, und Alles anschauen, was sie nur wollten. Aber dieß ist ein dummes Volk, das Nichts versteht, und von dem, was es sieht, keinen Gebrauch zu machen weiß. Ist es Euch indeß blos darum zu thun, Handel mit uns zu treiben, so wendet Euch mit einer Bittschrift an den Kaiser, und wir wollen dieselbe mit unsern Bitten unterstützen. Wir vernehmen, daß ein Abgeordneter vom Gouverneur morgen erwartet wird, um das Benehmen der Mandarinen gegen uns zu untersuchen. Dieß kann leicht das Schicksal des Admirals und seiner Untergebenen in Gefahr setzen, und darum ist es ihnen auch sehr darum zu thun, uns aus dem Hafen wegzubringen.

Juni 7. Heute erhielten wir von dem Tau-tä (Gouverneur) ein Schreiben, worin uns befohlen wird,

unverzüglich den Gesetzen des himmlischen Reiches Gehorsam zu leisten, dessen Herrschaft sich über den ganzen Ozean erstrecke, und dessen Macht die ganze Welt unterthänig seyn müsse. Es wurde von uns verlangt, die bestehende Ordnung genau zu halten, und ungesäumt den Hafen zu verlassen. Wir hielten es indeß doch für zweckmäßig, unsere Bitte noch einmal zu wiederholen, und darauf zu bestehen, daß man uns halten solle, was man uns versprochen habe.

Juni 9. Das schlechte Wetter nöthigte uns gestern, noch tiefer in den Hafen hinein zu segeln, um unser Schiff gegen den Wind zu sichern. Die armen Leute sind in steter Angst, wir gehen damit um, sie anzugreifen, und können ihre Besorgnisse auf keinerlei Weise verbergen. Der Tau-tà sandte uns heute abermals seinen Sekretair mit einem Schreiben, worin er uns in sehr milden Ausdrucken ersucht, daß wir uns doch aus dem Hafen entfernen möchten. Am Ende schließt er mit dem Sprichwort: wer dem Himmel gehorcht, dem wirds gut ergehen; wer dem Himmel nicht gehorcht, der stürzt sich selbst ins Unglück. Der verblendete Mann verwechselt hier die Verordnungen der chinesischen Regierung mit den Gesetzen des Himmels. Man muß unbedingten Glauben an dieses politische Papstthum haben, wenn man sich von solchen Grundsätzen leiten läßt. Wie albern auch dieselben dem Ausländer erscheinen mögen, so sind sie doch die Maximen, nach welchen die Bewohner Chinas fremde Völker behandeln; auch greift dieselbe Anmaßung in Sinn und Ausdruck durch alle Verhandlungen der Regierung mit dem Auslande durch. Immerhin mag man es leere Prahlerei nennen, aber die wirkliche Anwendung dieser Theorie zieht doch die schädlichsten Folgen nach sich.

Juni 10. Heute hatte ich das Vergnügen, einige Bücher auszutheilen, und einigen Kranken Heilmittel zu reichen. Ein Paar wohlgekleidete Männer scheinen als Spionen der Regierung auf unser Schiff gekommen

zu seyn; wir behandelten sie freundlich, zeigten ihnen Alles, was sie zu sehen verlangten, und jetzt gingen sie schnell fort, um dem Admiral ihren Bericht zu bringen. Um uns zu verhindern, weiter den Fluß hinauf zu fahren, hatten sie ihre Kriegsjunken mit Bambus an einander geknüpft; es forderte nur geringe Mühe, mit unserm Langboote an sie hinzufahren, und sie auseinander zu reißen, und jetzt entstand unter den Mandarinen, die es sahen, ein lautes Gelächter über die armseligen Maßregeln ihrer Vertheidigung. Der Admiral ist seit einiger Zeit krank; ich bot ihm meinen ärztlichen Beistand an, aber er weigerte sich, denselben anzunehmen, indem er uns durch seinen Sekretair sagen ließ, er werde ohne Medizin wieder genesen, sobald wir nur den Hafen verlassen hätten. Letzterer warnte uns, gegen seine Collegen auf der Hut zu seyn, denn sie hätten eine gedoppelte Zunge; in unserer Gegenwart reden sie freundlich, während sie hinter unserm Rücken unsern Charakter befleckten.

Juni 12. Endlich faßten wir den Entschluß, den Hafen zu verlassen. Ma bot uns zur Entschädigung für unsern Aufschub 600 Thaler und einen Vorrath von Lebensmitteln an, die wir aber ausschlugen, um nicht in ihren Berichten an die Regierung als Bettler zu erscheinen. Mehrere Mandarinen drückten ihren Wunsch aus, daß bei unserer Wiederkehr im nächsten Jahr unsern Verhandlungen kein weiterer Widerstand entgegengesetzt werden möge; auch erhielten wir von verschiedenen Seiten Geschenke, welche von den herzlichsten Wünschen für unser Wohlergehen begleitet waren. Selbst die angesehensten Beamten trugen kein Bedenken, ihr Bedauern laut auszudrücken, daß es uns nicht gestattet werden durfte, in Handelsverkehr mit ihnen zu treten, was für beide Theile sehr vortheilhaft gewesen wäre. Alle europäischen Waaren sind hier viel theurer, als zu Canton; und der Verkehr mit diesem Hafen bietet in jedem Falle dem europäischen Handel bedeutende Vor-

theile dar. Die Neugierde des Volks, uns zu sehen und zu sprechen, blieb sich immer gleich. Zu allen Zeiten des Tages standen große Schaaren desselben am Ufer, um nach unserm Schiffe zu sehen, und die Ufer bedeckten sich mit Menschen, als wir den Hafen verließen. Die Mandarinen hatten Alles gethan, was sie konnten, um uns zurückzuschrecken; da sie aber fanden, daß sie weder durch das Abfeuern ihrer Kanonen, noch durch die Vermehrung ihrer Schiffe ihren Zweck erreichen konnten, so war ihnen nichts übrig geblieben, als unsern freiwilligen Entschluß geduldig abzuwarten.

Juni 15. Wir steuerten am 13ten dieses nach der romantischen Insel Kin-tang (Quisan) in der Nähe von Ning-po hinüber, und legten im 29° 55′ der Breite, und 121° 54′ Länge (Greenwich) vor Anker. Auf dieser schönen Insel wanderten wir über Berge und Thäler umher, und besuchten mehrere Tempel und Wohnungen. Ihre fruchtbaren Thäler laufen alle in derselben Richtung aus, werden von kleinen Bächen bewässert, und bieten dem Landmanne eine reiche Ernte dar. Die Berge sind mit Grün überdeckt, und liefern Holz in reicher Fülle. Die meisten Früchte des südlichen Europas wachsen hier in großem Ueberfluß, und jede Pflanze würde gedeihen, wenn sich die Einwohner die Mühe ihrer Pflege geben wollten. Wir bestiegen eine der höchsten Bergspitzen, von welcher aus wir einen großen Theil der Insel überblicken konnten. Die Natur hat hier einer ansehnlichen und betriebsamen Bevölkerung, welche nur der Segnungen des Christenthums bedarf, um das glücklichste Volk der Erde zu seyn, in reicher Mannigfaltigkeit und Fülle ihre Schätze ausgegossen. Auch genießen sie wirklich die Früchte ihrer Arbeit, weil kein Mandarine unter ihnen lebt, und sie ihre gewöhnlichen Steuern an die Regierung leicht aus den Erzeugnissen ihres fruchtbaren Bodens bestreiten können. Der Tempel gibt es viele, welche an den schönsten Stellen der Insel aufgebaut sind. Wir sprachen

mit mehreren Priestern, und verkündigten ihnen den Weg zur Seligkeit. Meine Bücher wurden reißend vertheilt, und mit großer Begierde von den Volkshaufen gelesen. Wir bewunderten die Niedlichkeit, welche in den Wohnungen so wie in der Kleidung der Eingebornen zu sehen war; diese drückten ohne allen Rückhalt ihre Freude über unsere Ankunft aus, und um ihnen das Vergnügen zu machen, uns nach Herzenslust betrachten zu können, setzten wir uns in ihrer Mitte nieder, um unser Mittagsmahl einzunehmen. Die Mandarinen pflegen das gemeine Volk als dumm zu schildern; aber diese Eigenschaft konnten wir an demselben nicht finden, vielmehr zeigten ihre Fragen mehr Verstand und gesunde Wißbegierde, als wir bei Vielen der Mandarinen wahrgenommen haben. Auf unserm Rückweg besuchten wir eine Schule, und ich sprach mit dem Schullehrer über die Unzweckmäßigkeit der Methode, die Schüler nur mit den verfeinerten Grundsätzen einer guten Regierung, wie sie sich in ,den Schriften ihrer Philosophen finden, bekannt zu machen, und er wußte diese Unterrichtsweise nur unter dem Titel des alten Herkommens zu vertheidigen. Ich benützte diese Gelegenheit, ihn in kurzen Zügen mit dem bessern Wege des Jugendunterrichtes bekannt zu machen.

An der Straße hin sind in kleinen Schränken Götzenbilder aufgestellt, um das Volk an seine Andacht zu erinnern, und es war ein tiefer Schmerz für mein Herz, die Bewohner dieser schönen Insel der finstern Herrschaft des Heidenthums hingegeben zu sehen. Dieses Gefühl erhöhte sich durch den Anblick der ungemeinen Bereitwilligkeit des Volkes, der Stimme der Wahrheit ihre Ohren aufzuschließen. So viele andere Inseln des stillen Meeres sind in unsern Tagen von dem seligmachenden Evangelium besucht worden, obschon ihre Einwohner wilde Kannibalen waren, und den Missions-Arbeiten feindseligen Widerstand entgegen stellten; aber

diese friedliche Insel, wo die Missionarien keineswegs alle die großen Hindernisse finden würden, mit welchen sie auf Neuseeland zu kämpfen haben, hat die frohe Botschaft des Heiles bis auf diese Stunde nicht vernommen. Während wir unsere Lauigkeit in diesem Stück zu beweinen Ursache haben, wollen wir die geheimnißvollen Wege der Vorsehung im Staube verehren, welche die wilden Völker zum Genuß des himmlischen Lichtes beruft, indeß gebildetere Nationen in der Finsterniß zurückgelassen werden.

Juni 16. Wir hatten viele Besuchende auf unserm Verdeck, welche begierig waren, Bücher in Empfang zu nehmen. Der Tag war wahrhaft freudenreich für mein Herz. Ich darf hoffen, daß das Wort Gottes unter den verständigen Einwohnern Kin-tangs einige ernsthafte Leser finden wird, und komme ich dann einmal wieder auf die Insel zurück, so darf ich vielleicht Einige unter ihnen als solche begrüßen, welche von Herzen glauben, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Diese freudige Zuversicht gibt mir neuen Muth unter allen niederschlagenden Umständen, welche mich umgeben; ich achte die Hindernisse gering, wie unübersteiglich sie auch scheinen mögen, indem ich getrost und fest nach dem mächtigen Erlöser aufblicke, welcher alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden.

Ich hatte eine lange Unterhaltung mit unserm alten Unterkäufer zu Ning-po, welcher hieher gekommen ist; er hat mir den Charakter der Mandarinen nach seinen wahren Farben geschildert, und haßt ihre Zweizüngigkeit, als einzige Ursache der vielfachen Hemmungen, welche wir bisher auf dem Wege gefunden haben. Mittlerweile hat sich die kleine Flottille weggezogen, und in weiter Entfernung von unserm Schiffe die Anker geworfen; indeß einige Boote herumstreichen, um unsere

Bewegungen zu bewachen. Sie haben jedoch nicht gewagt, diese Insulaner in ihrem vielfachen Verkehr mit uns zu hindern. Wir nehmen nun von der Provinz Tsche-kiang Abschied, und richten unsern Lauf gegen Schang-hä in der Provinz Kiang-su.

Fünfter Abschnitt.

Ankunft an den Ufern des Yang-tse-Flusses. Die Stadt Schang-hä. Unterhandlungen mit den Mandarinen daselbst. Wanderungen in der Umgegend. Charakter der Einwohner. Die chinesische Armee. Insel Tsung-ming. Freundliche Aufnahme daselbst. Rückkehr nach Schang-hä. Missionsaussichten. Audienz. Reise nach dem Vorgebirge Schan-tung. Hindernisse der Landung. Abreise nach Corea.

Juni 19. 1832. Wir erreichten heute die Ufer des Yang-tse Flusses (kiang), welche bei seichtem Wasser sehr weit ins Meer auslaufen. Das umliegende Land liegt so tief, daß wir dasselbe lange nicht zu Gesicht bekamen. Unsere Bemühungen, von den zahlreich umherschwimmenden Fischerbooten einen Steuermann zu erhalten, um uns durch die gefährlichen Mündungen dieses Flusses in den Hafen hineinzubringen, waren vergeblich, und uns blieb daher nichts übrig, als den Junken nachzusegeln, welche gegen den Schang-hä Fluß hinsteuerten, der sich gleichfalls in diesen Busen ausmündet. Erst um Mittag kam uns die niedere Küste zu Gesicht, welche mit Bäumen dicht besetzt ist. Das Einlaufen in diesen Hafen wird so lange für größere Schiffe gefährlich seyn, bis sich zuverläßige Lotsen in der Umgegend finden lassen; aber ein so bedeutender Marktplatz, wie dieser ist, verdient die Aufmerksamkeit der Schifffahrer, und wir dürfen hoffen, bald zum Besitz einer guten Seekarte für diese Gewässer zu gelangen.

Die Gestalt des Landes ist eine ganz andere, als wir dieselbe in der Provinz Tsche-keang gefunden haben. Alles Land umher ist eine gut angebaute, fruchtbare Ebene, welche sich kaum über die Oberfläche des Meeres emporhebt, und auf der nirgends eine Erhöhung zu finden ist. Nicht selten richten hier die Ueberschwemmungen der Flüsse furchtbare Verheerungen an, da die lockern Ufer dem Andrang des Wassers nicht zu widerstehen vermögen. Wiesenboden ist hier so selten, daß die Einwohner nicht einmal den Namen davon kennen; um so tauglicher ist der Boden für den Anbau des Reises, der von den Einwohnern mit der größten Sorgfalt getrieben wird, indem sie sich vortrefflich darauf verstehen, die stehenden Gewässer vom Sumpfboden abzuleiten, und ihren Pflanzungen den Grad von Feuchtigkeit zu bewahren, den das Gedeihen des Reises erfordert. Da sie nach Butter und Milch nichts fragen, und auch um die Zucht des Schlachtviehes sich nicht kümmern, so würde sie der Wiesenbau nichts nützen. Um so mehr Fleiß wenden sie auf die jährlich gedoppelte Ernte des Reises und des Waizens, um nicht nur ihr eigenes Lebensbedürfniß damit zu versorgen, sondern auch mit diesem Ertrag des Bodens ihre schweren Steuern an die Regierung abzuliefern.

Wir besuchten am Ufer einige Wohnungen der Eingebornen, die wir sehr geräumig fanden, und welche zugleich neben ihrer Wohnung als Kornkammern dienen. Die Einwohner sind von kleinem Körperwuchs, und ihre Kleidung sowohl als ihre Häuser ausnehmend schmutzig; sie zeigten wenig Neugierde oder Besorgniß, als wir sie so unerwartet schnell mit unserer Ankunft überfielen. Auf ihren üppigen Feldern war gerade jede Hand beschäftigt, um eine reiche Waizenernte einzuthun. So weit unser Auge über diese mächtige Fläche hinzusehen vermochte, wurden wir auch nicht eine Stelle gewahr, die nicht von einer reichen Pflanzenfülle überdeckt gewesen wäre. Ihre Hütten stehen in kleinen Haufen

umher, und sind über die ganze Ebene verbreitet; auch scheint die Bevölkerung so groß zu seyn, daß dem einzelnen Familienvater kaum ein kleines Stückchen Bodens für seinen Lebensunterhalt übrig bleibt. Nur nach und nach wachte die Neugierde der Eingebornen auf, und kaum waren wir wieder zu unserm Boote zurückgekehrt, als sie in Haufen sich am Ufer aufstellten, um uns stillschweigend anzustaunen. Indeß wurden wir bald gewahr, daß ihnen die Verständigkeit so wie die feinere Gesittung ermangelte, die wir unter den Einwohnern der Provinz Tsche-keang angetroffen haben. Doch konnten einige dieser Landleute lesen, und es freute uns, sie mit unsern Büchern zu beschenken; und indeß Einige derselben sie dankbar annahmen, trugen Andere Bedenken, dieß zu thun, weil sie fürchteten, daß wir eine große Geldsumme dafür fordern würden. In einer ihrer Wohnungen sahen wir ein gelbes Papier aufgeheftet, auf welchem die Regierung ihre große Hochachtung ausdrückte für das alte, hundertjährige Paar, das diese Hütte bewohnte. Die darin ausgedrückten Grundsätze waren unstreitig schön und lobenswerth, und ich konnte nicht umhin, den Leuten meine Freude darüber auszudrücken, daß die Regierung so liebenswürdige Grundsätze geltend zu machen suche. Aber alsobald fingen die Leute an, über meine Bemerkungen herzlich zu lachen, und mich entweder der Unwissenheit oder einer gewaltigen Dummheit zu beschuldigen. Unsere Regenten brauchen Geld, und kümmern sich wenig um die Mittel, durch welche sie zum Gelde gelangen können. Wenn du dir das wohl merkst, so verstehst du auch die Grundsätze zu würdigen, welche unsere Regierung leiten.

Bald hatten wir den Verdruß, Kriegsboote von allen Seiten herbeieilen zu sehen, um unser Einlaufen im Hafen zu verhindern. Sie waren sehr zahlreich, und ihre Befehlshaber drangen gebieterisch darauf, daß wir unverweilt uns hinwegmachen sollten; da aber unser

Boot ein guter Segler war, so liefen wir ihnen immer voraus, und gelangten Nachmittags 4 Uhr zur Stadt Schang-hä. Schon hatten sich Menschenhaufen am Ufer aufgestellt, um uns zu sehen. Wir landeten vor einem Steindamme am Fuße eines Tempels, welcher der Göttinn des Himmels gewidmet ist, die viele Verehrer in den Handelsstädten Chinas zu haben scheint. Vor Allem war es uns darum zu thun, zur Amtswohnung des Tau-täs (obersten Magistratsperson) zu gelangen, um ihm eine Bittschrift einzureichen.

Die Stadt ist auf der linken Seite des Flusses gebaut; ihre Häuser sind niedrig, die Straßen enge und meist mit Kramläden besetzt; auch gibt es hier einige prachtvolle Tempel, und das Menschengewühl ist ausnehmend groß. Unser Besuch war den Mandarinen sehr unangenehm. Bei der Wohnung des Tau-täs wurde uns gesagt, daß seine Exzellenz nach Wusung, einer Stadt bei der Mündung des Flusses, gegangen sey, um uns dort zu sprechen. Wir drückten unser Bedauern darüber aus; da wir aber einmal doch die Stadt erreicht hatten, so wollten wir die Gelegenheit benützen, diesen großen Marktplatz Mittel-Asiens genauer kennen zu lernen. Der Tsche-hin (Vorsteher) dieses Distriktes, ein Mandarine mit einem goldenen Knopf, kam bald herbei, um uns über unser Hieherkommen bittere Vorwürfe zu machen. Wir bemerkten ihm ruhig, daß den Gebietern des himmlischen Reiches die Höflichkeit gar wohl anstehe, und kehrten jetzt zu unserm Quartier zurück, das wir in dem Tempel bei unserm Landungsplatze genommen hatten. Bald wurden wir mit einem Manne bekannt, der als Dolmetscher angestellt ist, weil er neben dem Mandarinendialekt auch die Fuh-kien-Mundart spricht. Noch habe ich wenige Menschen in der Welt kennen gelernt, welche in solchem Grade wie er in Lug und Trug eingeweiht waren. Es währte nicht lange, so wurde uns von zahlreichen Polizeidienern,

welche

welche uns umgaben, die Ankunft des Tau-tä verkündigt. Mit Blitzesschnelle war derselbe hieher zurückgekehrt, um unser Gesuch zu vernehmen. Es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis die Ceremonienfrage, ob die Zusammenkunft sitzend oder stehend abgemacht werden soll, beantwortet war. Endlich entschloß sich der Tau-tä bei unserem Hereintreten aufzustehen, und auch wir machten daher die Sache stehend mit ihm ab. Warum gehet Ihr nicht nach Canton, um dort Handel zu treiben? fragte er uns alsobald mit kecker Stimme; es ist etwas ganz Unerhörtes, daß je ein Schiff nach Schang-hä gekommen ist. Richtet Euch nach den bestehenden Gesetzen des himmlischen Reiches, und setzt uns durch Eure Anwesenheit nicht länger in Verlegenheit. Herr Lindsay gab hierauf zur Antwort: „Alle eure Schiffe von Schang-hä haben die Erlaubniß, unsere indischen Seehäfen besuchen zu dürfen, und darum halten wir es für billig, daß auch wir mit unsern Schiffen zu euch zu kommen die Gestattung haben." — Hierauf wurde der Tau-tä ganz ergrimmt und sagte: „Ihr braucht ihnen keineswegs zu erlauben, eure Häfen zu besuchen; jagt sie nur geradezu fort, wenn sie zu euch kommen." — Dieß können wir nicht thun, versetzte Herr Lindsay. — Warum nicht? fragte er. — Aus dem einzigen Grunde, war die Antwort, weil unsere Regierung nach Grundsätzen der Vernunft handelt, und keine Unbilligkeit gegen andere Völker verüben will. — Nach langem Streit ging er wieder fort, und unsere Bittschrift wurde uns zurückgesendet. Einige Priester von der Ta-u Sekte hatten sich unserer leiblichen Bedürfnisse angenommen, und uns ein reichliches Abendessen zubereitet. Wirklich konnten wir uns auch über Niemand als über die Mandarinen beschweren, welche Alles versuchten, um unser Herumgehen in der Stadt zu verhindern. Als wir ihnen aber unsern ernstlichen Entschluß, dieß zu thun, entgegensetzten, so ließen sie bald von ihren Vorkehrungen ab.

Juni 21. Früh Morgens bekamen wir einen neuen Befehl zur Abreise. Wir glaubten indeß, ihn nicht achten zu dürfen, weil wir an die Ober-Regierung uns zu wenden beschlossen hatten, und besuchten daher einen großen Theil der Stadt. Bald kam mir ein drohendes Edikt in die Hände, das den Einwohnern jeden Verkehr mit uns unter schweren Strafen verbot; allein kaum hatten die Mandarinen wahrgenommen, daß wir fest in unserem Entschlusse waren, so wurden sie höflich und nachgiebig. Unter ihrer großen Anzahl haben wir auch nicht Einen kennen gelernt, der durch sein Benehmen unsere Achtung erworben hätte. Sie hatten Alle erwartet, durch hochmüthigen Trotz uns von der Stelle zu bringen, als sie sich hierin aber getäuscht sahen, so versuchten sie jetzt jedes Mittel, sich uns zu Freunden zu machen.

Bei meinen Wanderungen durch die Straßen begegnete mir eine große Anzahl von solchen, die schon früher im Auslande bei mir eingesprochen hatten. Sie nannten mich bei dem Namen, und drückten ihre große Freude darüber aus, mich wieder zu sehen; aber ich gab ihnen mit einem Wink der Hand zu verstehen, daß sie sich durch ihre Freundlichkeit der Gefahr nicht aussetzen sollten, der Rache der Mandarinen in die Hände zu fallen. Die Leute verstanden mich, und zogen sich nur ungerne zurück. O wie oft habe ich nicht schon diesen Leuten die Freudenbotschaft unseres göttlichen Erlösers ans Herz gelegt! Sie sind weder mit seinem heiligen Namen noch mit seinem versöhnenden Leiden für die verlorene Welt unbekannt geblieben. Aber leider haben sie es noch nicht gefaßt, daß sie einen lebendigen Glauben beweisen müssen, wenn sie an der Gnade Antheil nehmen wollen, welche uns unser HErr Jesus Christus so freundlich anbietet. Obgleich ich bis jetzt nur sehr wenig Frucht von der Predigt des Kreuzigten Christus wahrgenommen habe, so bin ich doch überzeugt, daß wenigstens Einige von ihnen für das Evan-

gelium gewonnen worden wären, hätten mir die Umstände erlaubt, länger unter ihnen zu verweilen; denn die Leute waren keineswegs ganz gefühllos für die Wahrheit.

Wir kehrten bei stürmischem Wetter auf unserem Boote zu unserem Schiffe zurück, das während unserer Abwesenheit sich im Hafen niedergelassen hatte. Die Kriegsjunken schossen mehrere Male ihre Kanonen ab, welche uns indeß nicht den geringsten Schaden zufügten. Kaum hatten wir geankert, so kam der kommandirende Admiral herbei, und sagte uns geradezu heraus, daß es uns nicht gestattet sey, auch nur einen Augenblick länger im Hafen zu verweilen. Unser Kapitain hielt jetzt für angemessen, die lärmenden Schüsse der Kriegsboote mit einer einzigen Ladung unserer Kanonen zu erwiedern, was den Admiral in solche Angst versetzte, daß er alsobald mit seinem Boote ans Ufer zurückkehrte.

Juni 22. Bis jetzt hat uns der gnadenreiche Gott vor allen Gefahren behütet, wofür seinem Namen unser demüthiger Dank gebührt. In unserer Bittschrift, die wir eingaben, hatten wir alle Gründe genannt, welche einen wechselseitigen Verkehr der Völker wünschenswerth machten; allein sie wurde uns mit einer zornigen Antwort zurückgegeben. Wir machten heute einen Ausflug nach dem benachbarten Distrikt auf der linken Seite des Flusses; aber kaum hatten wir gelandet, so stellten sich die Soldaten mit Sabel und Gewehr in Schlachtordnung. Wir besuchten, von großen Volkshaufen umgeben, unter welche wir Bücher vertheilten, die Stadt Wu-sung, welche reichlich bevölkert ist, aber ein sehr schmutziges Aussehen hat. Der Weg führte uns über fruchtbare Gefilde nach mehreren Dörfern, wo wir uns furchtlos mit den Einwohnern unterhielten, die sich von allen Seiten her versammelt hatten. Auf unserem Rückwege hatten sich abermals längs der Deiche hin

Soldatenhaufen aufgestellt, deren Offiziere jedoch sich aufs freundlichste gegen uns benahmen, und Alles vermieden, was uns hätte beleidigen können. Wir sahen verschiedene ihrer großen eisernen Kanonen, und neben denselben Steinhaufen, welche statt der Kugeln dienen. Die Offiziere versicherten uns, das Ausrücken der Truppen sey nicht gegen uns berechnet, sondern es sey nur um die gewöhnlichen Uebungen der Soldaten zu thun.

Juni 23. Heute kamen mehrere Boote zu uns herbei; die Leute, welche eine kriechende Höflichkeit an den Tag legten, scheinen in ihrer Bildung hinter den Einwohnern von Ning-po weit zurückzustehen. Mit den Verständigeren unter ihnen, welche auf unser Verdeck kamen, sprachen wir über den beleidigenden Gebrauch der Benennung „Eu" (Barbaren), welche sie allen Ausländern ohne Ausnahme beizulegen pflegen. Dieses Wort schließt nach dem Sprachgebrauche der Chinesen den Begriff eines listigen Betrügers in sich; und da die Ausländer, welche nach China kommen, sich eine solche Benennung bisher gefallen ließen, so wurden sie auch von den Einwohnern als Barbaren angesehen und behandelt. Es war daher durchaus nöthig, gegen diesen Namen Einsprache zu thun, und ihnen aus chinesischen Schriftstellern den Beweis zu führen, daß dieses Wort eine bittere Beleidigung in sich schließe. Von jetzt an enthielten sie sich gegen uns dieses Ausdruckes, und nannten uns Ausländer.

Juni 25. Seit mehreren Tagen ist es stürmisches und regnerisches Wetter, dessen ungeachtet mußten die armen Soldaten, die wir herzlich bedauern, unter ihren elenden Zelten liegen, um, wie es scheint, Wache gegen uns zu halten; die meisten derselben sind gewöhnliche Landleute, die eine Art von Landmiliz bilden, und den Auftrag zu haben scheinen, die Küste gegen den Andrang der frechen Barbaren zu schützen. Wir empfingen heute eine in den beleidigendsten Ausdrücken abgefaßte Botschaft, welche uns gebot, ungesäumt die

Stelle zu verlassen; und um zu besserem Verständnisse mit den Mandarinen zu gelangen, rückten wir jetzt mit unserem Schiffe noch weiter den Fluß hinauf. Kaum sahen sie, daß es uns Ernst sey, so wurden sie wieder nachgiebig und freundlich. Der Oberbefehlshaber der Truppen sandte uns eine Botschaft zu, um uns zu sagen: er sey unser wärmste Freund, und mit unserem Heldenmuthe wohl bekannt, da er früher Offizier zu Canton gewesen sey.

Juni 27. Früh Morgens besuchten uns zwei Seeoffiziere, welche den Befehl hatten, unter Androhung des Verlustes ihrer Stellen, uns heute aus dem Hafen zu schaffen. Sie zeigten uns ihre schönen Knöpfe an den Kappen, als Zeichen ihrer Würde, und boten sie uns an, weil sie dieselben hinfort nichts mehr nützen würden; auch sagte uns der Dolmetscher, der keinen Knopf zu verlieren hatte, ihm drohe die Gefangenschaft, wenn wir nicht den Hafen verließen, und selbst die Oberbeamten hätten in solchem Falle den Zorn des Kaisers zu befürchten. Einer der Mandarinen versuchte zu weinen, aber die Thränen flossen sehr sparsam über seine Wangen, und das ganze Trauerspiel hatte die Gestalt eines lächerlichen Auftrittes. Wären wir nicht mit dem Lügengeiste dieser Menschen so genau bekannt, so wäre es unbillig gewesen, wenn wir ihren Bitten nicht Gehör gegeben hätten. Aber was sie in diesem Augenblicke aufs ernstlichste behaupteten, das verläugneten sie geradezu in dem nächsten; und wir erklärten ihnen daher, daß wir nicht früher von der Stelle weichen würden, bis wir die erforderlichen Lebensmittel eingekauft hätten. Es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder mit dem Auftrage, uns zu fragen, wie vieles von den Landeserzeugnissen wir begehrten, ehe wir den Platz verließen; und als wir ihnen nun ein Verzeichniß der benöthigten Artikel einhändigten, so faßten sie neuen Muth, und fingen eine freundliche Unterhaltung mit uns an.

Juni 30. Jedes Verbot des freien Verkehres mit uns ist nunmehr aufgehoben, obgleich an den Straßenecken die angeschlagenen Zettel noch nicht weggenommen sind, welche „dem verrätherischen Volke jeden Verkehr mit den Barbaren" verbieten. Auch die Mandarinen sind emsig beschäftigt, den Leuten zu sagen, daß sie ihre besten Sachen an uns verkaufen können. Diese rasche Veränderung setzt das Volk in großes Erstaunen, und die Leute machen sich über die Mandarinen lustig. Wir besuchten einen Götzentempel, der unserem Schiffe gegenüber liegt, und in welchem sich täglich viel Volks zu versammeln pflegt. Ungestaltete Götzenbilder waren hier in großer Zahl zu sehen, und auch die Königinn des Himmels hatte ihren Schrank, der von bewaffneten Dämonen bewacht wird. Natürlich fragten die Leute, ob auch wir diese Götzenbilder anbeten? und einen bessern Text zur Rede hätten sie mir nicht geben können. Ich verkündigte ihnen nun den einigen lebendigen und wahren Gott, den allmächtigen Schöpfer und HErrn des Himmels und der Erde; und zeigte ihnen sodann, wie hülflos und elend alle ihre Götzen seyen, was auch das versammelte Volk gerne zugab, während die Mandarinen diese Lehre verlachten. Nun wies ich diese armen Götzendiener zu Dem hin, der gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, und uns durch seinen Tod mit Gott versöhnet hat. O möchte doch diese Botschaft des Heiles an ihnen nicht verloren seyn; denn wo ist eine Rettung aus dem Verderben für diese Verblendeten, wenn Jesus Christus nicht ihr Führer wird zum ewigen Leben.

Unsere Unterhaltungen mit den Einwohnern waren heute sehr zutraulich. Diese erklärten sich als unsere Brüder, und wünschten in fortdauernder Freundschaft mit uns zu leben. Wir hatten die einzige Bitte an sie, uns mehr durch That als durch Worte die Wahrheit ihrer Versicherungen zu bestätigen, was sie auch zu thun versprachen. Wir setzten uns in einem Tempel

nieder, indeß Hunderte von Einwohnern sich um uns her sammelten, und mit viel Anstand und Aufmerksamkeit unsern Reden zuhorchten.

Wir besuchten die Festung auf der linken Seite des Flusses, und sahen die innern Einrichtungen ihrer Vertheidigungs-Anstalten. Die Mauern der Festung sind zwar sehr massiv, aber da sie schlecht gebaut sind, so bedürfte es eben keiner großen Anstrengung, um sie zu Grunde zu richten. Obgleich der Fluß hier eine Stunde breit ist, so würden die angebrachten Festungswerke denselben dennoch zu beherrschen vermögen, wenn die Vertheidigungsweise der Chinesen etwas taugte. Das Geschütz derselben ist also beschaffen, daß es ohne allen Zweifel dem, der es zu bedienen hätte, größern Schaden zufügen würde, als dem Feind, auf welchen es gerichtet würde. Während der langen Friedenszeit, welche China genoß, sind alle ihre Vertheidigungswerke in gänzlichen Zerfall gerathen; sie selbst scheinen es darauf anzulegen, dieselben in Staub zu verwandeln, um alles Andenken an den Krieg aus den Gemüthern der Einwohner zu verwischen. So weit die chinesische Geschichte rückwärts reicht, hat das Reich nie einen so ungeheuern Umfang gehabt, wie dieß in unsern Tagen der Fall ist. Die regierende Tartaren-Dynastie hat nach allen Richtungen hin nach den Ländern Asiens gegriffen, und war in ihren ehrgeizigen Unternehmungen sehr glücklich. Daß ein so siegreiches Ende ihrer Kriegsunternehmungen den Chinesen die Einbildung bringen mußte, ihre Nation sey unüberwindlich, und vermöge sich auch ohne Festungswerke gegen jeden Feind leicht zu vertheidigen, ist kein Wunder; vielmehr ist es eine natürliche Sache, daß sie die europäische Kriegskunst verachten, da sie selbst ohne Hülfe derselben mächtige Nationen im Norden und Westen unterjocht haben.

Dem ungeachtet fällt es dem aufmerksamen Beobachter schwer, der Mittel gewiß zu werden, durch welche dieses ungeheure Reich zusammengehalten wird.

Wer auch nur ein wenig mit den Anstalten dieses Landes bekannt ist, wird sich nie zu Sinn kommen lassen, diesen Erfolg der Weisheit seiner bürgerlichen Einrichtungen zuzuschreiben. Viele ihrer Staatsgesetze lesen sich auf dem Papier vortrefflich, aber sie lassen sich keineswegs verwirklichen, weil sie den Umständen der Gegenwart ganz und gar nicht angepaßt sind. Andere derselben werden von den Mandarinen wie von dem Volke mit Füßen getreten, und nur wenige dieser Gesetze werden genau beobachtet. Eben so wenig läßt sich diese politische Erscheinung der innern Kraft der Regierung zuschreiben. So weit ich die Tartaren kennen gelernt habe, sind sie große Feiglinge; auch haben sie ihre bürgerliche Bildung den Chinesen abgelernt. Das Hauptmittel, durch welches die Verwaltung des Reiches zusammengehalten wird, scheint in Geldbestechungen zu bestehen, welche im Ueberfluß an diejenigen gespendet werden, welche geneigt seyn dürften, das Ansehen der Regierung in Anspruch zu nehmen, und einige Macht besitzen könnten, diesen Anspruch geltend zu machen. Allein alles dieß löst doch das geheimnißvolle Räthsel nicht, und uns gebühret, dasselbe aus einem höhern Standpunkte anzuschauen, und nach der Alles regierenden Vorsehung Gottes hinzublicken, welche durch Mittel, die kein Menschenauge wahrzunehmen vermag, Völker in ihrem Bestehen erhält, indeß Königreiche fallen, welche jeder irdischen Macht Trotz zu bieten vermochten. Die friedliebende Gesinnung, welche im Allgemeinen die Beherrscher Chinas leitet, ist wahrhaft lobenswerth; denn obgleich sie nicht selten grausam handeln, so verabscheuen sie doch das Blutvergießen, und in der Regel ist ihnen kein Opfer zu theuer, um dasselbe zu verhindern. Wir möchten daher ihren feigen Muth keineswegs schelten, aber zum Besten ihres Landes wünschen, daß ihr friedliebender Sinn sie lehren möge, nicht länger auswärtigen Völkern hochmüthigen Trotz zu bieten, welche die Gewalt besitzen, sie zu demüthigen.

Auch die Baracken besuchten wir, diese armseligen Schlupflöcher schlechtgekleideter und noch schlechter genährter Soldaten. Die chinesischen Soldaten sind meist aus der Hefe des Volkes genommen, und aus Leuten zusammengesetzt, welche auf anderem Wege ihren Lebensunterhalt nicht zu erwerben vermögen. Die armen Leute haben eine wahrhaft jämmerliche Gestalt, auch bilden sie leider in sittlicher Hinsicht die verworfenste Menschenklasse des ganzen Staates. Ihre Kleidung zeichnet sich vom gewöhnlichen Anzug des Volkes nur durch eine Kappe aus, welche sie von andern unterscheidet, und auch in ihrer Bewaffnung zeigt sich nicht die geringste Gleichförmigkeit. In verschiedenen Gegenden des Reiches sind ihnen eigene Felder angewiesen, welche sie zu ihrem Lebensunterhalt bauen; in andern Gegenden des Landes, wo der Boden für sie nicht zureicht, sind sie genöthigt, als Knechte in die Dienste der Bauern zu treten, und den Boden zu pflügen, bis sie zu militärischen Uebungen gerufen werden. Ihre Offiziere sind meist sehr unwissende Leute, und aus ihren Reihen zu höherem Rang empor gestiegen. Indeß gibt es auch militärische Prüfungen, bei welchen, so wie bei den wissenschaftlichen die akademischen Würden eines Magisters und Doktors in der Kriegskunst ausgetheilt werden, und die verschiedenen Stufen werden, wie bei den Mandarinen, durch Knöpfe bezeichnet, welche sie an den Kappen tragen. Indeß werden Leute dieser Art von den Gelehrten des Landes wie vom Volke nur mit großer Verachtung angesehen. Ihr Gehalt ist ungemein gering, und ihre Lage auf keinerlei Weise beneidenswerth. Viele der Oberoffiziere sind Tartaren, welche große Besoldungen genießen; auch besteht bei dem friedlichen Zustande Chinas ihr einziges Geschäft blos darin, ihr jährliches Einkommen zu verschwenden.

So lange es den Beherrschern Chinas gelingt, mit den Mächten Europas blos papierne Kriege zu führen,

so lange mag dieser Zustand genügen; vielleicht dauert derselbe noch lange genug fort, da die Regierung jedes Vorsichtsmittel anwendet, die Sache nicht zu einem Versuche mit dem Schwerte kommen zu lassen.

Verschiedene Nachrichten, welche wir in den Sammlungen der „erbaulichen Briefe" (lettres édifiantes) der römisch-katholischen Missionarien gelesen hatten, machten uns Muth, die benachbarte Insel Tsung-ming zu besuchen. Diese Insel ist ganz vom Meere angeschwemmt, und von den Mündungen des Yang-tse Flusses gebildet; eben darum ist sie auch sehr niedrig, und ihre Oberfläche beinahe der Meeresfläche gleich. Um sie bewohnbar zu machen, und den Boden anzubauen, haben die Einwohner Deiche um sie her angelegt, und sie mit kleinen Bächen durchschnitten. Uebrigens ist diese Insel nicht stark bevölkert, und die Bambushütten stehen nur in kleinen Häuflein zerstreut umher. Etwa eine Stunde vom Meeresufer liegt ein größeres Dorf, Ho-tschin, zu welchem uns ein angenehmer Weg durch reich gebaute Felder hinführte. Anfangs waren die Einwohner über unsere Erscheinung hoch erstaunt, da sie nie zuvor einen Europäer gesehen hatten; aber bald wurden sie zutraulich, als wir anfingen, unsere Bücher unter sie auszutheilen. Es gereichte mir zu großem Vergnügen, als der erste protestantische Missionar eine Stelle zu betreten, wo mehr als ein Jahrhundert zuvor eine blühende Jesuiten-Mission aufgerichtet worden war. Wir hatten viele unserer Bücher, besonders heilige Schriften mit uns genommen. Anfangs trugen diese Insulaner Bedenken, sie von uns anzunehmen; als sie aber einmal den Inhalt derselben erkannten, so fiel das Volk lärmend über unsere Bücher her. Ich befriedigte ihr Verlangen, so lange ich noch ein Buch bei mir hatte; mußte aber am Ende viele Bittenden leer von mir zurückweisen.

Bisher hatten wir an keiner Stelle so viel Zuneigung und Liebe gefunden, wie dieß bei diesen Insula-

nern der Fall war, die sich in Haufen herzudrängten, um uns Freundschaftsbeweise zu geben. Eine der blühendsten Städte auf dieser Insel ist Tschin-ko, wo viele begüterte Handelsleute sich niedergelassen haben. Der Zudrang von Menschen war hier so groß, daß wir kaum durch die Straßen zu kommen vermochten; dessen ungeachtet betrugen sich die Leute sehr anständig, und wetteiferten mit einander, uns Alles zu zeigen, was sie unserer Aufmerksamkeit werth hielten. Verständige Fragen aller Art wurden an uns auf dem Wege gemacht, die wir gerne beantworteten. Besonders anziehend war uns der Anblick so vieler gesunden Knaben, welche mit einer ihnen eigenthümlichen Fröhlichkeit um uns her spielten; sie waren dabei nicht ausgelassen, sondern einer um den andern kam mit einer verständigen Frage herbei, und erhielt er von uns eine Antwort, so theilte er sie alsobald voll Vergnügen seinen Kameraden mit. Große Volkshaufen hatten sich am Ufer aufgestellt, um herzlichen Abschied von uns zu nehmen, nnd es laut zu beklagen, daß wir ihnen nicht mehr Bücher geben konnten. Als wir uns wieder der befestigten Küste näherten, kam uns beim Eingang ein Mandarinenboot entgegen, das uns zu beobachten ausgesendet worden war. Der Offizier desselben hatte sich eine schwere Strafe zugezogen, weil er gegen uns nicht sattsam auf der Hut gewesen war, indem er mit verbundenen Augen und einem mit Bambusholz durchlöchertem Ohr umhergeführt wurde, indeß auf einer Tafel, die er an sich trug, geschrieben stand: „Zur Warnung fürs gemeine Volk ist diesem armen Wicht das Ohr durchbohrt worden, weil er dem Kriegsgesetze nicht Gehorsam geleistet hat.“ Vergeblich beklagten wir ein so hartes Verfahren, indem die Ober-Mandarinen nun einmal entschlossen zu seyn schienen, ihre Untergeordneten die ganze Rache ihres Grolles fühlen zu lassen. Wir hatten indeß das Vergnügen gehabt, die Insel ungestört zu besuchen, und den Charakter der Chinesen

als freundlicher und gegen Ausländer wohlwollender Menschen in seinem wahren Lichte kennen zu lernen. Die Mandarinen hatten nimmermehr gedacht, daß uns das Vorhandenseyn dieser Insel je bekannt seyn würde; sie waren daher ausnehmend darüber aufgebracht, daß wir gewagt hatten, dieselbe aufzusuchen, und in unsere Karten einzuzeichnen. Nach ihren Bemühungen zu urtheilen, mit welchen sie jede Bekanntschaft der Europäer mit ihrem Lande zu verhindern suchen, können sie kaum glauben, daß wir etwas von demselbigen wissen, und daß uns auch nur die Namen der berühmtesten Städte des Reiches bekannt seyn sollten. Wie erstaunt waren sie daher, als wir ihnen die Namen der Distrikte nannten, welche die Provinz Kiang-su bilden, und mit den Kanälen bekannt waren, die nach der Hauptstadt Nan-king führen. Sie machten hieraus den Schluß, einige ihrer schlechten Landsleute müssen ihr Vaterland uns verrathen, und die Barbaren in die fruchtbarsten Theile des himmlischen Reiches geführt haben.

Juli 5. Wir machten der Stadt Schang-hä nun einen abermaligen Besuch, und ließen uns wieder in dem Tempel der Himmelsköniginn nieder, wo große Volkshaufen sich abermals um uns her sammelten. Ich fing nun an, die heiligen Schriften unter die Leute auszutheilen als das beste Mittel, ihre ewige Wohlfahrt zu befördern; sie griffen mit großer Begierde nach denselben, und zogen sich zurück, um sie in der Stille zu lesen. Bestürzt über unsern ceremonienlosen Besuch eilten nun die Mandarinen in großer Hast dem Tempel zu; zwar waren sie geschmeidiger und biegsamer als zuvor, jedoch hatten sie zwei beleidigende Bekanntmachungen gegen uns an den Straßenecken angeschlagen. Nicht minder suchten sie uns zu verhindern, in die Stadt zu gehen, zu welcher wir jedoch durch ein anderes Thor gelangten, das sie nicht verschließen konnten. Während unsere Leute ihre Einkäufe von Seiden-

waaren machten, theilte ich christliche Schriftchen in den Häusern aus, ohne daß mich Jemand daran verhindert hätte. Dankbar gegen den HErrn für die Gelegenheit, sein theures Wort Einzelnen dieser unwissenden Heiden in die Hände geben zu dürfen, kehrten wir nach unserem alten Quartiere zurück, wo die Priester, die sich immer sehr freundlich gegen uns bewiesen, ein gutes Mahl uns bereitet hatten.

Es muß bemerkt werden, daß die Stadt Schanghä der Stadt Canton an Wichtigkeit nicht viel nachsteht. Hier wird ein sehr lebhafter Handelsverkehr getrieben, welcher bedeutend zunehmen würde, sobald es einmal den Europäern gestattet wäre, diesen Seehafen zu besuchen. Letzterem stehen allerdings mancherlei Hindernisse im Weg, welche jedoch nicht unüberwindlich, und lange nicht so groß sind, wie bei einem Besuche, der auf Neuseeland oder Madagaskar gewagt wird. Bedenken wir die Lauigkeit, mit welcher bis jetzt diese von so vielen Millionen unsterblicher Geschöpfe bewohnten Länder von der Christenwelt im Abendlande angesehen und behandelt wurden, so können wir uns der bittern Thränen nicht enthalten. Während eine verblendete Anhänglichkeit an das Papstthum Mittel und Wege gefunden hat, in diese Länder einzudringen, geben wir uns mit dem kalten Gedanken wohl zufrieden, daß jeder Missionsversuch in China zu den frommen Wünschen gehöre, deren Erfüllung unmöglich sey. Wenn die Begeisterung für ein blos äußerliches Kirchenregiment diese Hindernisse überwinden konnte, sollte die wahre, christliche Begeisterung nicht den vollen Sieg erwarten dürfen? Sind wir denn nicht berechtigt, mit voller Zuversicht zu glauben, daß ein festes Vertrauen auf die Verheißungen Gottes und das anhaltende Gebet der Gemeinde Christi allmählig den Weg nach China öffnen werden? Sollte auch den Herolden des Christenthums im Anfang ein längeres Bleiben im Lande nicht gestattet seyn, wer kann sie hindern, die Seeprovinzen

zu besuchen, wo sich Tausende von Eingebornen finden lassen, welche für die Wahrheit zugänglich sind, und die Mühseligkeiten der Reise wohl belohnen. Man wende nicht ein, daß die chinesischen Ausschließungs-Gesetze sehr strenge sind, denn sie sind es nur ihrem Wortlaute nach, und verlieren ihre Bedeutung in demselben Grade, als man ihnen mit fester Besonnenheit entgegen tritt. Man denke vielmehr daran, daß diese Millionen von Einwohnern gerne Freundschafts-Verhältnisse mit den Europäern anknüpfen wollen, und sich nie weigern, unsere christlichen Bücher in Empfang zu nehmen. Ich spreche aus Erfahrung gegen veralterte Vorurtheile, und obschon ich mir bewußt bin, nur sehr Weniges für die Verbreitung des Reiches Gottes auf diesen Seeküsten geleistet zu haben, so bin ich doch gewiß überzeugt, daß mein nächster Nachfolger mehr leisten wird.

Juli 6. Die Regierung sandte zwei Abgeordnete, unsere Sachen zu berathen, und wir wurden zur Audienz bei denselben eingeladen. Sie saßen in der Halle des Tempels, der unserem Schiffe gegenüber lag, und empfingen uns mit der größten Artigkeit. Herr Lindsay zeigte ihnen nun mit großer Beredsamkeit, wie billig es sey, den Handelsverkehr zwischen China und dem Abendlande nicht zu hindern. Sie schützten die unveränderlichen Gesetze des himmlischen Reiches als allgemeine Regel vor; und wir beriefen uns auf noch ältere Gesetze, welche zu unsern Gunsten sprechen. Nun forderten sie uns auf, die Sache unserem König vorzustellen, daß er den geeigneten Mann mit Vollmachten an ihre Regierung sende, um die Sache abzumachen, und schlossen mit Erklärungen von Freundschaft, die sie gegen uns im Herzen tragen. Abends besuchten wir einige Dörfer, welche weithin auf diesem angeschwemmten Boden verbreitet sind. Die Hütten der Einwohner sind unter hohen Schattenbäumen aufgerichtet, und würden sehr angenehm seyn, wenn sie nur reinlich gehalten würden. Aber schon in der Entfernung sind ihre

Ausdünstungen so unangenehm, daß man es nicht wagen mag, in sie hineinzutreten. Die Felder bieten reiche Ernten dar, aber die Bevölkerung ist so groß, daß ihre ausnehmende Fruchtbarkeit zur Erhaltung der Einwohner kaum zureicht. Wir theilten einige Bücher unter sie aus, welche mit Begierde von ihnen gelesen wurden. Das Soldatenlager, das sich in der Nähe befindet, ist im schlechtesten Zustande, indem die elenden Baracken kürzlich von Wasserströmen zu Grunde gerichtet worden sind. Während die Regen stromweise herabfielen, mußten die Soldaten bis an die Kniee im Sumpfe stehen, und wir konnten nicht umhin, ihr trauriges Schicksal von Herzen zu beklagen.

Juli 8. Nachdem wir die erforderlichen Lebensmittel eingekauft hatten, machten wir uns zur Abreise fertig. Zwei Tage zuvor war dem Volke die Erlaubniß ertheilt worden, uns besuchen zu dürfen, und jetzt strömten sie Schaarenweise auf unser Schiff, was mir eine willkommene Gelegenheit bereitete, das Wort des Lebens unter ihnen auszubreiten. Ich darf hoffen, daß unser Besuch den wohlthätigsten Einfluß auf das Volk gemacht hat, und auch die Mandarinen hatten gelernt, von ihrer Strenge etwas nachzulassen. Sie machten sich heute ein Geschäft daraus, uns über die Maßen zu loben, aber ihr Charakter ist so falsch und trügerisch, daß Lobsprüche dieser Art keinen Werth für uns haben konnten.

Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so ging es an ein gewaltiges Schießen, um uns einen Beweis ihrer Tapferkeit zu geben; und die Mandarinen mochten jetzt freier zu athmen anfangen. Wären wir als Feinde hieher gekommen, so würde ihre ganze Armee auch nicht eine halbe Stunde Widerstand geleistet haben, indem die Soldaten allen Muth verloren hatten, und die Kriegsboote nicht im Stande sind, auch nur ein kleines bewaffnetes Schiff von der Küste abzuhalten. Hievon haben wir uns vollkommen überzeugt, und wir

zweifeln nicht, daß ein freundlicher Verkehr mit dem chinesischen Volke, und eben darum auch die evangelische Missionsarbeit unter demselben ausführbar wäre. Dabei müßten wir, um zu diesem Ziele zu gelangen, jede gewaltsame Maßregel in hohem Grade mißbilligen, indem wir glauben, daß derselbe Zweck durch besonnene Entschlossenheit erreichbar wäre.

Juli 14. Es gelang uns, über die gefährlichen Sandbänke des Yang-tse Flusses hinweg zu kommen, und wir langten heute bei dem Vorgebirge Schangtung bei der Stelle an (Cap Macartney 37° 8′ Breite, 121° 20′ Länge), wo früher die letzte englische Gesandtschaft gelandet hatte. Wir legten zuerst bei der Fischer-Insel, Leu-kung-tau, vor Anker, wo die Einwohner über unsere plötzliche Erscheinung in große Bestürzung geriethen. Bei unsern Wanderungen über einige ihrer Hügel betrugen sie sich sehr unfreundlich; auch wurden uns die Bücher, die wir Einigen geschenkt hatten, wieder zurückgegeben. Ihre Wohnhäuser sind von Granit gebaut, und mit Meeresschilf bedeckt. Auch scheint das Volk sehr dürftig zu seyn; so wie überhaupt in der ganzen Provinz Schan-tung große Dürftigkeit zum Vorschein kommt. Die Leute sind stärker, und, wie es scheint, auch gesunder, als dieß bei den Einwohnern der Südprovinzen der Fall ist; dagegen sieht das weibliche Geschlecht sehr blaß und schmächtig aus. Ueberall verkündigen die Leute ein sehr rohes und ungefälliges Wesen, und obgleich sie im Vaterlande des Confuzius, dieses großen Meisters einer gefälligen Lebensart, geboren sind, so scheinen sie doch nach den gewöhnlichen Regeln des Anstandes nur wenig zu fragen. Der Knoblauchgeruch, der von ihnen ausgeht, und oft unerträglich ist, hält jeden Fremden von ihnen ferne. Dabei sind sie ehrlicher als ihre südlichen Landsleute, und würden bei guter Erziehung treffliche Soldaten geben; denn unter allen Chinesen, die wir bis

jetzt

jetzt gesehen haben, zeigten sie am meisten Muth. Die Armuth nöthigt sie, die gastfreundlichen Ufer der Mandschu-Tartarei zu suchen, wo sie Arbeit und Unterhaltungsmittel finden. Dorthin sind kürzlich viele dieser Einwohner ausgewandert, und haben große Colonien gebildet, welche ein Förderungsmittel der Wohlfahrt beider Länder werden können. Sie sprechen den Mandarinendialekt mit großer Fertigkeit, und jeder, der sich in demselben vervollkommnen wollte, würde wohl thun, unter diesen Leuten sich niederzulassen.

Von hier stiegen wir bei Wi-hä-wi an das Küstenufer, und obgleich ein Militär-Mandarine uns nicht weiter ziehen lassen wollte, so setzten wir doch unsern Gang fort, um das Land genauer kennen zu lernen. Die Felder sind mit Waizen, Zwiebeln, Hirsen, Knoblauch und Küchenkräutern angepflanzt, und gut gebaut. Unter den Einwohnern trafen wir mehr äußerliche Gesittung an, als unter den Fischerleuten der Insel, und wir hatten die Freude, ihnen einige Exemplare der heiligen Schriften zurückzulassen. Da es uns darum zu thun war, die gegenüberliegende, interessante Halb-Insel Korea zu besuchen, so schickten wir uns hiezu an, und mietheten zu unserer Begleitung einige Junken, unter denen eine von Siam war, auf welcher mich das ganze Schiffsvolk alsobald erkannte.

Sechster Abschnitt.

Ankunft auf Korea. Allgemeine Bemerkungen seiner Geschichte. Landung auf Tschwang-schang. Frühere Pflanzung des Christenthums auf Korea. Betragen der Einwohner. Natur-Merkwürdigkeiten. Die Stadt Gaang-kiang. Unterhandlungen mit den Mandarinen. Uebersendung christlicher Schriften an den König von Korea. Betragen

der Mandarinen. Religiöse Begriffe der Einwohner. Ausflüge auf dem Lande. Lage des Volks. Die königlichen Commissäre der Hauptstadt. Abreise von Korea. Insel Wel-pört.

Den 17. Juli 1832. Ein starker Wind brachte uns bald die Küsten von Korea ins Gesicht. Die gnadenreiche Hand unseres Gottes hat uns bisher unter so vielen Gefahren an den Küsten Chinas bewahrt, sie wird auch ferner uns gnädig beschützen und zum Ziele führen; möchten wir nur dem HErrn für alle seine Güte von Herzen dankbar seyn.

Ehe wir von unsern Beobachtungen und Erfahrungen unter dem merkwürdigen Volke auf Korea etwas erzählen, wird es Noth thun, einige allgemeine Hauptzüge aus seiner früheren Geschichte hier vorauszuschicken. Die Halbinsel Korea, von den Einwohnern so wie von den Chinesen Tschau-sin genannt, wird von der Mandschu-Tartarei durch einen hölzernen Wall getrennt. Die Gewässer der westlichen Küste sind mit Inseln bedeckt, welche auf den früheren Karten der Jesuiten als zusammenhängend mit dem Festlande dargestellt werden; so daß auf denselben die Länge dieser Halbinsel um zwei Grade in westlicher Richtung zu weit hinaus gesetzt wird. Diejenigen Theile des Landes, welche wir sahen, waren sehr fruchtbar und gut bewässert, aber nur dünn bevölkert, und noch geringer angebaut. Ob wir gleich nur die Grenzen des Landes gesehen haben, so glaube ich doch, daß die innern Theile desselben keineswegs so stark bevölkert sind, wie dieß bei den See-Provinzen Chinas der Fall ist. Der Zustand der Barbarei, der durch das gehässige System der Ausschließung, das wohl nirgends so weit, wie auf Korea getrieben wird, seine mächtigste Stütze findet, ist mit dem Wachsthum und der Blüthe einer Landesbevölkerung unverträglich; auch ist es durchaus nicht wahrscheinlich, daß sich bedeutende Städte auf dieser ansehnlichen Halb-Insel finden, welche beinahe zehn Breitegrade in sich

schließt. Mit Recht mag der König von Korea ein Gewalthaber über zehntausend Inseln genannt werden, denn die ganze Küste umher ist mit Inseln von allen Größen und Gestalten überfüllt. Obgleich sein Königreich ihm Macht genug darböte, seine Unabhängigkeit gegen das Ausland zu bewahren, so hat er sich doch seit langer Zeit dazu bequemen müssen, viermal im Jahre dem Machthaber des chinesischen Reiches den Vasallen-Tribut zu bezahlen. Dieses Reich war frühe schon im Zeitalter des Ya-au den Chinesen bekannt. Die Koreer griffen zu verschiedenen Zeiten den mächtigen Nachbarstaat China an, und trugen nicht selten den Sieg über seine Heere davon. Die natürlichen Bande, welche beide Völker zusammenknüpfen, hatten zur Folge, daß die chinesische Buchstabenschrift, deren Gebrauch heute noch auf Korea vorherrschend ist, schon frühe vom Volke angenommen wurde. Innere Zwistigkeiten, welche durch die Staatsklugheit der chinesischen Regierung genährt wurden, so wie die Zusammensetzung verschiedenartiger Volksstämme, welche das Land bewohnen, scheinen die Einwohner desselben im Zustande der Barbarei zurückgehalten zu haben, deren Fesseln sie sich bis jetzt nicht zu entwinden vermochten, indeß ihre Nachbarn, die Chinesen, so wie die Japanesen bedeutende Fortschritte in bürgerlicher Gesittung gemacht haben.

Kaum hatte die Regentenlinie der Ming (im Jahr 1368) sich auf den Thron Chinas emporgeschwungen, als die Koreer an den Kaiser Hung-wu einen Gesandten schickten, mit der Bitte, daß er die Einweihung ihres Königes mit seinem kaiserlichen Siegel bestätigen möchte. Dieß wurde bereitwillig angenommen, und Korea von jetzt an als zinspflichtiges Königreich betrachtet. Während der Regierung des eroberungssüchtigen Kaisers von Japan, Tai-kosama, wurde Korea von den Japanesen verschiedene Male feindlich angefallen, und

am Ende erobert. Vergeblich versuchten die Chinesen, das Volk Japans aus Korea wieder zu verjagen, denn die Heere desselben schlugen sich so tapfer, daß selbst die chinesische Küste durch ihre Flotte beunruhigt wurde. Es war gerade um diese Zeit, daß von römischen Missionarien das Christenthum auf dieser Halbinsel angepflanzt zu werden begann, denn die Generale der Japanesen so wie viele Soldaten ihres Heeres bekannten sich zum christlichen Glauben. Als Tai-kosama starb, zog sich der japanesische Obergeneral in sein Land zurück (Jahr 1598); nachdem der Krieg sieben Jahre auf der Halbinsel gewüthet hatte. Auf diese Weise gingen alle Früchte ihrer wiederholten Siege für die Japanesen zu Grunde, und die Chinesen zauderten nicht, sich als die obersten Gebieter des Landes, vor welchen alle Völker der Erde sich beugen müssen, geltend zu machen. Seit dieser Zeit ist Korea aufs Neue in die Vasallenschaft des chinesischen Kaisers hinabgesunken. Ohne die Genehmigung desselben kann der König des Landes nicht regieren, und eben so wenig einen Mitregenten oder Nachfolger aus freier Wahl einsetzen, indem jeder die Bestätigung des Hofes zu Pe-king bedarf, wenn er eine Herrschergewalt im Lande üben will. Uebrigens mischt sich der chinesische Hof keineswegs in die innere Verwaltung des Staates ein. Die Unterthanen desselben haben die Gestattung, andere Länder zu besuchen, auch darf kein Chinese im Lande ohne die Erlaubniß des Königes sich niederlassen.

Die Koreer treiben mit Japan und China einen bedeutenden Handel, dieß geschieht aber so geheim, daß ich ihre Ausfuhrartikel nie zu Gesicht bekommen konnte. Nach dem Klima, so wie nach dem zu urtheilen, was wir gesehen haben, gibt es eine große Mannigfaltigkeit von Landeserzeugnissen, so wie wir sie im südlichen Europa wieder finden. Indeß liegt ein großer Theil des Landes unangebaut da, auf welchem ausländische Colonisten treffliche Niederlassungsstätten finden könnten,

allein lieber essen die Einwohner gedörrte Fische, als daß sie den fleißigen Chinesen gestatten wollten, ihren Boden anzubauen. Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß das Volk auf dieser fruchtbaren Halbinsel so lange im Zustande der Barbarei und der Bedeutungslosigkeit zurückbleiben wird, als die Abneigung unter demselbigen fortdauert, mit auswärtigen Völkern einen Verkehr anzuknüpfen.

Wir legten auf Tschwang-schang, einer Insel nördlich von Basilsbay, vor Anker. Hier schien die Todesstille der Wildniß nach allen Richtungen hin zu herrschen. Wir wagten uns ans Ufer, und das erste, was uns begegnete, war ein Fischerboot, auf dem zwei halbnackte Insulaner sich befanden. Ob wir gleich in ihrer Mundart nicht mit ihnen reden konnten, so verstanden sie doch, was wir in chinesischer Schrift ihnen niederschrieben. Wir gaben dem alten Mann ein Paar Bücher und einige Knöpfe, was ihm großes Vergnügen machte. Kaum hatten wir auf der Insel gelandet, als einige Eingeborne mit kugelförmigen Kappen von Roßhaar auf dem Kopf und in chinesische Jacken eingekleidet uns entgegen kamen, und einer von ihnen eine lange Anrede an uns hielt, die wir jedoch nicht verstanden. Wir wollten nun tiefer Landeinwärts gehen, um ihre Hütten zu sehen, allein sie stellten sich uns ernstlich in den Weg, um uns davon abzuhalten. Obgleich der Boden umher fruchtbar zu seyn scheint, so wurden wir doch nicht die geringste Spur von Anbau desselben gewahr, und sahen nur da und dort eine Art wilder Rosen und Lilien, welche auf demselben wachsen.

Am andern Tag gelang es uns doch in ein Dorf zu kommen, das wir gestern vom Hügel herab gesehen hatten. Die Einwohner waren niedlich gekleidet, und trugen schön verbrämte schwarze Hüte auf dem Kopf; ihre Fräcke, aus einer Art von Tuch gemacht, das von feinem Gras gewoben ist, reichten bis an das Knie, und Strümpfe so wie niedlich angeheftete Schuhe be-

deckten ihre Füße. Sie sind von mittlerer Leibesgröße, und haben alle Züge, wie man sie in einem Tartarengesichte antrifft. Ihr Haar wird in einer Krone auf dem Wirbel zusammengeknüpft, und wenn sie verheirathet sind, mit einer Kappe bedeckt; unverheirathete Personen tragen, wie die Chinesen, lange Zöpfe, lassen sich aber das Haupt nicht scheeren.

Unter den Leuten, welche zu uns kamen, war auch ein Mann, der ein nach europäischer Weise verfertigtes Gewehr trug, und mit dem Gebrauch desselben wohl bekannt zu seyn schien. Wir konnten nicht erfahren, woher er dasselbe bekommen hatte; wahrscheinlich hat früher ein europäisches Schiff an dieser Küste gestrandet, und die Insulaner haben dasselbe ausgeplündert. Vor mehr denn 200 Jahren ging ein holländisches Schiff an der Küste von Korea verloren, und das Schiffsvolk mußte mehrere Jahre hier verweilen, bis es einem unter demselben gelang, sich durch die Flucht zu retten, welcher hernach zu Amsterdam eine Geschichte seiner Leiden bekannt machte. Auch einigen Jesuiten wurde im Lauf des verflossenen Jahrhunderts gestattet, nach Korea zu kommen; aber mir ist nicht bekannt, daß je eine europäische Nation mit dieser Halbinsel Handel getrieben hat. Einige Priester machten der verstorbenen Königinn von Portugal den Vorschlag, eine Gesandtschaft hieher zu schicken, und diese von ein Paar Gelehrten begleiten zu lassen, welche dem Volke durch ihre wissenschaftlichen und gründlichen Kenntnisse nützlich werden könnten. Damals befanden sich am Hofe des Königes von Korea einige Staatsmänner, die sich zum Christenthum bekannten, und gerne ihren Einfluß dazu angewendet hätten, um das Volk in Verbindung mit christlichen Nationen zu bringen. Allein dieser Plan kam nie zu Stande. Nach allen Nachrichten, die wir einsammeln konnten, befinden sich gegenwärtig keine Europäer in der Hauptstadt, und das Christenthum ist selbst dem Namen nach unbekannt. Wir wissen nicht,

wie weit die umständlichen Erzählungen glaubwürdig sind, welche von den Verfolgungen der Christen auf Korea und ihrem standhaften Widerstande vorhanden sind. Wenn wirklich, wie behauptet wird, so viele Tausende auf dieser Halbinsel das Leben um ihres christlichen Glaubensbekenntnisses willen eingebüßt haben, so sollte doch immer noch wenigstens das Andenken an das Christenthum, als einer verdrängten Religion, in den Gemüthern der Einwohner leben; allein hievon haben wir nicht die geringste Spur angetroffen. Dasselbe menschenfeindliche System der Ausschließung aller Ausländer dauert heute noch fort, und wir wissen nicht, wann es dem Gnadenrathe Gottes wohlgefallen wird, diesen mächtigen Schlagbaum des Verkehrs hinwegzunehmen.

Wir wünschten, in ein Dorf zu gehen, um theils einige nöthige Lebensmittel einzukaufen, theils eine Bittschrift an den König von Korea gelangen zu lassen; und verlangten daher einen vornehmen Mandarinen zu sprechen. Die Leute wiesen uns nach der Wohnung eines solchen Beamten, verlangten aber, daß wir alsobald wieder zurückkommen sollten, weil sie uns sonst mit Soldaten aufsuchen und aus dem Lande wegjagen würden. Einige derselben machten ein Zeichen, das uns andeuten sollte, daß es das Kopfabschneiden gelte; und als wir ihnen ein Buch darboten, wurde es mit dem Ausdrucke „Pulga!" (wahrscheinlich, ins Feuer mit demselben!) sogleich wieder zurückgegeben.

Dieses Betragen der Koreer war gerade das Gegentheil dessen, was wir unter dem Volke in China erfahren hatten. Hätten wir in diesem Augenblick die Halbinsel verlassen, so würden auch wir, gleich andern Reisenden, der Welt berichtet haben, daß die Einwohner derselben das feindseligste Volk auf der Erde sind, unter welchem man sein Leben augenblicklichen Todesgefahren Preis gebe. Allein ich hatte alle Ursache, an einem solchen Urtheile zu zweifeln, denn wie unfreundlich sie uns auch begegneten, so konnte es uns doch

nicht entgehen, daß es sie schmerzte, schuldlose Fremdlinge gleich Feinden behandeln zu müssen; da doch das natürliche Gefühl der Menschlichkeit nie ganz aus der Brust des Menschen vertilgt werden kann. Wir besuchten jetzt ein großes Fischerboot, das vor Anker lag. Der Bau desselben war sehr roh, und für die hohe See unbrauchbar. Wir konnten nicht begreifen, wie die Theile desselben zusammen hielten, da wir nirgends weder Eisen noch Nagel wahrnehmen konnten. Das Boot selbst, wie die Leute, die auf demselben sich befanden, waren ein Bild des Schmutzes; sie behandelten uns aber sehr freundlich, und boten uns gegen ein Geschenk von Büchern, das wir ihnen machten, Tabaksblätter an; auch waren sie hoch erfreut, als wir dieselbigen annahmen. Es ist wahrhaft beklagenswerth, daß die Regierung jeden Einwohner mit dem Tode bestraft, sobald es ihr verrathen wird, daß einer derselben gegen Ausländer sich freundlich betragen habe.

Juli 23. Wir steuerten nun zwischen Felsen und zahllosen Inseln an der Küste hin, und bestiegen einen der höchsten Berge derselben. Unterwegs trafen wir häufig Säulen an, welche aus braunem Basalt durch die Kunst gehauen zu seyn scheinen; andere Ruinen trugen das Bild einer alten, in gothischem Styl aufgeführten Kirche, die in Trümmern umher lag. Wir ergötzten uns lange an diesen wundervollen Werken der Natur, bis einige Seehunde, welche furchtlos um uns her spielten, unsere Aufmerksamkeit an sich zogen; diese Thiere thaten gar nicht scheu gegen uns, daß wir mit leichter Mühe eines derselben fingen, um unser Schiff mit einem Vorrath frischen Oehles zum Brennen zu versorgen. Bald segelte ein großes Boot herbei, dessen Ruderer uns auf einem kleinen Zettel, den sie uns überreichten, versicherten, daß wir nichts von ihnen zu fürchten hätten. Sie fragten sehr höflich nach unserm Lande, und boten sich an, uns von dieser gefährlichen Stelle hinweg nach der Bay Gan-kiang zu bringen,

wo wir einen sichern Ankerplatz und viele Lebensmittel finden könnten. Der Anführer dieser Gesellschaft war sehr gesprächig; dennoch wollte er uns den Namen des Königes nicht nennen, sondern sagte uns blos, derselbe regiere bereits 36 Jahre, und herrsche über 300 Städte. Mit dem chinesischen Geld waren sie wohl bekannt, aber unsere Thaler hatten sie nie zuvor gesehen. Einer von ihnen las nach seiner volksthümlichen Aussprache in einem chinesischen Buche schnell und fließend, und verrieth mannigfaltige Bildung. Am folgenden Tag segelten wir nach der Bucht Gan-kiang, und waren froh, hier bei dem stürmischen und neblichten Wetter einen gegen die Winde gesicherten Ankerplatz zu finden. Die Leute umher bezeugten ihre Freude über unsere Ankunft, und versprachen, daß wir bald bei ihren großen Mandarinen eine Audienz haben, und Gelegenheit finden würden, durch sie unsern Brief an den König zu befördern. Die Hauptstadt des Landes (King kitao), sagten sie, sey nur 300 Lis (36 Stunden) von hier entfernt, so daß wir eine baldige Antwort erwarten dürfen. Den Leuten war um unsere Freundschaft sehr zu thun, und sie ließen uns hoffen, daß wir nicht umsonst zu ihnen gekommen seyen.

Juli 26. Da wir wünschen mußten, so bald wie möglich dem König unsere Bittschrift zu überreichen, so wurden hiezu die nöthigen Anstalten getroffen, und zugleich ein Exemplar des Bibelbuches und unserer sämmtlichen Traktate als Geschenk für denselben beigefügt. Bisher hatte das Volk, zu meinem großen Vergnügen, unsere Schriften mit viel Begierde aufgenommen, und ich darf hoffen, daß auch dem Könige dieses Landes die Bekanntschaft mit dem Worte Gottes einen Segen einbringen wird. Welch ein größeres Geschenk könnte ihm wohl auch gegeben werden, als diese Zeugnisse der Liebe Gottes sind, welche Er durch seinen Sohn Jesum Christum gegen eine sündige Welt geoffenbaret hat! Wir überreichten nun den Mandarinen unsere

Aufträge an den König, welche eine baldige Besorgung derselben versprachen. Mehrere unter ihnen waren sehr begierig, allerlei neue Dinge über England von uns zu erfahren, und auch wir benützten die Gelegenheit, über die Beschaffenheit ihres Landes geeignete Fragen an sie zu machen. Ihr ganzes Regierungssystem ist nach dem Muster des chinesischen gebildet, und es werden dieselben Rangordnungen wie dort unter ihnen angetroffen; auch die Mandarinen stellen sich uns in demselben trügerischen und schwachen Bilde dar. Bitten wir sie um etwas, so wird es geradezu abgeschlagen; fordern wir es aber, so können wir Alles von ihnen erhalten. Leider scheint auch die Lügenhaftigkeit hier eben so allgemein wie in China zu seyn; wir fragten sie, wie lang es wohl dauern könne, bis unsere Botschaft nach der Hauptstadt gelange, und sie nannten uns dreißig Tage, weil der Weg dorthin 1000 Lis (120 Stunden) betrage, obgleich sie erst gestern nur von 36 Stunden gesprochen hatten. Um sie von der Unrichtigkeit ihrer Angabe zu überzeugen, zeigten wir ihnen unsere Karte, und wiesen auf die Hauptstadt hin; erstaunt darüber, daß Ausländer mit ihrem Lande bekannt seyn sollten, bekannten sie, daß sie uns die Unwahrheit gesagt hätten.

Juli 27. Wir machten heute, wie sehr sie uns auch zu verhindern suchten, einen Ausflug auf der Insel umher, bei welcher wir vor Anker lagen. Sie scheint ganz mit Gras und Kräutern überwachsen zu seyn, und würde treffliche Waideplätze für Ziegen liefern; aber wir sahen keine derselben. Die Küsten von Korea haben einen ungleich bessern Boden, als dieß meist auf der Küste Chinas der Fall ist, deren Felsengrund jeden Anbau unmöglich macht; hier ist das meiste Land so fruchtbar, und der Boden so mild, daß die Einwohner nicht einmal des Pfluges bedürfen. Für botanische Sammlungen würde diese Gegend der Welt die reichste Ernte darbieten.

Aus den Aeußerungen der Einwohner geht hervor, daß die Lehren des Confuzius den allgemeinen Volksglauben bilden. Sie haben Tempel zu Ehren ihres Religionsstifters aufgerichtet, halten seine Lehren für untrüglich, und obgleich sie Götzenbilder verehren, so hassen sie doch den Budhismus; auch sind sie mit der Religionslehre des Ta-au unbekannt. Zwar bekennen sie sich zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, scheinen aber durchaus verworrene Begriffe davon zu haben; indeß wurden sie zornig, als wir Zweifel darüber äußerten, daß ihre Begriffe von diesem trostvollen Glauben die richtigen seyen. Nirgends entdeckten wir in ihren Wohnungen Spuren von Götzendienst, auch sahen wir sie nie religiöse Gebräuche verrichten; sie scheinen im Ganzen ein gegen die Religion völlig gleichgültiges Volk zu seyn, dem es gar nicht darum zu thun ist, heilsame Lehren kennen zu lernen, aus denen sie Ruhe und Trost im Leben und im Sterben schöpfen mögen. Wir hatten häufig Gelegenheit, vom Erlöser der Menschen mit ihnen zu reden, und sie sprachen uns gern und wiederholt nach, daß der Sohn Gottes, Jesus Christus, auch ihr Erlöser sey, ohne dabei auch nur das geringste Gefühl zu Tage zu legen. Eine solche Verhärtung des Herzens ist ein trauriger Beweis geistiger Abstumpfung, welche bei den Einwohnern von Korea in hohem Grade Statt zu finden scheint; indeß trug ich kein Bedenken, diejenigen unter ihnen, welche christliche Bücher annehmen wollten, mit einigen Exemplaren des chinesischen Neuen Testamentes zu beschenken, welche sie aufmerksam zu lesen und sorgfältig zu bewahren versprachen. Zu meinem großen Schmerz wurde später von den Mandarinen den Besuchenden verboten, irgend ein Buch von mir anzunehmen, so daß sich von nun an die Leute scheuten, mir nahe zu kommen. Indeß darf ich glauben, daß gerade dieses Verbot dazu mitwirken wird, sie nur desto begieriger zu machen, die empfangenen Bücher zu lesen; und warum

sollten wir nicht hoffen dürfen, daß die Aussaat derselben auf Korea nicht ganz fruchtlos seyn wird. Es ist bemerkenswerth, daß auf dieser verfinsterten Halb-Insel dennoch die Leute aus den geringsten Volksklassen lesen gelernt haben, und gerne lesen. Ihre Gleichgültigkeit gegen ihre eigene Religion ist die Ursache, daß sie der Verbreitung eines neuen Glaubens sich nicht eifersüchtig entgegensetzen. Dieß darf uns ermuntern, auf die geeigneten Wege und Mittel Bedacht zu nehmen, die Segnungen des Christenthums unter einem Volke zu verbreiten, das dem Anscheine nach gar keine Religion besitzt. Die allmächtige Hand Gottes wird die Hindernisse heben, welche eine thörichte Staatsklugheit bis jetzt noch den Missionsarbeiten entgegensetzt, und den Boten Christi den Weg bereiten, um auch dieses Saatfeld der Hoffnung in Besitz zu nehmen.

Juli 30. Zwei Mandarinen, unter denen auch ein General, Namens Kim, sich befand, machten uns heute einen Besuch, um uns über unser bisheriges Mißgeschick zu trösten. Beide war'en in schöne seidene Mäntel gekleidet; Kim trug an seinem Hute eine Ambraschnur, in welche eine Pfauenfeder eingeheftet war. Ihr Benehmen war sehr würdevoll, und sie mischten sich in nichts ein, was nicht auf den Zweck ihrer Sendung Bezug hatte. Unser alte Freund Kim hatte indeß ein Mittagmahl bereitet, das in Kuchen, Nudeln, Honig, Schweinefleisch, Melonen, Salat und Reis bestand; die Leute drückten großes Vergnügen darüber aus, daß wir uns nicht weigerten, an ihrem fröhlichen Mahle Theil zu nehmen. Sie haben ganz das Aussehen von Hofleuten, welche von der Regierung gesendet sind, um uns genauer auszuforschen. Nachmittags gingen wir ans Ufer, um Kartoffeln zu pflanzen, und ihnen Anweisung zu geben, wie sie es zu machen haben, um diese köstliche Frucht auf ihrem Boden zu vermehren. Anfänglich widersetzten sie sich diesem Beginnen, weil die Gesetze des Landes den Anbau jedes ausländischen

Gewächses verbieten; indeß gaben wir ihren Einwendungen kein Gehör, und priesen ihnen die Vortrefflichkeit dieser Frucht so lange an, bis sie sich die Sache gefallen ließen. Später besuchten wir einen Tempel, der auf einem Hügel erbaut ist; dort fanden wir kein anderes Götzenbild, als einen kleinen metallenen Drachen, der auf dem Boden stand. Eine Inschrift an der Außenseite der Mauer nennt die Namen derer, welche diesen Tempel erbaut, so wie die Geldsummen, welche sie dazu beigetragen haben.

Juli 31. General Kim ließ uns heute verbieten, ans Ufer zu kommen, weil er strengen Befehl erhalten habe, dieß zu verhindern. Ihr seyd unsere Gäste, sagte er uns, und diese müssen sich in die Anordnungen schicken, welche der Gastfreund zu machen für gut findet. Wir verwiesen ihn nun auf Stellen in ihren heiligen Büchern, worin gesagt wird, daß man seinen Gast frei und ungehindert umherlaufen lassen solle. Gut, gut, rief er aus, als er dieß gelesen hatte, und berührte diesen Punkt nicht weiter. Wir fangen an, ungeduldig zu werden, weil wir weder eine Antwort auf unsere Bittschrift, noch auch die Lebensmittel erhalten, um die wir gebeten haben. Der General sagte uns nur, wir müssen geduldig warten, bis eine solche Antwort aus der Hauptstadt gekommen sey. Wir fuhren heute mit unserem Schiffe umher, um gewiß zu werden, ob wir bei dem Continente oder unter den Inseln uns befinden. Die Stelle, welche wir besuchten, war weithin mit dem trefflichsten Zimmerholz bedeckt; allein nirgends ließ sich ein lebendiges Wesen wahrnehmen. So lange wir hier sind, haben wir weder Gärten noch Obstbäume gesehen; erst heute entdeckten wir Pfirsichbäume, welche im Gebüsch wild wachsen; auch wilde Rebstöcke, welche sich um die Waldbäume schlingen; es ist zu verwundern, daß die Einwohner diese nützlichen Bäume und Pflanzen nicht durch den Anbau vermehren. Mit dem Wein sind sie völlig unbekannt,

ob sie gleich die Trauben essen, welche ziemlich sauer sind. Ich beschrieb ihnen die Weise, wie wir diese treffliche Pflanze anbauen und vermehren, und aus dem Saft der Traube ein gutes Getränk bereiten; dieß konnten sie nicht glauben, weil der Wein, den sie auf unserem Schiffe tranken, süß, und ihre Trauben sauer seyen. Im Ganzen scheint dieses Volk einen sehr geringen Vorrath von Lebensmitteln zu besitzen, und darum zehren sie alles gierig auf, was ihnen in die Hände fällt. Es ist beklagenswerth, daß ein so fruchtbarer Boden in einem gemäßigten Klima kaum ein Paar Tausende von Menschen ernährt, da Millionen auf demselben leicht ihre Nahrung finden könnten.

August 1. Wir müssen befürchten, daß ein strenges Verbot aus der Hauptstadt angekommen ist, weil die Leute seit einigen Tagen so schüchtern gegen uns thun; allein wir können nichts Gewisses in Erfahrung bringen. Herr Lindsay sammelte täglich Wörter ihrer Sprache für sein Wörterbuch; jetzt aber weigern sie sich, ihm auch nur ein Wort zu sagen, weil sie fürchten, wir möchten ihre Sprache lernen, und sie sodann zur Verbesserung ihrer Umstände bereden. Bei unsern Wanderungen trafen wir verschiedene Wohnungen an, welche kürzlich verlassen worden sind. Sie bestehen in zwei Abtheilungen, welche die Gestalt unserer Backöfen haben. Um im Winter diese Löcher zu heitzen, machen sie ein großes Loch unter dem Boden, wo durch Feuer derselbe erwärmt wird. Jedes Haus ist mit einem Gehäge von Bambusstöcken umgeben; auch sind ihre Hütten dicht neben einander in Vierecken gebaut. So sind die traurigen Schlupflöcher beschaffen, in welchen die Koreer in Dürftigkeit und Schmutz ihr Leben zubringen. Die Haut ihres Körpers ist gewöhnlich mit einer Kruste von Unrath überzogen, in welcher Insekten aller Art nisten, da die armen Leute vom Waschen ihres Körpers nur wenig wissen. Ihre Hausgeräthe sind sehr armselig, und ihre Gefäße auf eine ganz rohe

Art von Leimen verfertigt; außer diesen haben sie nicht viel Anderes im Besitz. Während ihre Mandarinen niedlich gekleidet sind, und alle Bequemlichkeiten besitzen, welche ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt nur immer darbieten mag, lebt das verlassene Volk in kläglicher Armseligkeit dahin. In ihrem Verkehr mit uns legten die Leute viel gesunde Urtheilskraft zu Tage; auch haben wir keinen Grund, sie der Neigung zur Trägheit zu beschuldigen, aber alle Antriebe zur Thätigkeit sind ihnen aus den Augen gerückt. Dabei läßt sie die Regierung die Früchte ihrer Arbeit nicht genießen, und darum sind sie gleichgültig gegen jeden Besitz, der nicht zum nothwendigsten Lebensunterhalt gehört. Wenn wir über diese fruchtbaren Inseln hinwanderten, und die herrlichsten Blumen wahrnahmen, welche an jeder Stelle wild wachsen, und Weinreben, welche sich am Gesträuche lebensfroh hinaufranken, so mußten wir den Menschen, diesen Herrn der Natur, einer schimpflichen Versäumniß beschuldigen, denn wie leicht könnte nicht diese Wildniß in einen Garten Gottes umgewandelt werden. Man lasse nur einmal das Evangelium in diese Gefilde eindringen, und dasselbe von den Einwohnern mit aufrichtigem Herzen angenommen und geglaubt werden, so wird all dieser Jammer auf einmal und für immer ein Ende haben.

August 9. Endlich hatten wir das Vergnügen, einen Gesandten des Königes auf unser Schiff kommen zu sehen. Dieser äußerte, von dem Schatzmeister desselben gesendet zu seyn, und bemerkte, daß unsere Bücher so wie unsere Bittschrift dem Könige nicht überreicht werden können, weil dieß gegen das Herkommen sey, und uns demnach zurückgegeben werden müßten; das Königreich sey von China abhängig, und könne ohne die Gestattung des Kaisers nichts thun; auch habe man bisher mit Ausländern keinen Verkehr gehabt, und es sey kein Grund vorhanden, denselben jetzt anzufangen. Somit war nun unsere Abreise von Korea entschieden, und

nachdem wir die erforderlichen Lebensmittel eingenommen hatten, machten wir uns zur Abreise fertig. Kim äußerte sein Bedauern darüber, und war fast bis zu Thränen gerührt. Er konnte nicht begreifen, wie den Ausländern nicht gestattet seyn solle, Verkehr mit seinem Lande zu haben; er bemerkte aber, daß dieß zu bewirken nicht von den Mandarinen abhänge, sondern von dem König gestattet werden müsse. Es ist nicht wahrscheinlich, daß je ein bedeutender Handelsverkehr mit dieser Halbinsel zu Stande kommen wird. Obgleich es an ihren Küsten viele geräumige und sichere Seehäfen gibt, so finden sich doch auf ihrem Boden wenig zur Ausfuhr taugliche Landeserzeugnisse, und noch weniger Geldmittel, um den Mehrbetrag der Einfuhr auszugleichen; so lange man jedoch ein Land nicht genug kennt, so lange läßt sich auch nichts Bestimmtes von demselben aussagen. Ein Beispiel hievon haben wir an den Sandwichs-Inseln, auf denen jetzt ein blühender Handelsverkehr mit den Völkern des Abendlandes stattfindet, welcher nur erst vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten worden wäre. Diejenigen Theile Koreas, welche wir gesehen haben, schließen große Hülfsquellen in sich, auch läßt sich vermuthen, daß das Innere des Landes weit mehr angebaut ist, als dieß auf den zahlreichen Inseln der Küste der Fall ist.

Die Einwohner scheinen nicht geringe Verstandeskräfte zu besitzen, deren Gebrauch jedoch mit viel Stolz und Gefühllosigkeit verbunden ist; der größere Theil derselben genießt geistige Getränke im Uebermaß, von denen sie jedoch ein großes Maß zu sich nehmen können, ehe sie berauscht werden. Unnatürliche Laster scheinen sehr allgemein unter ihnen im Schwange zu gehen. Unsere Begriffe von Anstand sind von den ihrigen sehr verschieden, dabei aber haben sie noch nicht alles Gefühl für das, was Recht und Unrecht ist, eingebüßt. Nach dem großen Weltregierungsplane des ewigen

Gottes

Gottes wird auch für die Einwohner dieser Halbinsel noch eine Zeit seiner gnadenreichen Heimsuchung kommen. Indeß wir auf diese Zeit unser Auge richten, sollten wir mit jedem Mittel, das in unsern Händen liegt, durch Verbreitung der heilbringenden Lehre des Kreuzes ihre Annäherung zu beschleunigen uns angelegen seyn lassen. Der König von Korea kann jetzt wenigstens, sobald er nur will, die Offenbarungen Gottes im Bibelbuche lesen; auch haben Viele unter seinem Volke das Wort Gottes in Empfang genommen, und Gott kann, wie die Schrift uns lehrt, auch diese ersten schwachen Anfänge segnen. Wir wollen hoffen, daß bald über Korea bessere Tage anbrechen werden.

August 17. Wir sind an vielen Inseln von den verschiedenartigsten Größen und Gestalten vorüber gefahren. Die südlichste derselben, Quelpört (32° 51′ Breite, und 126° 23′ Länge, Greenwich), ist ein reizvoller Punkt in diesem Meere. Diese Insel ist gut angebaut, und so bequem gelegen, daß sie für den Verkehr mit Japan, Korea, der Mandschu-Tartarei und China den trefflichsten Sammelpunkt darbietet. So lange dieß nicht der Fall ist, sollte sie wenigstens zu einer Missionsstation ausersehen werden. In jedem Falle würde sie für die ersten Anbahnungen der Kirche Christi in diesen völkerreichen Ländergebieten und für die Verbreitung des Wortes Gottes in denselben die reichlichsten Gelegenheiten darbieten. Wie weit die Regierung von Korea ihre Herrschaft über dieselbe ausübt, ist mir nicht bekannt; allein ich sollte denken, daß ein hier wohnender Missionar viel weniger Gefahren ausgesetzt ist, als dieß bei den ersten Glaubensboten auf Labrador und Grönland einst der Fall war, und auf Neuseeland heute noch ist. So viel ist in jedem Falle gewiß, daß diese Inseln für das Christenthum nicht unzugänglich sind.

Siebenter Abschnitt.

Die Lu-tschu Inseln. Ihre Beschaffenheit. Ihre Sprache. Vertheilung christlicher Schriften auf denselben. Anständiges Betragen der Einwohner. Rückkehr nach Macao.

August 22. 1832. Gestern steuerten wir an der Schwefelinsel vorbei, auf welcher wir mächtige Rauchsäulen aufsteigen sahen. Diese Insel scheint ganz vulkanisch zu seyn, und alles Pflanzenlebens zu entbehren. Gerne wären wir ans Ufer gegangen, allein der Wind blies zu heftig, und die See ging zu hoch, um uns das Landen zu gestatten. Nach vielen gewaltigen Windstößen sind wir heute glücklich zu Napa-kiang, dem hauptsächlichsten Ankerplatze der großen Lu-tschu (Lieu kieu) Insel angekommen. Diese Insel wurde schon öfters von Europäern besucht, und hat die Aufmerksamkeit geschickter Reisebeschreiber auf sich gezogen. Wir ließen uns am Ufer bei dem Tempel des Lin-hä nieder, und bald bekamen wir von den Mandarinen der Insel einen Besuch. Sie sprachen den Mandarinen-Dialekt fließend, und bewiesen uns viel Aufmerksamkeit; wollten uns indeß nicht gestatten, tiefer landeinwärts zu gehen. Auch zeigten sie uns den Anfang eines Lu-tschu-Wörterbuches, das mit chinesischer Schrift geschrieben ist. Die Leute, die wir sahen, waren sämmtlich von kleiner Statur, und gefälligem, aber ungemein weichlichem und weibischem Wesen. Auch hier tragen die Mandarinen denselben Charakter. Sie trugen kein Bedenken, uns grobe Lügen zu sagen, sobald es ihr Vortheil zu erfordern schien, waren aber nicht minder bereit, das Gesagte wieder zurück zu nehmen. Von den vielen englischen Schiffskapitainen, welche diese Insel besucht haben, war nur noch Kapitain Beechey in schwachem Andenken der Einwohner, und sie sprachen von diesen Besuchen mit einem Mißtrauen, das uns unerklärlich zu seyn schien.

August 23. Ein Chinese, Anschah, wurde heute bei uns eingeführt, von welchem Kapitain Beechey in seiner Reisebeschreibung Manches erzählt. Er war Anfangs sehr rückhaltend, bald aber vergaß er den ihm aufgelegten Zwang, und ging in seinen Schmeichelworten und Freundschaftsbezeugungen so weit, daß wir ihm kein Wort darauf zu antworten wußten. Ich vertheilte heute mehrere Bücher unter die Einwohner, welche sie sehr gerne annahmen; doch konnten wir deutlich sehen, daß die vornehmen Mandarinen nicht damit zufrieden waren.

August 24. Anschah machte uns heute mit mehreren Andern einen Besuch, und wir nahmen Gelegenheit, die Sprache dieser Insulaner zu untersuchen, welche, so weit wir durch Vergleichung mit Medhursts japanesischem Wörterbuch erfahren konnten, viel Aehnlichkeit mit der japanesischen Sprache hat. Ihre alphabetische Schrift hat fast dieselbe Gestalt; auch sprechen sie die Buchstaben auf dieselbe Weise aus. Es ist daher keineswegs unwahrscheinlich, daß diese Insulaner ursprünglich von Japan her sich hier angesiedelt haben. Da nunmehr der chinesische Kaiser diese Inseln zu seinem Reiche geschlagen hat, so ist unter den Beamten die Mandarinen-Mundart geläufig, welche sie durchgängig unter einander reden. Viele derselben sagten uns, sie haben ihre Erziehung zu Pe-king erhalten, auch werde die Mandarinen-Mundart in den Schulen dieser Insel gelehrt. Die größere Anzahl des Volks versteht zwar die chinesische Schrift, aber sie können dieselbe im Mandarinen-Dialekt nicht lesen, was auch in Japan der Fall ist.

Heute besuchten wir das japanesische Schiff, welches vor dieser Insel vor Anker liegt. Der breite Bau des Schiffes, die ungeheuern Ruder, so wie die geräumigen Wohnungen in demselben waren Gegenstände unserer Neugierde und Verwunderung. Die meisten

Schiffsleute waren nackt; sie behandelten uns sehr freundlich, und nahmen unsere christlichen Bücher gerne an; auch würden wir vieles von ihnen erfahren haben, hätten sich uns nicht überall die Mandarinen in den Weg gestellt, welche auf jegliche Weise versuchten, uns vom Schiffe wegzubringen. Sie schilderten die Treulosigkeit der Japanesen in den schwärzesten Farben, und sprachen von drohenden Lebensgefahren, sobald wir genauer mit denselben bekannt würden; indeß verweilten wir doch so lange wie möglich auf dem Schiffe, um den Zustand dieser Leute genau kennen zu lernen. Nach unserer Rückkehr am Lande wurden wir von vielen Mandarinen erwartet, welche uns ein freundliches Gastmahl bereitet hatten. Sie waren verständiger in ihrer Unterhaltung, als wir dieß bis jetzt in China gefunden haben; auch verriethen sie bessere geographische Kenntnisse, als die Uebrigen. Sie ließen sich am Ende in eine Unterhaltung über religiöse Gegenstände mit uns ein. Als sie hörten, daß wir die Götzenbilder nicht verehren, äußerten sie: auch wir verabscheuen den Götzendienst; die Götzen, die ihr hier sehet, sind das Eigenthum der Budhisten, die uns zu geringfügig vorkommen, als daß wir uns entschließen könnten, das Haupt vor denselben zu neigen. Dieß war die gewöhnliche Antwort der Mandarinen, wenn ich sie über diesen Gegenstand fragte. Sie mißbilligten den Götzendienst in der Ausübung, weil ihre Vernunft das Wesen desselben albern findet; indeß ist doch ihre eigene Religionsweise, wenn sie je eine solche haben, nicht weniger unvernünftig.

August 25. Da sich mehrere Kranke auf dem japanesischen Schiffe befanden, so ging ich diesen Morgen auf dasselbe, um denselben meine ärztlichen Dienste anzubieten, und durch Wohlwollen ihr Zutrauen zu gewinnen. Die Kranken waren für jegliche Hülfe sehr dankbar, und wie ängstlich auch die Mandarinen die Leute bewachten, so gaben wir doch allen Schiffsleuten,

welche lesen konnten, unsere christlichen Bücher, welche sie mit großem Dank annahmen, wie sehr es auch die Mandarinen mißbilligen mochten. Ich flehte dabei inbrünstig zu Gott, daß diese heiligen Schriften nach Japan gelangen möchten, wohin noch keiner unserer Missionarien bis jetzt gekommen ist. Muß ja doch auch in diesem Lande das theure Wort Gottes früher oder später bekannt gemacht werden. Von meinen geringen Arbeiten kann ich freilich keinen bedeutenden Erfolg erwarten, indeß bin ich doch voll der freudigen Zuversicht, daß Gott nach seiner Barmherzigkeit diese entfernten Völker mit der Gabe seines heiligen Evangeliums segnen wird. Dieß ist nun ganz und gar ein Werk des Glaubens, und eben darum auch ein Werk Gottes.

Da wir unser Geschäft auf dieser Insel bald zu beendigen wünschten, so begaben wir uns zu einem Tempel auf einer Anhöhe, um die Mandarinen daselbst zu erwarten. Diese Tempel sind sehr klein, haben eine breite Gallerie um sich her, und sind mit großen Oeffnungen versehen. Götzenbilder sahen wir keine, da diese in einem Schranke verschlossen werden. Die Priester derselben sind allgemein verachtet, doch scheint es ihnen an Nahrung und Kleidung nicht zu fehlen. Sie selbst machen sich aus dem Götzendienste nichts, denn dazu sind sie bereits zu verständig. Wir konnten nie die Ursache erfahren, warum sie die Vertheilung unserer Bücher unter dem Volke nicht gerne sahen; allein wir ließen uns daran nicht hindern, und theilten jedem, der lesen konnte, und gerne ein christliches Buch annahm, ein solches mit. Konnte dieß unbemerkt geschehen, so nahmen sie das Buch immer mit großem Dank an, während sie unter den Augen der Mandarinen dasselbe anzunehmen häufig sich weigerten. Unter den verschiedenen Geschenken, welche wir dem Könige oder vielmehr Tsche-fu der Insel zusandten, befanden sich auch drei Bibeln, welche von demselben sehr günstig

aufgenommen wurden. Möchte doch das theure Evangelium bald den vollen Zutritt zu den Herzen dieses liebenswürdigen Volkes finden, und sie in Bürger des Himmels umwandeln.

Während meines Aufenthaltes auf dieser Insel hatte ich öfters Gelegenheit, den Einwohnern, welche hauptsächlich an Hautkrankheiten leiden, ärztliche Hülfe zu leisten. Die Kranken waren gewöhnlich ungemein dankbar dafür, so wie für die Bücher, die ich ihnen gab, und die sie gerne annahmen, weil dieß in meiner Cajüte geheim geschehen konnte. Unsere Bittschrift an den König um Gestattung des Handelsverkehrs war aufs Neue von den Mandarinen berathen worden, und heute ließen sie uns wissen, ihr Land sey arm, und liefere nichts, was für eingeführte Waaren zur Ausfuhr tauge; zudem würde ein solcher Verkehr eine Neuerung seyn, welche das Gesetz verbiete. Bei einem Gastmahle, zu dem wir geladen wurden, hatten wir Gelegenheit, nicht nur die Ordnungsliebe, sondern auch die guten Manieren der Einwohner kennen zu lernen. Nach dem Essen machten wir einen langen Ausflug über die Thäler und Hügel dieser herrlichen Insel hin. Die Weiber waren gerade auf dem Felde in harter Arbeit beschäftigt, und der ganze Zustand des Landvolkes scheint im Allgemeinen sehr dürftig zu seyn; dennoch waren die Leute in ihrem ganzen Benehmen so gebildet, wie nur immer die vornehmste Mandarinenklasse seyn mag. Ihre Pflanzungen bestanden meist in süßen Kartoffeln, welche die Hauptnahrung der Einwohner zu seyn scheinen. Während unsere Freunde in der Gegend umher zogen, theilte ich den Leuten, welche in einem Tempel sich um mich her gesammelt hatten, christliche Bücher aus. Da kein Mandarine zugegen war, so griffen sie alle begierig nach dem Worte des Lebens.

Wir nahmen nun von unsern uns liebgewordenen Gastfreunden gerührten Abschied, welche uns durch ihr freundliches Entgegenkommen zum Dank verpflichtet

hatten. Wir können der Art und Weise, wie sie sich im Verkehr mit uns benahmen, nichts anderes denn Gutes nachsagen, obgleich sie keineswegs die einfachen und unschuldigen Wesen sind, für welche man sie beim ersten Anblick gerne halten möchte. Die Leute sind fast durchgängig von sehr kleiner Statur, und auch die Wohnungen, welche sie bauen, sind nach einem sehr kleinen Maßstabe angelegt. Während die Japanesen sie voll Verachtung als ein verweichlichtes Geschlecht betrachten, so müssen wir freudig bekennen, daß diese Insulaner das gastfreundlichste Volk sind, das wir auf unserer ganzen Reise angetroffen haben.

Sept. 4. Am 30. August machten wir uns nun zur Rückreise nach der Heimath auf den Weg; und obgleich wir bei unserer Fahrt durch die Straße von Formosa manchen Sturm zu bestehen hatten, so durften wir uns doch in den drohendsten Gefahren des Schutzes unseres allmächtigen Gottes erfreuen, dessen starker Arm uns heute wohlbehalten nach Macao zurückbrachte, wo wir von unserm Freunde, Dr. Morrison, mit entgegenkommender Liebe ins Haus aufgenommen wurden.

Achter Abschnitt.

Die im chinesischen Reiche herrschenden Religionen. Patriarchalische Religion. Lehre des Confuzius. Religion der Tau-Sekte. Budhismus. Dalai Lama. Die Feste der Chinesen. Todtenverehrung. Zustand des weiblichen Geschlechts. Sittliche Abstumpfung des Volkes. Juden. Muhamedaner.

Das Band, das die sichtbare mit der unsichtbaren Welt, und den Menschen mit Gott verknüpft, heißt die Religion. Sie ist die köstlichste aller Gaben Gottes an die Menschen, denn durch sie wird eine Welt voll Finsterniß und Sünde vor dem Untergange bewahrt,

welcher die unausbleibliche Folge des Abfalles der Menschheit von der wahren Religion seyn würde. Aber der Name Religion ist nicht selten Erfindungen menschlicher Weisheit gegeben worden, welche in Wahn und Täuschung begriffen waren, bei denen die Verehrung des einigen höchsten Gottes über dem Kreaturendienst versäumt, und der Mensch noch weiter von seinem Gott entfernt wurde, statt ihm nahe gebracht zu werden.

Leider ist gerade diese Bemerkung nur in allzu hohem Grade anwendbar auf die verschiedenen heidnischen Religionsweisen, welche in dem chinesischen Reiche herrschend sind. Wohl wäre es auf diesen Gebieten der Finsterniß vor Allem wünschenswerth, die etwaigen Spuren aufzufinden, welche der früheste Glaube der Erzväter unter den ersten und ältesten Völkerstämmen zurückgelassen hat. Aber aus dem Alterthume der chinesischen Nation sind uns nur gar wenige Urkunden zurückgeblieben. Dennoch finden sich in denselben vielfache Spuren, daß in der frühesten Vorzeit ein höchstes unsichtbares Wesen unter dem Namen Schang-ti (obersten Weltregenten) verehrt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß auch der Name Tyen (Himmel) oder Hoangtin, mit welchem die Chinesen den Gegenstand ihrer Verehrung bezeichnen, als der große Gott und Wohlthäter der Menschheit verehrt wurde. Die Opfer, welche dem Schang-ti dargebracht wurden, scheinen eine Nachahmung der Opfer gewesen zu seyn, welche Noah und seine Nachkommen dem Gott der Väter weihten; wie weit indeß eine richtige Gotteserkenntniß der äußerlichen Gottesverehrung der Chinesen zu Grunde gelegen habe, und wie weit sie ihren Gott als die einzige Quelle alles Lichtes und aller Gnade erkannt haben, läßt sich in dieser mächtigen Entfernung der Zeiten nicht weiter bestimmen. Zwar finden sich in einigen ihrer alten Religionsschriften, dem Schu-king und Schi-king, zerstreute Stellen, welche auf die Allmacht und Allwissenheit des höchsten Wesens anspielen; dage-

gen aber gibt es in denselben noch eine weit größere Zahl solcher Stellen, die es uns glaubwürdig machen, daß schon in einer sehr frühen Periode der chinesischen Geschichte der Götzendienst die Oberhand gewonnen haben müsse. Die Opfer, welche die chinesischen Machthaber dem Schang-ti in den alten Zeiten darbrachten, scheinen eine Nachahmung der frühesten Patriarchensitte gewesen zu seyn, nach welcher jeder Familienvater zugleich auch der Priester seines Hauses war; dabei aber muß es der Forscher der alten Religionsgeschichte bedauern, daß gar manche Opfer in diesen ältesten Schriften genannt werden, welche offenbar der Verehrung des höchsten Gottes nicht gegolten haben. Indeß haben wir Ursache zu glauben, daß diese für heilig geachteten Bruchstücke einer alten Welt in den spätern Jahrhunderten von den Abschreibern absichtlich verstellt, und nach den vorherrschenden Religionsbegriffen späterer Zeitalter zugeschnitten wurden. Selbst die Ausleger der fünf Religionsschriften, Kings genaunt, dieser ältesten Religionsurkunden der Chinesen, haben nicht selten die lautere Wahrheit in denselben durch ihre Erklärungen weggeschafft, und ihre Irrthümer als den ächten Sinn einzelner Stellen dieser Bücher unterschoben. Die alte Vorzeit mußte von jeher die Muster hergeben, nach welchen die chinesischen Schriftsteller den Inhalt und die Form ihrer Schriften gebildet haben. Natürlich muß irgend ein zureichender Grund vorhanden gewesen seyn, welcher sie veranlaßte, ihre Musterbilder in den Jahrhunderten des Alterthums aufzusuchen, und Dinge zu bewundern, welche sie in ihrem eigenen Zeitalter nicht mehr zu finden glaubten. Die rohe Einfalt ihrer Voreltern schien hauptsächlich ihre Bewunderung an sich zu ziehen. Sie stellten diese dem eiteln Heuchelscheine ihrer eigenen Zeiten gegenüber, in denen sie nichts Preiswürdiges zu finden glaubten; aber das goldene Zeitalter der frühern Welt war auch nach den Vorstellungen der Chinesen lauter Vollkom-

menheit. Unstreitig wird von ihnen der Werth des Alterthums weit überschätzt; indeß liegt doch auch hierin ein ehrenvolles Zeugniß für die reinere Sittlichkeit, welche im frühen Alterthum unter den Völkerstämmen aus den schwachen Ueberbleibseln der ächten Patriarchen-Religion hervorging, die sich auf die Offenbarungen gründete, welche Gott den ersten Stammvätern der Menschheit mitgetheilt hat, und von welchen sich zerstreute Spuren der Erkenntniß so weit ausbreiteten, als die frühesten kleinen Völkerstämme sich über die Länder Asiens ausdehnten. Indeß läßt sich auch das chinesische Alterthum von den Sitten einer barbarischen Lebensweise keineswegs lossprechen; schon vor den Zeiten des Yau und Schun (2,200 Jahre vor Christus, in den Zeiten Josephs und der Kinder Israel in Egypten) lebten die Chinesen in Felsenhöhlen und Klüften, kleideten sich in Thierhäute, und verzehrten das rohe Fleisch und Blut der Thiere. Noch war keine bürgerliche Ordnung unter ihnen eingeführt; ihre Todten blieben unbegraben als Beute wilder Thiere, und sie hatten noch keine Buchstabenschrift, welche ihnen den schriftlichen Gedankenwechsel möglich gemacht hätte. Dieß ist die Schilderung, welche die alten chinesischen Geschichtschreiber selbst von dem Zustande ihres Volkes in jenen Tagen machen. Ohne Zweifel sind auch in diesem armseligen Gemälde die Farben zu stark aufgetragen, um desto mehr die Verdienste herauszuheben, welche sich die alten Kaiser Yau und Schun um die Bildung ihres Volkes erworben haben sollen.

Mit dem Zeitalter des Kang-fu-tse (Confuzius, 500 Jahre vor Christus) beginnt ein neuer Wendepunkt der chinesischen Geschichte. Dieser brachte die Ueberlieferungen des Alterthums in ein System, fügte seine eigenen Lehrmeinungen hinzu, und wurde auf diese Weise der sittliche und bürgerliche Gesetzgeber seines Vaterlandes; seine Schriften sind voll schöner Sittensprüche, treffender Gedanken, praktischer Bemerkungen

und nützlichen Unterrichtes, um die Ordnung und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern. Die Grundsätze einer guten Regierung werden hier in allen ihren Schattirungen dargestellt. Einen besondern Werth legt Confuzius auf die kindliche Liebe und Ergebenheit, als der Quelle aller bürgerlichen Wohlfahrt. Bewunderungswürdig ist die Unterordnung der Lebensverhältnisse und Stände, die er allenthalben empfiehlt; auch sind viele Züge ächter Lebensklugheit nicht zu verkennen, welche sich in seinen Schriften finden. Ein Religions-System, wie das seinige, hätte nicht der Glaube so vieler Millionen seiner Volksgenossen und die herrschende Religionsweise so vieler Jahrhunderte werden können, hätte es nicht manches Vortreffliche in seinen Grundlagen, und manches Nützliche in seiner Anwendung auf das Leben in sich gefaßt. Die Lehrmeinungen der größten Weltweisen des Abendlandes sind von den Völkern vergessen, oder nur von wenigen Gelehrten im Andenken bewahrt worden; aber das Religionssystem des Confuzius wird heute noch von vielen Millionen des Volkes als die einzige Regel des Betragens, und die beste Anweisung einer guten Staatsregierung studiert. Aber dieses Religionssystem, wie unendlich viele Lücken und Gebrechen faßt es nicht in sich, in seinem Verhältniß zum lautern Bibelglauben!

Durchblicken wir die Blätter des Cun-yu, eines Werkes, das die hauptsächlichsten Lehren des Confuzius in sich faßt, so werden wir hier ein absichtliches Stillschweigen über das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, über unsere Verpflichtung gegen Ihn und die Verehrung seines preiswürdigen Namens gewahr. Vergeblich suchen wir darin die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele; vergeblich eine Schilderung von unserem zukünftigen Zustand; vergeblich ein System sittlicher Vorschriften, welches auf wahre Herzensdemuth, als die Gott wohlgefälligste Tugend, aufgebaut ist; selbst der Schun-king, der wenigstens auf die Eine große

Wahrheit der Religion, nämlich das Unvermögen des Menschen hindeutet, sich selbst tugendhaft zu machen, verwechselt den natürlichen Himmel mit dem Gott und Schöpfer des Himmels, und schreibt häufig dem erstern zu, was nur allein dem Letztern zugehört. Der Grundsatz des Confuzius ist: Verehre die Landesgötter; bringe ihnen zum Beweise deiner Ehrfurcht die vorgeschriebenen Opfer dar; behandle sie alle mit einer sich fern haltenden Höflichkeit; erfülle deine Pflichten gegen die Menschen im Allgemeinen, und gegen deine Blutsverwandten im Besondern. Die Lehre des Confuzius hat es mit den Dingen dieser Welt und mit dem Versuche, die menschliche Glückseligkeit durch menschliche Anordnungen zu Stande zu bringen, so ausschließend zu thun, daß sie die wichtigste Verpflichtung des Menschen, seine dankbare Gesinnung gegen Gott, seinen Schöpfer und Erhalter, ganz aus dem Auge verliert. Die Hauptsorge dieses Gesetzgebers ist nur auf die äußerliche Form und das körperliche Daseyn des Menschen hingerichtet, und es kommt ihm nicht einmal zu Sinne, in die geistige Welt einzudringen, und von dem zukünftigen Schicksal des Menschen zu reden. Die unsichtbare Welt ist ihm eben darum völlig unbekannt, und eben so auch der ganz neue, übersinnliche Zustand, in welchen die Seele des Menschen übertritt, sobald sie von den Banden der körperlichen Welt sich losgewunden hat.

Kaum hat er in dieser Sammlung seiner Denksprüche von den Ceremonien bei Trauerbegängnissen und vom Grabe gesprochen, welches die vergänglichen Ueberreste des Körpers in sich aufnimmt, so weiß er kein Wort weiter hinzuzufügen. Jenseits dieses schauerlichen Todtenbehälters ist ihm Alles lauter Finsterniß, und nicht einmal die Ahnung einer Ewigkeit tritt in seine Seele. Eben so wenig Aufschluß über die zukünftige Welt finden wir in den Weisheitsschulen seiner spätern Jünger, welchen der Gedanke an Unsterblichkeit durchaus fremd geblieben ist. Wir möchten darum

den Confuzius keinen Atheisten nennen; obgleich viele seiner gegenwärtigen Schüler das Daseyn Gottes wirklich läugnen; denn bisweilen treffen wir wirklich in den hinterlassenen Fragmenten seiner Schriften deutliche Anspielungen auf ein höchstes Wesen an; aber seine Begriffe hierüber sind durchgängig dunkel und verworren, und er weiß auf keinerlei Weise das körperliche Seyn vom unkörperlichen zu scheiden. Der Grundsatz einer durchgängigen Wechselwirkung des Yen und des Yang, des Lichtes und der Finsterniß, des Himmels und der Erde, des männlichen und weiblichen Wesens zieht sich durch seine ganze Lehre durch. Auf diese Weise erklärt er die Schöpfung aller Dinge durch einen zeugenden Naturprozeß, und indem er die oberste Ursache alles Geschaffenen mit dem Geschaffenen selbst verwechselt, geht ihm der Glaube an die erstere gänzlich in der Seele unter. Die Art und Weise, wie sein Religionssystem den Himmel (Tyen) und die Erde (Ti), so wie die Götter entstehen läßt, durch welche alle Dinge gemacht und erhalten werden, ist eine vollendete Weltvergötterung (Pantheismus). Um die unsichtbare Kraft zu erklären, welche alle Dinge beherrscht, und welche selbst dem Gemüthe des Heiden im Glauben an eine göttliche Fürsehung anschaulich wurde, bildete oder verbesserte vielmehr Confuzius das System des aus 64 geheimnißvollen Linien zusammengesetzten Y-king, das nach seiner Erklärung den Grundsätzen des Yin und Yang (des Männlichen und Weiblichen) gemäß die mannigfaltigen Veränderungen im Gebiete der Natur und in der Menschenwelt darstellen soll, wie diese durch die Wechselwirkungen aller Elemente der sichtbaren Welt erzeugt werden.

Wir erheben keineswegs ein Siegeslied über diese groben Verirrungen der sich selbst überlassenen Menschenvernunft, um dadurch den unvergänglichen Werth der wahren göttlichen Offenbarung zu erhöhen; vielmehr glauben wir, eine gnadenreiche Fügung Gottes

darin zu finden, daß Er einem so großen Volke, wie das chinesische ist, einen Mann wie Confuzius zugesendet hat. Was wahr und lobenswerth ist in seinem Religionssysteme, das kommt von Gott, der Quelle aller Weisheit, und das Irrthümliche in demselben ist das Erzeugniß der Verkehrtheit des menschlichen Herzens.

Die zahlreichen Schüler des Confuzius hätten Gelegenheit gehabt, mit Gott bekannt zu werden, aber „sie haben Ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch Ihm gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert. Indem sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden." Röm. 1, 21. 22. Statt die irrthümlichen Begriffe ihres Meisters über das Wesen und die Eigenschaften Gottes zu berichtigen, haben sie sich von dem Wege der Wahrheit so weit verirrt, daß sie selbst das Daseyn Gottes geläugnet haben. Es ist wahr, daß ihr Tä-keih, ein Wesen, das schon vor der Schöpfung der Welt vorhanden war, mit schöpferischen Eigenschaften als ein solches geschildert wird, das alle Theile des Vorhandenen erzeugt, in Verbindung mit einander bringt und erhält. Dieser Tä-keih wirkt in Vereinigung mit Li (der Intelligenz), welcher gleichfalls als selbstständiges göttliches Wesen dargestellt wird. Allein während sie diese abgerissenen Lehrmeinungen behaupten, sinkt doch zugleich ihr Gemüth in wirkliche Gottesläugnung und grobe Abgötterei hinab. Gegen alles das, was die höchste Bestimmung und Glückseligkeit des Menschengeistes betrifft, ist ihr Gefühl gänzlich abgestumpft, und sie leben als wahre Epicuräer in dieser Welt. Nur an zeitliche Genüsse, dieser einzigen Quelle ihrer Glückseligkeit, angeheftet, haben sie für Alles keinen Sinn, was nicht unmittelbar auf die Befriedigung der Erdenlust berechnet ist; aber wenn dann der Tod heranrückt, der allen ihren Aussichten ein Ende macht, so werfen sie sich nicht selten einem Priester des Budha oder Ta-u in die Arme, obgleich sie bisher ihn mit äußerster Verachtung behandelt haben.

In China gibt es, genau genommen, keine Staats-Religion. Die Anhänger des Confuzius sind Leute, welche es mit den Lehrsätzen der Religion eben gar nicht genau nehmen; obgleich alle, welche im Dienste der Regierung sich befinden, gehalten sind, gewisse Ceremonien mitzumachen, welche ihre Religionsweise geheiligt hat. Der Kaiser selbst ehrt den Tyen-ti (Himmel und Erde) durch feierlichen Gottesdienst; seine Statthalter im Reiche beten die Götter des Landes, Schay und Tseih, alle Geister der Elemente, die Königinn des Himmels, Tyen-hau, welche alle Meere beherrscht, und den Gott des Krieges (Kwan-to) an, und vor Allem zollen sie dem Confuzius so wie den Göttern der Wissenschaft ihre Ehrfurcht. Die Verehrung der Voreltern wird von den Gelehrten viel strenger beobachtet, als von dem gemeinen Volk. Auf diese Weise hat der Dienst der Vielgötterei mit eigentlichem Atheismus einen Bund gemacht, und beide stehen gleich feindselig der wahren Religion entgegen. Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß alle Mandarinen und alle Anhänger des Confuzius in gleichem Grade unwissend oder sittlich verdorben seyen. Gewiß gibt es deren nicht wenige, welche einzelne Lichtfunken der Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden wissen; allein der größere Theil derselben wandelt doch sorgenlos den Weg des Verderbens dahin. Ihre Furcht so wie ihre Hoffnung endigt sich mit diesem Leben, und fleischliche Selbstsucht ist der mächtige Hebel, welcher ihr Denken und Thun in Bewegung setzt. Dessen ungeachtet glaubt das chinesische Volk, in der nächsten Verwandtschaft mit dem Himmel zu stehen; sie nennen ihr Land geradezu „das Himmelreich," und glauben in ihm den Himmel auf Erden gefunden zu haben. Ihre Weisen, Gesetzgeber und Fürsten haben versucht, die Regierung nach Gesetzen der Natur und des sichtbaren Himmels abzubilden; und nicht nur die Regierungsweise und die Landeseinrichtungen, selbst die Paläste des Kaisers, die

Banner seiner Heere, die Insignien seiner Regierung sollen durchgängig eine Aehnlichkeit mit himmlischen Gegenständen besitzen. Mit dem Sohne und Statthalter des Himmels an ihrer Spitze glauben die Chinesen, ein durch die Religion geheiligtes Recht zu haben, alle Staaten und Völker zu unterjochen, welche den Rathschlüssen des Himmels (des chinesischen Kaisers) ungehorsam sind. Sie züchtigten solche Völker, sie rotteten selbst einige derselben aus zur bleibenden Warnung gegen jeden künftigen Versuch, sich den Verordnungen des Himmels zu widersetzen. Selbst jetzt noch gibt es der Beispiele genug, bei welchen sie die Gesetze des Himmels mit dem schnöden Betrug ihrer Landesregierung verwechseln. Es ist wirklich eine außerordentliche Thatsache, daß ein Volk, welches geradezu ohne Gott in dieser Welt lebt, sich anmaßt, was noch kein anderes Volk der Erde als solches bisher gethan hat, daß es nämlich in den Ländern und unter den Völkern der Erde die Stellvertreterinn des Himmels sey, der man unbedingt wie Gott gehorchen müsse; und doch ist diese Behauptung einer der Hauptartikel ihres politischen Glaubensbekenntnisses.

Lau-tse, der Stifter der Ta-u Sekte, lebte gleichzeitig mit Confuzius (etwa 550 Jahre vor Christus, zur Zeit des Propheten Daniels und des Wiederaufbaues des zweiten Tempels). Seine speculative Religionslehre ist noch viel feiner gesponnen, als die des Confuzius; sie kümmert sich wenig um die Dinge dieser Welt, zählt daher auch nicht viele Anhänger, und ihre Lehrsätze werden nur von Wenigen verstanden. Obgleich diese auf das menschliche Leben nur wenig anwendbar sind, so reden sie doch von einem Daseyn in der zukünftigen Welt; sie enthalten Ahnungen eines höchsten Wesens, und lehren die Ausübung der Tugend aus Beweggründen, welche vom Zustande des Menschen in der zukünftigen Welt hergenommen sind; allein, statt,

daß

daß diese bessere Religionsweise die Abgötterei ihren Verehrern verbieten sollte, befördert sie vielmehr dieselbe unter ihnen. Die San-sching, oder die drei Heiligen im Himmel, enthalten sichtbar eine Anspielung auf die Dreieinigkeitslehre der Bibel, welche durch Ueberlieferung frühe schon ihren Weg bis nach China gefunden haben muß; aber als eine verborgene Perle unter dem Schutthaufen des heidnischen Aberglaubens begraben liegt. Der Yuh-wang, der höchste Kaiser und Ehrenvollste im Himmel, der Peih-ti, der Kaiser des Nordens, der Hua-kwang, der Gott des Feuers, und eine zahllose Menge von Untergöttern und Hausgöttern beweist zur Genüge, daß die menschliche Vernunft ohne die Beihülfe einer göttlichen Offenbarung die richtige Erkenntniß des allein wahren Gottes aus eigener Kraft nicht zu finden, und wenn sie auch dieselbe auf dem Wege der Ueberlieferung erhalten hat, nicht zu bewahren vermag. Der Ta-u dieser Religionssekte, das Wesen aller Intelligenz, und der Quell, aus dem alle Vernunft herfließt, hat in mannigfacher Beziehung eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Logos, den die alte platonische Schule gelehrt hat.

Es ist uns hier nicht darum zu thun, alle die Albernheiten auseinander zu setzen, welche in den Schriften dieser Sekte umständlich aufbewahrt sind. Die Anhänger der Ta-u Religion erscheinen uns als die Mystiker der chinesischen Heidenwelt. Die Geburt ihres Stifters wird als ein Wunderwerk erzählt; er lebte in der Zurückgezogenheit, und kleidete seine Lehren in eine sinnbildliche, und oft unverständliche Sprache ein. Wir finden in derselben Ideen einer Dämonenwelt und dämonischer Einflüsse, so wie Hinweisungen auf den Zustand des menschlichen Wesens, das vom Körper getrennt ist. Beherrschung der Leidenschaften wird als würdigster Gegenstand unseres Strebens, und als gerader Weg zur Glückseligkeit genannt. Die Alchymie (Goldmacherkunst) beschäftigt die Forschungen ihrer gepriesensten

Priester; der thierische Magnetismus, welcher so viel Lärm in Europa gemacht hat, ist den Eingeweihten ihrer Wissenschaft wohl bekannt, und wird oft schändlich mißbraucht. Sie behaupten, den Trank der Unsterblichkeit zu besitzen, betrügen damit das unwissende Volk, und wissen sich immerdar ein geheimnißvolles Aussehen zu geben, um ihren Nebenmenschen zu täuschen. Eitel in ihren Ansprüchen, und kleinlicht in ihren Spekulationen, jagen sie Luftgestalten nach, und verlieren sich im Abgrunde der Ungewißheit.

Der Budhismus, eine etwa 70 Jahre nach Christus durch Fo in China eingeführte Religionsweise, ist den sinnlichen Wünschen des gemeinen Volkes ungleich besser angepaßt, und hat daher die zahlreichsten Anhänger. Das System der Götterlehre, das diese Religionsweise der Welt verkündigt, ist sehr roh; aber ihre Götzen sind nicht schmutzig und wollüstig, wie die Götter der Hindus. Der wahre und folgenrichtige Budhismus hat gar keinen Gott zur Grundlage, und will auch von keinem Gott wissen. Seine Priester dulden zwar jede Gestaltung der Vielgötterei, und räumen jedem bekannten Götzen eine Stelle in ihren Tempeln ein; aber für sie ist der ganze Weltkreis eine auf eigenem Grunde ruhende Maschine, die sich ohne die Beihülfe irgend einer Ursache außer ihr in Bewegung setzt. Jedes Theilchen des großen Universums ist ein Ausfluß der unermeßlichen Leere, in welche am Ende alle sichtbaren Dinge wieder zurückkehren, um sich für immer im Meere des Nichts zu verlieren. Die Seelen der Menschen und der Thiere befinden sich auf einer beständigen Wanderung, bis sie den höchsten Gipfel der Ruhe und Glückseligkeit erreicht haben, und in gänzlicher Zernichtung verschlungen werden. Budha mit seinen zahllosen Schülern hat diesen Pfad zuerst betreten, und sich glücklich zum Zustande der Vernichtung emporgeschwungen, und seine wahren Jünger sind nun verpflichtet, in seinen Fußstapfen ihm nachzufolgen. Ihre

Götter sind so zahlreich, als nur immer die Einbildungskraft des Menschen sie zu schaffen vermag. Ueber den Thronen schweben die San-pau fu, oder die drei herrlichen Budhas; die Göttinn Kwan-yen, die alle Dinge nährt, die heilige Mutter oder Himmelsköniginn, und zahllose andere Gottheiten, welche das Zerrbild ihres Wahnes ausmachen. Die sittlichen Vorschriften ihrer Religion gehen in die Einzelnheiten des Lebens, und einige derselben sind unstreitig gut. Die Leidenschaft der Vernunft zu unterordnen, und die Lüste zu dämpfen, ist das Ziel, nach welchem sie streben. Der kürzeste Weg, der zur Glückseligkeit führt, besteht in ununterbrochenem Stillschweigen, in gänzlicher Abtödtung der Gefühle, in völligem Aufhören alles Denkens und aller Bewegung. Sobald ein Mensch dahin gelangt, daß er so gefühllos wie ein Stein geworden ist, sobald ist er in die Pforten der Glückseligkeit eingetreten. Ihr Paradies in der zukünftigen Welt ist ein herrlicher Garten mit goldenen Bäumen, auf deren Aesten goldene Vögel ihre herrlichen Melodien singen. Süße Wohlgerüche erfüllen die Luft dieses himmlischen Eliseums. Der Nektar fließt in Strömen, und ein ewiger Tag macht der Nacht ein Ende. Indeß auf diese Weise ihr fleischliches Paradies mit allen Bildern der Erdenlust ausgeschmückt ist, herrscht in ihrer Unterwelt ein desto schrecklicherer Jammer. Die Gottlosen daselbst werden zerhauen, entzwei gesägt, in glühenden Kesseln gebraten und auf jegliche Weise gequält, bis sie zu einer neuen Seelenwanderung gelangen. Ihre Mönchs- und Nonnenklöster sind sehr zahlreich; ihre Priester durchgängig unwissend, ihre Religionsweise ist von Jedermann verachtet, und doch in Ermanglung einer bessern beibehalten. Der Budhismus ist die Zufluchtsstätte Aller in dem Augenblick, wenn die Welt vor ihren Augen untergeht, und die Schrecknisse des Todes die schuldbeladene Seele ängstigen. Die Literatur der Budhisten ist durchgängig in Versen abgefaßt.

Das gegenwärtige Kaiserhaus scheint das Ansehen der Lamas unterstützt zu haben. Da die Mongolen diesem Religionsbekenntnisse sehr ergeben sind, und in ihrer Weise nur wenig von den Budhisten Chinas abweichen, so erfordert es die Staatsklugheit des chinesischen Monarchen, den Einfluß des Groß-Lama in Thibet zu unterstützen, der allein durch seine Gewalt die wilden Horden im Zaum zu halten vermag, welche auf den Steppen Mittel-Asiens umherziehen.

Die Nationalfeste der Chinesen sind zahlreich, und nichts übertrifft den Glanz und Pomp, womit sie gefeiert werden. Ihre Götter werden an diesen Tagen besucht, ihre Tempel geschmückt, und die Orakel um das künftige Schicksal befragt. Das Fest der Gräber, so wie die Geburtstage der Götter und der Helden bieten eben so viele Veranlassungen zu festlicher Freude dar, welche ein so sinnliches Volk wie das chinesische zur Befriedigung seiner Lüste wohl zu benützen weiß. Diese Leckertage beginnen mit Opfergaben brennenden Weihrauchs, und Kniebeugungen vor den Göttern, und und schließen mit roher Ausschweifung, Trunkenheit und Spiel. Ihren Göttern kommt nur der Wohlgeruch der Fleischspeisen zu gut, die ihnen eine Zeitlang vorgesetzt werden, während das Volk selbst dieselben verzehrt. Ein liebendes Andenken an die Edlen, welche uns im Tode vorangegangen sind, in unserer Seele zu bewahren, ist Pflicht eines jeden Menschen; aber den Geistern der Vorfahren Opfer zu bringen, und vor ihren Gedenktafeln anbetend niederzufallen, ist ein roher Götzendienst. Dieser wird allgemein in China geübt, und das bürgerliche Gesetz selbst gebietet diese Sitte. Confuzius lehrte seine Schüler, den Todten auf dieselbe Weise zu dienen, wie sie ihnen im Leben gedient haben würden; und wer diese heilige Pflicht versäumt, wird als ein schlechter Bösewicht gebrandmarkt. Eine so allgemeine Herabwürdigung des religiösen Glaubens läßt es zum Voraus erwarten, daß das weibliche Geschlecht

die Hochachtung nicht genießt, welche ihm in der bürgerlichen Gesellschaft gebührt. Sie sind nur die willenlosen Sklavinnen ihrer Gebieter, leben und sterben in Unwissenheit dahin, und jeder Versuch, sie zu der ihnen gebührenden Würde zu erheben, wird als ruchlose Anmaßung betrachtet. Ihr Gesetzgeber und Religionsstifter, Confuzius selbst, hat das weibliche Geschlecht zu diesem Zustande schnöder Herabwürdigung verurtheilt, und geht überall von dem Grundsatze aus, daß die Glieder desselben bloße Nullen in der Gesellschaft sind. Die Religionsweise des Budha und Ta-u begünstigen diese Ansicht, welche nothwendig überall die häusliche und bürgerliche Wohlfahrt untergraben muß. So lange in China die Mütter nicht die Lehrerinnen ihrer Kinder, und die Gattinnen nicht die Mitgehülfinnen ihrer Ehemänner geworden sind, so lange wird die sittliche Wiedergeburt dieses mächtigen Reiches nur sehr langsam vorwärts schreiten.

Die Kunst, aus dem Laufe der Gestirne zu weissagen, Wahrsager- und Zauberkünste zu üben, und die Todten zu befragen, ist allenthalben in China im Schwange. Obschon einige dieser abergläubischen Gräuel von der Regierung verboten sind, so wird dieses Verbot doch selten geachtet. Die Chinesen tragen ihre Zauberzettel, haben ihre Schutzmittel gegen Unholde, besitzen ihre Schutzgötter, und geben sich überall dem losen Spiele des blinden Aberglaubens hin. Wir beklagen die tiefe Herabwürdigung der vernünftigen Natur des Menschen unter einem Volke, das so viel gesunden Menschenverstand besitzt, und zu ernstern Betrachtungen aufgelegt ist. Dabei muß es uns in hohem Grade befremden, daß die Chinesen im Allgemeinen eine sittliche Abstumpfung gegen alle religiösen Gegenstände zu Tage legen. Sie huldigen nur so weit der Religion, als die hergebrachte Sitte dieß gebietet; dabei haben sie es blos mit äußerlichen Formen und Ceremonien zu thun, indeß ihre Herzen dem Anscheine

nach nur selten an der religiösen Feier Theil nehmen. Es ist eine zweifellose Thatsache, daß die Lehren des Confuzius selbst wesentlich dazu beigetragen haben, die Gefühle der Nation für die übersinnliche Welt abzustumpfen. In seiner Religionsweise besteht Alles in blos äußerlicher Form, und die Ceremonie ist das Wesen der Gottesverehrung. Eben darum ist auch das ganze Gemüth des Chinesen mit irdischen Bestrebungen ausgefüllt: Geld zu gewinnen, Ehrenstellen zu erhalten, seinen Namen auf die Nachwelt verpflanzt zu sehen, dieß sind die Gegenstände, auf welche alle seine Bestrebungen hingerichtet sind. Hat er auf irgend eine Weise sein Ziel erreicht, so überläßt er sich träger Ruhe, und genießt sorgenlos sein Glück. Er fürchtet den Tod als den Zerstörer aller Erdenfreude, und er baut häufig glänzende Tempel auf, um für seine unrechtmäßig erworbenen Güter den Zorn der Götter von sich abzuwenden. Nur sehr wenige Ausnahmen findet die allgemeine Behauptung: daß in religiöser Beziehung die Chinesen zu den erstarrtesten Völkern gehören, die es auf der Erde gibt.

Die Schriften der chinesischen Weisen enthalten wohl die sprechendsten Belege für die Erkenntnißstufe in Sachen der natürlichen Religion, zu welcher der menschliche Geist ohne die Beihülfe einer übernatürlichen Offenbarung Gottes sich emporzuschwingen vermag. Gewisse Philosophen in Europa haben den Versuch gemacht, ihre alten Collegen in China dieselbe Sprache reden zu lassen, welche ein heidnischer Philosoph reden kann, wenn er seine Jugenderziehung im Schooße der christlichen Kirche gewonnen hat. Diese alten Schriftsteller Chinas, ihre Ausleger und selbst die dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Zeit würden die Gedanken nicht einmal verstehen, welche ihnen in Europa unterschoben werden. Die einfachsten Wahrheiten des Christenthums, welche selbst jeder Deiste anerkennt, sind für das Gemüth eines Chinesen unverständlich, und er

kennt keinen andern Ideengang, als den er aus seinen eigenen Klassikern geschöpft hat. Mit Recht mögen wir hier mit dem Apostel Paulus fragen: „Wo sind die Klugen? wo sind die Schriftgelehrten? wo sind die Disputirer dieser Welt? hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen, die daran glauben." 1 Cor. 1, 20. 21.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Religionsweisen, welche man in China kennt, müssen wir hier auch die Juden und Muhamedaner mit einem Worte berühren. Die Juden sollen unter der Han-Dynastie (Jahr 202 vor Christus) nach China eingewandert seyn. Ihre Zahl hat sehr abgenommen, und heut zu Tage besitzen sie nur noch eine einzige Synagoge zu Kä-fang-fu, der Hauptstadt der Provinz Honan. Das Wenige, was wir von ihnen wissen, beruht auf den Nachrichten, welche uns der römische Missionar Gozani von denselben gegeben hat; ich selbst habe keinem in China begegnet, auch in chinesischen Schriften nicht eine einzige Spur derselben angetroffen. Die Muhamedaner sind sehr zahlreich, und in den westlichen Provinzen, welche an muhamedanische Länder angrenzen, gibt es deren eine große Zahl. Von den chinesischen Götzendienern unterscheiden sie sich blos dadurch, daß sie gewisser Fleischspeisen sich enthalten, und den Götzendienst verwerfen. In dem letztern Punkte sind sie indeß nicht so strenge, daß sie sich nicht bisweilen an die heidnischen Ceremonien ihrer übrigen Landsleute anschließen sollten.

Neunter Abschnitt.

Die Nestorianer. Mongolische Eroberungen. Katholische Mission. Jesuiten. Franz Xavier Ricci. Weibliche Proselyten. Streitigkeiten zwischen den katholischen Mönchsorden. Der deutsche Missionar Schaal. Eroberungen der Tartaren. Missionar Verbiest. Tod des Kaisers Kang-hi. Handel zwischen den Jesuiten und Dominikanern. Verfolgungen der nachfolgenden Kaiser Tau-kuang. Protestantische Missionen.

Das Christenthum, diese köstlichste aller Gaben des Himmels, ist unter Gottes gnadenreicher Leitung seit seinem Ursprunge bereits vielen Völkern der Erde mitgetheilt worden. Die ersten Jünger Christi waren von einem heiligen Eifer für die Bekehrung der Welt ganz durchdrungen, und so lange sie der Geist Gottes leitete, wurde das Christenthum nach allen Richtungen des Erdkreises hin ausgebreitet. Christengemeinden bildeten sich fast unter allen Völkern der in den ersten Jahrhunderten der Kirche Christi bekannten civilisirten Welt: aber es ermangeln uns aus jenen früheren Tagen bestimmte geschichtliche Zeugnisse dafür, daß schon damals die Wahrheit des Evangeliums bis nach China gedrungen sey. Als später die Kirche Christi durch die Streitigkeiten einer kaltherzigen Rechtgläubigkeit zerrissen ward, und die Nestorianer von andern Religionspartheien verfolgt wurden, so nahmen viele Unterthanen des römischen Reiches, welche zu ihrem Glauben sich bekannten, die Zuflucht nach Persien, oder wanderten von Armenien nach den unzugänglichen Klüften der kaukasischen Gebirge aus. Von dort aus verbreiteten sie ihren Glauben unter den Tartaren der ungeheuern Steppenländer, welche an das chinesische Reich grenzen. Daß das Christenthum schon damals seinen Weg nach China gefunden haben mag, ist keineswegs unglaublich, und wird wahrscheinlich durch verschiedene Bemerkungen eines berühmten Reisenden des dreizehnten Jahrhun-

derts, des Marco Polo, eines Venetianers, welcher der Nestorianer häufig gedenkt, die er auf seinen Wanderungen in der Tartarei so wie in andern Ländern Asiens antraf, welche er besuchte. Eben so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch vom westlichen Indien her, aus den auf jenen Küsten angesiedelten syrischen Gemeinden einzelne Missionarien bis in die Provinzen Chinas vorgedrungen sind. Diesen Umstand suchen die Jesuiten namentlich aus einer merkwürdigen, mit syrischen Inschriften überschriebenen Gedenktafel zu beweisen, welche zu Segnan-fu, in der Provinz Schin-si, gefunden wurde. Obgleich wir Gründe zu haben glauben, einen Theil dieser Inschrift zweifelhaft zu finden, so läßt sich doch die große Wahrscheinlichkeit nicht läugnen, daß einzelne christliche Missionarien schon in den erstern Jahrhunderten des Mittelalters unter den Einwohnern des chinesischen Reiches nicht ohne Erfolg gearbeitet haben. Wenn auch chinesische Geschichtsschreiber über einen so wichtigen Umstand ein gänzliches Stillschweigen beobachten, so wird deßwegen eine solche Voraussetzung nicht unwahrscheinlicher, denn aus dem gleichen Grunde müßte geläugnet werden, daß auch die römische Kirche in den spätern Jahrhunderten jemals Missionarien nach China gesendet habe, weil auch von ihren Arbeiten kaum hie und da eine leise Spur in den Jahrbüchern der chinesischen Geschichte anzutreffen ist. Die Aehnlichkeit so mancher heidnischer Gebräuche der Chinesen mit den Ceremonien einer ausgearteten christlichen Kirche liefert einen neuen, kräftigen Bestätigungsgrund für die Annahme, daß ein durch Aberglauben entstelltes Bild vom Christenthum frühe schon in China bekannt gemacht worden seyn müsse. Später vermischte sich dasselbe mit dem Götterglauben der Budhisten- und der Ta-u Sekte, und gab den Lehrmeinungen derselben einen neuen Anstrich. Der höchst beklagenswerthe Zustand, in welchen so viele Völkerstämme des kaukasischen Gebirges zurückgesunken sind, welche

sich früher zur christlichen Kirche bekannt hatten, ist eines der verschiedenen Beispiele, welche die Richtigkeit unserer Vermuthung bekräftigen.

Allein die Bemühungen der Nestorianer um die Ausbreitung des Christenthums in China lassen schon zum Voraus keine tiefen und bleibenden Wirkungen unter dem chinesischen Volke erwarten. Schon ihre Unwissenheit war für sie ein Hinderniß, das lautere Evangelium den Einwohnern zu verkündigen; dabei begnügten sie sich mit der blos äußerlichen Annahme ihres Glaubensbekenntnisses, ohne sich zu bemühen, den lebendigen Glauben an Christum in ihre Herzen zu pflanzen; und es war meist nur die Bekanntschaft mit abergläubischen Ceremonien, zu welcher sie, statt der Verkündigung des lautern Evangeliums, ihre Schüler abzurichten versuchten, und darum ist es natürlich, daß die Spuren einer solchen Missionsarbeit leicht und bald durch die Stürme des Weltgeistes wieder ausgelöscht werden mußten. Die vereinzelten Bemühungen der Nestorianer abgerechnet, konnte in den Jahrhunderten des Mittelalters für die Pflanzung der Kirche Christi in China nicht viel geleistet werden, da die abendländische Kirche selbst ihr krankhaftes Daseyn gegen die reißenden Ueberschwemmungen der muhamedanischen Völker kaum zu retten vermochte. Später breitete sich unter der Anführung des berühmten Dschingis-Chan die Herrschaft der Mongolen über einen großen Theil der asiatischen Länder aus; und von dem Enkel dieses mächtigen Eroberers, Cublai, oder Hurih-peih-li, wie ihn die Chinesen nennen, wurde (im Jahr 1296) auch das chinesische Reich unterjocht. Die Mongolen im Westen kamen jetzt mit den Europäern in Berührung, welche von ihren feindlichen Ueberfällen bedroht wurden. Der Papst Innocenz IV. sandte daher (im Jahr 1246) eine Gesandtschaft an den mongolischen Kaiser, Kayer-Chan, um denselben zu überreden, ein Christ zu werden. Wie schwärmerisch auch ein solcher Versuch erscheinen mag,

so lohnte es sich doch der Mühe, durch Ueberredungskünste zu bewerkstelligen, was die Waffen der Europäer nicht zu bewirken vermochten. Obschon damals die Gesandtschaft des Papstes mit Verachtung zurückgewiesen wurde, so sahen sich doch bald die Gewalthaber der westlichen Mongolen zur Erhaltung ihrer unbehülflichen Herrschaft genöthigt, den Beistand der Kreuzfahrer zu Hülfe zu rufen, um die ungestümmen Anfälle der Muhamedaner, dieser Widersacher der Heiden und der Christen, zurückzutreiben. Es fanden daher verschiedene Gesandtschaften Statt zwischen dem großen Chan der Mongolen und dem heiligen Ludwig, dem Könige Frankreichs, welcher damals auf einem Kreuzzuge im Morgenlande sich befand. Dieses wechselseitige, freundliche Verständniß ermuthigte den französischen König, den Missionar Rubruuis, einen Kapuzinermönch, dem großen Chan zuzusenden, um die Bekehrung desselben zu versuchen. Obgleich alle diese Bemühungen scheiterten, so wurde doch durch dieselben die Aufmerksamkeit der abendländischen Kirche auf dieses entfernte Mongolenland rege erhalten, welches man von jetzt an das Reich Katay zu nennen anfing. Die glaubwürdigen, obgleich mit vielen Wundergeschichten durchflochtenen Erzählungen, welche Marco Polo, ein Venetianer, von seinen Reisen in diesem Reiche bekannt machte (Jahr 1295), und welche später durch die Berichte des berühmten armenischen Reisenden Hayton bestätigt wurden, trugen viel dazu bei, den Entdeckungseifer der Europäer anzuregen, um dieses Wunderland genauer kennen zu lernen.

Von dem Augenblicke an, da die Portugiesen den Weg nach Indien fanden, beginnt ein ganz neuer Zeitabschnitt für die chinesische Missionsgeschichte. Kaum hatten sie Malacca erobert, als sie (Jahr 1517) mehrere Schiffe nach China sandten, um mit der Regierung dieses Reiches einen Handelstraktat abzuschließen; und nach manchen mißlungenen Versuchen ließen sie sich (Jahr 1537) zu Macao nieder. Von jetzt an machten

sich aus allen römisch-katholischen Ländern Europas Schaaren von Missionarien auf den Weg, um das chinesische Volk zu bekehren. Unter einer so großen Mannigfaltigkeit von Charaktern befanden sich unstreitig Männer von ausgezeichneten Talenten, glühendem Eifer und musterhafter Beharrlichkeit; aber auch der unwissenden und blos frömmelnden Arbeiter nicht wenige, welche der fleischliche Sinn und irdische Habsucht in diese Laufbahn hereingelockt hatte. Alle Mönchsorden der römischen Kirche wetteiferten mit einander, den größten Antheil an diesen Bekehrungsarbeiten zu nehmen; aber die Missionarien des Jesuiten-Ordens zeichneten sich doch bald durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und ihrer Kenntnisse aus; denn bereits hatten sich die Jesuiten um diese Zeit des Jugendunterrichtes in vielen Ländern Europas bemächtigt; sie besaßen eine tiefe Erfahrungskenntniß der menschlichen Natur, auch verstanden sie sich darauf, immer die tauglichen Werkzeuge für ein Werk zu wählen, welches sie auszuführen im Sinne hatten. Es würde eben so sehr mit der Gerechtigkeit als mit der Christenliebe streiten, wenn wir über Alle ein scharfes und richterisches Urtheil fällen wollten; denn unstreitig befanden sich Mehrere unter ihren Arbeitern, in deren Herzen die Gnade Gottes stärker war, als der Einfluß des Jesuitengeistes. Sollten wir nicht glauben dürfen, daß der heitere Muth, womit Viele von ihnen die bittersten Verfolgungen und Leiden, ja den Märtyrertod selbst erduldeten, auf bessern Grundlagen ruhte, als blos auf hartnäckiger Anhänglichkeit an abergläubische Menschenmeinungen? Wir überlassen diese Entscheidung dem allwissenden Richter der Menschenherzen, und uns bleibt dabei nichts, als der aufrichtige Wunsch übrig, daß der rastlose Eifer dieser Männer fromme Nachahmer unter den protestantischen Missionarien finden möge, welche in Glaubenseinfalt und bei voller Uebereinstimmung ihrer Gesinnung mit dem Bekenntnisse ihres Mundes einen noch

höhern Grad von Eifer und Weisheit bei der Verkündigung des herrlichen Evangeliums Jesu Christi zu Tage legen mögen, als ihre Vorgänger gethan haben, um die Legenden der Heiligen zu verbreiten, und die Ceremonien der römischen Kirche unter dem chinesischen Volke einzuführen.

Franz Xavier, welcher zuerst als Missionar versuchte, sich nach China hinein zu wagen, besaß unstreitig ein warmes Herz, und die redliche Bereitwilligkeit, Alles für die Sache zu erdulden, welche er zu der Seinigen gemacht hatte. Als er im Anblick des Landes, für welches sein Herz so inbrünstig zu Gott gefleht hatte, den Geist aufgab, so ließ er seinen Nachfolgern das Beispiel seines Eifers und seiner Beharrlichkeit zur Nachahmung zurück. Es war nicht seine Schuld, daß ihn der römische Hof nach seinem Tode zu einem Heiligen erhob und vergötterte; er selbst war unstreitig ein außerordentlicher Mann, aber nur, wie er auch selbst bezeugte, ein Werkzeug Gottes; und, besser würde sein Name auf der Welt im Strome der Vergessenheit untergegangen seyn, wenn er nur mit Flammenschrift in das Buch des Lebens im obern Heiligthume eingeschrieben ist.

Die Portugiesen, welche mit der Verfolgung ihrer Handelsinteressen immer zugleich die Verbreitung der Religion im Auge hatten, zögerten nicht, in den westlichen Gebieten Indiens sowohl, als auf ihrer neuerrichteten Niederlassung zu Macao ihre Bisthümer aufzurichten. Alexander Valignan, der als Jesuiten-General die oberste Leitung der Missionen in Indien führte, und jetzt auf Macao sich niederließ, drückte sein Bedauern darüber aus, daß ein so großes Reich, wie China, nicht von dem Lichte des Christenthums erleuchtet seyn solle. Seine Geschichte ist Bürge dafür, daß der Eifer seines Herzens, obgleich irre geleitet, doch aufrichtig war, und der Erfolg seiner Bemühungen, selbst die furchtbarsten Hindernisse zu überwinden, bezeugt

deutlich, daß ein inbrünstiger, mit Beharrlichkeit verbundener Eifer auch die schwierigsten Unternehmungen auszurichten vermag. Welche herrliche Erfolge hätten sich nicht für die Verbreitung des Evangeliums erwarten lassen, wäre es diesen Männern mehr um die Pflanzung des Reiches Christi, als um die Verbreitung der päpstlichen Herrschaft, mehr um den Unterricht im Worte Gottes, als um das Ansehen menschlicher Gebote zu thun gewesen. Alexander Valignan verstand sich darauf, zur Aufrichtung der Mission in China die tüchtigsten Werkzeuge zu erwählen. Zu diesen gehörte ein Ruggiero und ein Ricci, welche durch List und große Opfer festen Fuß in China gewannen, und von denen der letztere bis zum Ende ausharrte. Mit Eifer und richtig geleiteter Klugheit verband er eine gründliche Kenntniß der Religion, deren Verkündiger er war, und vielseitige Menschenkenntniß. Er hatte sich in der Mathematik eine reiche Wissenschaft erworben, und wußte mit derselben die Gunst des Hofes zu gewinnen. Die chinesische Sprache hatte er auf eine so bewunderungswürdige Weise sich zu eigen gemacht, daß er mit klassischer Schönheit Bücher in derselben schrieb, und über Philosophie und Religion gelehrten Unterricht ertheilte. Hülfsquellen aller Art flossen ihm im Ueberfluß zu, und leicht wußte er die Waffen seiner abgesagten Widersacher, welche zahlreich gewesen zu seyn scheinen, für sich und sein Werk unschädlich zu machen. Die Provinz Canton war der erste Schauplatz seiner Wirksamkeit. Von dort begab er sich nach Kiang-si, und ließ sich später zu Nan-king nieder, wohin Tausende von Einwohnern strömten, um ihn zu hören und seine Talente zu bewundern. Ansehnliche Geschenke öffneten ihm den Weg nach der Hauptstadt Pe-king. Allenthalben hatte er Haufen von Neubekehrten gesammelt; aber an keiner Stelle war der Erfolg seiner Arbeiten so groß, wie in dieser Hauptstadt. Selbst manche Mandarinen wurden an seine Lehre gläubig, und die Zahl der Be-

kehrten nahm mit jedem Tage zu. Noch ist ein in chinesischer Sprache verfaßtes Glaubensbekenntniß vorhanden, welches die Täuflinge vor dem Empfang der Taufe abzulegen pflegten. Wahrscheinlich hat Ricci selbst dasselbige aufgesetzt. Wir können nicht finden, daß der lebendige Glaube an den Erlöser das Mark dieses Glaubensbekenntnisses ausmacht; die Täuflinge entsagen in demselben feierlich dem Götzendienste, ohne eben den Glauben an den Sohn Gottes, als einziges Bewahrungsmittel gegen denselben, anzunehmen.

Unter seinen ausgezeichnetsten Schülern befand sich auch ein Kabinets-Minister, Paul Syu. Dieser Mann blieb seinem Bekenntnisse getreu, und wurde ein geschickter Vertheidiger und eine Stütze der römischen Kirche in China. Da er aus Ueberzeugung den christlichen Glauben angenommen hatte, so vertheidigte er ihn auch gegen alle Angriffe seiner Widersacher; und während er die Lehren desselben hochschätzte, zeigte er eine abergläubische Verehrung gegen seine Diener. Seine jüngste Tochter, Candida, übertraf noch an Eifer ihren frommen Vater. Unter diesen erfolgreichen Arbeiten Ricci's traten andere seiner Mitarbeiter in das große Erntefeld ein. Für sie wußte die Candida die Aufenthaltsgestattung am Hofe zu gewinnen; sie nahm dieselben in Schutz gegen die Plackereien der Mandarinen; auch stiftete sie selbst dreißig schöne Kirchen in verschiedenen Theilen der Provinz Tschy-li. Schon zählte die Provinz Kiang-nan (Kiang-si) allein neunzig Kirchen, fünf und vierzig Oratorien und mehrere Arten von Verbrüderungen. Auch mit dem Uebersetzungswerke fingen nun die Missionarien sich zu beschäftigen an, und übertrugen nach und nach in die chinesische Sprache nicht weniger als 130 Schriften, unter welchen sich „Betrachtungen über die Evangelien," die „Summa Theologiä" des Thomas von Aquino, die „Commentarien des Borodius" nebst vielen „Lebensbeschreibungen der Heiligen" sich befanden. Alle diese Schriften ließ Can-

dida auf ihre Kosten drucken. Aber ach, die heilige Schrift, ohne Noten und Commentar, wurde nie dem Druck übergeben! Die Legenden der Heiligen wurden reichlich unter dem Volke ausgestreut, aber nie das Leben des anbetungswürdigen Erlösers der Menschheit. Nicht zufrieden mit den gewöhnlichen Wegen und Mitteln, die Lehren der Kirche auszubreiten, überredete sie einige blinde Leute, welche auf den Marktplätzen standen, und Wahrsagerkünste trieben, statt ferner das leichtgläubige Volk durch ihre eiteln Künste zu hintergehen, demselben die Lehrmeinungen der Kirche zu predigen, und sie ließ sie zu diesem Zwecke noch weiter unterrichten. Wenn nun diese Blinden das Volk auf dem Markte genug ermahnt hatten, so wiesen sie die Leute an, zu den Missionarien zu gehen, um weitern Unterricht bei denselbigen zu suchen. Nachdem die Candida die ausgezeichnetsten Gunstbezeugungen des Kaisers empfangen, und die reichen Geschenke desselben auf die Verschönerung der Altäre und die Unterstützung der Armen verwendet hatte, starb sie mit dem Rufe, die berühmteste Beschützerinn der römischen Kirche gewesen zu seyn, welche China jemals gesehen hat. Agatha, eine Dame gleichen Ranges, und Gemahlinn eines Mandarinen, welcher Vizekönig von vier verschiedenen Provinzen des Landes war, ahmte ihrem Eifer nach, und nahm die Lehren des Christenthums gegen die Angriffe erhitzter Götzendiener häufig in Schutz.

Die Missionarien sparten keine Mühe, mit manchen trefflichen Einrichtungen ihrer Kirche zugleich auch die ganze Fülle ihrer abergläubischen Gebräuche in China einzuführen. Während sie zu Ehren der heiligen Jungfrau Verbrüderungen stifteten, und die Haufen der heidnischen Götter mit den Namen der Heiligen vermehrten, wurden zugleich Vereine errichtet, in denen die eifrigsten Christen mit Betrachtungen über die Leiden und den Tod unseres Erlösers sich beschäftigten;

eine selige Uebung, welche allen wahren Christen geziemt. Der rastlose Eifer, der die Missionarien antrieb, selbst ihr Leben für die Verbreitung der Religion aufs Spiel zu setzen, hatte keineswegs blos in abergläubischer Frömmelei seinen Entstehungsgrund und die Quelle seiner Nahrung; unstreitig muß in den Herzen Einzelner dieser Glaubensboten eine himmlische Flamme gelodert haben, sonst wäre das Feuer bald wieder ausgelöscht. Wie viel Schutthaufen von Holz, Heu und Stoppeln auch um das Fundament ihres Glaubens liegen mochten, so waren es doch auch Gold, Silber und Edelsteine, welche an diesem Gebäude des Glaubens lieblich hervorglänzten.

Die schnellen Fortschritte, welche die Missionarien bei der Verbreitung christlicher Erkenntniß unter dem Volke machten, zogen ihnen zwar von Seiten der Budha- und Ta-u-Priester eine Verfolgung zu; allein da die Regierung mit ihrem Einflusse ihnen nicht behülflich war, so hatte sie kaum einige ernstliche Folgen. Aber desto gefährlichere Feinde fanden sie an den Priestern ihrer eigenen Religion, welche andern Mönchsorden zugehörten, und die Jesuiten bitter haßten, weil diese das Missionswerk in China zuerst begonnen hatten. Die Anmaßung, List und Verachtung, welche die Missionarien dieser mönchischen Verbrüderungen gegen sie zu Tage legten, gingen so weit, daß sie das Aeußerste von denselben zu fürchten hatten. Noch zu den Lebzeiten des thätigen Ricci brachen die Heftigkeiten zu Macao aus, und ein Mönch war schlecht genug, sie bei der Obrigkeit der Verschwörung zum Umsturz der chinesischen Regierung anzuklagen. Der heftige Sturm, welcher den Jesuiten in Folge dieser Anklage drohte, wurde indeß von einem Mandarinen abgewendet, welcher nach Canton gekommen war, und mit Erfolg das Verläumderische dieser Anklage nachzuweisen wußte. Bald hernach beschloß Ricci (Jahr 1610), von Christen

und Heiden gleich beklagt, seine irdische Laufbahn. Bei allem Eifer dieses ausgezeichneten Mannes für die Verbreitung des Christenthums hatte er jedoch aus Beweggründen übel berechneter Klugheit den Neubekehrten in China gestattet, gewisse abergläubische Gebräuche zu Ehren des Confuzius und ihrer Voreltern beizubehalten, um sie dadurch desto geneigter für die Annahme des Christenthums zu machen, indem ein ächter Chinese auf die religiöse Verehrung seiner Voreltern nicht leicht Verzicht leisten wird. Diese weltkluge Nachsicht wurde später die Quelle zahlloser Zerwürfnisse, und hatte am Ende den Untergang gar mancher Missionsstellen in China zur Folge.

Die heranrückenden Heere der Tartaren, welche dem chinesischen Reiche eine gänzliche Auflösung drohten, veranlaßte den Kaiser Wan-leih, die Missionarien, welche er auf Antrieb eines Mandarinen zu Nan-king vertrieben hatte, wieder zurückzurufen. Nicht lange hernach (Jahr 1628) wurde unter der Regierung des Tsung-sching der berühmte Pater Schaal nach Peking gebracht. Er war ein Mann, der an Eifer und Beharrlichkeit dem verstorbenen Ricci gleichkam, und an wissenschaftlichen Kenntnissen denselben übertraf. Gegen das Ende der Ming-Dynastie hatten Räuberhaufen das ganze Land unsicher gemacht, und die Tartaren waren von den Chinesen herbeigerufen worden, um den Plünderungen dieser Räuber ein Ende zu machen. Willig ließen sie sich dazu brauchen, die Provinzen Chinas von diesen gesetzlosen Banden zu befreien; zugleich aber benützten sie die Gelegenheit, auch diejenigen zu unterjochen, welche sie herbeigerufen hatten. Die Anhänger der Ming-Regentenlinie sammelten sich in den südlichen Provinzen, und wählten ihren Regenten aus der kaiserlichen Familie. Die Mutter, der Sohn und die Gemahlinn dieses neuen Kaisers, Yungleih, bekannten sich zum Christenthum, und auch viele Hofdamen waren Mitglieder der christlichen Kirche ge-

worden. Diese schrieben nun einen Brief an den Papst Alexander VII., worin sie ihm ihre Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl und ihre dankbare Freude darüber ausdrückten, daß sie als Mitglieder der heiligen Heerde angehörten. Obgleich ihr Einfluß bald zu Ende ging, indem ihr Land von den Tartaren gänzlich erobert wurde, so zeigte doch der Tartaren-Kaiser Schun-schi, der jetzt den Thron bestieg, große Hochachtung gegen den Missionar Schaal, der sich ihm auch durch seine mathematischen Kenntnisse sehr nützlich machte.

Diesem war es zu danken, daß eine große Anzahl von Glaubensboten nach China eingeladen wurden, die sich nun in allen Provinzen des Landes zerstreuten. Unter ihnen befand sich auch Pater Verbiest, ein Mann, der nachher einen so großen Ruf sich zu erwerben wußte. Nach dem Tode des Kaisers Schun-schi erschütterte eine schwere Verfolgung die Christengemeinden in allen Provinzen. Selbst Schaal wurde ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt; indeß ließ ihn doch Gott über seine Widersacher siegen. Er gewann die Gunst des neuen Kaisers Kang-hi, der sich selbst von ihm unterrichten ließ; und von Jedermann hochgeachtet schloß er nun seine irdische Laufbahn. Verbiest trat in seine Fußstapfen ein, erwarb sich die Gunst des Hofes, und bequemte sich noch mehr nach den herkömmlichen Gebräuchen der Chinesen. Die Verfolgungen hatten aufgehört, und eine Anzahl französischer Jesuiten fanden sich jetzt in China ein, unter welchen Gerbillon, Tachard, Bouvet, Le Compte und Andere sich befanden. Als der Kaiser Kang-hi (Jahr 1662—1722) von ihrer Landung zu Ning-po vernahm, so ließ er sie zu sich nach der Hauptstadt kommen, und machte Mehrere derselben zu beständigen Theilnehmern seiner Freuden und Leiden. Diese Männer füllten die Stelle aus, welche Verbiest (im Jahr 1688) im Tode verließ, den der Kaiser für seine ge-

leisteten Dienste in den Adel des Landes erhoben hatte. Allein die Feinde der Mission schlummerten nicht; und bald erhob der Vizekönig von Tsche-kiang (Nan-king) eine heftigere Verfolgung gegen sie, als sie je zuvor erduldet hatten. Er beharrte darauf, daß alle alten Verordnungen gegen das Christenthum wieder in Kraft treten sollten. Anfänglich erhielt er keine Antwort vom Hofe, und der Vizekönig wurde jetzt nur um so heftiger in seinen Verfolgungen. Er ließ die Kirchen der Christen niederreißen, warf viele Christen ins Gefängniß, und selbst ihre Priester wurden gefänglich eingezogen. Nach langem Bitten gelang es endlich den Missionarien, eine günstige Antwort vom Kaiser zu erhalten, welcher, wie sehr auch der oberste Gerichtshof für die Religionsgebräuche dagegen murrte, sich als ihren Freund und Beschützer zu erkennen gab.

Von diesem Augenblick an fingen die römischen Priester in China an, über ihren Sieg laut zu triumphiren. Die Jesuiten bauten eine prachtvolle Kirche neben dem kaiserlichen Palaste, was ihnen die Anklage der kaiserlichen Censoren zuzog *). Aber sie wurden deßwegen nicht geschreckt, so lange sie sich im Besitze des kaiserlichen Schutzes befanden. Unglücklicher Weise brach jetzt, um die raschen Fortschritte der Mission zu hemmen, ein Zank unter den Missionarien selbst aus, welcher die gänzliche Vertilgung des Christenthums drohte. Die Dominikaner erneuerten nämlich mit den Jesuiten die alte Streitfrage, ob die Anbetung an den Grabmälern der Verstorbenen, die Verehrung des Confuzius und die Anrufung des Himmels (Tyen), wie sie auch unter den Neubekehrten stattfand, ein wirklicher

*) Es besteht ein eigenes Censoramt am kaiserlichen Hof, Tu-yu-schi genannt, das die Pflicht hat, über die Worte und Handlungen des Kaisers zu wachen, und ihn für jede Art von Abweichung vom bestehenden Herkommen zur Rede zu stellen. Man erinnert sich dabei der Censoren, welche in der römischen Republik stattfanden.

Götzendienst seyen oder nicht? Ein vorurtheilsfreies Gemüth würde diese Frage mit „Ja" beantwortet, und bemerkt haben, daß die Benennung „Tyen" (Himmel) nur für den sichtbaren Himmel, das Firmament, von den Chinesen gebraucht zu werden pflege, indem die Meisten derselben gar keine Vorstellung von der unsichtbaren Welt haben. Indeß fanden die Jesuiten, daß sie, wenn nach diesen strengen Grundsätzen verfahren werden sollte, Alles einbüßen würden, was sie mit unsäglicher Mühe gewonnen hatten; und darum drückten sie über die Theilnahme der Neubekehrten an heidnischen Religionsweisen das Auge zu. Selbst der heilige Vater zu Rom und sein Legat Tournon, den er ausdrücklich zur Beilegung dieser Streitigkeiten nach China gesendet hatte, waren nicht so glücklich, dem Zank unter den Missionarien ein Ende zu machen. Die Jesuiten behaupteten ihren Boden, während ihre Gegner jeden Schritt auf demselben ihnen streitig zu machen suchten. Endlich kam ein neuer Legat, Mezzabarba, nach China (Jahr 1720), und machte in den strengsten Ausdrücken die Verordnung bekannt, daß alle heidnischen Gebräuche unter den Neubekehrten für immer aufgehoben seyn sollten; allein keiner wollte nachgeben, und so blieb der Handel unausgemacht.

Indeß machte der Tod des Kaisers Kang-hi allen diesen Streitigkeiten ein Ende, und die blühendsten Gemeinden wurden bald auseinander gejagt. Der Kaiser Yung-sching, welcher noch in demselben Jahr den Thron bestieg, war nämlich ein erklärter Widersacher der Christen, und verfolgte sie mit allen Waffen der Gewalt und Arglist. Auf eine Anklage, die vor den Vizekönig der Provinz Fuh-kien gebracht wurde, wurden die Missionarien aus dem Lande verbannt, und ihre Kirchen zur Zerstörung verurtheilt. Vergeblich bemühten sie sich, ihre zahlreichen Gemeinden zu schützen, die sich durch alle Provinzen zerstreut hatten. Alle ihre Anstrengungen blieben unwirksam. Von frühern Ver-

folgungen hatten sich die Gemeinden immer wieder erholt; aber dieß war ein Todesstoß für sie. Noch immer schlichen sich indeß die Missionarien heimlich ins Land hinein, und suchten vermittelst der Nationalgehülfen die Kirche zu erhalten. Allein die Gemeinden nahmen immer mehr ab, und als endlich der Jesuitenorden aufgehoben wurde, so fehlte es an talentvollen Männern, welche Kenntnisse genug besaßen, um am kaiserlichen Hofe als Lehrer aufzutreten. Obgleich immer einige Missionarien ihren Wohnsitz daselbst hatten, so wurden sie doch zu strenge bewacht, als daß sie für das Bekehrungswerk des Volkes etwas Namhaftes hätten thun können.

Der Kaiser Kien-lung, der im Jahr 1736 den Thron bestieg, war günstiger als sein Vorgänger für die Europäer gestimmt; dennoch wurde der Friede der noch übrig gebliebenen Christen im Lande durch immer neue Verfolgungen gestört, und durch sie die eifrigsten Bemühungen der Missionarien fruchtlos gemacht. Obgleich der Kaiser Kien-lung mannigfaltige Zeichen seiner persönlichen Hochachtung ihnen zufließen ließ, so blieben sie doch als Sekte dem Hasse der Orts-Mandarinen preisgegeben, welche sie häufig mit großer Wuth verfolgten.

Als der Kaiser Kien-lung starb, und sein Nachfolger Ki-king die Regierung antrat, stiegen die Leiden der Missionarien noch höher, denn er haßte das Christenthum noch bitterer, als irgend einer seiner Vorfahren gethan hatte. — Viele Gemeinden fielen jetzt wieder in das Heidenthum zurück, weil es ihnen an christlichen Lehrern gebrach; andere wurden zerstreut, und nur Wenige vermochten ihr kärgliches Daseyn länger zu fristen. Ein unkluger Versuch, geographische Karten vom Lande zu verfertigen, nach welchen die obwaltenden Streitigkeiten über die Arbeitssprengel der Missionarien geschlichtet werden sollten, steigerte die Eifersucht des grausamen Monarchen bis zum höchsten Grade der Verfolgungswuth. Der Verfasser dieser Landkarten

wurde mit dem Tode bestraft, und jedes Mittel angewendet, um die Bemühungen der Missionarien zu vereiteln.

Seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers Tau-kuang (im Jahr 1821) wurde das Schicksal der Christen im Lande gemildert. Sie genossen wenigstens der Duldung, obgleich sie keine Ermunterung zu erwarten hatten. Die Zahl der römischen Missionarien, welche in unsern Tagen von Europa her gesendet werden, ist vergleichungsweise sehr gering. Die französische Kirche sandte früher die größte Zahl derselben, und die Propaganda zu Rom folgte, so gut sie vermochte, ihrem Beispiele nach. Von Manilla her versuchten die spanischen Priester ihre Missionsplätze in der Provinz Fuh-kien immer aufs Neue zu besetzen; auch wurde den Portugiesen gestattet, eine Mission zu Pe-king zu unterhalten, während die Franzosen die Provinz Se-tschuen (Szu-tschu-an) als ihren Wirkungskreis ansprechen. Bis auf diesen Tag unterhalten die Spanier, Portugiesen, Italiener und Franzosen kostspielige Unterrichts-Anstalten zu Macao, um ihre Missionen im Innern des Landes zu erhalten. Der Kaiser Tau-kuang hat dem Christenthum nie den Krieg angekündigt, vielmehr im Stillen dasselbe geduldet, aber nie eine Vorliebe für dasselbe, oder auch nur den Wunsch zu Tage gelegt, den Glauben der Christen kennen zu lernen.

Die protestantischen Völker in Europa haben sich seit mehr als einem Jahrhundert die Vortheile des Handels mit China zu Nutze gemacht, ohne irgend einen Versuch zu wagen, durch die Verbreitung evangelischer Erkenntniß die verfinsterten Einwohner dieses Reiches zu beglücken. Man dachte entweder nicht an die schwere Schuld, welche in dieser Hinsicht auf ihnen liegt, oder man hielt es für unnütze Vermessenheit, einen Bekehrungsversuch zu wagen, so lange das Land den Ausländern verschlossen ist. Das Beispiel der römischen

Missionarien zählt viele Thatsachen auf, welche mit Ansichten dieser Art im geraden Widerspruche liegen. Wenn diese in China eindringen, und durch Beharrlichkeit den Zutritt zu allen Provinzen dieses großen Reiches gewinnen konnten, warum sollten die protestantischen Christen, noch ehe sie einen Versuch dieser Art gemacht haben, an diesem Unternehmen verzagen?

Doch — die ersten Vorbereitungen zur allgemeinen Verbreitung evangelischer Erkenntniß in China sind von Seiten der protestantischen Missions-Gesellschaften in England bereits mit sichtbar gesegnetem Erfolge gemacht worden, wie bereits oben in der Einleitung kurz auseinander gesetzt wurde. Nicht minder erfreulich ist der Beschluß, welchen die amerikanische Missions-Gesellschaft zu Boston gefaßt hat, eine Anzahl wackerer Missionsarbeiter diesem großen Erntefeld zuzusenden. Mir erscheint es als wahrscheinlich, daß unser große HErr und König in kurzer Zeit die Thüre nach China aufschließen wird. Wohl gibt es viele Christen, welche dieß eben nicht so bald erwarten; aber ich bin verschiedener Ansicht, und obgleich ich die mächtigen Hindernisse kenne, welche sich dem Werke entgegen stellen, so glaube ich doch mit Zuversicht, daß die allmächtige Hand Gottes sie besiegen wird.

Unser göttliche Erlöser, der über alle Herrschaften und Gewalten erhaben, und dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, hat uns das Verheißungswort zurückgelassen, daß die Erde seiner Erkenntniß voll werden soll, und dieses Wort ist uns Bürge für den glücklichen Ausgang jeden Versuches, der in Seinem Namen, zur Offenbarung seiner ewigen Herrlichkeit, gemacht wird. Wir möchten daher gerne alle Christen im Vaterlande ernstlich bitten, neue Arbeiter auszusenden, welche mit den Gaben des heiligen Geistes und mit wahrer Demuth erfüllt, bereit sind, für diese gute und große Sache zu leiden und zu sterben.

Ist doch unserem Gott kein Ding unmöglich. Eine Seele, welche die Liebe Christi erfüllt, in der seligen Gemeinschaft mit Ihm lebt, und in ihrem Lichte den Umfang der göttlichen Verheißungen erkannt hat, wird im Missionsgebiete nicht von Unmöglichkeiten reden. O, wie sehr wünschen wir solche Arbeiter in diesem Weinberge zu sehen! Wenn die römischen Missionarien unter dem hülflosen Panier eines Schutzheiligen im Angesicht der Todesgefahren bis in das Herz Chinas eindringen konnten, wie viel mehr vermag dieß ein Herz zu thun, das auf den lebendigen Gott sein Vertrauen setzt, der den Himmel, die Erde und alle Gewalten auf derselben geschaffen hat. Unser ernstliches Verlangen, unser anhaltendes Gebet und unsere schwache Bemühung ist dahin gerichtet, unsere Mitchristen in den Abendländern zu überzeugen, daß China für die Arbeiten der Missionarien nicht unzugänglich ist.



Dritte Reise

des

Missionars C. Gützlaff

längs der Meeresküste Chinas nach den Ufern der Mandschu-Tartarei.

In den Jahren 1832—1833.

Willkomm der Chinesen. Charakter der Fischerleute in Fuhkien. Aussichten auf nützliche Arbeit. Landung im Hafen Ka-tschau. Strenge Kälte. Nachfrage nach christlichen Schriften. Der Hafen Scha-pu. Verkehr mit den Chinesen. Erziehungsweise derselben. Unterhaltungen mit Priestern. Nützlichkeit medizinischer Kenntnisse. Zustand der Budhisten-Priester. Ihre Nachfrage nach Büchern. Insel Kin-mun.

Den 20. Oktober 1832 trat ich im Namen meines Gottes eine dritte Untersuchungsreise nach den See-Provinzen Chinas an. Unser Schiff, der Luftgeist (Sylph) genannt, war ein Schnellsegler, der gut bemannt und bewaffnet war, und die Bestimmung hatte, Teen-tsin und die Küsten der Mandschu-Tartarei zu besuchen. Von den Macao-Straßen an hatten wir bei stürmischem Wetter gegen den nordöstlichen Monsun und gegen die Strömungen zu kämpfen. Furchtbare Stürme mit Regen und einer tobenden See begleitet drohten uns nicht selten den Untergang; aber Gott, der in der Höhe wohnet, verließ uns nicht, und wie oft uns auch

die Tiefe umschlang, so hielt doch immer Seine allmächtige Hand unser sinkendes Schiff fest: nur Ein Matrose wurde von den Wellen weggespült; wir hörten seinen letzten Seufzer, konnten ihm aber keine Hülfe bringen. Es war eine finstere, schreckliche Nacht, und Schrecknisse aller Art thürmten sich über uns auf; endlich legten wir in der Keschih-Bucht auf der Ostküste der Provinz Canton vor Anker. Die Küste hat eine melancholische Gestalt, und ist mit Granitfelsen besetzt; das Innere ist sehr fruchtbar, und viele kleine Städte und Dörfer lagen uns vor den Augen. Bald besuchten uns die Fischerleute der Küste, ein lärmendes und rauhes Geschlecht von Menschen. Für ihre Fische gaben wir ihnen Reis, aber sie waren nie mit dem Maas zufrieden. Endlich erkannten sie ihren Vortheil, und brachten Lebensmittel im Ueberflusse herbei. Mit Dank und Freude nahmen sie meine Bücher an, und versprachen, sie weit und breit unter ihren Freunden umlaufen zu lassen. Ich hatte auf dieser Reise eine dreimal größere Auswahl von Schriften bei mir, als dieß auf den beiden frühern Reisen der Fall gewesen war.

In der Nacht legte sich der Wind, und wir genossen zum ersten Mal ein wenig Ruhe. Am folgenden Tag besuchte ich das Dorf Ka-tse, wo ich von meinen Bekannten freundlich begrüßt wurde; sie nannten mich ihren Landsmann, und waren froh, mich wieder zurückkommen zu sehen. Die Nachfrage nach Büchern war groß, und nicht minder die Freude, welche jedem Empfänger aus den Augen strahlte. Wenige Monate zuvor war ich hier gewesen, und hatte mit dem Worte Gottes in der Hand viele Dörfer besucht. Es war mir in hohem Grade ermunternd, wahrzunehmen, welches Interesse das Lesen der heiligen Schriften in den Gemüthern der Einwohner angeregt hat.

Wir fuhren nun langsam an der Küste der Provinz Fuh-kien hin, welche nach allen Richtungen mit Dörfern besetzt ist. Die Einwohner liefen ans Meeres-

ufer, und auf einen Wink, den ich ihnen gab, fuhren sie uns eilig mit ihren Booten nach. Einem Manne von verständigem Gesicht reichte ich ein Buch auf sein Boot hinab; er fing an laut aus demselben zu lesen, und nun gings im Sturmschritte unserem Schiffe nach. Der Kapitain zankte sie hinweg; wir müssen diese guten Bücher haben, gaben sie zur Antwort, und bälder werden wir euch nicht verlassen. Ich theilte sie ihnen nun freigebig zu, und mit Jubel zogen sie ans Ufer zurück.

Den 8. Nov. liefen wir in dem geräumigen Hafen Pih-kuan, an den Grenzen der Provinz Tsche-kiang (27° 11′ Breite, 120° 22′ östlicher Länge) ein. Die ganze Küste wimmelte von den Booten der Eingebornen, welche auf dem Wasser umher spielten. Diese Leute sind ein wahres Wassergeschlecht, dem das schäumende Meer lieber ist, als die fruchtbare Flur der Heimath. Die Fischer sind ungemein zahlreich und in hohem Grade unternehmend; für einen magern Bissen trotzen sie jeder Todesgefahr, und erdulden die härtesten Strapazen, um nach einem Jahr ein Paar Thaler nach Hause zu bringen. Nach einem Monate erblickten wir wieder das Vorgebirge Schan-tung, und steuerten den Küsten der Mandschu-Tartarei zu, wo ich gerade ein Jahr zuvor gewesen war. Wir liefen im Hafen Fung-ming ein, wo sich große Haufen von Einwanderern angesiedelt haben. Sobald die Leute sahen, daß wir ihnen unsere Bücher zum Geschenk gaben, so wurden sie ungemein freundlich, und nahmen uns mit Vergnügen in ihre Hütten auf. Das Land umher liefert alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß, und die Einwohner waren wohlgekleidet und gut genährt. Als wir sie verließen, drängten sie sich in Haufen herbei, um das Wort des Lebens zu empfangen, und drückten ihren Dank für diese köstliche Gabe durch jegliches Zeichen aus.

Bald hernach kamen wir in der Bucht Tung-tse-kau (39° 23′ nördl. Breite) an, wo wir eine ganze

Flotte chinesischer Handelsjunken antrafen, welche mit Erzeugnissen der Mandschurei für die südlichen Provinzen beladen waren. Die Leute auf den Schiffen waren offenherzig, und beantworteten unsere Fragen mit großer Freimüthigkeit; sie riethen uns, nicht weiter nördlich zu schiffen, weil wir sonst Eis antreffen würden. Ich kann sagen, daß diese Leute mit großer Freudigkeit die Botschaft des Heiles aufnahmen. Wie sehr auch ihre Unwissenheit sie am Verständnisse meiner Ermahnungen hinderte, so werden doch die ausgetheilten Bücher in stillen Stunden zu ihren Herzen reden. Mögen auch nicht alle gelesen, einzelne sogar zerstört werden, so werden doch andere ihre aufmerksamen Leser finden, und diese mit dem Weg zum Leben bekannt machen. Voll von diesen Gedanken besuchten wir die Thäler und Hügel in der Bucht. Kaum erblickte man eine Spur von Götzendienst in den Hütten der Einwohner, und nur Einen Tempel sahen wir, welcher der Königinn des Himmels geheiligt war. Dort fanden wir verständige Leute, die gerade mit dem Lesen unserer Bücher beschäftigt waren, und vernünftige Fragen darüber an uns machten. Die Thäler längs dieser Küste bestehen durchweg aus angeschwemmtem Boden. Vielleicht nirgends in der Welt tritt das Meer so schnell und anhaltend vom Lande zurück, wie es hier an der Küste von Pe-tsche-li oder der Mandschurei der Fall ist. Jedes Jahr wachsen neue Strecken fruchtbaren Bodens an sie an, und machen die Schifffahrt gefährlicher. Große Ziegenheerden weiden auf dem Felde jetzt noch das Gras ab, das der Herbst zurückgelassen hat. Manche Einwohner äußerten die Besorgniß, wir möchten die römische Religion unter ihnen einführen; obgleich ich ihnen den Unterschied unseres Glaubensbekenntnisses deutlich auseinander setzte, so schüttelten sie doch die Köpfe, und wollten es nicht glauben. Um so begieriger nahmen die Leute auf den Schiffen das Evangelium auf. Von einer Anhöhe herab konnten wir das ganze Land über-

blicken; keine der vorhandenen Karten liefert eine richtige Zeichnung dieser Küste. Die südwestliche Spitze läuft nicht in ein Vorgebirg aus, sondern endet sich in eine vorspringende Landspitze, welche etwa dreißig Stunden in der Breite hat. Viele Inseln sind auf der Küste umher zerstreut, aber das Wasser ist seicht, und selten über sechs Faden tief.

Am 28. Nov. legten wir vor Kin-schau an der großen Mauer vor Anker. Während wir uns dem Vergnügen überließen, Gelegenheit zu finden, dieses alte Gemäuer genauer kennen zu lernen, lief unser Schiff so heftig auf eine Sandbank auf, daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, es werde an demselben zerschellen. Selbst das Hinauswerfen eines großen Theils der Ladung machte dasselbe nicht flott, vielmehr rammelte es sich in den Sand hinein, und blieb unbeweglich. Am folgenden Morgen blies ein kalter Nordwind von den Eisfeldern Kamtschatkas her die Bucht hinab, das Wasser minderte sich, das Schiff legte sich auf die Seite, und die Kälte machte es unsern Matrosen unmöglich, zu arbeiten. In diesen Stunden der Gefahr tröstete dennoch der Allmächtige unsere Herzen, so daß wir den Muth nicht verloren, sondern mit Zuversicht um seine Hülfe flehen konnten. Eine Abtheilung von Freiwilligen segelte nun auf einem Boote nach dem benachbarten Hafen Kä-schau, um Hülfe zu suchen. Das Land war mehr als zehn Stunden entfernt, die Kälte in hohem Grade empfindlich, Alles mit Eis bedeckt, und so kamen wir am Ufer an. Die Fischerleute waren sehr menschenfreundlich, aber in den Augen der Mandarinen konnten wir keine Gnade finden. Einer unserer Matrosen war erfroren, und alle Uebrigen dem Erfrieren nahe. Nie verstand ich das 28. Kapitel der Apostelgeschichte so gut, wie jetzt; auch wir wurden in die Hütten der Einwohner aufgenommen, und diese zündeten ein Feuer an, um unsere Kleider zu trocknen. Während wir vergeblich versuchten, ein Paar Leichter-

schiffe zu erhalten, wurde unser Schiff durch die allmächtige Hülfe Gottes flott, welcher dem Südwinde zu blasen gebot, der jezt der Sandbank das nöthige Wasser zuführte. Sein Name sey dafür in Ewigkeit gepriesen; denn wir waren dem Untergange nahe.

Den 3. Dez. Unser Schiff wurde in der letzten Nacht vom Eis festgehalten, und es brauchte mehrere Stunden Arbeit, bis wir es wieder losmachen und eilig von dannen segeln konnten. Wir kehrten nun nach der Tung-tse-kau-Bay zurück, wo uns die Eingebornen freundlich aufnahmen, und Alles thaten, um uns Liebe zu beweisen. Hier ist ein großes Feld für christliche Unternehmungen. Die Einwohner zeigen viel gesunden Verstand, und sind frei von dem unsittlichen Aberglauben, welcher im südlichen Asien herrschend ist. Obgleich jede Kluft und jede Bergspitze mit Götzenbildern besetzt war, so zeigte sich doch manche Spur unter dem Volk, daß es den Aberglauben einigen Priestern überläßt; ihr ganzes Benehmen erinnerte uns an die Landleute in unserem Vaterlande; ihre Felder sind gut bestellt, und überall herrscht Ueberfluß. Die Stadt Kä-schau liegt vier Stunden im Innern, und ist dicht bevölkert. Die chinesischen Ansiedler sind sehr gewerbsam, indeß die Tartaren ihrem Vergnügen nachjagen, und von der Regierung unterhalten werden. Ich betrachte die Mandschu-Tartarei als ein hoffnungsreiches Gefilde für Missions-Unternehmungen, und wünsche angelegentlich, daß sie bald die Aufmerksamkeit einer Missionsgesellschaft auf sich ziehen möge.

Am 11. Dez. liefen wir im Hafen von Schang-hä, in der Provinz Kiang-su, ein; da wir eilen mußten, die kalten Regionen schnell zu verlassen. Die Luft war verfinstert, und ein fürchterlicher Sturm wüthete auf dem Meere. In der Ferne erblickten wir ein chinesisches Schiff, das Masten und Anker verloren hatte, und dem Untergange nahe war. Die chinesischen Junken um uns her blieben bei diesem Anblick bewegungslos

an ihren Ankern liegen; jetzt war es Zeit für uns, eine christliche Rache zu üben, denn auch wir waren in ähnlicher Noth, und Niemand kam, uns zu retten. Wir bemannten ein Boot, und liefen dem unglücklichen Schiffe zu, während der hohe Wellenzug uns jeden Augenblick zu verschlingen drohte. Die unglücklichen Matrosen des Schiffes, zwölf an der Zahl, streckten alle die Hände nach uns aus, und riefen ängstlich um Hülfe. Das Erste, was sie uns zur Rettung herüberreichten, war ein Bild der Himmelsköniginn; ich wurde unwillig, da kein Augenblick zu verlieren war, und rief: laßt die Königinn ersaufen, denn sie kann ja sich selbst und euch nicht helfen. Sie sank ins Meer, und die zwölf Matrosen wurden gerettet. Sie fielen vor unserem Kapitain auf die Kniee nieder; aber wir ermahnten sie, den wahren Gott anzubeten, und Ihm für ihre Befreiung zu danken.

Zu Schang-hä besuchte ich alle die Orte wieder, wo ich sechs Monate zuvor gewesen war; die Leute waren selbst noch freundlicher als zuvor, und sehr begierig, Bücher von mir zu erhalten. Kaum durfte ich mich in einem Dorfe erblicken lassen, so drängten sich große Schaaren um mich her, welche mit Freuden christliche Bücher von mir in Empfang nahmen. Die Mandarinen legten meinem Verkehre mit dem Volke nun kein Hinderniß weiter in den Weg, und gestatteten mir, zu thun was mir beliebe. Ein kaiserliches Edikt war nach unserer letzten Abfahrt hier angelangt, das den Mandarinen gebot, Mitleiden mit uns zu haben; aber uns weder Reis noch Wasser zukommen zu lassen. Sie handelten wirklich nach dem Buchstaben der Verordnung, schickten uns aber dafür andere Lebensmittel die Fülle. Dieser Theil Chinas ist sehr fruchtbar, und besteht aus einer weiten Fläche schwarzen Lehmbodens, welcher durch Canäle bewässert wird. Die Bevölkerung ist ausnehmend groß, und nach der Kindermenge zu

schließen, die wir sahen, noch immer im Zunehmen. Schang-hä scheint der größte Handelsplatz des Reiches zu seyn; wir fanden mehr als tausend Handelsjunken im Hafen liegen. Das Wetter war strenge, und das Thermometer stieg vom 25. Dez. 1832 bis 5. Januar 1833 selten über 33° Fahrenheit (2° über 0 Reaumur).

Den 5. Januar 1833 segelten wir dem Hafen Scha-pu in Tsche-kiang (30° 37′ Breite) zu. Vom gelben Flusse an bis hieher ist die ganze Küste eine fortgesetzte Fläche, welche mit dem Meeresspiegel vollkommen gleich ist. Allenthalben tritt die See vom Land zurück, und neue Gründe heben sich aus dem Meere empor. Von Scha-pu an, südlich hinab, wird das Land bergig, und bleibt es auf eine weite Entfernung hin. Von diesem Hafen aus treibt die Regierung ihren Alleinhandel mit Japan. Die Stadt selbst ist im Viereck gebaut, hat einen Umfang von zwei Stunden, und ist von zahlreichen Kanälen des Hang-dschau-Flusses durchschnitten. Nichts gleicht der malerischen Pracht der ganzen Umgegend; so weit das Auge reicht, glaubt man nur ein ungeheures Dorf zu erblicken, aus welchem gethürmte Pagoden, romantische Grabmäler und herrliche Gebäude hervorragen. Mit Recht wird diese Gegend das chinesische Arkadien genannt. Dieß scheinen auch die Einwohner zu fühlen, denn sie haben das ganze Land mit herrlichen Anlagen, schönen Straßen, und freundlichen Wasserleitungen verschönert; nirgends fanden wir die Leute zutraulicher und freundlicher als hier, und ihrer verständigen Fragen war kein Ende. Ich nahm eine Anzahl meiner Bücher auf die Wanderungen mit mir. Kaum hatte einer von ihnen den Titel eines Buches gelesen, so stürmten Alle auf mich los, und Hunderte von Händen streckten sich nach meinen Büchern aus, so daß in kurzer Zeit mein ganzer Vorrath vergriffen war. Viele Stunden lang sahen wir sie lesend am Hügel herab sitzen, an dessen Fuß unser Schiff

vor Anker lag. Wir machten weite Ausflüge in der Gegend umher, und wie sehr mußte ich nicht staunen über die Kenntnisse, welche unsere früher schon ausgestreuten Schriften allgemein unter diesem Volke verbreitet haben. Ich kann nicht läugnen, daß auch die Neugierde ihren Antheil an diesen Nachforschungen hatte, obgleich aller Ruhm dem HErrn allein für diese Frucht gebührt; aber wie auf Adlers-Fittigen ist das Wort des HErrn hier im Lande umhergetragen worden. Sein Gedeihen sey der Gnade Gottes überlassen; aber wünschen möchte ich, diese Gegenden wieder zu besuchen, nicht um beim Anblick der großen Veränderungen, welche das Wort des Heils erzeugte, eine Nahrung für die Eigenliebe zu finden, sondern um dem Erlöser dafür zu danken, daß Er diesen verfinsterten Millionen das Mittel gesendet hat, den Weg zum ewigen Leben zu erkennen.

Den 14. Januar segelten wir nach einer malerisch schönen Insel, deren Einwohner uns aufs Freundlichste empfingen. An einem Pfosten fanden wir einen kaiserlichen Befehl angeschlagen, der bei Verlust des Kopfes den Besitz aller Waffen verbietet. Lange hatten hier mehrere Priester darauf geharrt, christliche Bücher zu empfangen, und da wir ihnen keine mehr geben konnten, so fingen sie an, bitterlich zu weinen. Wir hatten nämlich zuvor an einer entgegengesetzten Stelle dieser Insel gelandet, und das Volk hatte so ungestümm nach unsern Büchern gegriffen, daß ich kein einziges mehr bei mir hatte. Alle Einwohner scheinen lesen zu können, so daß wir hoffen dürfen, daß alle verbreiteten Bücher auf der ganzen Insel umher werden gelesen werden. Die Gesellschaft dieser Insulaner bereitete uns viel Genuß; bei viel Verstand und Herzlichkeit wetteiferten sie mit einander, Fragen an uns zu machen, oder uns Beweise von Freundschaft zu geben; welch ein herrliches Feld für Missionsarbeiten steht hier zubereitet! Die Herzen dieses Volkes sind für den Eindruck

der Wahrheit geöffnet, und eben so die Thüren ihrer Hütten, um die Boten des Friedens aufzunehmen. Wir trauen es der gnadenreichen Weltregierung unseres Gottes in Demuth zu, daß auch die Ketten der kaiserlichen Ausschließungsgesetze bald werden gesprengt werden. Obgleich jetzt strenger Winter ist, so bietet doch das Land den reizendsten Anblick dar.

Den 17. Januar fuhren wir nach der Insel Kintang weiter. Die Kälte war so schneidend, daß mehrere unserer Matrosen starben. Hier wurden die Einwohner von den Mandarinen streng bewacht, und darum thaten sie scheu gegen uns. Der Zustand der geringen Volksklassen ist hier zur Winterszeit jämmerlich; in Europa haben wir Oefen und warme Stuben, aber diese armen Geschöpfe vermögen nicht, sich Holz anzuschaffen. Jede Staude wird abgehauen, jede Wurzel ausgegraben, und die Hügel, welche in andern Ländern mit Wäldern prangen, sind hier nackt, oder nur mit ein Paar Tannen besetzt. Um sich zu wärmen, tragen sie ein Paar Kohlen in einem kleinen Topfe bei sich; dafür sind sie mit fünf bis sechs Jacken überkleidet, oder mit einem Haufen von Lumpen umwunden, um sich warm zu machen. Die Chinesen sind im Allgemeinen schmutzig in ihrer Kleidung, was viele Hautkrankheiten unter ihnen erzeugt, die nicht selten gefährlich werden. Ein Missionar, der hieher kommt, sollte nicht vergessen, mit einem Vorrath von Schwefel und Mercurialsalbe sich zu versehen, wodurch er Vielen dienlich werden könnte. Es war immer mein Bestreben, den Einwohnern durch ärztlichen Rath mich nützlich zu machen. Indeß ist der Leidenden eine so große Menge, daß nur Wenigen eine kleine Hülfe geleistet werden kann. Ich würde jedem Missionar, der nach China kommt, ernstlich rathen, sich mit der Heilung von Augenkrankheiten genau bekannt zu machen; in diesem Fache kann er nicht Geschicklichkeit genug besitzen, denn

Augenkrankheiten sind hier viel häufiger, als in irgend einem andern Theile der Welt. Sie entstehen meist aus dem eigenthümlich gekrümmten Bau des Auges, das gewöhnlich sehr klein ist, und dessen unterer Augendeckel leicht entzündet wird. Oft wünschte ich, an einer Stelle im Lande, die von allen Seiten her leicht zugänglich ist, einen Spital für Augenkranke anzulegen; ich habe noch nie gehört, daß je ein wackerer Arzt dem Dienste dieser Nation sich gewidmet hätte, den zugleich der Wunsch beseelte, das herrliche Evangelium und die Wohlfahrt seiner Mitmenschen durch seine Kunst in China zu befördern. Auf meinen Wanderungen auf dieser Insel fand ich für das Wort Gottes zahlreiche Leser; alle Thüren des Volks standen uns offen, und wenn sie sahen, daß wir uns weigerten, zu ihnen hineinzutreten, so brachten sie uns den Thee heraus, und nöthigten uns von demselben zu trinken.

Von hier segelten wir nach der Spitze Ki-tau, einem Vorsprung auf dem Festlande; hier gibts viele Theepflanzungen, und zum ersten Mal sahen wir hier die Theepflanze wild wachsend. Anfangs that das Volk scheu, das Wort des Lebens anzunehmen, denn Einige hatten ihnen gesagt, unsere Bücher enthalten nur die Lehren der westlichen Barbaren, welche den Lehren der chinesischen Weisen widerstreiten. Ich ließ mich mit ihnen in keinen Streit ein, sondern reichte einem armen Manne, der fast blind war, ärztliche Hülfe. Gerührt von meiner unerwarteten Freundlichkeit, wandte er sich gegen mich, und sagte: ich schließe aus Ihren Handlungen, daß Ihre Religion vortrefflich seyn muß, darum bitte ich Sie, mir einige Ihrer Bücher zu geben; denn obwohl ich selbst nicht lesen kann, so habe ich doch Kinder, die es können. Von jetzt an nahm die Nachfrage nach dem Worte Gottes zu, so daß ich an keiner Hütte vorbei kam, ohne die dringende Bitte zu vernehmen, daß ich ihnen die Kenntniß göttlicher

Dinge zurücklassen möchte. Wir verweilten sieben Tage an dieser Stelle, die ich ungestört der Verbreitung des göttlichen Wortes widmen konnte, und machten uns nun auf den Weg nach der Insel Pu-to (30° 3′ Breite, 121° Länge, Greenwich), die zur Tschu-san Gruppe gehört, und vor welcher wir am 4. Februar vor Anker legten.

Auf dieser Insel befinden sich zwei große und sechszig kleine Tempel, welche alle nach derselben Bauart aufgerichtet sind. Obgleich sie nicht über 2½ Quadratmeilen im Umfange hat, so sollen doch, wie man uns versicherte, zweitausend Priester auf derselben leben. Keiner Person des weiblichen Geschlechtes ist der Aufenthalt gestattet, auch dürfen Laien nur dann hier wohnen, wenn sie im Dienste der Priester stehen. Um nun diesen großen Haufen von Müßiggängern zu erhalten, sind Länderstücke auf einer nahe gelegenen Insel angewiesen, welche sie an Andere verpachten; da aber diese Einkünfte zu ihrem Unterhalte nicht zureichen, so machen sie in die benachbarten Provinzen, und selbst bis nach Siam ihre Bettelwanderungen. Auch der Umstand, daß diese Insel eine berühmte Wallfahrtsstätte ist, trägt dazu bei, ihr Auskommen zu sichern. Manche reiche Leute lassen sich hier nieder, um ihr Geld auf dieser schönen Insel zu verzehren. Zu diesem Zwecke haben die Priester große Hallen gebaut, und Einrichtungen für die Ergötzlichkeiten des Lebens getroffen, obgleich sie selbst sehr dürftig leben. Wenige von ihnen sind anständig gekleidet, und der größte Theil ist sehr unwissend, und selbst mit ihrer eigenen Religionsweise unbekannt. Wir sahen hier viele junge Knaben mit schönen Gesichtern, welche von den Priestern gekauft wurden, um sie frühe in die Geheimnisse des Budhismus einzuweihen; übrigens klagten sie bitter über den Verfall ihrer Anstalten, und verlangten von uns eine Unterstützung. Jedem, der diese Insel besucht, erscheint

sie anfänglich als ein wahres Feenland, so romantisch ist Alles, was hier dem Auge begegnet. Der hohe Zauber der Natur, die zahlreichen Tempel, welche in jeder Richtung emporsteigen, die großen Inschriften, die da und dort auf Granitblöcken ausgehauen sind, die wundersamen Formen der Felsenhügel, und vor Allem eine ungeheure Todtengruft, die größte, welche ich je gesehen habe, welche die Beine und die Asche vieler Tausende von Priestern in sich faßt, umgaukeln hier von allen Seiten die Einbildungskraft.

Nachdem wir Alles betrachtet hatten, schickten wir uns an, den Leuten das Evangelium zu verkündigen. Die Insel Pu-to, der Sammelplatz einer Menge kleiner Schiffe, bot uns jede Gelegenheit dar, unsere Bücher nach allen Richtungen hinaus zu senden. Kaum hatten sie ihre Neugierde an uns befriedigt, so wurden unsere Bücher der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Anfangs hatte ich meine Büchervorräthe ans Land gebracht; als ich aber fand, daß große Haufen mich drängten, so machte ich mich auf ein Boot, indeß Hunderte von Priestern, welche Bücher verlangten, vom Ufer her die Hände lärmend nach denselben ausstreckten. Sie wateten und schwammen zum Boote herbei, und trugen im Triumph ihre köstliche Gabe davon. Tausende von Büchern wurden auf diese Weise vertheilt, nicht für die Insel allein, sondern um auf den Booten nach allen Provinzen Chinas gebracht zu werden. Noch einmal wagte ich mich mit meinen Büchern ans Ufer, und stellte mich in der großen Halle eines Götzentempels auf; in wenigen Minuten umzingelten mich Schaaren von Priestern, und obgleich zudringlich mit ihren Bitten, betrugen sie sich doch sehr höflich, und baten mich beinahe mit Thränen, daß ich ihnen doch einige Traktate geben möchte. So brachten wir hier manche Tage zu, und die Begierde, die neue Religion kennen zu lernen, nahm mit jedem Tage überhand. Nachher besuchten wir noch andere

Inseln, welche zu der Tschu-san Gruppe gehören, und von Einwohnern wimmeln. Die Verbreitung des Evangeliums findet hier viel weniger Hindernisse, als auf vielen Inseln des stillen Meeres; zudem sind sie bevölkerter, und ihre Bewohner sind ein sehr rühriger Schlag von Menschen, dem es nicht an natürlichen Gaben fehlt. Die große Insel Tschu-san hat hoch aufgethürmte Hügel, und schöne, fruchtbare Thäler, von denen einige angeschwemmt sind; ihre Bevölkerung beläuft sich vielleicht auf eine Million Einwohner. Aus einem ihrer Fischerdörfer eilten die Einwohner herbei, und wünschten Bücher zu haben; und da mein Vorrath fast ganz erschöpft war, so boten sie Geld dar, um nicht mit leeren Händen davon zu kommen.

Nach unserer Abfahrt brachten wir noch einige Zeit auf der Fuh-kien-Küste zu. Es war gerade eine allgemeine Theurung, da die ausgebrochene Empörung auf der Insel Formosa die Reis- und Kartoffel-Schiffe verhindert hatte, hieher zu kommen., Diese Theurung gab zu Diebstahl und Seeräuberei Gelegenheit; wir kamen indeß völlig unbeschädigt davon. Bei unsern Ausflügen besuchten wir die große Insel Kin-mun, nördlich vom Hafen A-moy. Hier liegen ungeheure Felsenblöcke, wie mit Menschenhänden aufgeschichtet. So unfruchtbar auch der Boden dieser Insel ist, so wohnen doch wenigstens 50,000 Einwohner auf derselben, welche unternehmende Kaufleute oder Matrosen sind. Da nunmehr die Handelsverhältnisse einen fortgesetzten Verkehr mit diesen Küsten Chinas erwarten lassen, so wird dieser Verkehr auch dazu dienen müssen, die Erkenntniß Christi unter den Bewohnern derselben zu verbreiten, für welche weite Thüren offen stehen. Millionen von Bibeln und christlichen Schriften werden erfordert werden, um die geistlichen Bedürfnisse dieser Völker zu befriedigen. Gott, der nach seiner Barmherzigkeit die Scheidewand zwischen China und Europa

je mehr und mehr niederreißt, wird auch dieses Werk zu seiner Zeit hinausführen. Wir blicken für dasselbe zu unserem hochgelobten Erlöser empor, dem auch China mit allen seinen Millionen Einwohner von seinem Vater gegeben ist, und im festen Vertrauen auf Sein Verheißungswort sehen wir sehnsuchtsvoll und freudig dem herrlichen Zeitpunkte entgegen, da sie Ihn Alle erkennen werden, beide Klein und Groß. Laßt uns nicht säumen, Freunde, an diesem großen Werke Gottes Theil zu nehmen!

Nach einer Reise von sechs Monaten und neun Tagen liefen wir wohlbehalten am 29. April 1833 im Hafen von Macao ein. Gepriesen sey Gott für alle Gnadenerweisungen und Errettungen, welche Er uns auf dieser so gefahrvollen Reise hatte zu Theil werden lassen!

Missions-Lied.

China's Morgenroth.

Wie wenn vom fernen Osten her
　　Am trüben Horizonte,
Den Wolken decken schwarz und schwer,
　　Gefurcht vom blassen Monde,
Ein schmaler Streifen Morgenschein
Ergländzet in die Nacht hinein,
　　Und hohe Alpenspitzen
　　Im Purpurrothe glitzen;

Und wie wenn von dem Meeresstrand
　　Der Nebel aufwärts steiget,
Und längs dem nächsten Uferrand
　　Der Städte Kranz sich zeiget,
Daß da ein Thurm, und dort ein Thor
Sich hebet aus dem Nebelflor,
　　Indeß die innern Strecken
　　Noch graue Dünste decken:

So stehst du heut vor meinem Blick,
　　Du Land der alten Wunder.
Es steigt ein gnädiges Geschick
　　In deine Nacht herunter;
Ein Engel mit dem ew'gen Licht
Bestrahlet dir dein Angesicht,
　　Und ruft mit Glockentönen:
　　„Steh auf! laß dich versöhnen!"

Steh auf, du größter Erdenfürst,
Von deinem goldnen Sitze;
Steh auf, eh' du zerschmettert wirst
Von Gottes Flammenblitze!
Der König aller Könige,
Der Mächtige und Schreckliche,
Der Herrscher aller Lande,
Der schickt dir heut Gesandte.

O höre sie, und ehre Ihn!
Er läßt sich nicht verschmähen.
Dein großes Reich hat Er verlieh'n;
Du trägst es nur zu Lehen.
Vor Ihm ist, was auf Erden lebt,
Ein Tropfen, der am Eimer schwebt;
Staub sind die Nationen
Mit allen ihren Kronen.

Steh auf, du Volk, das nimmermehr
Durch vielgewandte Künste
Zerstreuen kann das Nebelmeer
Der bösen Herzensdünste!
Laß deiner Millionen Zahl
Sich sonnen in dem hellen Strahl,
Daß deine Modergrüfte
Der Lebenshauch durchdüfte!

Ein kleines Heer — noch weniger,
Als Gideon gesammelt —
Zieht gegen deine Pforten her,
Die du so fest verrammelt.

Doch ruft es mit Posaunenton:
„Hier Schwert des HErrn, und Gideon!"
Vor dieses Schwertes Blinken
Muß deine Mauer sinken.

Schon zittert sie bald da bald dort,
Und zeiget manche Lücke;
Die kleine Schaar zieht munter fort,
Mit heldenmüth'gem Blicke.
Viel helle Funken weit und breit
Vom Lebensworte ausgestreut
Entzünden deine Fernen,
Und zieren dich mit Sternen.

Ist dann der gnadenreiche Tag
Für China angebrochen;
Hat man im Feld, das bisher lag'
Voll dürrer Todtenknochen,
Des Geistes leises Weh'n vermerkt:
So werde unser Fleh'n verstärkt,
Daß bald auf seinen Dünen
Auch die Gebeine grünen.

Chr. Barth.

Missions-Festlied.

(Mel. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.)

„Es liegt die Macht in meinen Händen,
„Der Himmel und die Erd' ist mein!
„Ich will, bis sich die Zeiten enden,
„An jedem Tage bei euch seyn!"
Des Lebensfürsten Scheideworte
An seiner Boten erste Schaar,
Sie steh'n an seines Hauses Pforte,
Ein hohes, festes Säulenpaar.

Auf Seine Bürgschaft ist gegründet
Des Völkertempels Heiligthum.
Das Wort der Weihe: „Geht, verkündet
„Der Welt das Evangelium!"
Es ruht in der Verheißung Schooße —
In Jesu Nähe, Jesu Macht
Ward der Bekehrung Werk, das große,
Und wird noch heute so vollbracht.

Noch steht Dein Tempel unvollendet,
Die Deinen, Heiland! bauten nicht;
Da hast Du nun Dein Wort gesendet,
Und um den Abend wird es Licht.
Und jedes Herz, das dem vertrauet,
Was einst Dein Mund verheißen hat,
Ermuntert sich, greift an und bauet
Mit Hand und Wort, Gebet und That.

Es rief auch uns Dein Werk zusammen,
Fürst Gottes, dem das Reich gehört!
Wir feiern Deinen großen Namen
In unsern Tagen neu verklärt,
Vom Aufgang und vom Abend schweben
Uns Tauben mit dem Oelblatt zu.
Dein Wort ist jedem Volk gegeben,
Und mit dem Worte siegest Du!

Wohlan, es müsse Dir gelingen
In deinem blut'gen Schmuck, o Held!
Laß endlich Dir Dein Erbtheil bringen,
Erkauft um theures Lösegeld.
Brich Deinen Boten neue Bahnen,
Zieh' selbst mit ihnen aus und ein,
Und sammle um des Kreuzes Fahnen
Mit jedem Tage neue Reih'n.

Du siehst auf fernen Pilgerwegen
Im Kampfe Deine Boten steh'n'
O, jedem einen eig'nen Segen
Gewähre heute unserm Fleh'n!
Und wo auf diesem Erdenrunde
Der Thränensame einsam fällt,
Da rausche bald zur guten Stunde
Ein volles, reiches Aehrenfeld.

Weck' überall in der Gemeine
Den Zeugen Muth, die starke Treu'!
Der Liebe großes Werk vereine
Getrenntes und Zerriß'nes neu.
Auch unter uns hast Du gesäet
Ein Senfkorn, noch entsprossen kaum,
Doch wo Dein Lebensodem wehet,
Da wächst das Keimlein schnell zum Baum.

Vollende, HErr, Dein Werk auf Erde,
Gieß aus in Strömen Deinen Geist!
Laß feiern Deine Menschenheerde
Das Pfingstfest, das Dein Wort verheißt.
Der Liebe Sternenband umschlinge
Die Herzen alle, fern und nah,
Und die erlöste Menschheit singe
Dir jubelnd ihr Hallelujah!

Inhalt
des zweiten Heftes 1835.

Missionar Gützlaffs
zweite und dritte Reise nach China.

Abschnitt. Seite.

Jahrgang 1835.

Drittes Quartalheft.

Bericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft

zu Basel

vorgetragen

an ihrem

zwanzigsten Jahresfeste

Mittwoch den 17. Juni.

Wie sehr es auch dem evangelischen Missionswerke unserer Tage geziemt, verehrteste Freunde und Mitarbeiter in dem HErrn! in dem bescheidenen Gewande einer christlichen Privatsache vor den Augen der Welt aufzutreten, und sich in den engen Kreisen anspruchloser christlicher Verbrüderungen zu bewegen, so wenig hat dasselbige Ursache, aus dem ehrwürdigen Charakter seiner universalen Kirchlichkeit ein Geheimniß zu machen, den ihm die Hand des HErrn schon in den frühesten Tagen seines Ursprungs bleibend eingedrückt hat. Zwar bezeugt es eine achtzehnhundertjährige Erfahrung, daß das Verbreitungswerk der seligmachenden Erkenntniß Jesu Christi unter den Völkern der Erde nie fröhlicher gedieh, und im Kampfe mit den tausendfachen Befleckungen des Weltwesens nie reiner bewahrt wurde, als so lange dasselbe, ohne irgend einen äußern Verband mit den bestehenden weltlichen und kirchlichen Gewalten der Erde, im stillen Schooße der Gläubigen sorgsam gepflegt, und von ihren Gebeten und ihrer Liebesthätigkeit unterstützt, von einzelnen in den Augen der Welt nicht selten verachteten Knechten Christi hinausgestreut wurde auf den wilden Brachacker des Völkerlebens, um nach prüfungsvoller Thränensaat einer verheißenen Freudenernte allmählig entgegen zu reifen. Aber auch in dieser anspruchlosen Hülle eines einsamen Wanderers, der für die Rettung unsterblicher Seelen durch den

Glauben an das Evangelium sein Leben aufzuopfern bereit steht, hat die evangelische Missionssache den engen und unzertrennlichen Zusammenhang zu keiner Zeit aufgegeben, durch welchen sie mit dem allgemeinen Bestande der Kirche Christi auf Erden zu einem Ganzen verknüpft ist. Gepflegt und großerzogen von der Kirche Christi, hat sie von jeher für dieselbe auf dem Heidengebiete gearbeitet, gekämpft und geblutet, und die herrlichen Früchte ihrer Siege immer wieder segnend in den Mutterschooß der Kirche zurückgetragen. Auch besteht die höchste Aufgabe, welche sich die Missionsthätigkeit gestellt hat, einzig darin, daß die ganze Welt eine Wohnung Gottes unter den Menschen, eine allgemeine Kirche der Gläubigen werden möge.

Seyen Sie uns daher an diesem festlichen Tage in diesem Hause unseres Gottes von Herzen willkommen, verehrteste Freunde und Mitarbeiter, die Sie nicht blos aus unsern nächsten Umgebungen, sondern zum Theil auch aus weiter Ferne hergekommen sind, um diese Tage des Danks und der Freude gemeinschaftlich mit uns zu feiern. An dieser heiligen Stätte, wo Gottes Ehre wohnt, befinden wir uns mit unserem gemeinsamen Werke in der rechten Heimath. Möge es dem Geiste des HErrn wohlgefallen, seine himmlischen Segnungen über unsere Versammlung auszugießen, und diese Stunde unserer Berichterstattung und der Vorträge unserer theuren Freunde in eine Stunde des Heils für unsere Herzen zu verwandeln.

I.

Je weiter wir in dem Verlaufe der Jahre, von denen unsere Missionsgesellschaft den zwanzigsten Jahrestag unserer gesegneten Verbindung heute feyert, in den finstern Gebieten der Heidenvölker mit unserm gemeinsamen Missionswerke vorwärts rücken, desto weniger

will es uns gelingen, innerhalb der engen Grenzen eines Jahresberichtes auch nur die theuren Namen der Arbeiter und der weithin zerstreuten Missionsstellen zu nennen, welche zur ersten Anpflanzung des evangelischen Glaubens und Lebens der HErr der Gemeinde ihrer Pflege anvertrauet hat. Wie gerne auch die Liebe das freundliche Andenken an jeden Einzelnen dieser geliebten Knechte Christi, welche aus unserer Missionsschule auf den großen Acker der Welt als Schnitter hinausgezogen sind, in den Herzen theilnehmender Brüder zurückrufen möchte, so sind es doch nur ein Paar flüchtige Andeutungen, welche uns die Zeitkürze gestatten will.

Aus der Reihe von zwei und achtzig Zöglingen unserer evangelischen Missionsschule, deren gesegnetes Wirken für die Pflanzung des Himmelreiches auf Erden unsere Herzen mit Dank und Freude erfüllt, hat der Rath des HErrn im Laufe des verflossenen Jahres Einen derselben, Missionar Gottlieb Volz, in die Wohnungen der Vollendeten hinüber gerufen. Derselbe wurde den 14. September 1806 zu Walddorf im Königreich Würtemberg geboren, und trat an Ostern 1829 als Zögling in unsere evangelische Missionsschule ein. Durch einen fünfjährigen Aufenthalt in unserer Mitte hatte er sich unsern Herzen theuer gemacht, und am Schlusse desselben trat er im Frühling 1834 auf unsere Empfehlung in die Dienste der verehrten bischöflichen Missionsgesellschaft zu London ein, um dort als Gehülfe der abyssinischen Mission, für welche er bestimmt war, die nähere Vorbereitung in Empfang zu nehmen. Aber der HErr hatte Anderes über ihn beschlossen, und ein Zehrfieber, das sich bald während seines Aufenthaltes in England bei ihm einfand, und aller angewandten Mittel ungeachtet, immer drohender wurde, leitete die dortigen Freunde zu dem Entschlusse, diesen geliebten Bruder im Oktober des verflossenen Jahres unserer Missionsschule wieder zuzusenden, um durch

seine Versetzung in die heimathliche Luft die Wiederherstellung desselben zu erleichtern. Allein seine Kräfte nahmen bald zusehends ab, indeß die Liebe seines Herzens immer sehnsuchtsvoller der ewigen Heimath entgegen blickte, bis am 21. Januar dieses Jahres das heißersehnte Stündlein der Erlösung aus den Banden des Todes ihm schlagen durfte. Sein frommer, durch vielfache Erfahrung in der Nachfolge Christi geübter Christensinn, und seine kindlich demüthige Hingebung an das Werk Gottes in der Heidenwelt hatten ihm unsere achtungsvolle Liebe zugewendet, und wir durften auch bei dem beschränktern Maaße der ihm verliehenen Geistesgaben ein fruchtbares Tagewerk für seine künftigen Lebenstage hoffen. Aber wer in der Gemeinschaft Jesu Christi, früher als die Liebe erwartet, sterben darf, der ist deßhalb für das unsichtbare Reich Gottes nicht verloren; und darum dürfen wir mit Dank und Freude dem Vollendeten in die seligen Wohnungen nachblicken, in welche er so frühe hinüber ziehen durfte.

Die evangelische Mission in den Ländern des Mittelmeeres bildet je mehr und mehr ihr eigenthümliches Gepräge aus, das unter muhamedanischen Völkerstämmen für das Verbreitungswerk des Evangeliums bis jetzt allein anwendbar war. Uebersetzungen der heiligen Schriften und anderer nützlicher Bücher in die verschiedenen Sprachen dieser Völker, die Leistungen der Buchdruckerpresse, so wie die Oeffnung des Zutrittes zu den geistigen Bildungsmitteln der abendländischen Kirchen machen den gesegneten Wirkungskreis aus, in welchem unsere deutschen, in den Ländern des Mittelmeeres arbeitenden Brüder ihr fruchtbares Tagewerk bis jetzt dort gefunden haben. Die Arbeitsstätte des Missionars Ewald zu Tunis bietet noch immer ihre eigenthümlichen Reize dar, welche das Gemüth des christlichen Beobachters anziehen. Obgleich im Juli des verflossenen Jahres eine in den Ländern der Levante herrschende Augenkrankheit diesen rüstigen

Arbeiter nöthigte, auf kurze Zeit Tunis zu verlassen, und auf der Insel Malta im Kreise seiner dortigen Brüder seine Wiedergenesung zu suchen, so durfte er doch bald wieder auf seine geliebte Arbeitsstätte zurückkehren, auf welcher der HErr ein großes Tagewerk in seine Hände niedergelegt hat. „So viel ist klar, schreibt derselbe in einem seiner letzten Briefe, daß der HErr für die Predigt seines Evangeliums unter Juden und Muhamedanern eine weite Thüre in diesem Lande aufgethan hat; daß Einige derselben willig sind zu hören, indeß Andere in ihrer Sorglosigkeit dahingehen und lästern; daß unter dem großen Haufen Israels auf dieser Küste ein sichtbares Verlangen nach dem Worte Gottes sich offenbart, und daß es mir bisher unter dem Volke, in dessen Mitte mich die Hand Gottes gesetzt hat, nie an Arbeit mangelte." Die Auszüge aus seinen neuesten Tagebüchern, welche in den monatlichen Missionsblättern der Londner Gesellschaft zur Bekehrung Israels eingerückt sind, und in den letzten Heften derselben seine Arbeiten in den sechs ersten Monaten des verflossenen Jahres umfassen, sind voll interessanter Züge für die Charakteristik der Einwohner jenes Landes und ihre Denk- und Lebensweise, so wie für die stille Hoffnung auf das stufenweise Gedeihen des Werkes Christi, das in Seiner Kraft dieser geliebte Bruder in ihrer Mitte begonnen hat.

Die Missionarien in Egypten streuen noch immer auf einem felsigten Boden den guten Samen aus, dessen Pflege ihre Geduld nicht selten auf harte Proben setzt. Die beiden koptischen Schulen nebst dem kleinen Seminar werden von den Missionarien Kruse und Müller zu Cairo fortgesetzt, und ihr Werk in denselben ruht auf dem Glauben an das Verheißungswort des HErrn, welcher der Beharrlichkeiit des Ueberwinders den Sieg zugesagt hat. Die ärztlichen Arbeiten, denen Missionar Lieder neben seinem Missionsberufe in dieser Hauptstadt sich unterzieht, tragen den reichlichen

Vortheil ein, daß die herrschenden Vorurtheile der Muhamedaner gegen die Christen da und dort gebrochen, daß neue Bekanntschaften für die evangelische Arbeit gemacht, und nicht selten an den Kranken- und Sterbelagern die Einladungen des Weltheilandes an verirrte und bußfertig zurückkehrende Sünder verkündigt werden dürfen. Im Mai und Juni 1833 machte Missionar Lieder eine Besuchsreise in verschiedenen Theilen des egyptischen Delta's, wo ihm reichliche Gelegenheiten zu Theil wurden, unter den zerfallenen Koptengemeinden, so wie unter den Muhamedanern das Wort des Lebens auszustreuen, und durch zutrauliche Unterhaltungen ihre Gemüther für den Glauben an Christum zugänglich zu machen.

Eine zweite Reise, welche derselbe im Februar 1834 nach Nubien unternahm, stellt das einfache Bild der geduldübenden Arbeiten dar, welche dem Boten Christi in Egypten jeden Tag aufs Neue die Hände füllen. Um dem Auge unserer Leser die einzelnen Züge dieses wechselnden Bildes vorzuführen, fügen wir einige Auszüge bei, welche das neueste Tagebuch des Missionars Lieder über diese Reise in sich faßt.

„Am 17. Februar 1834 verließ ich Cairo, und ging zu Bulak zu Schiffe, voll der freudigen Hoffnung, auf der weiten Wanderung, die vor mir lag, durch die Gnade des HErrn Gelegenheiten zu finden, die heiligen Schriften auszubreiten, und durch Wort und Beispiel die frohe Botschaft von Christo, dem Erlöser, verlornen Seelen zu verkündigen. Je länger ich in Egypten lebe, desto lieber wird dieses Land meinem Herzen; aber desto ernster und gewichtiger erscheint mir auch der heilige Beruf, den der HErr meinen schwachen Händen in demselben anvertraut hat. Unser Wohnen in Egyptenland ist bis jetzt noch keine Erntezeit geworden, aber eine Zeit der Vorbereitung und der Aussaat für eine künftige Freudenernte. Noch hat auf diesem Boden der Bote Christi mit schweren Glaubensprüfungen zu

kämpfen; er muß seine Seele in den Händen tragen; er muß Glauben und Geduld bewahren; er muß Treue üben in kleinen und in großen Dingen, und bisweilen mit Thränen den guten Samen des Evangeliums ausstreuen, wobei ihm jedoch die feste Hoffnung zur Seite steht, daß Christi Werk und Wort niemals eitel und vergeblich ist.

„Wir setzten auf dem Nil unsere Wanderung bis nach Wady Halfa fort. Dieser Theil Nubiens ist von drei verschiedenen Völkern bewohnt. Von Assuan bis Siala haben die Kunusen ihre Wohnsitze; von Siala bis Korosco besitzen die Haga-Araber das Land, und von Korosco an über Wady Halfa weit am Nilstrome hinauf sind die ächten Nubier zu Hause, welche indeß durch Sprache, Gesichtsbildung und Lebensweise sich nur wenig von den Kunusen unterscheiden. Ihre kleinen Dörfer bestehen aus Hütten, welche überall auf den Nilufern hin und her zerstreut, und von Palmbäumen und Gärten umschlossen sind. Diese Stämme werden von den Egyptern und Europäern fälschlich Berbern genannt, was sie selbst als einen Spottnamen empfindlich aufnehmen. Zwischen der Sprache der ächten Berbern und der ihrigen findet nicht die geringste Aehnlichkeit statt, und alle meine Erkundigungen beweisen, daß sie ganz verschieden von der Berbersprache ist.

„Das Thal, durch welches der Nil zwischen den beiden ersten Wasserfällen fließt, ist meist sehr enge, oft kommen die Berge dem Ufer so nahe, daß auf dem schmalen Rande kaum ein Paar Palmbäume, die Hauptnahrung dieser Einwohner, gepflanzt werden können. Sie sind durchgängig Muhamedaner, und ihre Bevölkerung nimmt so zusehends ab, daß kaum noch 25,000 Seelen in diesen Gegenden zu finden sind. Dieses Land genießt fast ununterbrochen eines klaren Himmels, und die Nacht bietet ein prachtvolles Sterngewölbe dar. Gewitter und Regen sind selten, obgleich uns ein fürchterlicher Sturm in der Nähe von Korosco überraschte.

Das Klima ist sehr gesund, nur wenige Krankheiten sind bekannt, und die Leute erreichen meist ein hohes Alter. Neben den Früchten des Palmbaumes wird Waizen, Gerste, Tirmis (eine Art Bohnen) und die Palma Christi gepflanzt. In ihren Gärten wächst ein Gestäude, Gergetan genannt, dessen Samen sie rösten und mahlen, und aus dem sie ein Getränk gleich dem Kaffe bereiten, das sie sehr hoch schätzen. Aus Waizenmehl und Tirmis wird in der Gestalt runder Kuchen ungesäuertes Brod auf heißen Steinen gebacken, das indeß sehr schwer und erhitzend ist; auch wird aus der Gerste eine Art Bier bereitet, das sie Busa nennen, und im Sommer ein angenehmes und kühlendes Getränk ist, indeß der berauschende Palmwein für den Winter aufgespart wird. Der Same der Palma Christi liefert ihnen das bekannte Kastoröl in großem Ueberflusse, dessen medizinischer Gebrauch ihnen indeß unbekannt ist, indem sie es nur zum salben ihrer Haut anwenden.

„Die Alterthümer Nubiens, von denen die merkwürdigsten in Felsenwände eingehauen sind, geben an Größe denen von Egypten nichts nach. Auf diesen prachtvollen Ruinen alter Götzentempel, welche in den ersten Jahrhunderten die Christen in Kirchen zur Verehrung des lebendigen Gottes umgewandelt hatten, bei denen sie die Götterbilder an den Wänden zerstört, und mit Bildern der Heiligen ersetzt haben, wird das Aug und das Herz des Christen auf jedem Schritte daran erinnert, daß dieses ganze Land ehemals ein Eigenthum des HErrn und seines Christus war, in welchem die Loblieder des Erlösers ertönten. Aber diese herrlichen Zeiten sind vorüber gegangen; eine ernste Warnung für Christen anderer Länder, deren Leuchter noch nicht von seiner Stätte gerückt ist. Die Nubier rühmen sich, daß einst ihre Voreltern die Christen aus dem Lande gejagt haben, und sagen, ein großer Theil derselben sey in das Innere von Afrika geflohen, deren Nachkommen, wie sie vermuthen, noch jetzt dort gefun-

den werden können. In der Religion sind die Nubier ausnehmend unwissend, auch beobachten sie nur wenige Vorschriften des Islams. Dabei sind sie dennoch nicht weniger abergläubisch und feindselig gegen das Christenthum als die Türken.

„Die meiste Zeit habe ich in den beiden Hauptstädten des Landes, zu Dir und Korosco, zugebracht, um Bekanntschaften anzuknüpfen, und zu sehen, ob heilige Schriften und andere nützliche Bücher zweckmäßig ausgetheilt, und da und dort eine Wahrheit suchende Seele gefunden werden könne. Die Stadt Dir ist größtentheils regelmäßig gebaut, und mag in etwa 300 Wohnungen 1500 Einwohner in sich fassen. Sie hat eine Moschee, die mit Palmbäumen umgeben ist, auch finden sich in der Stadt zwei große Plätze, wo das Volk sich unter dem Schatten eines ungeheuer großen Sykomorenbaumes zu versammeln pflegt. Ich lud den Hadschi Hamam, der mir als der Gelehrteste dieser Stadt empfohlen worden war, zu einem Besuche bei mir ein. Dieser brachte seine Freunde mit sich, welche sehr scheu gegen mich thaten, weil sie nicht wußten, was der Kafir (Ungläubige) von ihnen wolle. Um sie nicht auf einmal zurückzuschrecken, wenn ich ein Gespräch über die Religion anfange, sagte ich ihnen: ich habe angefangen ihre Sprache zu lernen, und ein Wörterbuch für dieselbe anzulegen; ich bitte demnach den Hamam, mir dabei hülfreich zur Hand zu gehen. Sie erstaunten über die Entdeckung, daß man ihre Sprache mit arabischer Schrift schreiben könne, und ich unterhielt sie auf diese Weise einige Stunden lang bei mir, bis ich ganz ermüdet war.

Nachmittags kam noch eine größere Zahl derselben mit dem Hadschi auf mein Boot, und ich bat denselben, mir behülflich zu seyn, um ein Paar kleine Sätze aus dem Evangelium in die Sprache ihres Volks zu übersetzen, was er sich jedoch zu thun weigerte. „Wenn du aus dem Evangelio nicht übersetzen willst, so versuche

dieß wenigstens aus dem Koran zu thun;" aber auch dieß lehnte er ab, weil dieß zu thun verboten sey. „Ich bin hoch verwundert, sagte ich zu ihnen, Euch mit so viel Verachtung von den Christen und den heiligen Schriften sprechen zu hören. Ein solches Betragen streitet mit Eurer eigenen Religion, da der Koran selbst von der Bibel, als dem Worte Gottes, mit großer Achtung spricht." Erstaunt darüber, daß ich Stellen aus dem Koran zitirte, schwiegen sie stille, und ich fuhr fort: „Wenn Ihr die Vortrefflichkeit der christlichen Lehren kennetet, so würden ihr von Ehrfurcht gegen sie erfüllt werden; wenn ihr wollt, so will ich Euch einige Stellen aus dem Evangelio vorlesen." Sie hatten nichts dagegen einzuwenden, und ich nahm das Neue Testament, und las ihnen das 6. Kapitel des Evangeliums Matthäi vor, das nach meiner bisherigen Erfahrung auch dem unduldsamsten Muhamedaner Ehrfurcht abnöthigt. Sie hörten stille zu, murmelten aber unter einander, so oft Gott Vater genannt wurde, und als ich zum 9. Verse kam, wo Gott „Unser Vater" heißt, so brachen sie in ein lautes Gelächter aus. Ich bemerkte ihnen, daß dieser Ausdruck nicht im fleischlichen, sondern im geistlichen Sinne des Wortes genommen werden müsse; wie nämlich ein irdischer Vater für die Wohlfahrt aller seiner Kinder sorge, so sorge Gott für das ganze Menschengeschlecht, das zu einer großen Gottesfamilie gebildet werden solle, weßwegen Er mit Recht unser Vater in dem Himmel genannt werde. — Diese Erklärung schien sie zu befriedigen, und nun knüpfte ich die großen Heilslehren des Evangeliums vom Sohne Gottes an dieselbe an, worauf sie mit viel Aerger auseinander liefen.

„Blicke ich auf meinen Aufenthalt in Nubien zurück, so schließt Missionar Lieder sein Tagebuch, so schmerzt es mich zwar, so wenig ausgerichtet zu haben, aber dennoch bin ich froh, dort gewesen zu seyn. Ich habe mich mit dem Land und Volk, so wie mit den

Schwierigkeiten, welche dem Diener Christi daselbst im Wege stehen, bis auf einen gewissen Grad bekannt gemacht, und die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn etwas für die Sache Christi in Nubien ausgerichtet werden soll, ein Missionar sich unter dem Volke häuslich niederlassen, durch Werke der Liebe, und besonders durch ärztliche Dienstleistungen ihr Zutrauen gewinnen, durch seinen christlichen Wandel der Lehre Christi Achtung verschaffen, durch seine freundlichen Unterhaltungen die Gemüther an sich locken, und auf diese Weise dieselben vorbereiten muß, der Predigt des Evangeliums sich aufzuschließen." — Indeß gelang es doch diesem thätigen Arbeiter am Evangelio in Ober-Egypten und Nubien, 697 arabische und koptische Bibelschriften, und 1363 arabische Traktate in Umlauf zu setzen.

In diesem Bilde stellt sich uns das Missionsleben unserer Brüder in allen muhamedanischen Ländern dar. Es ist eine Schule der Geduld und der stillen Hoffnung auf das Verheißungswort des HErrn;, und wer mag behaupten, daß keine Frucht für das ewige Leben in derselben geschafft werde? In der großen Gnadenhaushaltung unseres Gottes hat die Bekehrungsgeschichte jedes einzelnen Volkes und jedes einzelnen verlornen Sünders seine eigene Zeit und Stunde, und uns kommt es nicht zu, diese Stunde zu erforschen; sondern da es der Wille unseres Gottes ist, daß Niemand verloren gehe, und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, so hat Er uns das Gebot gegeben, aller Kreatur das Evangelium zu verkündigen, und uns mit dem Verheißungsworte zu begnügen, daß Er bei uns ist alle Tage, bis an der Welt Ende.

Unsere nach Abyssinien reisenden Brüder Gobat und Isenberg mit ihren Gattinnen sind, wie wir getrost hoffen, nunmehr nach einer glücklichen Reise wohlbehalten in diesem fernen Lande angekommen. In dem letzterhaltenen Briefe des Bruder Isenbergs aus Massowa vom 26. Dezember v. J. schreibt derselbe:

„Jetzt sind nur noch einige Berge zwischen uns und Habesch, und wir fühlen uns schon bedeutend leichter als in Cairo, wo das rothe Meer und die Wüste noch zurückzulegen waren. Bis hieher hat der HErr gnädig und mächtig geholfen, und vergangene Hülfe ist Unterpfand für die künftige. Freilich ist dieser Theil unserer Reise wohl der schwierigste, wenigstens der gefahrvollste, um der wilden Schoho's willen, welche diese Berge bewohnen. Schon über zwei Monate erwartet man hier eine Karawane von Gondar, welche täglich eintreffen kann. Wohl hat der unruhige Zustand Abyssiniens zu ihrer Zögerung beigetragen, denn es ist noch nicht lange, seitdem der Ras Ubie das Tigreland geräumt, und Schum Cassai, der jetzt noch lebende älteste Sohn des Sabagadis das Land eingenommen hat. Der HErr thue, was Ihm wohlgefällt." — Wir sehnen uns darnach, von der glücklichen Ankunft dieser theuren Geschwister in Habesch bald ausführliche Nachrichten zu vernehmen.

Die schwere Last der ausgedehnten west-afrikanischen Neger-Mission auf Sierra Leone, welche auf acht Stationen 3046 bekehrte Neger, und 1773 Schüler in sich begreift, ruht dem größern Theile nach auf den schwachen Schultern unserer beiden Brüder Kißling und Schön, welche von einigen Katechisten in ihrem Werke unterstützt werden, da die verehrte kirchliche Missionsgesellschaft zu London noch nicht Gelegenheit gefunden hat, denselben ein Paar rüstige Arbeitsgehülfen zuzusenden. Der alte ehrwürdige Missionar Wilhelm ist im verflossenen Jahre nach langer Thränensaat in seine Ruhe eingegangen. „Er hat, so schreibt Missionar Kißling von ihm, 23 Jahre im Dienste Christi unter dem heißen Himmelsstriche des westlichen Afrikas zugebracht, ohne dasselbe auch nur einmal für kurze Zeit zu verlassen. Seine Unterhaltungen und Gebete athmeten das einfache und redliche Verlangen eines Knechtes Christi, welcher sich sehnt, bei Christo zu seyn,

und reif geworden ist für seine Herrlichkeit. Möge ein gedoppeltes Maaß seines Geistes uns zu Theil werden, und unser Ende seyn, wie sein Ende war." Das Missionswerk unter den Negern dieser Kolonie zieht seinen stillen aber gesegneten Gang vorwärts, und unsere Brüder haben von Zeit zu Zeit die Freude, die Gemeinde durch einige Seelen, die da selig werden, vermehrt zu sehen. „Am Sonntag den 22. Juni (1834), so schreibt Missionar Schön zu Bathurst, feierte ich einen der glücklichsten Tage meines Lebens in Afrika, indem ich die Gnade hatte, fünf heidnische Neger dieser Station durch die Taufe der Gemeinde Christi einzuverleiben. Es war ein feierlicher Anblick, eine schwarze Tochter von 19 Jahren neben einer alten Wittwe von 50 Jahren und drei Familienvätern vor dem Altare stehen zu sehen, um das Taufgelübde abzulegen, und sich dem dreieinigen Gott zum Eigenthum zu weihen. Große Stille und ein tiefes Gefühl der Gegenwart Gottes herrschte in der Gemeinde, und ich darf hoffen, daß diese Täuflinge lebendige Glieder am Leibe Christi geworden sind. Vier Jahre lang wurden sie in den Lehren des Christenthums unterrichtet, und sie können ihre Bibel lesen. Mögen sie eine wahre Zierde der Gemeinde Christi auf der Erde bleiben!"

Missionar Kißling schreibt von Kissey folgendes: „Es ist ein lieblicher Anblick, die Neger dieses Dorfes von allen Seiten zu dem Heiligthum des HErrn herbeieilen zu sehen, um sein Evangelium zu hören und Ihn im Geiste anzubeten. Wie glücklich fühle ich mich doch, den seligen Beruf zu haben, diesem Volke die unausforschlichen Reichthümer Christi verkündigen, und sie mit dem Brode des Lebens weiden zu dürfen."

Die Katechetenschule zu Fourahbay, welcher früher Missionar Hänsel im Segen vorstand, und in der eine Anzahl Negerjünglinge zum Gehülfen- und Schuldienst erzogen wird, ist von der englischen Committee der Leitung des Missionars Kißling übertragen worden. „Es

macht mir Vergnügen, schreibt derselbe, einen günstigen Bericht von diesem christlichen Institute geben zu können. Das Betragen der Zöglinge war in der letzten Zeit lobenswerth, und sie betrieben ihre Studien mit viel Eifer. Neben einem gründlichen Unterrichte im Christenthum sind sie bis jetzt im Schreiben, Singen, der Sprachlehre, der Rechenkunst, in der Geschichte der Kirche Christi, so wie in der Erdbeschreibung unterrichtet worden. Diese Negerjünglinge zeigen große Lust zum Lernen, und bisweilen war ich genöthigt, ihren übertriebenen Eifer zurückzuhalten, sie zu körperlichen Uebungen zu ermuntern, und daran zu erinnern, daß die Bekehrung ihrer Seelen zu Gott die große Hauptangelegenheit sey, welche ihnen vor Allem am Herzen liegen müsse. Ich darf glauben, daß die Gnade Gottes unter ihnen wirksam ist, denn ich habe öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß das Wort Gottes ihre Seelen rührt; allein ich glaubte sie nicht ermuntern zu dürfen, ihre Gefühle zu laut auszusprechen."

Auch an den Sterbelagern der Neger dürfen bisweilen die Missionarien der Kolonie gewahr werden, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn. Eine Negerinn, welche der verstorbene Missionar Nyländer zuerst unterrichtete, und in die Gemeinschaft der Christen durch die Taufe aufnahm, und welche eine Reihe von Jahren hindurch die Lehre Christi mit ihrem Wandel zierte, erkrankte, und äußerte den Wunsch, zum Heil ihrer Seele das Abendmahl des HErrn von Missionar Kißling zu empfangen. Du scheinst viel zu leiden, sagte er beim Hinzunahen zu ihrem Schmerzenslager, aber wie steht es auch mit deiner Seele? — Mich verlangt nach dem Abendmahl des HErrn! gab sie zur Antwort, dieß ist das Einzige, was noch mein Herz begehrt. — Du stehst jetzt an der Pforte der Ewigkeit, sprach er, bist du auch bereit, in dieselbe hinüber zu treten? — O, mich verlangt, rief sie aus, bei Jesu

zu

zu seyn! — Aber, versetzte er, was für Gründe hast du denn, dich für Sein Kind zu halten? Er hat mir gerufen, erwiederte sie, da ich eine große Sünderinn war! Er hat Sein kostbares Blut auch für mich vergossen, der Heiland lebt in meiner Seele, und darum habe ich nichts zu fürchten. Mit Inbrunst empfing sie nun die Zeichen der sterbenden Liebe Jesu, und schied nach wenigen Tagen in Seinem Frieden von der Erde.

Missionar Hänsel machte sich nach seiner Rückkehr aus Europa, im November 1833, auf den Weg, um sich im Timmanilande niederzulassen, die Sprache dieses Volkes zu erlernen, und für eine Uebersetzung der heiligen Schriften in dieselbe die ersten Vorbereitungen zu treffen. Einsam, und von aller menschlichen Hülfe verlassen, brachte er fünf Monate in dieser von einem christlichen Missionar nie zuvor betretenen Wildniß Afrikas zu, schlief auf dem nackten Boden, nährte sich von den Früchten dieser Wildniß, und trat in allen Beziehungen in das einfache Volksleben der Schwarzen hinein, bis ihn wiederholte Krankheitsanfälle nöthigten, sich auf einige Zeit von seinem Posten zu entfernen, und auf den dringenden Rath der Aerzte seine bedenklich angegriffene Gesundheit durch eine Seereise nach Europa wieder zu stärken. Sein ausführliches Tagebuch, das er über die Beschaffenheit dieses Landes, die Sitten, Gewohnheiten und Sprache dieses Volkes, sein häusliches und öffentliches Leben, und seine Erfahrungen im Umgange mit demselben niedergeschrieben hat, sind in hohem Grade interessant, und wir werden gerne die nächste Gelegenheit ergreifen, unsere Missionsfreunde in die Bekanntschaft mit diesem Volke Afrikas einzuführen.

Das nördliche und südliche Indien, in welchem nunmehr nicht weniger als dreizehn unserer geliebten Missionszöglinge im Dienste der bischöflichen Missionsgesellschaft auf sechs verschiedenen Missionsstellen

arbeiten, stellt sich mit jedem Jahre mehr als herrlicher Schauplatz der großen Thaten unseres Gottes dem christlichen Menschenfreunde vor die Augen hin. So vieles, was auf den weiten und völkerreichen Räumen dieser mächtigen Halbinsel, vom Ganges an bis zum Indus hin in unsern Tagen geschieht, berechtigt uns zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß dort das Reich Christi mit großer Macht hereinbricht, und daß nach einer hundertjährigen Thränensaat dem verherrlichten Erlöser Kinder daselbst geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe. Eine immer neue Erquickung bereiten uns die Berichte, welche wir von einzelnen unserer theuren Brüder von dort her über den Gang des Reiches Gottes unter den armen Hindus in Empfang zu nehmen die Freude haben. Missionar Weitbrecht zu Burdwan am Ganges schreibt in einem Briefe vom 6. Mai 1834 unter Anderem folgendes: „Gerade jetzt bin ich mit dem Bau einer Mädchenschule in meinen Umgebungen beschäftigt, wozu mir fromme Frauen Indiens die erforderlichen Kosten angeboten haben. Wohl haben Sie schon gehört, daß der junge Radschah (Fürst) von Burdwan mir verflossenes Jahr ein Geschenk von 1500 Rupien (etwa 1800 Gulden) gegeben hat, um eine Schule in Burdwan mit diesem Gelde aufzurichten. Das Gebäude, das mitten in der Stadt liegt, ist nunmehr fertig geworden. Der HErr gibt mir Gnade in den Augen der Christen und der Heiden, und so oft ich Geldhülfe bedarf, so finde ich offene Herzen. Unser Missionswerk gedeiht zu Seinem Preise. O, hätte ich nur einen oder zwei Brüder an meiner Seite, welche Bengalisch verstehen, Einer derselben sollte am Morgen und am Abend nichts thun, als den armen Heiden um uns her das süße Evangelium zu verkündigen. In den beiden letzten Monaten fühlte ich mich hoch beglückt in diesem seligen Berufe; aber siehe, kaum hatte mein theurer Gehülfe, Bruder Linke, wieder seine Arbeit in den Schulen angefangen, so erkrankte er aufs Neue,

und so stehe ich jetzt wieder allein auf einem Posten, wo drei Missionarien Arbeit genug finden würden. Unsere Brüder zu Benares, Leupolt und Knorpp, sind wohl und ziehen vorwärts; auch die Brüder Häberlin (zu Calkutta) und Krückeberg (zu Kischnagore) sind gesund, und ihre Leibesbeschaffenheit scheint sich ganz für das indische Klima zu passen. Es war eine Zeit, wo ich bedauerte, daß meine Bestimmung von der Committee geändert, und ich, statt nach Abyssinien, nach Bengalen gesendet wurde; jetzt sehe ich klar ein, daß der HErr mich zu diesem Volke geschickt hat, und ich fühle mich unter demselben so glücklich, als ein Missionar seyn kann. Möge ich nur bis ans Ende treu erfunden werden in Seinem Dienste."

Missionar Krückeberg, der eine Zeit lang zu Bancorah arbeitete, bemerkt in seinem Briefe: „Gestern kam ein Mann zu mir aus einem großen Dorfe in der Nachbarschaft, und bat mich zum zweiten Mal, eine Schule in seinem Orte aufzurichten. Ich bemerkte ihm, in einer solchen Schule würden christliche Bücher eingeführt, es würden christliche Lehrer kommen, und vielleicht würden sich die Einwohner alle bald zum Christenthum wenden. Das mag immer seyn, sagte er, gib uns nur eine Schule. Ich erwiederte ihm, daß ich das Geld, das ich empfange, für die bereits aufgerichteten Schulen gebrauche, wenn sie aber ein Haus hergeben und einen Lehrer unterhalten wollten, dann sey ich bereit, die Schulbücher herbeizuschaffen, und die Schule von Zeit zu Zeit zu besuchen. Ach, versetzte er traurig, wir sind leider zu arm, als daß wir so viel thun könnten."

Missionar Weitbrecht hat nunmehr angefangen, dem jungen Radschah zu Burdwan auf Verlangen seines Vaters, des Poran Tschund Babu, der sich ungemein freundlich gegen ihn erzeigt, Unterricht zu ertheilen, und hegt die stille Hoffnung in seinem Herzen,

daß dieser junge heidnische Fürst für den Glauben an Christum werde gewonnen werden. Bei dem ausgebreiteten Einflusse, den sein Vater noch immer auf das ganze Volk übt, ist diese Gelegenheit, von Christo zu zeugen, von großer Wichtigkeit, und läßt unter der stillen Leitung der Vorsehung Gottes viel Gutes hoffen; dabei fehlt es freilich auch nicht an mannigfaltigen Widerwärtigkeiten und Kämpfen, durch welche sich das Werk Christi hindurcharbeiten muß; auch steht zu erwarten, daß der Fürst der Finsterniß durch die Kinder des Unglaubens immer kühnere Angriffe wagen wird, je mehr die herzverändernde Kraft des Evangeliums sich an den Seelen der Hindus offenbart. Aber wie sollten wir der starken Hand Dessen, der die Unmacht seiner Kirche in den ersten Jahrhunderten ihres Ursprungs unter den blutigsten Verfolgungen zum Siege führte, und die trotzende Macht des römischen Heidenthums überwand, nicht getrost vertrauen, daß Sein Wort und Sein Geist heute noch Kraft genug besitzt, auch die Finsternisse des völkerreichen Hindustans für immer zu besiegen, und sich als der alleinige König der Menschenherzen an denselben zu offenbaren.

Heftigen Verfolgungen von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn war besonders die blühende Missionsstation im Tinnevelly-Distrikt im südlichen Indien ausgesetzt, welche in einer großen Anzahl von Dörfern bei 10,000 bekehrte Hindus in sich faßt, deren geistliche Pflege an der Seite des vielerfahrenen Missionar Rhenius vier unserer geliebten Brüder anvertraut ist. Es war zum voraus zu erwarten, daß die überraschenden Siege, welche die thörichte Predigt vom Kreuze Christi über die längst verjährte Herrschaft des fleischlichen Götzendienstes in diesen Gegenden davon trug, einen allgemeinen und gewaltigen Widerstand von Seiten der gefährdeten Götzenpriester erzeugen, und von dem Fürsten der Finsterniß benützt werden würden, um

nach seiner alten Weise durch blutige Verfolgung, Zwietracht und blendende Mißverständnisse dem mächtig heranwachsenden Werke Christi in den Weg zu treten.

Immerhin dürfen Widerwärtigkeiten dieser Art, so schmerzlich sie auch in ihren nächsten Wirkungen für die Leidenden sind, als heilsame Reinigungsmittel eher den verborgenen Segnungen als den Unglücksfällen der Gemeinde Christi auf Erden beigezählt werden, sobald sie nur der Glaube der Christen weislich benützt, um in den ersten Lebenselementen des Christenthums in Glauben, Liebe und Hoffnung durch sie weiter gefördert zu werden. Dieß ist eben der mächtige Gewinn, den die aufrichtigen Verehrer Christi in ihren Trübsalen vor den Kindern dieser Welt voraus haben, daß sie der festen Zuversicht sich erfreuen dürfen, daß unter der väterlichen Leitung des Allmächtigen ihnen auch die widrigsten Begebnisse zum Besten dienen müssen, sobald sie nur unter denselben in der anhaltenden Uebung treuer Wachsamkeit über sich selbst, und im Gebetsumgange mit dem HErrn erfunden werden.

Wie gerne benützten wir die Gelegenheit, welche unser Jahresbericht uns darbietet, auch auf den übrigen weit umher zerstreuten Arbeitsstätten unserer im Dienste auswärtiger Missionsgesellschaften angestellten theuren Missionszöglinge, bis zu den molukkischen Inseln und den Wildnissen Neu-Hollands hin, unsere theilnehmenden Freunde auf einige Augenblicke einzuführen, wenn uns nicht die abgemessenen Grenzen eines Jahresberichtes Stillstand geböten. Wir dürfen indeß mit Zuversicht hoffen, daß ein Jeglicher von ihnen dem Liebesandenken unserer Freunde unvergessen seyn und bleiben wird, und daß in den vielfachen Bedrängnissen ihrer Lage viel Gebet und Fürbitte für sie aus den Herzen der Gläubigen vor dem Gnadenthrone Gottes aufsteigen werde.

II.

Zwanzig theure Pfleglinge unserer Missionsschule nebst vier Nationalgehülfen haben im Dienste unserer evangelischen Missionsgesellschaft auf sieben weit auseinander gelegenen Missionsposten in verschiedenen Ländern muhamedanischer und heidnischer Völker im Laufe des verflossenen Jahres ihr Tagewerk gefunden. Schon im vorjährigen Berichte bot sich uns die Veranlassung dar, unsern mitverbundenen Freunden mit der Bemerkung entgegen zu kommen, daß ein Zusammenfluß fördernder Umstände die Aufmerksamkeit unserer Committee auf die Stadt Astrachan an den Ufern des kaspischen Meeres hingelenkt, und unsern Herzen den Versuch nahe gelegt habe, in derselben eine Missionsstation aufzurichten, und die zahlreichen Tartarenhaufen dieser Stadt und ihrer Umgegend in den Wirkungskreis unserer kaukasischen Mission aufzunehmen. Es macht unsern Herzen Freude, denselben die Nachricht ertheilen zu dürfen, daß dieser Beschluß in den jüngstvergangenen Monaten wirklich zur Ausführung gebracht werden konnte, und daß wir nun von dieser neu aufgerichteten Missionsstelle ein kurzes Wort in unserem Berichte reden dürfen.

1. Astrachan.

Schon in der 8ten und 10ten Nummer unseres Heidenboten von diesem Jahr haben wir Gelegenheit gefunden, die stillen Anbahnungen zu nennen, welche an dieser Stelle durch die beiden Missionarien König und Hegele während des verflossenen Winters gemacht wurden, um über die vorzugsweise Tauglichkeit derselben zur Anlegung eines tartarischen Missionspostens die erforderlichen Einsichten zu gewinnen. Die Erfahrungen, welche unsere Sendboten im Allgemeinen in den Tartarengebieten des südlichen Rußlands bisher gemacht haben, sind freilich keineswegs dazu geeignet, aufmunternde Einladungen zur Aufrichtung einer neuen evan-

gelischen Arbeitsstätte in der Mitte derselben unserer Missions-Committee darzubieten. Indeß fehlte es ihr auch nicht an zureichenden Gründen, dieß im Namen unseres Gottes zu versuchen, und den Erfolg, worin er immer bestehen mag, in kindlicher Demuth der Macht und Gnade dessen anzuvertrauen, der auch das, was da nicht ist, zur rechten Stunde zum Daseyn zu rufen vermag, und an dessen Verheißungswort der Glaube noch nie zu Schanden geworden ist.

Etwa zwanzig Jahre hindurch hatten einige Sendboten der schottischen Missionsgesellschaft zu Edinburg auf diesem volkreichen Brachacker unter Tartaren und Persern gearbeitet, und nur der Entwurf ihrer Gesellschaft, ihre verminderten Missionskräfte in dem Bekehrungswerke der Heiden in Ost- und Westindien zu vereinigen, hatte sie von demselben zurückgerufen. Obschon diese vielerfahrnen Knechte Christi während dieser langen Zeit nur selten die Freude hatten, eine lebendige Frucht ihrer Arbeit unter den muhamedanischen Völkerstämmen Kaukasiens wahrnehmen zu dürfen, so hatten sie doch einen festen Grund der Missionssache daselbst gelegt, der jetzt unter dem Segen Gottes ihren Nachfolgern zu Statten kommt. Das weite Ackerfeld ist da und dort aufgebrochen, ein Reichthum von Erfahrungen auf demselben gesammelt, die Sprache der Tartaren grammatisch bearbeitet, die Schriften des Neuen Testamentes sind in die tartarische, und die des Alten Testamentes in die persische Sprache übersetzt und gedruckt, auch ansehnliche Vorräthe kleiner christlicher Schriften in diesen Sprachen durch die Druckerpresse bekannt gemacht worden. Solche kostspielige Vorbereitungen, die einen so langen Aufwand von Zeit und Kraft erforderten, durften nicht unbenützt liegen bleiben, und unsere Sendboten hatten zu Astrachan den Vortheil, in den unmittelbaren Genuß dieser wichtigen Vorarbeiten einzutreten. Hauptsächlich glaubte unsere Committee durch Anlegung dieses Missionspostens eine

wichtige Verbindung mit unsern sämmtlichen Brüdern jenseits des kaukasischen Gebirges durch die Schiffsgelegenheiten auf dem kaspischen Meere zu gewinnen, und auf diese Weise die große Verbindungslinie der Missionsthätigkeit zu vollenden, welche nun unter Gottes Beistand sämmtliche Tartarenstämme des südlichen Rußlands mit der Predigt des Evangeliums zu umfassen, und von verschiedenen Seiten her sich wechselseitig in leiblichen und geistlichen Angelegenheiten zu unterstützen vermag.

Den getroffenen Verfügungen unserer Committee gemäß wird nun Missionar König, welcher seit dem Oktober vorigen Jahres sich zu Astrachan aufhielt, zu seiner bisherigen Arbeitsstätte nach Madschar wieder zurückkehren, indeß Missionar Hegele, sein bisheriger Gehülfe, länger daselbst verweilen, und in Verbindung mit unserem bisherigen Missionszögling, Philipp Köhnlein, von Niederrad bei Frankfurt am Main gebürtig, welcher ihm als Mitarbeiter zugesendet wird, und der sich bereits auf der Reise dorthin befindet, versuchsweise in die Arbeitsfelder unter den Tartaren dieser ganzen Umgegend eintreten, welche unsere schottischen Freunde ihnen zurückgelassen haben.

Die ausführlichen Tagebücher unserer beiden dortigen Missionarien König und Hegele, welche von ihren Arbeiten in den verflossenen Wintermonaten vor uns liegen, tragen durchgängig dasselbe Bild, das wir bei jeder anfänglichen Mission unter den Muhamedanern zu sehen gewohnt sind. Die Tartaren disputiren heftig, eifern für ihren väterlichen Glauben, äußern Unwillen, wenn ihnen die Grundlosigkeit desselben klar unter die Augen gestellt wird, und versuchen jedes Mittel, die Missionarien zu entrüsten, und ihnen die Wanderungen auf ihren Auls umher zu entleiden. Dabei findet sich da und dort eine lernbegierige Seele, die bei aller Befangenheit ihrer Vorurtheile doch wenigstens die Worte des Missionars zu hören bereit ist, ihre Einwürfe offen

vorbringt, und schweigt, wenn die Unstatthaftigkeit derselben nachgewiesen wird. Schon in unserem Heidenboten haben wir Gelegenheit gefunden, Nachweisungen dieser Art aus dem Verkehre unserer Sendboten mit den Tartaren unsern Missionsfreunden mitzutheilen. Das neueste Tagebuch des Missionars Hegele liefert uns weitere interessante Belege für die Art und Weise, wie die Predigt des Evangeliums von den Tartaren entweder feindselig zurückgestoßen, oder schüchtern und bedenklich in ihren Kreisen zugelassen wird; und einzelne Auszüge aus demselben werden unsere Leser im Anhang dieses Berichtes N°. I. antreffen.

2. Karaß.

Auch diese Missionsstelle des Tartarengebietes, auf welcher Missionar Lang den verflossenen Winter hindurch allein gearbeitet hat, streut noch immer auf Hoffnung den guten Samen meist auf steinigten Boden aus, und wartet, bis der Tag des HErrn, erscheine, an welchem die geistlich Todten zum Leben des Glaubens erweckt werden sollen. Im Schooße der kleinen deutschen Gemeinde, die sich hier am Fuße des Beschtau niedergelassen hat, ist noch immer ein Werk der göttlichen Gnade wahrzunehmen, das dem durch lange und mühevolle Arbeit vielgeübten Bruder Lang das Warten auf den Trost Israels unter seinem Tartarenvolke versüßt. Auch das verflossene Jahr hatte für diese Colonie seine eigenen Gefahren, durch die vom nahen Gebirge her immer aufs Neue drohenden Ueberfälle der räuberischen Tscherkessen, welche den Einwohnern nur selten weite Ausflüge auf die umliegenden Steppen gestattete. Durch diesen Zustand der Unsicherheit wird für jetzt noch die Missionsarbeit daselbst auf mannigfaltige Weise unterbrochen, und es ist sehr zu wünschen, daß durch kräftige Maßregeln die stets wiederkehrenden Gefahren feindlicher Ueberfälle für immer abgewendet, und der leibliche und geistliche Wohlstand der auf den Steppen an-

gesiedelten kleinen Colonien gesichert werden möge. Es sind zunächst die um Karaß herumliegenden tartarischen Auls, welche auch im verflossenen Jahr ein Gegenstand seiner evangelischen Pflege waren, und deren Errettung aus dem Verderben seinem Herzen so nahe liegt. Die zarte Anhänglichkeit des Missionars Lang an das Tartarenvolk, welche die Berichte desselben auf allen Seiten kund thun, so wie die unerschütterliche Zuversicht seiner Seele, daß dieses ganze Volk noch einst ein glückliches Eigenthum des guten Hirten werden wird, sind für unsere Herzen ein ermunternder Beweis, daß es nicht an ermuthigenden Kennzeichen der Wirksamkeit des Wortes und Geistes Gottes auf seiner Arbeitsstätte gebricht, die man im Leben anschauen, und durch Vergleichung mit dem, was zuvor war, und jetzt ist, erkennen muß, um in ihnen eine Frucht der Arbeit wahrzunehmen. Schmerzhaft und prüfungsvoll ist freilich die Erfahrung, welche diesem wackern Streiter schon so oft zu Theil wurde, daß die lieblichsten Blüthen, deren sich das Herz freute, oft so schnell wieder verwelken, oder doch dem Auge so ganz entrückt werden, daß man sie für verloren achten muß. Eine solche Erfahrung erzählt uns auch das neueste Tagebuch des Missionars Lang, das vor uns liegt.

„Ein freundlicher Effendi, Namens Schillowah, so erzählt Missionar Lang, brachte mir einen tartarischen Knaben von 15 Jahren, der schon recht gut lesen und schreiben konnte, zur fernern Erziehung. Als ich den Knaben prüfte, fand ich einen sehr lernbegierigen und fähigen Menschen in ihm, und nahm ihn in mein Haus auf. In kurzer Zeit machte er ansehnliche Fortschritte im Lernen; auch gab er sich willig dazu her, alle Garten- und Landbaugeschäfte zu treiben; denn sein zartes Herz schien geneigt zu seyn, für immer bei uns zu bleiben. In tartarischer Sprache las ich mit ihm täglich das Wort Gottes, welches er nicht nur mit seinem klaren scharfen Verstande, sondern auch mit dem Herzen

auffaßte, und sich redlich bestrebte, das Erkannte im Leben auszuüben. Der Jüngling besuchte unsere Kirche, nahm sein tartarisches Testament mit sich, und während der Predigt, die er nur halb verstehen konnte, bewegte er das Evangelium, das ich immer zuvor mit ihm durchgangen, in seinem Gemüthe. Auch an unserem Hausgottesdienst nahm er gerne Theil, und kniete mit uns andachtsvoll nieder, zumal wenn ich in tartarischer Zunge betete. Dabei war er sehr fleißig und gehorsam, und scheuete, ganz gegen die träge Natur der Tartaren, keinerlei Arbeit, so daß alle Leute sich freuten, wenn sie den muntern Knaben erblickten.

„Das sahen nun auch die Tartaren, und sie beredeten die arme Mutter desselben, und den ganzen Aul, der Effendi habe diesen Knaben an einen Ungläubigen verkauft, und ich habe ihm schon ein Kreuz angelegt (so nennen sie die Taufe, weil die Russen dem Täufling ein Kreuz anzulegen pflegen). Der Aul gerieth darüber in Zorn, und der Effendi wyrde herbeigerufen, und so geängstigt, daß er sogleich mit der Mutter zu mir kam, und mich bat, den Knaben wenigstens für ein Paar Wochen in den Aul zu lassen, damit die Leute sehen könnten, daß sie falsch berichtet worden seyen. Was sollte ich nun thun? Der Effendi, so überzeugt auch sein Verstand von der Vortrefflichkeit des Evangeliums ist, ist doch dem Herzen nach noch ferne vom Reiche Gottes, und würde beim Widerstande von den Tartaren ausgestoßen und mir zur Last geworden seyn. Ich stellte es Anfangs dem Willen des Knaben anheim, der aber aufs äußerste sich dagegen setzte, da er selbst die Gefahr ahnete; allein seine Mutter und der Effendi überwanden, und so gab ich ihn in der Hoffnung dahin, er habe selbst schon solche Festigkeit, daß er sich nicht werde abhalten lassen, wieder zu mir zurückzukehren. Allein er wurde bald in die weite Steppe hinausgeschleppt, und verschwand bis jetzt vor meinen Augen."

Dieß sind nun freilich schmerzhafte Erfahrungen, welche das Innerste eines eifrigen Boten Gottes durchglühen. Aber sollte die Frucht der Arbeit an solchen Pflanzen wohl für immer eingebüßt seyn? Sollten wir nicht hoffen dürfen, daß das Licht, das dieser Jüngling in die Finsternisse des Steppenlebens in seiner Seele mit sich hinaustrug, leuchten wird vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sehen, und den Vater im Himmel darüber preisen lernen? Immerhin verlieren sich zwar auf diese Weise die lieblichen Spuren gewonnener Arbeitsfrucht vor dem Auge, aber sie bleiben dennoch unter dem Auge und unter dem Schutze Dessen, der seine Schafe nimmermehr aus seiner Hand reißen lassen wird. „Meine Gemeinde, so fährt Missionar Lang in seinem neuesten Tagebuche fort, ist gegenwärtig um ein Beträchtliches angewachsen durch die Ankunft einer schönen Anzahl Colonisten aus dem Saratow'schen Gouvernement, die sich in unserer Nähe niederlassen wollen. So ist jetzt kaum Raum in unserem Bethause, wenn nur ein Theil dieser Gäste in die Kirche kommt. Dieser Zuwachs hat den segnenden Einfluß, daß ich mehr Gnade brauche, und darum aus der reichen Gnadenfülle Jesu auch mehr erlange. Unsere Gemeinde hat beschlossen, den Bruder Keller aus Georgien her zu sich als Schullehrer zu berufen, da der heillose Separatismus bei den Deutschen in Grusien immer mehr um sich greift, und ihm die Arbeit an der Jugend beinahe unmöglich gemacht hat. Es wurde zu diesem Ende ein großes Gebäude von derselben angekauft, in welchem neben der Schule künftig auch der Gottesdienst gehalten werden soll. Die Eltern so wie die Jugend zeigten bei diesem ganzen Vorgange viel Theilnahme und Regsamkeit, was ich als eine stille Frucht der Predigt des Evangeliums betrachten darf. Mit der Auslösung unserer armen Gefangenen unter den Tscherkessen geht es einen dunkeln Gang. Die Obrigkeit will den Auskauf derselben nicht gestatten,

weil dieser gerade das Reizmittel ist, solche Raubzüge zu wiederholen, und weil von ihrer Seite großer Ernst und viel Kraftaufwand angewendet wird, diese wilden Horden zu züchtigen und zu überwinden, und sie auf diese Weise zu zwingen, die Gefangenen frei zu geben. Was können wir anders thun, als uns mit Ergebung und Dankbarkeit in die Wege Gottes zu schicken, welche durch die Regierung der ganzen Gegend durch Züchtigung der Uebermüthigen wohlthun will. Sehen wir doch zugleich, wie sie selbst, und namentlich der wackere Retter unserer bisher erlöseten Kinder, Herr Oberst Saß, alle Mittel anwenden, um sie aus dem Joche ihrer traurigen Sklaverei frei zu machen. Ist es doch erst kürzlich diesem edelmüthigen Helden wieder gelungen, uns eines unserer geraubten Mädchen wieder zuzuführen. Möge der HErr diesen seinen Knecht reichlich lohnen für seine so ausgezeichnete Theilnahme an der Rettung der Unsrigen, wobei er nicht selten im heißen Kampfe den größten Gefahren sich aussetzt, um die wilden Räuber in die tiefen Schluchten ihrer Gebirge zu verfolgen."

So viele unserer theuren Freunde in der Schweiz, in Würtemberg, aus dem Wupperthale und andern Gegenden haben ihre Liebesscherflein zum Loskauf dieser geraubten Kinder uns zugesendet, mit welchen beinahe die Hälfte dieser Unglücklichen bereits aus den Räuberhänden der Tscherkessen losgekauft worden ist. Was etwa von diesen Liebesgaben unserer Freunde nach der Bestreitung der noch in der Sklaverei sich befindlichen armen Kinder übrig bleiben sollte, das wird von unsern dortigen Missionarien gewissenhaft zum Aufbau eines Schulhauses für Tartarenkinder verwendet werden, wobei wir die Einwilligung der Geber voraussetzen.

„Von Schuscha her, fährt Missionar Lang fort, habe ich eine Anzahl alttestamentlicher Schriften der Pariser Ausgabe in der türkischen Sprache erhalten, die ein ziemliches Aufsehen erregen, und mancher Mol-

lah, der sonst unser Neues Testament nicht ansieht, liest jetzt die alttestamentlichen Schriften, und theilt seinen Leuten den Inhalt derselben mit. Natürlich findet er im Alten Testamente den Stein des Anstoßes vom Sohne Gottes nicht auf jedem Blatte, wie im Neuen Testamente, und weil ihm eben das Licht des Evangeliums fehlt, in welchem die Schriften der Propheten gelesen werden müssen, so glaubt er da Vieles zu finden, das er für zusammenstimmend mit seinem Koran hält. Indessen bekommen die Tartaren doch auf diese Weise eher einen Begriff vom Worte Gottes, und wir zeigen ihnen durch eine offenbare Thatsache, daß ihre Behauptung: der Christ glaube nur ans Evangelium, eine Lüge ist, sondern daß das Alte Testament mit dem Neuen im genauesten Zusammenhange steht."

Indem wir diese kampf- und hoffnungsreiche Missionsstelle dem Gebete der Gläubigen empfehlen, ziehen wir auf ein Paar Augenblicke nach dem zwei Tagreisen von derselben entfernten

3. Madschar

hinüber, um unsern beiden daselbst angestellten Sendboten einen freundlichen Liebesgruß zu sagen.

Die größere Hälfte des verflossenen Jahres hat der hier stationirte Missionar König, wie schon oben bemerkt wurde, in Astrachan zugebracht, indeß sein Gehülfe, Missionar Würthner, die Gottesdienste dieser kleinen deutschen Gemeinde, so wie den Religionsunterricht der Jugend besorgte. In der Abwesenheit seines ältern und erfahrnern Bruders blieb ihm dabei nur so viel Zeit übrig, um in die ersten Anfänge der tartarischen Sprache sich langsam hineinzuüben. Mit der baldigen Rückkehr des lieben Missionar Königs auf diesen Posten läßt sich auch sein munterer Wiedereintritt in den Missionssprengel unter dem Turkomanen-Stamm hoffen, der auf den weiten Steppen Nomadenähnlich umherzuziehen pflegt. Auch hier hatten die dro-

henden Gefahren vor Plünderungs- und Mordzügen der wilden Cirkassier, welche die Ufer des Kuman-Flusses unsicher machten, die Arbeit unter den Tartaren auf mannigfaltige Weise beschränkt; und noch bluten in den Gemüthern der Colonisten die tiefen Wunden, welche der letzte Ueberfall derselben der kleinen Colonie geschlagen hatte. Im Kreise dieser lieblichen Gemeinde ist indeß ein erfreuliches Werk der göttlichen Gnade noch immer wahrzunehmen und hinausgerückt auf die äußersten Vorposten der christlichen Kirche weiß sie die hohe Wohlthat christlicher Erbauung, die ihr gegeben ist, mit dankbarem Sinne werthzuschätzen, und nach ihren beschränkten Kräften diese Werthschätzung auf eine thätige Weise kund zu thun. Missionar Würthner von dort schreibt in einem seiner letzten Briefe an unsere Committee: „Wenn auch nicht gerade auffallende Wirkungen der Verkündigung des seligmachenden Wortes Gottes in dieser Gemeinde sich zeigen, so bin ich dennoch im HErrn gewiß, daß manches gute Sämlein ein gepflügtes und bearbeitetes Erdreich in derselben findet, in welchem es zu wurzeln und Früchte zu tragen beginnt. Diese Seelen sind hier, wie allenthalben, die eigentliche Zierde der Kirche; auch ist es auf alle Fälle der Mühe werth, diese Gemeinde, wie klein und vergessen vor der Welt sie auch seyn mag, diesen äußersten Vorposten der sichtbaren Kirche Christi gegen das kalmückische Heidenthum einerseits und gegen den turkmenischen Muhamedanismus anderseits, mit dem lautern Lebenswasser des Wortes Gottes zu bedienen. Wissen's auch nicht alle Einwohner dieser Steppen-Colonie gebührend zu schätzen und zu benützen, so sind dennoch Viele, welche den Namen Gottes unseres Heilandes für diese große Wohlthat preisen, und aufrichtig bereit sind, ihren Sinn und Wandel nach seinem Wort und zu seinem Wohlgefallen einzurichten."

„Von den etwa eine Tagreise von hier nomadisirenden Turkmenen vermag ich immer noch aus eigener

Erfahrung nichts zu schreiben, da ich mich noch nicht im Besitz ihrer Sprache befinde, die ich jedoch zu lernen immer fortfahre. So viel ich wahrnehme, zeigt sich unter dem Volksstamme aber noch kein Hunger nach dem Brode des Lebens, welches allein den Menschengeist zu befriedigen vermag. Glaubt man hie und da ein Verlangen nach seligmachender Wahrheit in einer Seele zu verspüren, und gibt man sich lieblichen Hoffnungen hin, so erfährt man gar häufig hernach, daß man sich getäuscht hat. Nach leiblichen Gaben fragen sie, und können selten zufrieden gestellt werden, indem, wenn sie eines haben, sie noch dieß und jenes verlangen. Wollte man sie in diesem Stück befriedigen, so müßte man alles, was man hat, weggeben; denn kein Volk wird wohl ungestümer im Betteln seyn als diese Menschenkinder. Die heidnischen Kalmücken in unserer Nähe zeichnen sich in dieser Hinsicht sehr rühmlich vor den Turkmenen aus; denn selten wird man einen derselben dem Betteln nachlaufen sehen, und geschieht dieß auch bisweilen, so ist er zufrieden mit der empfangenen Gabe, und vergißt nicht, seinem Wohlthäter sich dankbar zu erzeigen."

„Den Turkmenen-Knaben, den Bruder König aufnahm, unterrichte ich im Lesen und Schreiben seiner eigenen, so wie im Verständniß der deutschen Sprache, die er bereits so weit inne hat, daß er mit Nutzen unsere Dorfschule besucht. Dieser Jüngling kann seiner Zeit, wenn er für den Heiland gewonnen wird, einen großer Segen für seinen armen Volksstamm werden. Wie er sich unverholen erklärte, so ist er in keinem Falle gesonnen, uns zu verlassen, und zu seinem Volke zurückzukehren. Nicht die mindeste Scheu findet bei ihm statt, den Heiland, Jesus Christus, für den Sohn Gottes zu erklären. Daß auch sein Herz von der Kraft der göttlichen Wahrheit und der Liebe zu Christo ergriffen sey, dafür habe ich noch keine sichern Merkmale an ihm

wahrgenommen;

wahrgenommen; aber vergessen dürfen wir nicht, daß oft gar Manches im Verborgenen des Herzens vorgeht, was nicht äußerlich in die Erscheinung tritt."

Wenn unser Heiland das Himmelreich dem Sauerteige vergleicht, welcher unvermerkt die ganze Masse Mehl durchsäuert, so geschieht auch diese Wirkung, ohne daß die Art, wie dieß geschieht, mit leiblichen Augen gesehen werden kann. Sollte denn wohl der geistliche Sauerteig des Evangeliums seine neuschaffende Kraft verloren haben? Sollten wir nicht vielmehr getrost hoffen dürfen, daß, ehe wir es versehen, seine heiligenden Wirkungen zum Vorschein kommen werden? Der HErr lasse diese Freude unsere arbeitenden Brüder in Kurzem erleben.

4. Missionsstation Schuscha.

Mit dem am 14. Oktober 1834 zu Schuscha glücklich erfolgten Wiedereintritt des Missionars Pfander mit seiner Gattinn ist unser Bruderkreis daselbst wieder vollzählig geworden, und hat in der Kraft des HErrn die Missionsarbeit in den verschiedenen Zweigen ihres weiten Wirkungskreises mit Glaubensmunterkeit begonnen. Auch unser geliebter Bruder Zaremba hat im Laufe des jüngstverflossenen Monates, nach einem fünfzehnmonatlichen, reichlich gesegneten Aufenthalt in unserer Mitte mit erfrischten Kräften des Leibes und Geistes über Wien, Brody, Astrachan und Karaß seine Rückreise nach Schuscha wieder angetreten, und wir danken dem HErrn nicht nur für die Wiederherstellung dieses theuern Bruders, und seine erneuerte Munterkeit für die Missionsarbeiten jener Gegenden, sondern auch für die mannigfaltigen Segnungen, welche er uns und vielen andern christlichen Freunden in der Nähe und Ferne durch seinen Umgang bereiten wollte.

Durch diese gewonnenen Verstärkungen sind unsere sechs Sendboten zu Schuscha wieder in den Stand gesetzt worden, das weite Arbeitsfeld, das nach Osten

und Westen weithin für sie offen steht, mit dem Evangelio Christi zu umfassen, und die große Reichhaltigkeit evangelischer Bildungsmittel, welche der HErr in ihre Hände niedergelegt hat, zum Besten ihrer unwissenden Brüder anzuwenden. Ueber ihre Missionsarbeiten im Laufe des verflossenen Jahres haben sie sich selbst in einer kurzen im Anhang Nro. N°. II. unserem Jahres-Berichte beigefügten Uebersicht ausgesprochen. Auch haben wir im Heidenboten des verflossenen Jahres N°. 19, 20, 21, 22 und 24, so wie des gegenwärtigen Jahres N°. 3, 6 und 7 Gelegenheit gehabt, aus ihren eingegangenen Tagebüchern einige zerstreute Auszüge unsern theilnehmenden Freunden mitzutheilen.

Mit demüthigem Dank gegen den HErrn der Gemeinde blickt unser Herz und Auge nach diesem fernen Saatfelde Oberasiens hin, auf welchem uns sein weisheitsvoller Gnadenrath bei so manchen Kämpfen und Sorgen zugleich auch so manche stille Freude bereitet hat, und das wir mit der Wärme erneuter Hoffnung umfassen dürfen. Auf dem großen armenischen Arbeitsfelde daselbst hat uns seine Huld bis jetzt die meisten Segnungen einernten lassen, welche uns und unsern theuern Sendboten immer neue Ermunterungen zur Fortsetzung des begonnenen Werkes bereiteten. Wie sehr wir auch Ursache haben, der vielfachen Beschränkungen und Hemmungen uns stets bewußt zu bleiben, welche von Seiten einer unwissenden und von Vorurtheilen befangenen Priesterschaft der anspruchlosen Wirksamkeit für das Reich Gottes auf diesen Gebieten entgegentritt, so sehr haben wir doch für so manche, in der Trübsalsstunde gemachten Erfahrungen, und namentlich auch für die Wahrnehmung von Herzen dankbar zu seyn, daß unter einem großen Theile des armenischen Volkes eine sichtbare Empfänglichkeit für eine geläuterte biblische Religionserkenntniß vorhanden ist, und daß das Werk evangelischer Erleuchtung tiefere und allgemeinere Wurzeln unter demselben geschlagen hat, als

der getrübte Blick unsers Kleinglaubens zu ahnen wagte. Nicht selten begegnet, selbst auf weitern Entfernungen hin, da und dort unsern wandernden Sendboten ein Armenier, den sie zuvor nicht kannten, und an welchem die Gnade Christi nicht vergeblich war. „Heute (den 3. Dez.), so schreibt Missionar König von Astrachan, brachte uns Herr N. zwei Armenier zum Besuch, welche durch die lautere evangelische Erkenntniß, die sie aus dem Worte Gottes schöpften, bewogen wurden, sich von ihrer Kirchengemeinschaft abzusondern, und daher mit dem Verlust ihrer Güter bedroht, hart verfolgt und aus ihrer Gemeinde ausgestoßen wurden. Später wurde ihnen jedoch die Erlaubniß zu Theil, wieder zurückkommen zu dürfen; und wir hatten jetzt zum erstenmal Gelegenheit, sie kennen zu lernen, und uns des Schatzes mit ihnen zu freuen, den der Geist des HErrn ihnen anvertraut hat. Sie bezeugten uns, daß der Heiland bei allem äußern Druck ihnen stets das Nöthige zur Erhaltung ihres Lebens habe zufließen lassen, und wir dankten mit ihnen über die Gnade, die ihnen widerfahren ist. Sie sagten, daß ihnen unter ihren Leiden besonders die Psalmen zu großem Troste gereicht hätten."

Der armenische Arbeitszweig zu Schuscha bietet neue und immer wachsende Bedürfnisse dar, welche es uns deutlich kund thun, daß in diesem Garten Gottes ein Lebensbaum gepflanzet ist, welcher seine Früchte fürs ewige Leben zu tragen begonnen hat. Die Verbreitung des Neuen Testaments in der ostarmenischen Sprache wird zwar das stille Verlangen manches Einzelnen nach dem Worte des Lebens befriedigen. Da aber leicht vorauszusehen ist, daß diese Auflage innerhalb kurzer Zeit gänzlich vergriffen seyn wird, so fühlt sich unsere Committee um so dankbarer für das großmüthige Anerbieten der verehrten brittischen Bibelgesellschaft, daß auf ihre Kosten ungesäumt eine zweite Auflage dieses Neuen Testamentes zu 3,000 Exempl. veranstaltet werden darf.

Wir mußten es schon längst beklagen, daß unsere zu Schuscha aufgestellte Druckerpresse unter der Leitung unserer dortigen Missionarien theils nicht zureichte, um das vorliegende und mit jedem Jahr allgemeiner erwachende Bedürfniß nach Bibel- und Erbauungsschriften, und andern Unterrichtsbüchern zu befriedigen, obgleich von unserem thätigen Bruder Judt daselbst die Presse stets in voller Bewegung erhalten wurde, theils die vorliegenden Censur-Beschränkungen bisher ein drückendes Hinderniß herbeiführten, das die Arbeiten unseres Bücherdruckes zu Schuscha hemmte. Ersterem Gebrechen hofft unsere Committee nach und nach durch Erweiterung der Druckmittel abzuhelfen, das letztgenannte Hinderniß wird in eben dem Grade gemindert, als es sich um den Druck einer zweiten Auflage eines Buches handelt, welcher auf unserer Druckerpresse ohne die Nachsuchung einer weitern Censurgenehmigung gemacht werden kann und darf. Bereits hat sie sich für eine große Anzahl ihrer armenischen Traktate und Schulschriften diesen erweiterten Wirkungskreis errungen, und wir wünschen es auf irgend eine Weise möglich machen zu können, daß auch die zweite Auflage des Neuen Testaments unter den Augen unserer Missionarien dort unternommen werden kann, um für die Richtigkeit des Abdrucks eine desto sicherere Gewährleistung zu finden. Mit großer Freundlichkeit fand sich die verehrte Nordamerikanische Missionsgesellschaft zu Boston angeregt, uns zum Behuf des armenischen Arbeitsfaches in Georgien mit dem Anerbieten entgegen zu kommen, daß sie ihren, die Druckerpresse auf der Insel Malta leitenden Missionarien den Auftrag ertheilte, christliche, in der armenischen Sprache von Missionar Dittrich ausgefertigte Unterrichtsschriften, die ihnen von demselben abschriftlich zugesendet worden, kostenfrei bis zum Betrage von 1000 Thalern zu drucken. Wir nehmen diese willkommene Gabe aus den Händen unserer amerikanischen Brüder mit Dank und Freude an, und hof-

sen dadurch in den Stand gesetzt zu sein, in wachsender Ausdehnung das Unterrichts- und Lesebedürfniß des armenischen Volkes von den Ufern des kaspischen Meeres bis in die Euphrat-Länder befriedigen zu können. Ein nicht minder dankwerthes Anerbieten dieser Art ist uns in den jüngstverflossenen Tagen von einer Seite her geworden, von welcher seit einer langen Reihe von Jahren unserem evangelischen Missionswerke die kräftigsten Unterstützungen zugeflossen sind. Diesem menschenfreundlichen Anerbieten gemäß soll Bedacht darauf genommen werden, dem, dem armenischen Volke in seiner Muttersprache nunmehr in die Hand gegebenen, N. Testamente eine kernhafte, praktische, dem Bildungsbedürfnisse dieses Volkes angemessene Erklärung der Neutestamentlichen Schriften beizufügen, für welche uns die biblische Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit so manche benutzungswerthe Muster gegeben hat. Wir freuen uns von Herzen dieses christlich-großartigen Gedankens, welcher in dem gegenwärtigen Zustande der armenischen Kirche um so mehr ein dringendes Bedürfniß ausdrückt, da es nicht blos dem Volke, sondern selbst der Geistlichkeit an geistigen Hülfsmitteln dieser Art zum Selbstverständnisse des Wortes Gottes noch gänzlich gebricht, und durch die nunmehrige Verbreitung des Wortes Gottes tausend forschende Fragen angeregt werden müssen, zu deren richtigen Beantwortung ihnen bis jetzt kein Weg geöffnet ist.

Die Vorsehung unseres Gottes scheint zum Voraus die Möglichkeit der Befriedigung dieser Bedürfnisse im Stillen angebahnt zu haben. Unsern Missionsfreunden ist bekannt, wie vor wenigen Jahren unsere Committee durch den Drang der Umstände sich veranlaßt sah, unserem theuren Bruder, dem Missionar Dittrich, der sich vorzugsweise mit dem armenischen Compositions- und Uebersetzungsfache beschäftigte, die Genehmigung zu ertheilen, die ihm angetragene Oberpastorsstelle der deutschen Gemeinden in Georgien zu Tiflis zu überneh-

men. Allein die mit diesem Berufe verbundene Last unangenehmer und drückender Geschäfte, so wie der nachtheilige Einfluß des Klimas seines Wohnorts wirkte in kurzer Zeit so mächtig auf seine schon früher angegriffene Gesundheit zurück, daß es ihm und seinen Brüdern bedenklich schien, eine Berufsstellung länger zu bewahren, in welcher durch die vorliegenden Umstände der Zweck seiner Sendung vereitelt, und sein Leben der Gefahr ausgesetzt werden müßte. Dieß veranlaßte ihn, bei der hochpreislichen russischen Regierung um seine Entlassung von diesem Posten zu bitten, und unserer Committee den Wunsch auszudrücken, zu seinen frühern armenischen Missionsarbeiten nach Schuscha zurückkehren zu dürfen. Wir glauben um so mehr einen Fingerzeig des göttlichen Willens in diesem Wunsche zu erkennen, da ein wachsender Vorrath von Arbeiten und Bedürfnissen sich anhäufte, für welche die Gnade unseres Gottes unserem theuren Bruder eine vorzugsweise Tauglichkeit gegeben hat, und in denen er selbst die vom HErrn ihm aufgetragene Aufgabe seines Lebens erkannte. Unsere Committee kam daher seinem Verlangen mit Billigung entgegen, und indem wir mit ihm dem Augenblicke gerne entgegen sehen, der ihn wieder mit seinem geliebten Bruderkreise zu Schuscha vereinigt, flehen wir zum HErrn, daß Er seine geschwächte Gesundheit wieder in Gnaden aufrichten, seine Lebenstage fristen, und ihn noch lange zum Segen für das geistliche Wachsthum des armenischen Volkes in munterer Thätigkeit erhalten wolle.

Ueber den verborgenen Segen, womit die Gnade Gottes die Arbeit unserer Sendboten in jenen Gegenden, und besonders die Aussaat des göttlichen Wortes hie und da begleitet, erhalten wir von Zeit zu Zeit ermunternde Nachrichten, welche dem demüthigen Glaubenssinne genügen, um von einem Werke, das Gottes Liebesrath zu pflanzen begonnen hat, die Hand nicht abzuziehen. Missionar Pfander schreibt hierüber in

einem Briefe vom 24. Nov. vorigen Jahrs kürzlich folgendes: „Obschon wir nicht von außerordentlichen Wirkungen unserer Arbeit reden können, so ist uns doch gestattet, verschiedene einzelne Beispiele um uns her wahrzunehmen, welche uns zeigen, daß die Aussaat des göttlichen Wortes ihre stillen aber gewissen Wirkungen in den Herzen Einzelner hervorbringt. Das Verlangen nach dem Besitze der heiligen Schriften nimmt unter den Armeniern und Muhamedanern zu; unter den Erstern gibt es mehrere zerstreute Häuflein, und ein solches selbst in hiesiger Stadt (Schuscha), die aus heilsbegierigen Seelen zusammengesetzt sind, welche durch das Lesen des Wortes Gottes zu einem neuen Leben aufgeweckt wurden, und die beseligende Kraft des Evangeliums an ihren Herzen erfahren haben. Auch unter den Muhamedanern ist größere Nachfrage nach den heiligen Schriften seit einiger Zeit erwacht, und wir sind berichtet worden, daß ein gewisser Mollah auf dem Lande das Neue Testament mit seinen Schülern, und bisweilen auch mit seinen Freunden liest, welche ihn besuchen. Eine besonders erfreuliche Erfahrung ist es für uns, daß kürzlich ein junger Perser hauptsächlich durch das Lesen des Wortes Gottes als ein verlornes und gefundenes Schaf dem guten Hirten zugeführt wurde. Dieser junge Mann, Namens Fesullah, kam vor zwei Jahren aus Persien nach Schamachi, der Hauptstadt der Provinz Schirwan. Hier wurde ihm von einem erweckten Armenier ein Neues Testament gegeben, und das Lesen desselben, verbunden mit den Unterhaltungen über den Inhalt des Gelesenen, die er mit diesem Armenier hatte, waren in der Hand Gottes das gesegnete Mittel, ihn zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, und zu einem lebendigen Glauben an Christum zu führen, so daß wir einen dem Heiland aufrichtig ergebenen Jünger in ihm finden durften."

Auch auf dem muhamedanischen Völkergebiete hat die Arbeit unserer Sendboten ihre tiefern Wurzeln

und ihre Erweiterungen im Laufe des verflossenen Jahres gefunden. Nach der Natur der Sache läßt sich hier zum voraus ein ungleich langsameres Fortschreiten erwarten. Wer auch nur einigermaßen die verrammelten Bollwerke von Haß, Verachtung und Vorurtheil kennt, welche das Gemüth des Muselmanen gegen jeden Eindruck der evangelischen Wahrheit verschließen, der kann sich keinen Augenblick darüber wundern, wenn auf diesen Kampfgebieten der Finsterniß mehr von heftigem Widerstand und von verfehlten Hoffnungen, als von entgegenkommender Heilsbegierde und von Siegen die Rede ist. Und dennoch ist auch der Anbau dieses Dornenackers keineswegs hoffnungslos, und die Wanderungen unserer Brüder unter den Tartarenstämmen umher tragen manche deutliche Spuren für die stille Zuversicht in sich, daß auch diesen bethörten Anhängern des Islams das Reich Gottes nahe kommt.

Mit des HErrn Hülfe ist es uns nunmehr gelungen, einen beträchtlichen Theil der muhamedanischen Tartarenstämme diesseits und jenseits des kaukasischen Gebirges mit der Predigt des Evangeliums zu umfassen. Astrachan im Norden, Karaß und Madschar im Westen, und Schuscha im Süden und Osten der Tartarenwelt bieten unsern neun Missionarien, die sich ausschließlich in derselben bewegen, alle erwünschten Standpunkte und Wege dar, um, so weit die Waffen der russischen Legionen die Bahnen gebrochen haben, auf gesichertem Pfade bis in das Herz derselben einzudringen, und auf den weiten Steppen umher das Panier des Gekreuzigten aufzurichten. Eine weite Missionswanderung, welche im Anfang dieses Jahres die beiden Missionarien Spromberg und Wolters in die östlichen Provinzen und in die Länder des kaspischen Meeres angetreten haben, und welche von Astrachan aus unser Bruder Hegele mit Herrn Galloway in den nordlichen und westlichen Theilen des grossen Tartarengebietes zu vollenden gedenken, dürfte unter der leitenden Hand der Vorse-

hung Gottes das gesegnete Mittel werden, den ganzen Inbegriff dieses Bodens, so weit derselbe mit Sicherheit betreten werden kann, kennen zu lernen, und in die Missionsarbeit unter dem Tartarenvolke einen fördernden Zusammenhang zu bringen. Mit jeder Woche hoffen wir, die hierauf bezüglichen Tagebücher unserer geliebten Wanderer zu erhalten, um sie in Auszügen unsern theilnehmenden Missionsfreunden mitzutheilen.

Bedauern mußten wir, daß die interessante Tartarenschule des Missionars Sprömberg theils wegen seiner geschwächten Gesundheit, theils wegen Mangel an persönlicher Hülfe wenigstens auf einige Zeit eingestellt werden mußte. Erfahrungen dieser Art sind auf dem Missionsgebiete keineswegs befremdlich. Die Tartaren selbst sind noch viel zu ungewohnt, ihre Söhne dem Unterrichte christlicher Lehrer anzuvertrauen; auch ist die Lehrweise der Letztern viel zu abstechend gegen die mechanische und geheimthuende Erziehungs- und Unterrichtsart der muhamedanischen Mollahs, als daß nicht bei der ersten Einführung der europäischen und christlichen Lehrweise Schwierigkeiten aller Art zu überwinden wären. Die Neu- und Wißbegierde der muhamedanischen Jugend hat in der Regel eine ganz andere Richtung, als dieß bei unserer Jugend in christlich civilisirten Ländern der Fall ist. Die Gemüther der Erstern sind durch die albernen Mährchen und Zaubergeschichten, welche ihnen die Mollahs in der Schule zu erzählen pflegen, für die ruhige Anschauung der wirklichen Welt und für das lernbegierige Auffassen dessen, was wirklich ist, gewöhnlich viel zu sehr verschoben, als daß ihnen z. B. die Geographie, die Bibelgeschichte, oder die Mathematik irgend einen Reiz darbieten könnte. Sie lernen fremde Sprachen, und lernen diese mit Emsigkeit und Geschick, aber blos darum, weil sie hoffen dürfen, mit der Kenntniß dieser Sprachen mehr Ehre und Ansehen unter ihrem Volksstamme, oder mehr Reichthum zu gewinnen. Aber diese Erscheinungen des sinnlich

natürlichen Menschen sind dem Tartarenvolke keineswegs eigenthümlich: sie finden sich überall, wo der Christenglaube die Erziehung der Jugend noch nicht durchdrungen und geheiligt hat: nur auf diesem Boden in gedoppeltem Maße, weil der verkehrte Geist der muhamedanischen Religionsweise diese fleischliche Richtung vorzugsweise nährt und begünstigt.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß die in London angekaufte persische Buchstabenschrift glücklich zu Schuscha angelangt ist, und demnach der Druck tartarisch-türkischer Bücher von Missionar Judt unverweilt begonnen werden kann. An leztern hatte es bisher für die Erwachsenen und die Jugend unter dem Tartarenvolke am meisten gefehlt, das selbst vor seinen christlichen Nachbarn, den Armeniern, den beschämenden Vorzug voraus hat, daß die Meisten in den Schulen ihrer Mollahs lesen gelernt haben. Missionar Pfander hat nach seiner Rückkehr die lezte Umarbeitung der türkisch-tartarischen Uebersezung der neutestamentlichen Schriften zur Hand genommen, nach deren Vollendung sie dem Drucke übergeben werden soll: auch liegt die Uebersezung der Pfanderischen Schrift: „Nisan ul hak" (die Wage der Wahrheit) in derselben Sprache zum Abdrucke fertig.

Möge es der Gotteskraft des Evangeliums gelingen, sich zu den verfinsterten Herzen dieser wilden Völkerstämme eine offene Bahn zu bereiten, und die Anwendung der christlichen Erkenntnißmittel von den Wirkungen des heiligen Geistes also gesegnet werden, daß auf diesem weiten Todtenfelde eine lebendige Gemeinde Jesu Christi gepflanzt werden möge.

5. Missionsstation Tebris.

Kurze Auszüge aus den Tagebüchern der beiden auf dieser Stelle Persiens angesiedelten Missionarien unserer Gesellschaft, Haas und Hörnle, welche der Heidenbote dieses Jahres in No. 1, 2, 3, 10 und 12 in

sich schließt, haben unsern Freunden einige Kunde über die ersten Arbeiten derselben unter dem persischen Volke gebracht. Ein neueres Tagebuch von einer Recognitionsreise, welche im Oktober des verflossenen Jahres Missionar Haas in Begleitung eines amerikanischen Sendboten in die Gegenden des Urmia-Sees gemacht hat, schließt die Nummer III. in sich, welche dem Anhang unseres Jahresberichtes beigefügt ist.

Die wichtige Regierungsveränderung, welche sich im Laufe des verflossenen Jahres in diesem Lande zutrug, schien die ersten schwachen Anfänge dieser Mission auf mannigfaltige Weise zu gefährden. Der verstorbene Fürst von Oberpersien, Abbas Mirza, zeichnete sich durch eine liberale Denkart und durch die Begünstigung europäischer Kultur unter seinem Volke aus, und von seiner Seite durfte in jedem Falle für jedes Unternehmen, welches die Geistesbildung seiner Nation zum Ziel hatte, bürgerlicher Schutz erwartet werden. Ihm folgte nicht lange hernach auch sein Vater, der alte Schah Persiens, im Tode nach, und unter den zahlreichen Söhnen und Verwandten, welche auf die persische Krone Anspruch machten, war ein langer und blutiger Kampf um dieselbe zu erwarten, dessen Wirkung das so tief niedergedrückte Land gänzlich aus seinen Fugen reißen mußte. Aber der gnadenreiche Rath des HErrn hatte es anders beschlossen, als die Menschen dachten, und es gelang dem ältesten Sohn des verstorbenen Abbas Mirza, nach einem schnellen und unblutigen Zuge nach der Hauptstadt des Landes, Teheran, sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen, und dem Ausbruch eines allgemeinen Bürgerkrieges durch kräftige Maßregeln zuvorzukommen. Von dieser Seite her scheint nun vorerst die äußere Stellung unserer beiden Missionarien zu Tebris gesichert zu seyn, und dieß um so mehr, da sie für sich und für ihr Beginnen des Schutzes und des Wohlwollens der rußischen und englischen Gesandtschaft sich zu erfreuen haben. Auch am Hofe des Fürsten,

seiner Brüder und Staatsdiener, zu welchem sie eingeführt wurden, kam man ihnen mit äußerer Höflichkeit und dem Ausdruck der Ermunterung entgegen. Aber gerade diese Berührung, in welche sich unsere dortigen Brüder zur Vermittlung ihres anbahnenden Missionsversuches mit den vornehmsten Gewalthabern des Landes gesetzt haben, und aus einfach erklärbaren Gründen wirklich setzen mußten, scheint uns die gefährlichste Seite der Stellung zu seyn, in welcher sie sich mit ihrem heiligen Berufe in Persien befinden. Bekanntlich ist ohne den ausdrücklichen Schutz der Großen nichts Bedeutendes in diesem Lande auszurichten, und dieß am allerwenigsten, wenn es sich davon handelt, irgend einen geistigen Einfluß auf die Bildung und die Religionsweise des persischen Volkes ausüben zu wollen. Ungleich leichter würde es unstreitig für den Boten Christi seyn, wenn er unbemerkt und stille unter den niedern Volksklassen sein Werk beginnen, und mit der verachteten Predigt von dem gekreuzigten Christus anspruchlos und freimüthig den Anfang machen könnte. Dieß wäre wirklich bis auf einen gewissen Grad und unter vielfacher Beschränkung der Fall, wenn einige fromme Handwerker, die, wie z. B. Uhrmacher und geschickte Holzarbeiter, von dem Volke gesucht und willkommen geheißen sind, um Christi willen ihr Leben in die Hand nehmen, und als Fremdlinge schutzlos mit der Ausübung ihres Berufes zugleich die stille Verbreitung evangelischer Erkenntniß bei ihrem Privatumgang mit dem Volke verbinden wollten. Allein eine solche verborgene Wirksamkeit für das Christenthum würde auch nur so lange gestattet seyn, bis irgend ein Gelehrter oder Priester des Landes sein Auge auf dieselbe geworfen haben würde, oder bis irgend einer der Eingebornen für den Glauben an Christum gewonnen wäre, wovon sodann eine plötzliche Flucht aus dem Lande, oder die vom Staatsgesetze gedrohte Todesstrafe die nothwendige Folge seyn müßte.

Die Perser sind bekanntlich ein denkendes, bis auf einen gewissen Grad gebildetes, zu Forschungen aller Art aufgelegtes, und dabei ungemein leselustiges Volk, das, gleich den Athenern der alten Welt, immer neue Reize aufsucht. Jeder evangelische Missionsversuch, welcher einen ausgedehnten Wirkungskreis unter dem Volke zu finden beabsichtigt, muß auf diesen vorherrschenden Zug im Charakter dieser Nation berechnet seyn, und die folgenrichtige Anpassung der Missionsthätigkeit zu dieser volksthümlichen Neigung dürfte sich um so mehr als das empfehlungswürdigste Mittel darstellen, da sie zugleich die umfassendsten und sichersten Wege darbietet, allen Klassen des Volkes mit der Erkenntniß Christi nahe zu kommen, ohne die Verbreitung derselben nur an einzelne Persönlichkeiten anzuknüpfen. Aus diesem Gesichtspunkte scheint eine christliche Mission in Persien vorzugsweise den Beruf zu haben, durch Verbreitung der heiligen Schriften und anderer christlichen Unterrichtsbücher unter Gottes Segen die Wege vorzubereiten, auf welchen die göttliche Wahrheit ihrem Geiste und Herzen nahe kommen kann. Um nun diesen wichtigen Endzweck vermittelst der Arbeiten der Druckerpresse desto ungehinderter und allgemeiner erreichen zu können, scheint es allerdings wünschenswerth zu seyn, daß in den höhern Zirkeln einflußreicher Männer des Landes der Sinn für das Lesen christlicher Schriften geweckt, die Verbreitung derselben durch sie begünstigt, und auf diese Weise für den trotzenden Widerstand, der in jedem Falle von Seiten der muhamedanischen Priester gegen die Verbreitung der heiligen Schriften erwartet werden muß, ein Gegengewicht gefunden werden möge.

Wir freuen uns, unsern mitverbundenen Freunden melden zu dürfen, daß es die Gnade Gottes unsern beiden geliebten Sendboten bis jetzt auf eine unerwartete Weise gelingen ließ, von Tebris aus den Samen des Wortes Gottes in der persischen Sprache weit umher

im Lande auszustreuen, und viele Leser für dasselbe zu gewinnen. Die Stellung, in welche sie die Hand Gottes in dieser Hauptstadt Oberpersiens gesetzt hat, scheint vorzugsweise geeignet zu seyn, für die allgemeine Verbreitung christlicher Schriften unter dem lesebegierigen Volk immer weitere Kanäle zu gewinnen, und auf diese Weise den Einwohnern die geeigneten Mittel in die Hand zu geben, um in ihren stillen Wohnungen die Bekanntschaft mit der Geschichte und den Lehren des Christenthums zu machen, und die dadurch gewonnene Erkenntniß im geselligen Umgang unter einander zu besprechen. Die verehrte brittische Bibelgesellschaft hatte die Güte, unsere Missionarien bisher von Schuscha und Konstantinopel her mit reichen Vorräthen heiliger Schriften in der persischen Sprache zu versehen, und wir flehen zum HErrn, daß diese friedsame Aussaat des himmlischen Lichtes ihre reichen Früchte tragen möge.

Ein bemerkenswerther Vortheil für die Förderung des Missionswerkes in Persien findet sich auch in dem Umstande, daß die türkisch-tartarische Sprache, welche in Georgien und im Karabagh gesprochen wird, von den Einwohnern Ober-Persiens fast allgemein verstanden wird, und daß demnach Schriften, welche unsere Missionarien zu Schuscha für die Tartaren ihrer Provinzen auf ihrer Druckerpresse vorbereiten, zugleich ihre weiten Lesezirkel in Ober-Persien erwarten dürfen. Dieß gibt ihrer Arbeit eine gedoppelte Wichtigkeit, und knüpft ein festes Band zwischen beiden Missionsstellen an, dem wir eine reiche Fülle gesegneter Wirksamkeit und wachsender Bekräftigung wünschen. Derselbe edle Wohlthäter, der die geistigen Bedürfnisse des armenischen Volkes mit seiner Liebe umfaßt, hat unserer Committee zugleich das freundliche Anerbieten gemacht, die Abfassung und den Druck geeigneter Schrifterklärungsmittel in der persischen Sprache mit seinen Liebesgaben unterstützen zu wollen. Wir nehmen dieses Anerbieten mit Dank und Freude an, und wie sehr wir es auch

bedauern müssen, daß bis jetzt noch dem persischen Volke praktische Schrifterklärungen, wie wir sie in unserer abendländischen Kirche besitzen, wenigstens nicht in demselben Maße wie dem armenischen Volke in die Hände gegeben werden können, so theilen wir dennoch mit demselben die freudige Ueberzeugung, daß solche Schriften, welche das innere Wesen und die geistige Fruchtbarkeit des Evangeliums im Gegensatz gegen die Lehren des Korans klar auseinander setzen, vorzugsweise geeignet seyn dürften, der mystisch-spekulativen Richtung, welche unter den denkenden Köpfen des Perservolkes die vorherrschende ist, die Höhen und Tiefen des heiligen Geistes aufzuschließen, durch welche sich das Evangelium von Christo in seiner einfachen Lauterkeit als unentbehrliches Heilmittel der Menschheit beurkundet.

Es ist eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung, daß auch unsere christlichen Brüder in Nordamerika angefangen haben, ihre menschenfreundliche Aufmerksamkeit den zahlreichen Einwohnern Persiens, und besonders der zerfallenen nestorianischen Kirche in 'diesem Lande in der neuesten Zeit zuzuwenden. Gelegenheit hiezu gaben zwei fromme und kenntnißreiche nordamerikanische Prediger, Herr Eli Smith und G. D. Dwight, welche im Jahr 1830 von der verehrten amerikanischen Missionsgesellschaft zu Boston als Abgeordnete ausgesendet worden waren, um das Perserland in Hinsicht auf die Anlegung christlicher Missionsstellen auszukundschaften. Die Ergebnisse ihrer Forschungen haben sie in einer interessanten Schrift unter dem Titel: „Missionary Researches in Armenia" (Missionsuntersuchungen in Armenien) niedergelegt, welche im verflossenen Jahr zu London im Druck erschien, und aus der wir einen umfassenden Auszug im nächsten Magazinshefte unsern Lesern mitzutheilen gedenken. Die Ansichten, welche diese wackern Männer über die Ausführbarkeit einer Mission unter dem persischen Volke selbst in dieser Schrift aus einander setzen, sind für dieselbe keineswegs günstig,

indem sie in der gewandten Pfiffigkeit und heuchlerischen Wahrheitslosigkeit, die sich im persischen Volkscharakter ausdrückt, einen fast unübersteiglichen Schlagbaum für die Aufnahme des Evangeliums unter demselben zu finden glauben. Um so dringender schlagen sie ihrer Missionsgesellschaft die hülfreiche Theilnahme an der christlichen Wiederbelebung der zerfallenen und gänzlich vergessenen Nestorianerkirche in den Gebirgen Persiens vor, und es gereicht uns zum Dank gegen Gott, daß die Missionsgesellschaft zu Boston sich durch diese Einladungen veranlaßt fand, einen ihrer Missionarien, Herrn Perkins, als Bote Christi zu den Nestorianern am Urmia-See abzusenden. Möge es dem HErrn wohlgefallen, die Arbeit desselben mit Seinem reichen Segen zu krönen, und auch unsern beiden Sendboten viel Glaubensmuth, Schlangenklugheit und Taubeneinfalt zu verleihen, um auch auf dem verhärteten Felsenboden des persischen Volkes die rechte Stelle zu finden, wo der gute Same des Wortes auf guten Boden fällt, und seine reichen Früchte trägt.

Missionar Hörnle zu Tebris hat dem ihm ertheilten besondern Auftrage gemäß nach seiner Wiedergenesung von einer bedenklichen Krankheit sich nach den geeigneten Mitteln und Wegen umgesehen, um mit der persischen Sprache die Erlernung der verwandten Kurdensprache zu verbinden, und die erforderliche Tüchtigkeit sich stufenweise anzueignen, in Verbindung mit einem kurdischen Sprachkenner die Uebersetzung neutestamentlicher Schriften in die Sprache dieses wilden und kriegerischen Volksstammes vorzubereiten. Möge bei dieser weitaussehenden und in ihren ersten Anfängen geduldübenden Arbeit ihm ein reiches Maß des göttlichen Geistes zu Theil werden, und ihn mit allen denjenigen Eigenschaften ausrüsten, welche ihn tüchtig machen, diese preiswürdige Aufgabe seines Lebens auf eine fruchtbare Weise zum Lobe Gottes und zum Heil seiner verfinsterten Brüder treulich auszurichten.

6. Missionsstation auf der dänischen Goldküste in Westafrika.

Von dem theuren Missionar Riis, welcher auf dieser Küste arbeitet, haben wir im Laufe des verflossenen Jahres nur wenige Worte vernommen, und wir sind seinethalben in mannigfaltiger Besorgniß. Neben der Lebensgefährlichkeit des Klima's, das auf dieser Küste herrscht, machen zugleich die das Jahr hindurch nur höchst selten sich darbietenden Gelegenheiten, auf sicherem Wege Sendungen dorthin gelangen zu lassen, die Missionsarbeit auf derselben ungemein schwierig und prüfungsvoll. Wir wünschen von Herzen, daß das lange Stillschweigen dieses in unserem Bruderkreise unvergessenen Arbeiters seine Ursache nicht in lang anhaltender Krankheit oder in irgend einem für unsere Herzen schmerzhaften Umstande haben möge, und empfehlen ihn auf seinem gefahrvollen Missionsposten der inbrünstigen Fürbitte aller Freunde, welche an dem Gelingen des Werkes Christi im armen Afrika Antheil nehmen.

7. Missionsstation auf der canaresischen Küste im westlichen Indien.

Von der Abreise unserer drei geliebten Brüder, S. Hebich, Ch. Lehner und L. Greiner nach der westlichen Küste Indiens, so wie von dem Entschlusse unserer Committee, einen Missionsversuch unter irgend einem der zahlreichen heidnischen Völkerstämme derselben im Namen des HErrn zu beginnen, ist schon in unserem vorjährigen Jahresberichte ein Wort gesprochen worden; auch hatten wir die Freude, in unserem Heidenboten N°. 7, 8 und 11 von diesem Jahr ihre nach einer ungemein schnellen und günstigen Seefahrt am 14. Oktober vorigen Jahrs erfolgte Ankunft in dem Seehafen von Calicut, so wie ihre einstweilige Niederlassung zu Mangalore unsern theilnehmenden Freunden bekannt zu machen. Erquicklich war es für unsere Her-

zen, beim gänzlichen Mangel an Bekanntschaft mit christlichen Freunden jener Küste, und der schmerzhaften Nothwendigkeit, unsere dorthin reisenden Brüder ohne menschliche Berathung unbedingt der gnadenreichen Aufsicht und Leitung ihres und unseres Gottes bei ihrer Landung in Indien überlassen zu müssen, die treue Fürsorge wahrzunehmen, mit welcher der Rath des HErrn ihre freundliche Aufnahme im unbekannten Lande zum Voraus angebahnt hatte. Unsere Committee hat indeß durch den Besuch des Herrn Groves und seines Begleiters, des Herrn Young, welch Letzterer 10 Jahre lang brittischer Regierungsbeamter auf der canaresischen Küste des westlichen Indiens gewesen war, eine höchst willkommene Gelegenheit gefunden, aus ihren interessanten Mittheilungen nicht nur eine genauere Bekanntschaft mit dem Zustande der Einwohner jener Küste zu machen, sondern auch die freudige Ueberzeugung zu gewinnen, daß gerade sie die weitesten Wirkungskreise in sich schließt, welche vorzugsweise für die Anlegung deutscher Missionsstellen geeignet zu seyn scheint.

Die Canara-Provinz des westlichen Indiens dehnt sich vom 12 bis 15° nördl. Breite aus, und umfaßt einen Seeküstenstrich von etwa 80 Stunden, welcher im Süden an die malabarische Provinz, im Osten an das Reich Mysore und Balaghaut, und im Norden an Goa angrenzt. Das Land ist dicht bevölkert, und wird, da es zwischen dem Meere und dem westlichen Ghauts-Gebirge gleich einer breiten Landzunge mitten inne liegt, für eine der gesundesten Gegenden des heißen Indiens gehalten. Der Boden ist hügeligt und fruchtbar, die Lebensmittel sind überflüßig und wohlfeil, die Meeresküste ist mit vorzüglichen Seehäfen besetzt, von allen Seiten zugänglich, und von europäischen Schiffen zu jeder Jahreszeit, wenige Sommermonate ausgenommen, fleißig besucht. Die Bevölkerung ist groß, und für die bessere Bildung des Christenthums empfänglich. Obgleich die Anzahl der Brahminen unter der Volks-

masse noch immer beträchtlich ist, so vermögen diese doch nicht, den hemmenden Einfluß auf dieselbe auszuüben, wie dieß in andern Ländern des südlichen Indiens der Fall ist. Die canaresische Sprache wird in großer Ausdehnung gesprochen, und mit ihrem Besitze läßt sichs auch im größern Theile des Reiches Mysore, so wie in den angrenzenden Gebieten von Balaghaut unter den Einwohnern am Evangelio Christi arbeiten. Der Einfluß der brittischen Regierung auf das Volk ist vorherrschend, und der christliche Missionar ist auf seinen Wanderungen an allen Stellen des Landes vollkommen gesichert. Die Nähe der hohen Ghauts-Gebirge bietet innerhalb der heißen Sommermonate eine für die Gesundheit des Europäers wohlthätige Erfrischung dar, und in ihren fruchtbaren und stark bevölkerten Bergthälern finden sich anziehende Arbeitsstätten für den Boten Christi. Die canaresische Sprache ist schon früher grammatisch bearbeitet, auch bereits der erste Versuch einer Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften und anderer christlicher Traktate in dieselbe gemacht worden. Seit dem 17ten Jahrhundert wurde von römisch-katholischen Missionarien an der Ausbreitung des Christenthums unter den Einwohnern dieser Küste fleißig gearbeitet; auch gelang es ihnen, eine bedeutende Anzahl von Neubekehrten zu sammeln, und zerstreute Christengemeinden in einzelnen Städten des Landes aufzurichten, so wie heute noch in dieser Seeküsten-Provinz unter einer heidnischen Bevölkerung von 700,000 Seelen etwa 20,000 derselben sich befinden, welche sich äußerlich zur römisch-katholischen Kirche bekennen. So lange das benachbarte Goa unter dem portugiesischen Scepter noch blühend, und die Inquisition daselbst im Gange war, hätte es freilich ein protestantischer Missionar ohne vielfache Gefahr nicht wohl wagen dürfen, diesem Flammensitze der Verfolgung mit der Predigt des lautern Evangeliums nahe zu kommen; aber seitdem das

Land der brittischen Regierung gehuldigt hat, ist die Macht der römisch-katholischen Priesterschaft auf dieser Küste zerbrochen. Die meisten Missionsstellen derselben sind hülflos dahingeschwunden, und den zerstreuten Gemeinden gebricht es an Seelsorgern, welche ihnen den Weg des Lebens zeigen. Somit hat der evangelische Missionar von dieser Seite her für seine Arbeit kein bedeutendes Hinderniß zu fürchten; vielmehr dürften diese frühern Saaten, die sich ohne die Leben schaffende Wurzel des Wortes Gottes gegen die Sturmwinde des Heidenthums doch nie zu halten vermochten, in der Hand der Vorsehung das gesegnete Mittel werden, den Lauf des lautern Evangeliums unter den Einwohnern dieser Küste zu beschleunigen. Als eine besonders gnadenreiche Fügung Gottes betrachtet unsere Committee noch weiter den gedoppelten Umstand, daß einzelne brittische Regierungsbeamte in den Hauptstädten dieser Provinz umher die Verwaltungsgeschäfte besorgen, welche von Herzen an den HErrn Jesum gläubig geworden sind, und ihre Freude darin finden, dem Pflanzungswerke der evangelischen Mission unter den heidnischen Einwohnern dieses Landes mit Rath und That beizustehen; und daß bei den gelungenen Dampfschifffahrtsversuchen auf dem rothen Meere von der englischen Regierung bereits die Einrichtung getroffen worden ist, daß von einem Seehafen Englands aus regelmäßig jeden Monat ein Dampfschiff nach Bombay, dem Regierungssitze jener Küste abgeht, das immer innerhalb des unerhört kurzen Zeitraumes von beiläufig 8—10 Wochen seine Reise dorthin oder von dorther zurückzulegen vermag, und uns dadurch die höchst willkommene Gelegenheit bereitet ist, mit unsern dortigen Missionsarbeitern in schnellem und regelmäßigem Verkehr zu stehen.

Betrachtungen dieser Art, welche wir den umständlichen Erörterungen unseres theuren Freundes, des Herrn Richters Young, zu verdanken haben, welcher nach Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit

wieder nach jener fernen Küste zurückzukehren gedenkt, haben unsern Herzen die freudige Ueberzeugung gebracht, daß die Hand unseres Gottes unsere Brüder nach der rechten Stelle Indiens geführt hat, um dort in seiner Kraft Seinem Namen eine Wohnung aufzurichten. Diese Ueberzeugung ist für unsere Herzen um so wohlthuender, da in jenen völkerreichen Länderstrecken, welche fünf verschiedene Sprachen umfassen, nach allen Richtungen des Landes, immer auf 200 englische Meilen hin, kein Glaubensbote der protestantischen Kirche angetroffen wird, und dem deutschen Missionsgeiste eben darum die weitesten Bahnen zu zweckmäßiger und fruchtbarer Anwendung christlicher Menschenfreundlichkeit aufgeschlossen sind. Wir wünschen unsern drei geliebten Brüdern, diesen Erstlingen einer deutschen Missionsgesellschaft in Indien, von Herzen Glück zu dem lieblichen Loose, das die Huld Gottes ihnen in die Hände fallen ließ, und werden es für Gnade achten, wenn es uns vom HErrn gegeben wird, ihre Reihen durch nachgesendete Mitgehülfen in kurzer Zeit zu verstärken, und die Grenzen ihrer Wirkungskreise mit dem Evangelio Christi zu erfüllen.

Zu den ermunternden und lehrreichen Merkwürdigkeiten des verflossenen Jahres, so weit sich dieselben auf das Werk Gottes in Indien beziehen, rechnet unsere Committee die persönliche Bekanntschaft eines unsern Herzen schon längst achtungswerthen Freundes, Herrn Groves, welcher vor etwa fünf Jahren im Drang der Liebe Christi freiwillig und blos von christlichen Privatfreunden von Zeit zu Zeit unterstützt, mit seiner Familie sein Vaterland (England) verließ, wo er bis jetzt einen gewinnreichen Beruf getrieben hatte, und nach den Euphratländern zog, um das Evangelium Christi unter den Einwohnern daselbst auszubreiten. Nach vielen leidensvollen Erfahrungen, unter welchen er seine fromme Gattinn und eines seiner Kinder zu Bagdad durch den Tod verlor, zog ihn die Macht der Liebe im Laufe

des verflossenen Jahres von den Ufern des Euphrats hinweg nach dem südlichen und nördlichen Indien hin, um Gelegenheit zu finden, auf einer Wanderung durch Indien in den Bestand und die Bedürfnisse der indischen Mission tiefer hineinzublicken. Seit mehreren Jahren war dieser theure Freund auf dem großen Missionsgebiete aus unsern Blicken verloren, als wir ganz unerwartet von demselben von den Gangesmündungen her einen Brief vom 22. Juni 1834 erhielten, dessen Inhalt wir unsern theilnehmenden Freunden darum nicht vorenthalten können, weil derselbe vielfache ernste Berathungen in unserem Bruderkreise veranlaßte, und weil wir hoffen dürfen, daß die in diesem Schreiben enthaltenen Blicke in das Missionsleben unserer Tage, wenn auch nicht gerade in derselben Weise, wie der theure Verfasser es meint, doch auf einem von der Weisheit Gottes vorbereiteten Wege einen wichtigen Einfluß auf die Missionarien in Indien ausüben dürften. Sein Inhalt ist folgender:

„Während meines Aufenthaltes im südlichen Indien wurde ich erst genauer mit der evangelischen Missionsschule zu Basel bekannt, und faßte den Entschluß, möglichst bald zu Ihnen zu kommen, und mit Ihrem Bruderkreise zu berathen, was für die Verbreitung des Evangeliums unter den Völkern Indiens gethan werden möge. Ich bin Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt, aber wie dem auch sey, so sind Sie dadurch für die Berathung eines besonders wünschenswerthen Punktes nur um so vortheilhafter gestellt, des Punktes nämlich, die Werkzeuge auszumitteln, welche bereit seyn möchten, mit alleinigem kindlichem Vertrauen auf Gott, und nicht auf den Rath und die Unterstützung der Menschen, in die Heidenwelt auszuziehen. Ich darf Ihnen im Allgemeinen sagen: Wenn in Ihrer Schule zehn bis zwanzig wahrhaft dem HErrn ergebene junge Männer sich befinden, welche bereit sind, im Missionsberufe allein auf die Verheißung Jesu fest zu vertrauen, daß

Er sie nie verlassen noch versäumen wolle, so glaube ich als ein christlicher Bruder jeglichem derselben einen freiwilligen Beitrag von 450—550 Gulden zusichern zu dürfen. Solches Anerbieten möchte ich nun freilich auf keinerlei Weise als Schätzung ihrer Arbeit betrachtet wissen, sondern einzig als das Anerbieten eines Bruders, der sie gerne in den Stand setzen möchte, das eigene brennende Verlangen ihrer Herzen in Ausführung bringen zu können. Ich wünsche, daß sich diese christlichen Brüder einzig als Knechte Christi betrachten mögen, welche, so wie ich selbst, nur Ihm und Ihm allein für ihr Thun verantwortlich seyn wollen. Alles, was wir von unserer Seite dabei zusagen, besteht darin, daß wir bereit sind, auf dem Privatwege zu Rathe gezogen und um Hülfe angesprochen zu werden, so weit diese Hülfe die Förderung des Werkes Christi betrifft, wobei wir uns jedoch, die Ausgaben betreffend, in keinerlei äußerliche Verbindlichkeiten mit den ausgesendeten Missionarien zu setzen gesonnen sind. Bei dieser Bereitwilligkeit von unserer Seite, das Werk zu unterstützen, ist es keineswegs unser Wunsch, mit Männern in Verbindung zu treten, welche von uns und unsern Unterstützungen abhängen, sondern freie Knechte Christi in ihnen ehren zu dürfen.

„Dabei will ich es nicht läugnen, daß ich die im Allgemeinen kostspieligen Missions-Unternehmungen in diesen Ländern meist als solche betrachte, welche im Verhältnisse ihres Aufwandes die Sache nicht nur nicht fördern, sondern wohl in demselben Verhältnisse sich untauglich machen, den Eingebornen auf die einfache Weise nahe zu kommen, wie ich es für wünschenswerth achte. Ich werde die theuren Brüder zu Schuscha, welche ich vor mehreren Jahren auf einige Wochen besuchte, nimmermehr vergessen; ihre Einfachheit erbaute mich, und ihre Hingebung an den HErrn spornte mich an. Was ihre religiöse Ueberzeugung von der Wahrheit betrifft, so achte ich alles andere für unter-

geordnete Nebensache, wenn sie nur den HErrn Jesum Christum aufrichtig lieb haben, und nur Ihn zu verherrlichen und Ihm zu dienen suchen, und die gleiche Freiheit auch an Andern tragen können. Ordinirt oder nicht ordinirt, Lutheraner, Reformirte, die Kindertaufe, kirchliche Liturgien u. s. w. festhaltend oder nicht: — wenn nur Alles im Geist und in der Wahrheit geschieht, so kommt es auf diese Dinge nicht an; ein jeglicher sey nur seines eigenen Glaubens gewiß.

„Unser große Wahlspruch sey und bleibe: Christus, das einzige Oberhaupt, Sein Wort unsere einzige Richtschnur, und brüderliche Vereinigung, die nicht in Einigkeit der Ansicht, aber in Einigkeit der Herzen bestehen soll.

„Dieß ist nun natürlich nur ein mangelhafter und roher Umriß dessen, worüber ich mich gerne persönlich mit Ihnen berathen möchte; größere Umständlichkeit aber wäre hier unnütz! Möge der HErr unser Zusammenkommen segnen, und durch den Geist der Wahrheit und der Liebe unsere Herzen in Ihm und in Seinem heiligen Werke vereinigen."

Unsere Committee hatte die Freude, nicht lange nach Empfang dieses inhaltreichen Schreibens unsern vielgeliebten Freund von Indien her selbst in unserer Mitte zu sehen, und uns an seiner warmen Liebe zu Christo, und seinem hingebungsvollen Eifer für die Ausbreitung des seligmachenden Evangeliums unter den Heiden zu erquicken. Der Umstand, daß durch die vielfachen Versendungen unserer Brüder in den verflossenen Jahren in den beiden ältern Klassen unserer Schule keine sich vorfanden, auf welche in Hinsicht auf die vorliegenden Anerbietungen ein begründetes Augenmerk hätte geworfen werden können, setzte uns um so mehr in den Stand, mit ruhigem und unbefangenem Sinne den unserer Betrachtung vorgelegten Entwurf nach seinen vielfachen wichtigen Beziehungen in das Auge zu fassen, und im Lichte der evangelischen Wahrheit und

der bisherigen Erfahrung vielseitig zu beleuchten. Die engen Grenzen unseres Berichtes gestatten es nicht, unsern theilnehmenden Freunden die nähern Erörterun- dieses Gegenstandes hier mitzutheilen. Wir betrachteten diese Gelegenheit mit Recht als eine vom HErrn uns dargebotene lehrreiche Schule, in welcher uns ein mannigfaltiger neuer, und der Probe werther Stoff für das läuternde Licht einer tiefern Erfahrung nahe gelegt wurde. Die Ergebnisse unserer Betrachtungen lassen sich indeß auf wenige Punkte zurückführen. Wir waren nämlich mit unserem theuren Freunde vollkommen darin einverstanden:

1.) Daß es Noth thut, daß unser Missionswerk je mehr und mehr nur auf der fruchtbaren Wurzel des lebendigen Glaubens und der hingebenden Liebe zu Jesu Christo dem Gekreuzigten ruhe, und in allen Stücken in das Geleise der Demuth, der Selbstverläugnung und der Niedrigkeit hineingeleitet werden müsse, wenn wir mit demselben unserem göttlichen Meister wohlgefallen, und fruchtbar werden wollen zu jeglichem guten Werke; daß aber

2.) solche Männer, wie er sie in seinem Briefe bezeichnet, d. h. freiwillige, selbstständige, in Weltkenntniß und nüchterner Christenerfahrung geübte, von dem HErrn selbst zu solchem Laufe berufene Knechte Christi unter solchen Bedingungen, wie er sie vorschlägt, nur für sich selbst und aus eigenem innerem Antrieb, in die Missionswelt hinausziehen, und daß sie auf diese Weise von Missionsgesellschaften weder gesucht, noch vorbereitet, noch ausgesendet werden können; daß es ferner

3.) dabei vor Allem des läuternden Feuers der prüfenden Erfahrung und einer gründlichen Einsicht in den wahren Zustand der Dinge bedürfe, ehe das Richtige und Wahre in diesem Entwurfe von dem Halbwahren und Falschen dabei genau unterschieden werden könne, und daß wir von Herzen bereit seyen, Alles das, was bei dieser Missionsweise die Folgezeit als wahr

und probehaltig in derselben uns darstellen wird, dankbar aufzunehmen, und in der Kraft Christi nachzuahmen; daß wir endlich

4.) aufrichtig und von Herzen uns darin mit einander vereinigen, uns wechselseitig, so weit die innere Ueberzeugung und die Umstände es gestatten, in dem Werke des HErrn auf dem weiten Missionsboden Indiens die brüderlichen Hände zu reichen, und mit geprüftem Rathe zu unterstützen.

Eine Mannigfaltigkeit wichtiger Berathungs-Gegenstände hatte schon vor der Ankunft dieses werthen Freundes unsere Committee veranlaßt, gegen die verehrte bischöfliche Missions-Gesellschaft in London den Wunsch auszusprechen, daß an einem dritten Orte eine persönliche Zusammenkunft von einigen Mitgliedern beider Gesellschaften zur Auseinandersetzung derselben veranstaltet werden möchte. Diese brüderliche Conferenz fand auch wirklich im Laufe des verflossenen Aprilmonates zu Paris Statt, und wir sind dem HErrn für die erfreulichen Ergebnisse derselben von Herzen dankbar. Ein kurzer, die wesentlichsten Berathungspunkte zusammenfassender Auszug des Berichtes, den nach seiner Rückkunft der Inspektor unserer Anstalt, Herr M. Blumhardt unserer Committee mittheilte, ist dem Anhang dieses Jahresberichtes N°. IV. beigefügt worden, um unsern theilnehmenden Freunden Gelegenheit zu geben, mit einigen folgereichen Missionsgegenständen, welche unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, sich genauer bekannt zu machen. Es ist eine für unsere Herzen wohlthuende Erfahrung, daß die Huld unseres Gottes auch diesen persönlichen Zusammentritt der Arbeiter beider Gesellschaften zu einem gesegneten Mittel machte, über den Entwicklungsgang unseres evangelischen Missionsgeschäftes und die wichtigen Erscheinungen desselben ein brüderliches Einverständniß zu verbreiten; die Dunkelheiten einzelner Stellen desselben im Lichte der Erfahrung sich wechselsweise freundlich zu beleuchten, und

die Bande aufrichtiger Bruderliebe aufs Neue zu bekräftigen, durch welche uns die Hand des HErrn seit einer Reihe von achtzehn Jahren mit dieser verehrten Gesellschaft verknüpfen wollte.

8. Evangelische Arbeiten in den westlichen Staaten von Nord-Amerika.

Die Mittheilungen unseres geliebten Bruders Fr. Schmid, nunmehrigen Seelsorgers einer deutschen, meist aus eingewanderten Würtembergern bestehenden Gemeinde zu Annarbour, am Michigansee in Nordamerika, haben uns im Laufe des verflossenen Jahres mannigfache Ermunterungen bereitet, und wir preisen den HErrn, daß Er ihm in jenen Wildnissen der nordwestlichen Gegenden Amerikas ein so weites und bedürfnißvolles Saatfeld zum Anbau angewiesen hat. „Ich predige jetzt an sechs verschiedenen Orten, schreibt derselbe in seinem neuesten Briefe vom 24. Februar dieses Jahres, meistens in Blockhäusern, welche in den tiefen Wäldern umher auf viele Stunden zerstreut liegen. Hier in einem Lande, in welchem die Indianer vor zehn Jahren noch hausten, und Alles erst im Beginnen ist, freut sich der neue Ankömmling, wenigstens einen Ort zu finden, wo Gottes Ehre wohnt, und das Evangelium verkündigt wird. Zu Detroit, am Flusse gleichen Namens, wo die deutsch-evangelische Gemeinde sich schnell vergrößert, haben wir vor kurzer Zeit einen Platz zum Aufbau einer Kirche von der Stadt erhalten. Vor zwei Jahren erst befanden sich in dieser Stadt nur gar wenige deutsche Familien, und zwar ohne Prediger und Gottesdienst, jetzt sind sie zu einer ordentlichen Gemeinde herangewachsen, die sich, so der HErr Gnade gibt, bald einer eigenen Kirche erfreuen darf. Was nun den Erfolg von der Aussaat des seligmachenden Evangeliums in diesem Theile des großen Weinberges betrifft, in welchen mich der Rath des HErrn als seinen Pflanzer gestellet hat, so darf ich zu Seinem Preise da und dort

das liebliche Aufkeimen der ausgestreuten Saat wahrnehmen, die Sein allvermögender Segen bald zu einer reichen Ernte heranreifen lassen möge.

Die beiden Missionarien Metzger und Gerber, welche voriges Jahr, da ihre geschwächte Körperbeschaffenheit den heißen Himmelsstrich des westlichen Afrikas nicht länger ertrug, im Vertrauen auf den HErrn der Gemeinde nach dem großen Marktplatze der vereinigten Staaten Nord-Amerikas zogen, um dort als Arbeiter gedungen zu werden, haben bereits im Ohiostaate, und zwar Missionar Gerber auf der neuangelegten Colonie Neu-Basel, und Missionar Metzger auf einer andern zu Liverpool ihre Arbeitsstätten gefunden, und wir vereinigen unsere Gebete mit ihrem Flehen zum HErrn, daß es ihnen gegeben werden möge, unter den wimmelnden Einwandererhaufen jenes Staates die unerforschlichen Reichthümer Christi mit Glaubensmuth, Geduld und Eifer zu verkündigen.

Unsere Committee hat im Laufe der jüngstverflossenen Monate eine neue Veranlassung gefunden, jenen entfernten Wildnissen des nordwestlichen Amerikas ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie erhielt nämlich aus dem Staate Illinois von einem der Aeltesten einer zu Neu-Aargau aufgerichteten, meist aus Schweizern zusammengesetzten Colonie ein Einladungsschreiben, worin sie dringlich aufgefordert wird, den zahlreichen Deutschen, die sich in jenen Gegenden umher am Kaskaskia-Flusse angesiedelt haben, einen frommen Seelsorger unverweilt zuzusenden, der ihnen das lautere Evangelium in Einfalt verkündigt, und dabei nicht sich selbst, sondern das Heil unsterblicher Seelen mit aufrichtigem Herzen sucht. „Einen treuen Seelenhirten sollten wir haben, schreibt derselbe, um das bei uns bereits zerfallene Christenthum wieder aufzurichten, denn Manche von uns leben bereits seit 17 Jahren in dieser abgelegenen Wildniß, ohne einen Prediger in unserer Mitte zu haben." Wir fanden die vorliegende Aufforderung

in hohem Grade beachtungswerth, und glaubten, in Uebereinstimmung mit dem Zwecke unserer evangelischen Missionsverbindung, und im Sinne unserer Committenten zu handeln, wenn wir eine dringliche Gelegenheit, unsere deutschen und schweizerischen Brüder vor dem Rückfalle in rohe Unwissenheit und heidnisches Wesen zu bewahren, nicht unbenützt an uns vorüber gehen lassen würden. Dem zufolge vereinigte sich unsere Committee in dem Beschlusse, einen unserer ältesten Missionszöglinge, Johann Jakob Ries, von Tuttlingen, im Königreich Würtemberg, welcher fünf Jahre lang seine Vorbereitungsstudien in unserer Schule gemacht hat, und uns vorzugsweise für solchen Beruf geeignet zu seyn schien, im Namen unseres HErrn Jesu Christi zum Eintritt in dieses evangelische Arbeitsfeld zu verordnen. Derselbe wird alsobald nach unserem Jahresfeste seine Reise zunächst nach dem Michigansee antreten, um dort unsern geliebten Bruder Schmid, welcher schon längst für ein Paar Monate das nahe liegende Indianergebiet mit dem Evangelio zu besuchen wünschte, auf seiner Arbeitsstätte zu Annarbour abzulösen, und nach der Rückkunft desselben seiner eigenen Gemeinde im Namen des HErrn entgegen zu ziehen. Da diese freiwillig sich angeboten hat, die Unterhaltungskosten ihres christlichen Lehrers aus eigenen Mitteln zu bestreiten, so wird unserer Missionskasse in dem vorliegenden Falle nur die Uebernahme der betreffenden Reisekosten zufallen.

Unsere Committee sieht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß aus den westlichen Staaten Nord-Amerikas her Wünsche und Anforderungen um Zusendung tauglicher Verkündiger des Evangeliums häufiger an sie gelangen werden, und sieht sich demnach veranlaßt, über diesen Gegenstand ein kurzes Wort zu unsern mitverbundenen Freunden zu reden. Bekanntlich nimmt von einem Jahr zum andern die große Masse deutscher Einwanderer in jenen westlichen Staaten der amerika-

nischen Wildniß zu, welche bei ihrem Abzug aus dem alten Vaterlande dem größern Theile nach weder Lust noch Mittel genug besitzen, um zum Voraus für ihre christlichen Erbauungs- und Unterrichtsbedürfnisse die gehörige Sorge zu tragen, indeß sie von Seiten der nordamerikanischen Regierung keine Unterstützung in dieser Beziehung zu erwarten haben. Die ersten Jahre ihrer Ansiedelung daselbst sind gemeiniglich von leiblichen Sorgen, steten Wanderungen und angestrengter Arbeit so sehr in Anspruch genommen, daß die wenigsten der Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse oder dem Unterrichte ihrer Jugend ein ernstes Augenmerk zu schenken geneigt sind. Erst die Folgezeit bringt ihrem Gefühle diesen großen und folgenreichen Mangel ihrer Lage auf eine peinliche Weise nahe; und sie suchen denselben anfänglich meist durch umherstreifende Abenteurer zu befriedigen, welche unter großen Versprechungen und um den geringsten Lohn ihnen die regelmäßige Haltung ihres Gottesdienstes und die Besorgung ihres Jugendunterrichtes zusagen. Allein die Verständigen unter ihnen sehen sich häufig in dem Charakter und Leben dieser europäischen Flüchtlinge getäuscht, und um so lebhafter erwacht nun in ihren Herzen das Verlangen, einen treuen, rechtschaffenen und hingebungsvollen Seelsorger und Freund ihrer Jugend in ihrer Mitte zu besitzen. Solches Verlangen wird in vielen Fällen noch durch den weitern Umstand unterstützt, daß diejenigen Niederlassungen, welche ihre eigenen Seelsorger besitzen, und in deren Mitte mit dem Gottesdienste und dem Schulunterrichte schon ein Anfang gemacht worden ist, von neuen Einwanderern vorzugsweise gesucht, und als Wohnstätte gewählt werden, wodurch oft innerhalb kurzer Zeit ein solcher Ort in der Wildniß zu einem ansehnlichen Dorfe oder zu einer Stadt heranwächst, indeß die andern Stellen leer und hülflos gelassen werden. Unsere Committee ging bis jetzt bei der Berathung dieser Fälle von dem Grundsatze

aus, daß eine jede von Menschen bewohnte Stelle der Welt, welche nicht innerhalb des Bereiches einer Landeskirche liegt, und der Pflege derselben angehört, als ein Theil des Missionsbodens betrachtet werden müsse, welcher der menschenfreundlichen Aufmerksamkeit der evangelischen Missionsgesellschaften werth ist. Diesem Grundsatze gemäß glaubten wir bisher dringlichen Anforderungen dieser Art unsere Herzen nicht verschließen zu dürfen, und dieß um so mehr, da wir für Einzelne unserer Missionszöglinge evangelische Arbeitsstellen unter gemäßigten Himmelsstrichen für ein leibliches und geistliches Bedürfniß erachten müssen, und wir glauben daher, in diesen einzelnen Fällen unserem evangelischen Missionswerke gemäß gehandelt zu haben.

III.

Die evangelische Missionsschule.

Auch im Laufe des verflossenen Jahres durfte unsere evangelische Missionsschule mit ihren Bewohnern im Leiblichen und Geistlichen die bewahrende und segnende Macht und Liebe Dessen inne werden, der sie gegründet, und unter mannigfaltigen Abwechslungen in ihrem Bestande erhalten hat bis auf diese Stunde. Nach dem vorjährigen Jahresberichte waren es 34 geliebte Zöglinge, welche die Huld unseres Gottes zu ihrer Vorbereitung auf das Werk des Amtes unter den Heiden unserer Pflege zurückließ. Drei derselben sahen sich im Laufe des Jahres veranlaßt, aus unserem brüderlichen Kreise zu scheiden, und ihre weitere Lebensbahn außerhalb desselben zu verfolgen.

Fünf andere Zöglinge aus den beiden ältesten Klassen unserer Schule traf das selige Loos, auf verschiedenen Wegen in den großen Weinberg des HErrn als Arbeiter hinausgesendet zu werden. Ihre Namen sind:

Johann Karl Börling, von Slawito im russischen Volhynien, welcher nach einer dreijährigen Vorbereitung in unserer Schule dem evangelischen Missionsberufe unter seinen Brüdern nach dem Fleische, den verlornen Schafen vom Hause Israel, mit Sehnsucht und Freude sich hingab, und von der zu Berlin aufgerichteten verehrten „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Juden" in ihre Dienste aufgenommen wurde, um von derselben als Verkündiger des Heiles unter den zahlreichen Judenhaufen im preußischen Polen in der Kraft des HErrn zu arbeiten. Ein zweiter, Johann Philipp Köhnlein, von Niederrad bei Frankfurt am Main, wurde nach einem vierjährigen Aufenthalt in unserer Missionsschule von unserer Missions-Committee nach Astrachan, an den Ufern des kaspischen Meeres, gesendet, um unter den Tartaren dieser Gegend an der Pflanzung des Reiches Jesu Christi zu arbeiten. Ein dritter, Johann Jakob Ries, aus Tuttlingen im Königreich Würtemberg, welcher fünf Jahre in unserer Missionsschule verweilte, nahm aus den Händen unserer Committee mit Freuden die Einladung an, als Bote Christi nach Nordamerika zu ziehen, um im Staate Illinois, bei der obengenannten Schweizer-Colonie, das Werk des Amtes zu führen. Ferner erhielten die beiden Zöglinge unserer Schule, Johann Ulrich Graf, von Grub im Kanton Appenzell, und Karl Wilhelm Winkler, von Breslau in Schlesien, in diesen Tagen die Bestimmung, in den Dienst der verehrten englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft zu London im Namen des HErrn einzutreten, um von derselben auf einer ihrer zahlreichen Arbeitsstätten in der Heidenwelt als Mitgehülfen am Evangelio ihr Tagewerk zu finden.

Für weitere Aussendungen waren unserer Committee durch den Umstand die Hände gebunden, daß die zahlreichen Sendungen unserer Brüder in den beiden

vorhergehenden

vorhergehenden Jahren die zwei Klassen der ältesten Zöglinge unserer Schule allzusehr geschwächt hatten, und wir uns nicht entschließen konnten, in jüngere Klassen einzugreifen, und die kostbare Vorbereitungszeit derselben auf eine für sie und für ihren künftigen Beruf immerhin nachtheilige Weise abzukürzen, wie lockend auch die Gelegenheiten gewesen waren, welche sich für die Verpflanzung einer größern Anzahl von Arbeitern in die Heidenwelt im Laufe des verflossenen Jahres darboten. Ist doch an der innern und äußern Tüchtigkeit des Einzelnen, welcher dem Dienste des Weltheilandes im Heidenlande sich geweiht hat, Alles gelegen, und jede unreife Beschleunigung in diesem heiligen Werke müßte auch bei scheinbarem Gewinn für die nächste Gegenwart, dennoch am Ende als ein beklagenswerther Verlust sich ausweisen, welcher der Missionssache zugefügt worden wäre. Eine fortlaufende Erfahrung zeigt uns in immer hellerem Lichte, daß sich auf dem großen Gebiete der Missionswelt zwar gar Vieles durch Nachläßigkeit und Untreue versäumen, aber daß sich auf demselben überall nichts durch vorauseilende Klugheit und Menschenkunst erjagen läßt, was einen bleibenden Gehalt für das gedeihliche Pflanzungswerk der Kirche Christi gewinnen soll.

Nach dem Austritt der obengenannten acht Zöglinge unserer Missionsschule verminderte sich die Zahl der in ihr zurückgebliebenen auf sechs und zwanzig derselben; an deren Reihe sich jedoch an Ostern dieses Jahrs eine neue Klasse von vierzehn frommen Jünglingen anschloß, welche, wie wir getrost hoffen, mit dem redlichen Verlangen in ihre Mitte eingetreten sind, nicht sich selbst, sondern dem HErrn zu leben, der für sie gestorben ist; und dem Vorbereitungsgeschäfte auf ihren wichtigen Beruf mit treuem Fleiße ihre Zeit und Kräfte zu widmen. Somit schließt unsere Missionsschule abermals eine Schaar von vierzig Jünglingen in sich,

welche der evangelischen Missionslaufbahn sich geweiht haben, und sich in derselben zu Boten Christi unter den Heiden vorbereiten.

Unsere Vorbereitungs-Studien wurden in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Entwurfe, welcher denselben zu Grunde liegt, mit der Regelmäßigkeit und dem Fleiße fortgesetzt, der sich mit dem vollkommenem Rechte von Jeglichem erwarten läßt, welcher alles das, was er durch die Gnade Gottes hat und ist, der Verherrlichung des gekreuzigten und auferstandenen Erlösers zum Opfer geweiht hat. In dem gegenwärtigen Sommersemester sind die den vier Unterrichtsklassen unserer Schule vorzutragenden Unterrichtsfächer folgende:

I. Klasse.

1.) Praktische Schrifterklärung (Herr Pfarrer von Brunn) (P. v. B.) . . . 2 Stunden.
2.) Logische Bibel-Analyse (Herr Candidat Staudt) (C. St.) . . . . 4 „
3.) Deutsche Sprache (Herr Candidat Oehler) (C. Oe.) . . . . 4 „
4.) Lese-, Schreib- und Diktir-Uebungen (Herr Schullehrer Buser) (Sch. B.) 2 „
5.) Lateinische Sprache (C. St.) . . . 6 „
6.) Allgemeine Vorkenntnisse (Herr Candidat Blumhard) (C. B.) . . . . . 3 „
7.) Allgemeine Geographie (Herr Candidat Mögling) (C. M.) . . . . 2 „
8.) Arithmetik (Sch. B.) . . . . 4 „
9.) Singübungen (Herr Gesanglehrer Lauer) 3 „
(H. L.) Wöchentlich 30 Stunden.

II. Klasse.

1.) Praktische Schrifterklärung (Pf. v. B.) 2 Stunden.
2.) Christliche Glaubens- und Sittenlehre 1r Theil (Herr Insp. Blumhardt) 5 „

	Transport:	7 Stunden.
3.) Homiletische Bibel-Analyse (C. St.)	3	„
4.) Latein (C. St.)	3	„
5.) Griechische Sprache (C. St.) . . .	5	„
6.) Weltgeschichte (C. B.).	3	„
7.) Psychologische Anthropologie (C. De.)	2	„
8.) Geographie (C. De.)	2	„
9.) Anfangsgründe der Geometrie und Astronomie (C. B.)	3	„
10.) Singen (H. L.)	2	„
	Wöchentlich	30 Stunden.

III. Klasse.

1.) Praktische Schrifterklärung (Pf. v. B.)	2	Stunden.
2.) Christliche Glaubenslehre (J. B.). .	5	„
3.) Neutestamentliche Exegese (C. De.) .	4	„
4.) Katechetik (C. M.).	2	„
5.) Elementar-Unterricht der hebräischen Sprache (C. B.)	5	„
6.) Griechische Uebungen (C. St.). . . .	3	„
7.) Latein (C. De.).	3	„
8.) Weltgeschichte (C. B.).	3	„
9.) Chorgesang (H. L.).	1	„
	Wöchentlich	28 Stunden.

IV. Klasse.

(Diese Unterrichts-Abtheilung, welche aus den beiden ältesten Jahresklassen unserer Missionszöglinge zusammengesetzt ist, theilt sich zwei Jahre hindurch nach dem Grade der Befähigung des Einzelnen, theils in die allgemeinen Klassenstudien, welche hier genannt werden, theils in einzelne besondere Unterrichtsfächer, denen sie im fünften Jahr vorzugsweise ihre Zeit und Kraft zuwenden.)

1.) Pastoral-Theologie (Herr Antistes Falkeisen) . . . . 2 Stunden.
2.) Praktische Schrifterklärung (Pf. v. B.) 2 „
3.) Christliche Glaubens- und Sittenlehre (J. B.) . . . . 5 „
4.) Neutestamentliche Exegese (C. B.) . 4 „
5.) Alttestamentliche Exegese (C. De.) . 4 „
6.) Kirchengeschichte (C. De.) . . . . 3 „
7.) Katechetik (C. M.) . . . . 3 „
8.) Latein (C. St.) . . . . 2 „
9.) Hebräische Composition (C. B.) . . 2 „
10.) Englische Sprache (Herr Marriot) . 4 „
11.) Elemente d. arabischen Sprache (C. De.) 3 „
12.) Chorgesang (H. L.) . . . . 1 „

Wöchentlich 34 Stunden.

Da sich diese 34 Unterrichtsstunden in die IVte und Vte Jahresklasse zertheilen, so ist eben damit unsern ältesten Zöglingen für ihre besondern Privatstudien ein größerer Zeitraum gewonnen, so wie sie denselben für das Hineinarbeiten in einzelne Fächer vorzugsweise bedürfen.

Wir sind es den geliebten Zöglingen unserer Anstalt schuldig, das freudige Zeugniß nicht vorzuenthalten, daß sie von den ihnen dargebotenen Gelegenheiten und Mitteln, in der Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit weiter gefördert zu werden, einen emsigen Gebrauch gemacht, und ihren vorgezeichneten Vorbereitungsstudien willig und nicht ohne vielfache Anstrengung ihre Zeit und Kräfte gewidmet haben; auch dürfen wir im Allgemeinen, so wie im Einzelnen, gedeihlicher Fortschritte in Erwerbung nützlicher Kenntnisse uns erfreuen, welche in dem Zustande unserer Schule wahrgenommen werden dürfen. Auch für diese Förderung seines heiligen Werkes sey des HErrn Name in Demuth gepriesen, dem wir ja doch sie allein zu ver-

danken haben. Immerhin bleibt es eine bemerkenswerthe Thatsache, welche die allumfassende Kraft des Christenglaubens bezeichnet, daß auch in einer solchen Erziehungs- und Bildungsanstalt, aus welcher jede Art festgesetzter Belohnungen und Strafen für immer verbannt ist, und die jedem Antrieb fremdartiger Beweggründe aus Grundsätzen entgegenarbeitet, dennoch mit anhaltendem Fleiße, mit geziemender Ordnung, und nicht ohne sichtbaren Erfolg auf dem reichhaltigen Gebiete wissenschaftlicher Ausbildung gearbeitet werden kann, und wirklich gearbeitet wird, sobald nur der lebendige Glaube an den HErrn Jesum, den Herzog unserer Seligkeit, und mit demselben das klare Bewußtseyn unserer wahren Lebensbestimmung in Ihm von den Herzen der Schüler Besitz genommen hat. In der Kraft dieses Glaubens vermag eine Schule zum sichern Gewinn für die Wissenschaft selbst, so wie zur Förderung jedes Einzelnen in wahrer Geistes- und Herzensbildung unendlich mehr auszurichten, als das ganze Heer falscher und fast durchgängig sittlich verkehrter Glaubens-Surrogate zu leisten vermag, welche das innere Triebwerk so vieler unserer wissenschaftlichen Anstalten in Bewegung zu setzen pflegen. So viel scheint uns eine im Lichte des Evangeliums und der Erfahrung ausgemachte Sache zu seyn, daß jede wissenschaftliche Bildungsanstalt, und namentlich jede theologische Schule in demselben Grade sich selbst und ihren Zweck verunreinigt und zernichtet, in welchem sie sinnlich-disciplinarischer Krücken bedarf, um sich selbst im Geleise der Ordnung und der Lebensthätigkeit zu erhalten.

Dabei sey es ferne von uns, auf irgend eine Weise unsere theuren Missionsfreunde glauben zu machen, oder gar uns selbst zu bereden, als ob irgend einer unter uns dieses herrliche Glaubensziel schon ergriffen hätte, oder unter dem allvermögenden Einflusse der Erkenntniß Christi schon vollkommen wäre. Das sind wir leider! noch lange nicht; obschon wir vor vielen Tausenden

unserer Brüder in dieser Welt mitten im Reichthume evangelischer Antriebe und göttlicher Segnungen die innere Verpflichtung in uns tragen, dieß zu werden, und dieß durch Gottes Gnade zu seyn. Wie gut stünde es um uns, wenn wir nur Alle in Wahrheit und ohne allen Heuchelschein dem Apostel nachsprechen könnten: „Ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möge, gleichwie ich in Christo Jesu ergriffen bin." Es ist zwar wahr, daß unsere Missionsschule auf keinerlei Weise durch den Einfluß äußerlicher Belohnungen und Strafen zusammengehalten wird, und daß es nur die Freiwilligkeit in Christo ist, welche jedem Einzelnen unter uns seinen geistigen Zusammenhang mit unserem Bruderbunde sichert. Aber sind darum die verborgenen Antriebe des Herzens, welche ihn dem heiligen Missionswerke zuführen, schon rein und unbefleckt vor Gott, der die Herzen und Nieren erforscht? Sind die Beweggründe und Hoffnungen, welche uns an diese Laufbahn anfesseln, also beschaffen, daß sie im reinen Lichte seiner Heiligkeit bestehen können? Ist es der lautere Drang der Liebe zu Dem, der uns zuerst geliebet hat, welcher uns antreibt, nicht mehr uns selbst zu leben, sondern dem, der für uns gestorben und auferstanden ist? Haben wir gelernt, jeden äußern Gewinn außerhalb der Gemeinschaft mit unserem unsichtbaren HErrn für Schaden zu achten, um nur Ihn zu gewinnen, und in Ihm erfunden zu werden? Oder hat die Eitelkeit des Sinnes, der Hochmuth des Herzens, der verborgene Ehrgeiz, der nur sich selbst und seine eigene Ehre sucht, die geheime Hoffnung, sein Glück in dieser Welt zu machen, die versteckte Lust, über Andere zu herrschen, das Verlangen der Neugierde, die weite Welt zu durchwandern, die geheime Unlust an unserem zeitlichen Berufe, der Drang äußerer Umstände oder der verborgene Antrieb eines selbstgerechten Pharisäersinnes, der sich durch selbstgewählten Gottesdienst ein Verdienst vor Gott erwerben will: haben diese und so

viele ähnliche Schlingen eines verkehrten und fleischlichen Herzens noch ihren oft uns selbst verborgenen Einfluß auf unsere Bereitwilligkeit, auf der verläugnungsvollen Bahn des Missionslebens das Panier des Gekreuzigten in der Heidenwelt aufzurichten? Diese ernsten Fragen, welche uns die verborgensten Falten unseres von Natur verkehrten und zur Sünde hingeneigten Herzens aufdecken, fordern uns zu immer neuer und schonungsloser Selbstprüfung vor dem Angesichte Dessen auf, vor dessen heiligem Flammenblick nichts Unreines zu bestehen vermag; und wer von uns sollte sich nicht angetrieben fühlen, zu Ihm zu rufen: „Erforsche Du mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich, und erfahre, wie ich es meyne, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege."

Bei der wachsenden Erleichterung, welche in unsern Tagen die Missionslaufbahn in den Ländern der Heiden findet, und bei den vielfachen Unterstützungen, mit welchen ihr die Liebe der Christen von allen Seiten entgegen kommt, thut es wahrlich Noth, daß jeder einzelne Jüngling, der zum Missionsberufe sich hinzunahet, und daß jede Missionsgesellschaft, welcher die Wahl der Werkzeuge im Heidengebiete anvertrauet ist, mit heiligem Ernste je mehr und mehr der innern Lauterkeit der Grundsätze und Beweggründe sich bewußt werde, auf welchen das ehrwürdige Gebäude der evangelischen Missionsthätigkeit ruht, und durch deren heilsamen Einfluß ihre Thätigkeit allein vor der Vergiftung des unreinen Welt- und Fleischessinnes bewahrt werden kann. Es ist ein wahrhaftiges Wort, das „in dem neuesten Ueberblicke über die Missionen der evangelischen Brüder-Unität zum Schluß des Jahres 1834" (S. Nachrichten aus der Brüdergemeine 1835 I. Heft Seite 166) ausgesprochen wird, und das wir in unserer eigenen Erfahrung bestätigt finden: „Wenn wir es mit Freuden sehen, heißt es in diesem Berichte, daß sich fortwährend Geschwister zu diesem (Missions) Dienst

melden, oder uns dazu empfohlen werden, so finden wir uns doch gedrungen, einen Jeden, der sich dazu angeregt fühlt, nachdrücklich auf die Frage zu führen, ob sich in seine Willigkeit nicht vielleicht auch unlautere Gründe einmischen; ob nicht der Wunsch, etwas in der Welt zu bedeuten, oder eine feste und bequeme Versorgung zu erhalten, Antheil daran hat? Wenn sich früherhin unsere Missionarien prüfen mußten, ob sie sich in der Kraft des HErrn stark genug fühlten, Armuth und Entbehrung, oder Schmach und Verfolgung zu erdulden; so haben sie sich dagegen jetzt aufrichtig zu untersuchen, ob sie fest genug in der Gnade gegründet sind, um auch bei dem Lob und der Achtung der Menschen, und dem äußern Wohlergehen in der Demuth und Niedrigkeit zu bleiben, die sich für einen Jünger Christi schickt? Denn so wie wir uns von diesem wesentlichen Charakter der Nachfolge Jesu entfernten, wären wir in Gefahr, der Segen verlustig zu gehen, die bisher auf der Arbeit der Brüder geruht haben."

Wirklich ruht auch die einzig wahre Brauchbarkeit einer Seele, welche dem Heiland in der Heidenwelt dienen will, in ihrer ungeheuchelten Demuth vor Seinem Angesichte. Wo diese gebricht, und nicht jeglichen Tag im Lichte der Wahrheit geläutert, bewahrt und tiefer gewurzelt wird, da ist schon in der Vorbereitungsschule der einzig richtige Standpunkt eingebüßt, auf welchem der Zögling derselben allein für die Missionslaufbahn gedeihen kann. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände, welche sein Gemüth in Anspruch nehmen; bei der vielfachen Gelegenheit, welche ihm das Zusammenleben mit seinen Brüdern zu Vergleichungen mit Andern auf natürlichem Wege darbietet; bei dem raschen Uebertritt in eine neue und ungewohnte Laufbahn, welche sich das höchste Ziel des Lebens vorgesteckt hat; bei der Werthschätzung und Liebe endlich, welche ihm von Seiten theilnehmender Missionsfreunde auf jedem Schritte begegnet, ist es

sobald geschehen, daß der Missionsschüler unter diesen Umständen vergißt, daß er nur Schüler und nichts weiter noch als Schüler ist, und in der Feuerprobe, welche die künftige Missionslaufbahn der Lauterkeit seines Sinnes, und der Festigkeit seines Charakters entgegen hält, noch keine Probe abgelegt hat, und auf diese Weise durch Ueberschätzung seiner selbst gar bald den Versuchungen zur Eitelkeit und zum Stolze unterliegt, welche in keiner Lage der Welt dem armen Herzen fremde sind. Ist er nicht schon von vorne herein ernstlich auf seiner Hut, auf diesen gefährlichen Feind seiner Seele, den Stolz und die Eitelkeit seines Sinnes, ein sorgfältiges Augenmerk zu richten, so wird, ohne daß er es selbst gewahr wird, alles, was sein Vorbereitungsberuf von ihm fordert, und alles, was ihm dabei als Förderungsmittel desselben in die Hand gelegt wird, in ein Nahrungsmittel dieser verborgenen Herzenstücke verwandelt, und so der ganze Lebensbestand seiner Thätigkeit in der Wurzel vergiftet, und für die Missionslaufbahn untauglich gemacht. Diesen 'wahren und Gott wohlgefälligen Sinn der bescheidenen Demuth und Herzensniedrigkeit vermag nun freilich keine pädagogische Kunst und keine disciplinarische Einrichtung unsern Missionsschulen zu geben oder zu bewahren; er ist ein freies Geschenk der göttlichen Gnade, und wird nur durch die Zucht des heiligen Geistes erzeugt, und zur unbedingten Herrschaft über das innere und äußere Leben des Menschen in der Schule der Erfahrung herangebildet. Darum thut es uns vor Allem Noth, in anhaltendem und inbrünstigem Gebet den Vater der Barmherzigkeit um diese Gabe wahrer Herzensdemuth zu bitten, damit wir nicht ein dummes Salz werden, das auf die Straßen der Welt als unbrauchbar hinausgeworfen werden muß, und von den Leuten zertreten wird. Unterstützen Sie uns, verehrteste Freunde, auch mit Ihrem inbrünstigen Gebete, daß es dem Geist der Wahrheit gelingen möge, dieses köstliche Kleinod ungeheuchelter

Herzensdemuth in unserem brüderlichen Kreise unversehrt zu bewahren, weil der HErr nur den demüthigen Seelen seinen Segen verheißen hat.

Noch ein anderer, die allgemeine Missionsbildung unserer geliebten Zöglinge betreffender, Gegenstand ist es, welcher gewisser Zeiterscheinungen halben aufs Neue zur Sprache gebracht zu werden verdient. Als am Schlusse des verflossenen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Anzahl thätiger Freunde Christi in England sich zu allgemeiner Verbreitung der heiligen Schriften und zur Beförderung der mündlichen Predigt von Christo unter allen Völkern der Erde in Bibel- und Missions-Gesellschaften vereinigten, so gingen sie bei ihrer gemeinsamen Verbrüderung zu diesem heiligen Werke von dem großen und durchgreifenden Grundsatze des Christenthums aus, daß bei der Theilnahme an demselben die Frage sich nicht gezieme, zu welcher von den verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften der Einzelne gehöre, daß es vielmehr einem Werke gelte, an welchem alle wahren Christen aus allen christlichen Confessionen, so weit die Letztern die heiligen Schriften als alleinige Richtschnur des Christenglaubens anerkennen, den gleichen Antheil zu nehmen berufen seyen. Weder in den verschiedenen symbolisch-kirchlichen Confessions-Unterschieden der einzelnen protestantischen Kirchengemeinschaften noch in der Verschiedenheit ihrer liturgischen Einrichtungen und äußern Kirchenverfassungen vermochten sie irgend einen zureichenden Grund zu finden, um der brüderlichen Vereinigung aller wahren Christen zu einem gemeinsamen Bunde zur Förderung der christlichen Erkenntniß unter muhamedanischen und heidnischen Völkern ein, im lautern Lichte des Evangeliums geltendes, Hinderniß in den Weg zu legen. Sie waren nämlich von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die im Evangelio geoffenbarte Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit, diese große Predigt von der Buße zu Gott und dem Glauben an Christum,

allen Menschen gelte; daß dieser allein gültige Weg zur Seligkeit klar und zweifellos in den heiligen Schriften enthalten sey, und der nähern Bezeichnung von Seiten irgend eines kirchlichen Glaubenssystemes nicht erst bedürfe; daß allen protestantischen Confessionen diese große Heilslehre von Christo, dem Sohne Gottes, so weit sie der Sünder zu seiner Seligkeit bedarf, zu Grunde liege; und daß demnach in dem Inhalte derselben, wie er in den öffentlichen Bekenntnißschriften der protestantischen Kirchen vor Augen liegt, ein vollkommen zureichender evangelischer Glaubensgrund, ein kostbares Gemeingut der allgemeinen christlichen Kirche vorhanden sey, welches ein weites und sicheres Panier darbiete, unter dem sich alle gläubigen Kinder Gottes zu gemeinsamer Förderung des Reiches Christi auf Erden zu sammeln berufen sind.

Bei der Aufrichtung dieses brüderlichen Bundes zu einem gemeinsamen Werke rettender Menschenliebe war es den ehrwürdigen Stiftern desselben keineswegs darum zu thun, die verschiedenen protestantischen Confessions-Unterschiede aufzuheben, welche seit den Tagen der gesegneten Kirchenreformation die historisch-charakteristische Gestalt jeder einzelnen Kirchengemeinschaft bildeten, und theils in nähern eigenthümlichen Bestimmungen einzelner Glaubenslehren und evangelischer Gnadenmittel, theils in der verschiedenartigen Ausbildung ihrer liturgischen und kirchlichen Verfassungen sich zu Tage legten. Es war auch keinen Augenblick nöthig, und von Niemand gefordert, mit Verzichtleistung auf die vorhandenen Confessions-Unterschiede sich den Antheil an diesem gemeinsamen Christenbunde zu erkaufen; vielmehr ward es als selbstverstandene Sache vorausgesetzt, daß die treue Festhaltung dieser partikularen Unterschiede mit der dankbaren Anerkennung eines gemeinsamen, ungleich größern Glaubensgutes gar wohl vereinbar, und daß jeder einzelne Christ verpflichtet sey, bei der Freude an diesem gemeinschaftlichen Schatze in

jedem Andern das besondere Eigenthum zu ehren, welches ihm als Grundsatz oder als Folge der Erziehung theuer geworden war. Aber das konnte und mußte mit Recht von jedem einzelnen Christen erwartet werden, daß er den Werth und die Gültigkeit dieser partikularen Confessions-Bestimmungen, deren innerer Bestand doch am Ende nur aus Menschenwort oder Menschensatzung zusammengesetzt ist, nicht so hoch anschlage, um dieselben dem ehrwürdigen Glaubensgute anderer Christen feindselig entgegen zu stellen, und somit nicht in der aufrichtigen Vereinigung der Gläubigen zu einem gemeinsamen Bunde thätiger Menschen- und Christenliebe, sondern vielmehr in der Trennung der Herzen vom gemeinsamen Glaubensgute und in ihrer innern Spaltung den Endzweck aufzusuchen, welchen Gott durch das Evangelium seines Sohnes in der verlornen Sünderwelt auszurichten aus Gnaden beschlossen hat.

Die Huld unseres Gottes krönte die evangelische Lauterkeit und Fruchtbarkeit dieser Grundsätze im Ausbreitungsgeschäfte des Christenthums mit Erfolgen, wie sie in unsern Tagen als weltgeschichtliche Thatsachen gleich einem Wunder Gottes vor unsern Augen stehen, und die Seele des Gläubigen mit dankbarer Bewunderung erfüllen. Die Rückkehr der Freunde Christi zu jener schriftgemäßen Glaubenseinfalt, welche die Gemeinden des HErrn in den drei ersten Jahrhunderten der Kirche zu einem gemeinsamen Bruderbunde vereinigt, und die vergleichungsweise Unbedeutsamkeit seiner Mitglieder stark genug gemacht hatte, den furchtbaren Bollwerken des heidnischen Aberglaubens im römischen Kaiserreiche Trotz zu bieten, und die damalige Welt zu überwinden, hat in unsern Tagen dieselben herrlichen Erscheinungen zu Tage gefördert, welche die unverwelkliche Kraft und Herrlichkeit des Evangeliums der Welt verkündigen. Hat nicht die Kraft dieser lebendigen Glaubensvereinigung in den verflossenen dreißig Jahren auf dem großen Acker der Welt Siege errungen,

wie sie unsere protestantische Kirche in den dreihundert Jahren ihres frühern Daseyns nie zuvor gesehen hatte? Tragen nicht die Hunderte von Bibelübersetzungen, die sie erzeugte, und die Schaaren rüstiger Glaubensboten, die sie nach allen Ländern der Erde hinaussandte, ein Zeugniß in sich, das lauter und unwiderlegbarer, als die scharfsinnigste Apologie für menschlich ausgeprägte und erstorbene Kunstformen der scholastischen Theologie dem nüchternen Forscher des Evangeliums und der Menschengeschichte den Beweis vor die Augen stellt, daß die göttliche Weisheit, welche im lautern Bibelworte liegt, in einer verfinsterten und von Gott abgefallenen Sünderwelt unendlich mehr auszurichten vermag, als der gelehrteste Kampf um den tödtenden Buchstaben einer theologischen Redeform, welche als ursprüngliches Erzeugniß getrennter Gemüther wieder nur Zwietracht und Trennung im Schooße der Kirche Christi zu erzeugen vermag.

Die schriftmäßige, und durch eine Fülle alter und neuer Erfahrung bewährte Lauterkeit dieser evangelischen Grundsätze sprach zu laut zu unsern Herzen, als daß wir bei der Errichtung unserer Missionsgesellschaft auch nur einen Augenblick hätten Bedenken tragen können, ihrem heilsamen Einflusse zu huldigen, und sie als leitende Regel unserem Beginnen zu Grund zu legen. Wir glaubten um so mehr hiezu verpflichtet zu seyn, da uns schon ein oberflächlicher Blick in den sittlichen Zustand der Heidenwelt überzeugen mußte, daß nur auf diesem Wege mit dem Segen des HErrn und der Hoffnung eines glücklichen Erfolges unter irgend einem Heidenvolke der seligmachende Glaube an das Evangelium gepflanzt werden könne. Oder ist es nicht das Wort Gottes, und das Wort Gottes allein, was der verlornen Welt zum Seligwerden gegeben ist? Ist es nicht die thörichte Predigt vom Kreuze Christi, welche allein die Macht der Sünde zu tödten, und ein Leben der Gerechtigkeit hervorzubringen vermag? Oder wie

sollte ein einseitiges, nur durch ungebührliche Ueberschätzung zu einer Glaubenspflicht erhobenes Festhalten philosophisch-theologischer Redeweisen, welche dem biblischen Sprachgebrauch fremde sind, und welche dem ungebildeten Denkvermögen eines heidnischen Volkes in ihrer wahren Bedeutsamkeit nicht einmal verständlich gemacht werden können, ein zusagender Bestandtheil der frohen Botschaft werden, welche ihm im Namen unseres HErrn Jesu Christi verkündigt werden soll? Und könnten wir es wohl jemals wünschenswerth finden, daß auch beim Pflanzungswerk der Kirche Christi in der Heidenwelt die alten Streitfragen wieder in Anregung gebracht würden, welcher von den ausgesendeten Glaubensboten Paulisch, wer von ihnen Apollisch, Kephisch oder Christisch sey? Welchen Eindruck auf ihre Gemüther hätten wir davon zu erwarten, wenn diese Glaubensboten selbst sich weigerten, am heiligen Mahle der sterbenden Liebe Christi sich brüderlich zu vereinigen, und durch Wort und Beispiel auch die Neubekehrten lehrten, diejenigen ihrer bekehrten Brüder, welche nicht ihrer Kirchengemeinschaft angehören, vom Abendmahlsgenusse mit ihnen auszuschließen, und auf diese Weise eine neue christliche Castenordnung statt der heidnischen unter ihnen einzuführen?!

Unsere Committee konnte es sich von Anfang an nicht verbergen, daß es hier Lebensfragen gilt, mit welchen das evangelische Missionswerk im deutschen und schweizerischen Vaterlande steht oder fallen muß, und daß es uns eben darum nicht gestattet ist, Confessionsbeschränkungen, wie sie im Schooße einer bereits aufgerichteten Kirche ihren Werth und ihre Gültigkeit haben mögen, auf das erste Pflanzungsgeschäft des Christenthums in der Heidenwelt überzutragen; daß es vielmehr hier einzig darauf ankommt, die große Heilslehre von Christo und seiner Erlösung, so wie dieselbe zweifellos und klar im Worte Gottes enthalten ist, dem Glauben der Völker vorzuhalten, und der aus denselben

gesammelten Gemeinde des HErrn diejenigen äußern Einrichtungen zu geben, welche, nach der Regel des Wortes Gottes, ihrem eigenen Gewissen und den Bedürfnissen des Volkes am angemessensten erfunden werden. Wir glauben dabei, gerade auf diesem Wege für die Bewahrung dessen, was wir für das theuerste Kleinod unserer evangelisch-protestantischen Kirche erachten müssen, am sichersten gesorgt zu haben, so wie auch die liturgisch-symbolischen Anordnungen derselben also beschaffen sind, daß sie einer vorzugsweisen Anwendbarkeit auf den innern und äußern Zustand neubekehrter Heidenvölker sich mit Recht erfreuen dürfen.

Möge der HErr uns auch in diesem Stücke auf der richtigen Bahn seines Wortes leiten, und sich je mehr und mehr durch die Kraft seines heiligen Geistes unter Christen und Heiden eine Gemeinde bilden, die herrlich sey, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder etwas dergleichen, sondern daß sie heilig sey und unsträflich, und in diesem Bilde ein Lob seiner Herrlichkeit werden möge.

IV.

Auch im Leiblichen hat die Huld Gottes das Werk unserer evangelischen Missionsgesellschaft im Laufe des verflossenen Jahres aufs Neue mit ihren reichen Segnungen gekrönt. Wir fühlen uns durch diese wohlthuende Erfahrung um so mehr zum innigsten Dank gegen Gott, den Geber aller guten Gaben, und gegen unsere nahen und fernen, bekannten und unbekannten Freunde und Wohlthäter aufgefordert, da wir sie nicht als das errungene Ergebniß einer mühsam aufgeregten Wohlthätigkeit, sondern als den Erguß der lautersten Freiwilligkeit der Christenliebe betrachten, und eben darum in ihr ein Werk der göttlichen Gnade ehren

dürfen. Bekanntlich sehen sich unsere brittischen, schottischen und nordamerikanischen Brüder beim Betrieb ihrer christlichen und gemeinnützigen Anstalten wider ihren Willen durch den Drang äußerer Umstände häufig genöthigt, für die jährliche Aufbringung der erforderlichen Unterhaltungsmittel jeder einzelnen Gesellschaft eigens bestellte Agenten in Bewegung zu setzen, und von der kräftigen Betriebsamkeit derselben den Fortbestand ihres Werkes mehr oder weniger abhängig zu machen. Dieser beklagenswerthe Uebelstand, an welchen das theilnehmende Publikum sich gewöhnt hat, erscheint beinahe als eine pflichtmäßige Aufgabe jeder einzelnen Gesellschaft, sobald einmal irgend eine derselben im Unglauben oder aus übel verstandener Rührigkeit den Anfang damit gemacht hat, für die Aufbringung und Einsammlung von Liebesgaben ihre eigenen Agenten auszusenden, und die freie Wohlthätigkeitsliebe des christlichen Publikums in einseitige Richtungen abzuleiten. Wir betrachten es als einen eigenthümlichen Schmuck des christlichen Wohlthuns im deutschen und schweizerischen Vaterlande, den uns der HErr aus Gnaden bewahren wolle, daß es in den weiten Kreisen unserer theilnehmenden Brüder und Schwestern dieses peinlichen Rennlaufens bis jetzt nicht bedurfte, um die zahlreichen Anstalten christlicher Menschenliebe in ihrer Wirksamkeit zu erhalten und zu erweitern, daß vielmehr die erforderlichen Unterstützungen freiwillig und unaufgefordert jeglichem guten Werke zufließen, und in so vielen Fällen selbst unter dem ehrwürdigen Schleier der Anonymität als fruchttragendes Saatkorn in das Meer einer belohnenden Ewigkeit sich versenken. Auch für diese evangelische Zartheit der Liebe drücken wir allen unsern mitverbundenen Freunden unsern warmen Dank aus, indem wir in dieser Art und Weise des Gebens nicht nur eine namhafte Erleichterung unserer Arbeit, sondern auch ein wahrhaft

erquickendes

erquickendes Merkmal einer reinern und tiefern Begründung der frommen Theilnahme an dem Werke Christi auf Erden in dem lebendigen Glaubenssinn unserer Brüder ehren dürfen. Beim Anblick dieser edlen und zutrauensvollen Freiwilligkeit der Liebe fühlen wir uns aber auch um so mehr verpflichtet, mit prüfender Gewissenhaftigkeit, und so weit es uns unsere immer noch große Mangelhaftigkeit an sicherer Erfahrung gestatten mag, mit haushälterischer Sparsamkeit bei der Verwendung der Liebesgaben zu Werke zu gehen, um den Segen derselben nicht durch unsere Schuld zu schmälern.

Die gesammte Missionsfamilie, so weit dieselbe der Pflege und dem Unterhalte unserer evangelischen Missionsgesellschaft angehört, besteht nunmehr aus acht und achtzig Mitgliedern, nämlich 20 Missionarien, 4 Nationalgehülfen, 40 Missionszöglingen, 4 Lehrern unserer Anstalt, 3 Arbeitsgehülfen, 7 Gattinnen Einzelner unserer Brüder, nebst 10 Kindern derselben. Für ihren erforderlichen Unterhalt hat die Huld unseres Gottes auch im Laufe des verflossenen Jahres väterliche Sorge getragen, wofür wir Ihm mit gerührter Seele dankbar sind.

Die Gesammt-Einnahme unserer evangelischen Missionsgesellschaft vom 1. Januar bis 31. Dez. 1834 betrug . . . . . Schweizerfranken 86,156-82 Rp.

An dieser Summe erhielten wir aus Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrlicher Hülfs-Missionsgesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Legaten einzelner Freunde . . . Schweizerfr.	55,282-37 „
Ebenso aus der Schweiz . . . . . „	16,941-46 „
Rückerstattungen . . . . „	2,494-91 „
Vom Ertrag des Magazins, Heidenboten, Zinsen und Geld-Agio . . . . „	11,437-58 „
Gesammt-Einnahme: Schweizerfr.	86,156-82 Rp.

Dagegen beliefen sich die Gesammt-Ausgaben unseres Missionswerkes in derselben Zeit auf . . . Schweizerfr.	67,623-82 Rp.
welche sich folgendermaßen vertheilen:	
Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Anstalt, nebst den Ausrüstungskosten von ausgesandten Missionszöglingen „	28,650-69 Rp.
Verschiedenes, als Lokal-Unterhaltungs- und Baukosten, Postporto und Transportkosten u. dgl. . . . . „	6,932-36 „
Für unsere Missionsstation zu Schuscha „	13,519-50 „
Für Karaß und Madschar . . . . „	4,200-— „
Für die Mission in Tebris in Persien „	2,400-— „
Für die Goldküste für 1833 und 1834 „	1,170-90 „
Zum Behuf der im südlichen Indien anzulegenden deutschen Mission . . „	9,845-87 „
Zum Druck und Einband des armenischen N. Testaments, welche von der brittischen Bibelgesellschaft wieder erstattet werden. . . . . „	904-50 „
Gesammt-Ausgaben: Schweizerfr.	67,623-82 „

Der bedeutende Ueberschuß von Schweizerfranken 18,533-— besteht in einem ansehnlichen Geldbeitrage, welcher für einen besondern, im südwestlichen Indien zu bewerkstelligenden Missionszweck unserer Committee anvertraut wurde, und dessen weitere Ausführung erst den folgenden Jahren aufbehalten ist.

Mit tiefer Rührung blickt unser Herz und Auge auf dieses übersichtliche Einnahme- und Ausgabe-Verzeichniß unseres evangelischen Missionswerkes zurück, für das die thätige Liebe unserer theuren Brüder und Schwestern im deutschen und schweizerischen Vaterlande die Mittel zutrauensvoll in unsere Hände legen wollte. Es ist, wie kalt auch immer die Zahlen lauten mögen, ein lauter Siegesgesang des Christenglaubens, es ist ein Ruhm der göttlichen Gnade, welche dieses Heiligthum

der Christenliebe unter uns aufgebaut hat. Ihr sey eben darum auch vor Allem und zuerst der Dank und Preis dargebracht, der ihr aus Aller Mund und Herzen in unserer Mitte gebühret. Aber auch unsern theilnehmenden Brüdern und Schwestern nah und fern, bekannt und unbekannt, danken wir mit der tiefen Empfindung, welche dieses Denkmal der Christenliebe dem Herzen gibt, für die unermüdete Bereitwilligkeit, womit Sie aufs Neue dieses heilige Werk durch Gebet und Liebesthat gepflegt, erquickt und erweitert haben. Der HErr lohne Sie dafür, und lasse Sie im Segen ernten, was Sie im Segen ausgestreut haben. Auch den zahlreichen Vereinen theilnehmender Freundinnen in der Nähe und Ferne sprechen wir unsern gerührten Dank aus für die reichlichen Sendungen von Leinwand und nützlichen Handarbeiten aller Art, womit Sie dem Bedürfniß unseres Hauses so liebevoll entgegen gekommen sind. Möge das Auge Dessen, der ins Verborgene siehet, und öffentlich vergelten will, segnend auf Allen ruhen, die gerne in ihrem Theile dazu mitwirken, daß Sein Name erkannt und gepriesen werde unter allen Völkern der Erde.

Der majestätische Entwicklungsgang des Reiches Gottes auf der Erde eilt unaufhaltsam seinem von dem Rathe der ewigen Liebe vorgesteckten Ziele entgegen. Wie sehr auch in unsern Tagen ein zügelloser Unglaube auf der einen Seite den Lauf desselben in seinen Fallstricken zu vergarnen, und ein grollender Buchstabeneifer auf der andern Seite dasselbe in seinen eisernen Klammern zurückzuhalten versuchen mag, das Evangelium Christi kann nicht gebunden werden; mit göttlicher Gewalt eilen seine Siege über die Menschenherzen von einem Volke zu dem andern fort. Wenn einst das alte Israel mitten im scheinbaren Stillstande der Lebensgeschichte der Kirche Gottes auf Erden mit jenem allgemeinen Verheißungsworte Gottes sich tröstete: „Die Weissagung wird ja noch erfüllet werden zu seiner Zeit,

und eilet zum Ende, und wird nicht lügen; ob sie aber verzeucht, so harre ihrer, sie wird gewißlich kommen, und nicht ausbleiben;" (Hab. 2, 3.) so ruft in unsern Tagen der HErr vom Himmel allen Völkern der Erde mit lauter Stimme zu: „Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes herbeigekommen. Thut Buße, und glaubet an das Evangelium!" (Mark. 1, 15.) Uns ist in unsern letzten Tagen die große Gnade zu Theil geworden, sehen zu dürfen, was die Könige und Propheten der Vorzeit von ferne geschaut und nicht gesehen haben, wie an allen Enden der Erde das Reich Gottes mit Macht hereinbricht. Wenn unser hochgelobte Erlöser am Ende seiner irdischen Laufbahn seinen Jüngern die merkwürdigen Zeichen seiner Wiederkunft in seiner Herrlichkeit auseinandersetzt, so spricht er zu ihnen: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen. An dem Feigenbaum lernet ein Gleichniß: wenn sein Zweig jetzt saftig wird, und Blätter gewinnt, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch ihr, wenn ihr dieß Alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Thür ist." (Matth. 24, 14. 32. 33.) In beinahe zweihundert Völkersprachen ist in unsern Tagen das Evangelium von Christo übertragen worden, und wird mit voller Hand über den ganzen Erdboden hin ausgestreut, um als Zeugniß über alle Völker zu dienen. Bei einer Einnahme von beinahe zwei Millionen Schweizerfranken hat die brittische Bibelgesellschaft allein im Laufe des jüngstverflossenen Jahres nicht weniger als 653,000 Ex. heiliger Schriften in den verschiedensten Völkersprachen als ein gutes Waizenkorn auf den Acker der Welt ausgestreut, indeß mehr als 600 europäische und nordamerikanische Missionarien mit etwa 2000 Nationalgehülfen als Schnitter in das große Erntefeld ausgezogen sind. Freilich ist der Arbeiter in Vergleichung mit diesem unübersehbar großen Saat- und Erntefeld immer noch

eine gar geringe Zahl! Aber vergeßt es nicht, daß es bei diesem welterschütternden Beginnen nach dem Ausspruch des HErrn eben nicht der wirklichen Bekehrung aller Völker zum Glauben an das Evangelium, sondern daß es zunächst dem Zeugnisse über alle Völker gilt, wenn der große Tag des HErrn anbrechen soll. Welch ein mächtiger Aufruf, geliebte Brüder! liegt nicht in diesen großen Thatsachen der ernsten Gegenwart für uns Alle, aufzuwachen von dem Schlaf der Sünde, mit aufrichtiger Bußfertigkeit dem kommenden HErrn und seinem neuen Reiche entgegen zu gehen, und von Herzen an das Evangelium zu glauben. Müßte uns nicht, wenn wir diese Stunde des Heils gedankenlos verträumten, das Wort des HErrn treffen: „Die Leute von Ninive werden auftreten im Gericht mit diesem Geschlecht, und werden es verdammen; denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonas; und siehe, hier ist mehr denn Jonas. Die Königinn von Mittag wird aufstehen im Gericht mit diesem Geschlecht, und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomons Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr denn Salomo!" (Matth. 12, 41. 42.) Diese einladende Stimme des Heilandes, der allen verlornen Sündern seine unverdiente Seligkeit anbietet, lasset uns an diesen festlichen Tagen zu Herzen nehmen, und als ein Ihm geheiligtes Volk Alles, was wir sind und haben, Ihm freudig zum Dankopfer darbringen. Lasset uns einander ermunternd zurufen:

Gebt, ihr Sünder, Ihm die Herzen; Klagt, ihr Kranken, Ihm die Schmerzen; Sagt, ihr Armen, Ihm die Noth. Wunden müssen Wunden heilen; Gnade kommt Er auszutheilen, Leben schenkt Er für den Tod.

Allen losgekauften Seelen Soll's an keinem Guten fehlen; Denn sie glauben, Gott zum Ruhm. Werthe Worte! Theure Lehren! Möcht' doch alle Welt dich hören, Süßes Evangelium!

Anhang.

Beilage I.

Astrachan.

Aus einem Briefe des Missionars Hegele, vom Merz 1835.

Auf unserem großen Arbeitsfelde gibt es der Hände voll zu thun, nicht nur für einige, sondern für viele Missionarien; die Thüre zur Verkündigung des Evangeliums unter den Muhamedanern ist durch die früheren schottischen Missionarien geöffnet, und hie und da haben uns einzelne schwache Anknüpfungspunkte, die wir vorfanden, zu unserer Arbeit ermuthigt; aber auch die Macht der Finsterniß stellt sich uns entgegen, und sucht auf mannigfache Weise uns den Glauben zu rauben, und die Waffen zu entreißen, mit welchen der Missionar allein bestehen kann. Um unter der Gnade des HErrn das angefangene Werk fortzusetzen, theile ich meine Zeit auf folgende Weise ein:

Des Morgens mache ich gewöhnlich Besuche bei den Tartaren in der Stadt auf fünf Hauptstellen: 1.) bei den Buden der Tartaren, wo sich meistens schöne Gelegenheit darbietet, Mehreren zugleich die kostbare Perle, das Wort des Lebens, neben den mancherlei Kauf-Artikeln anzubieten, und mit Bitten zu ermahnen, das

theure Geschenk Gottes, als das einzige Rettungsmittel fluch- und verdammnißwürdiger Sünder, umsonst anzunehmen. 2.) Ein Sammelplatz müßiger, ihre Zeit mit leeren Geschwätzen zubringender Mullahs und Hadschis gab oft Gelegenheit zum dispu:iren. 3.) In einem Wohngebäude der Hadschis (Pilgrimme) habe ich besonders den Winter über diesen vermeinten Heiligen, oder besser: faulen Bäuchen, manche unruhige Stunde, wo nicht mehr verursacht. 4.) An einer Fähre über die Wolga, auf der besonders die Einwohner eines nahen großen Auls übersetzen, ist uns durch die Langsamkeit der Ueberfahrt und durch das hiedurch herbeigeführte längere Verweilen eines Theils der Passagiere recht schöne Gelegenheit verschafft, Ab- und Zugehenden das Evangelium zu verkündigen. 5.) Auch an einem Kanale außerhalb der Stadt konnten wir Leuten, die aus einer Entfernung von dreißig bis sechszig Wersten herkamen, das Evangelium predigen.

So sind wenige Plätze in und bei der Stadt, wo nicht zu großer Aufregung unter Russen, Armeniern und Griechen das Zeugniß abgelegt worden wäre, daß in keinem Andern das Heil, auch kein anderer Name unter dem Himmel uns Menschen gegeben ist, darinnen wir sollen selig werden, als allein der Name Jesu.

Des Nachmittags gehe ich gewöhnlich in ein eine halbe Stunde von der Stadt entferntes Aul, meinen Lieblingsort, denn ich kann unter den in ihren Buden dasitzenden Tartaren meine Zeit weislich auskaufen.

Im Winter, wo uns die starke Kälte hinderte, auszugehen, benützte ich die Zeit zur Ausarbeitung eines Lexikons über das türkische Neue Testament, wozu mich besonders der Gewinn aufmunterte, den mir die Ausarbeitung eines Lexikons zu einer mehr populären Uebersetzung des Neuen Testaments gebracht hatte.

Unter diesen verschiedenen Beschäftigungen gibt es auch verschiedene Erfahrungen zu machen, deren ich einige mittheilen will.

Den 13. Nov. 1834 besuchte ich die Tartaren an obenerwähntem Kanale. Nachdem sie auf meine Fragen über den Urheber der Schöpfung und unserer täglichen Nahrung und Kleidung bekannt hatten, daß wir schuldig sind, Gott für diese großen Wohlthaten zu lieben von ganzer Seele, von ganzem Herzen, und mit allen Kräften, und unsere Nebenmenschen, unsere Brüder, wie uns selbst, so machte ich sie auf ihren bedauernswürdigen, traurigen Zustand aufmerksam, in welchem sie das Wort Gottes nicht lesen, und also auch nicht mit dem liebevollen, guten Willen Gottes sich bekannt machen können, und suchte ihnen den gnädigen Willen Gottes in einer Erzählung von dem Sündenfall, von den sogleich eingetretenen Verheißungen Gottes, und von deren Erfüllung in Jesu Christo vor die Augen zu legen, und fragte sie jetzt: „ob sie Gott lieb haben?" „Ja," war ihre Antwort; „wir glauben an einen Gott und an Mahomed, seinen Propheten, und daß uns Gott durch Mahomed den Koran gegeben habe." — „Ja das weiß ich, das glaubt ihr, aber das beweist gar nicht, daß ihr Ihn auch lieb habt. Ich machte ihnen dieses durch ein Gleichniß begreiflich: Gesetzt, dein Nachbar, dem du schon viel Gutes erwiesen hast, beleidigt dich auf eine Weise, daß du dich nach deiner Religion verpflichtet fühlst, Blutrache an ihm zu nehmen; dieser dein Nachbar erinnert sich alles des Guten, das du ihm gethan hast, er weiß aber auch deinen Vorsatz. Glaubst du, er werde dich lieben? Nein, er wird dir überall suchen aus dem Wege zu gehen. Er wird sich fürchten vor dir, und wünschen, daß du gar nicht wärest. In einem solchen Verhältnisse stehen wir zu Gott, jeder Mensch von Natur. Ihr Muhamedaner sagt: Gott habe euch den Koran gegeben; ich will jetzt darüber nichts sagen; aber ich frage euch: habt ihr nach den Geboten und Verboten des Korans gelebt?" Hier fragte ich sie über mehrere Gebote einzeln ab, und sie konnten nicht umhin, zu gestehen, daß sie Ueber-

treter sind. „Seht, fuhr ich fort, es bleibt euch also nichts anderes nach dem Koran übrig, als in die Hölle zu gehen, und der Sünde Strafe zu tragen; daß aber dieß nicht mit dem gnädigen Willen Gottes übereinstimmt, das habt ihr gehört. Gottes Wille ist, daß wir selig werden, und wie ihr selig werden könnt, das kann euch kein Mullah noch Effendi aus eurem Koran zeigen. Da während dieser Zeit ein Mullah herzugekommen war, so fragte ich ihn: wie ein Uebertreter des Gesetzes selig werden könne? Er aber, anstatt eine Antwort auf meine Frage zu geben, fing an, furchtbar zu schimpfen, ging fort, und gab auch den Uebrigen einen Wink, sich von mir zu entfernen. Als der Mullah weggegangen war, und die früheren Zuhörer sich wieder gesammelt hatten, begab ich mich wieder zu ihnen, und sprach mit ihnen über die Liebe Gottes, und wie wir im Glauben an Jesum, an sein Verdienst, an sein Leiden und Sterben selig werden können und sollen. Als ich einige Zeit auf diese Weise mich mit den Umstehenden unterhalten hatte, sprang jener Mullah auf einmal auf mich zu, wie ein grimmiger Tiger, schlug mich mit der Faust auf den Rücken, und warf mich aus dem Kreise hinaus. Ruhig kehrte ich wieder zurück und sagte zu den Umstehenden, das sey nicht der Weg, die Religion zu vertheidigen; wenn ich wollte, so läge es wohl in meinen Händen, den Mullah für diese Behandlung etwas fühlen zu lassen; aber Gottes Wille sey, die Feinde zu lieben, und Böses mit Gutem zu vergelten. — Zum zweitenmal sprang dieser arme Mann auf mich, stieß mich eine Strecke weit fort, und drohte mir, mich ins Wasser zu werfen oder todt zu schlagen. Um zu zeigen, daß ich mich nicht vor Menschen zu fürchten nöthig habe, ging ich nochmal zurück, da mich aber die Umstehenden selbst ermahnten, ich möchte weggehen, da mich dieser böse Mann, wie sie ihn nannten, leicht beschädigen könnte; so fragte ich

nach dem Namen und Wohnort des Mannes, so daß er es sah und hörte, und ging dann zurück. Auf meinem Rückweg fühlte ich ein besonderes, noch nie auf diese Weise empfundenes Wohlseyn in meinem ganzen Wesen, und ich konnte mir einigermaßen erklären, wie bei ähnlichen Erfahrungen sich die ersten Christen in den Verfolgungszeiten freiwillig ins Leiden hineingedrängt und es gesucht haben, als Zeugen der Wahrheit ihr Leben aufzuopfern. Nachdem Bruder König und Herr Galloway diesen Mullah aufgesucht, und ihm gezeigt hatten, daß er sich durch ein solches Benehmen selbst bürgerlichen Strafen aussetze, so wagte er, so oft ich ihm begegnete, nie, seine Augen aufzuheben, und mich anzuschauen.

Den 15. Nov. besuchte ich einen Mullah in der Stadt, mit dem ich schon manche Unterredung gehabt hatte. Ich fragte ihn, ob er Frieden in seinem Herzen habe, was er mir mit Ja beantwortete. Ich sagte ihm, daß er unter allen Muhamedanern, welche ich bis jetzt gesehen und gesprochen habe, der Erste und Einzige wäre, bei dem sich dieser Friede vorfinde, und ich eben deßwegen begierig sey, von ihm zu erfahren, auf welche Weise er ihn gefunden. Da ich schon wußte, welche Antwort er mir geben würde, so ließ ich ihn nicht zum reden kommen, sondern fragte ihn: hast du dich als einen fluch- und verdammnißwürdigen Sünder vor Gott erkannt, und hast du Jesum, wie Er durch Vergießung seines Blutes, durch seinen unschuldigen vollgültigen Opfertod, ein Fluch für uns geworden, und uns mit Gott versöhnet, und uns Leben und Heil erworben hat, hast du dieses alles für dich im Glauben ergriffen, und so deinen Frieden erlangt, denn anders kann unser armes Herz keinen Frieden finden? Diesen Frieden hast du nicht, wer ihn hat, in dessen Wesen, ja in dessen Gesichtszügen drückt sich Ruhe, Dankbarkeit und Liebe aus, der Mensch wird ein ganz anderer. Eine

solche Veränderung und Wiedergeburt hat aber eure Religion noch nie hervorgebracht, wohl aber das Christenthum an vielen Hunderten, und Gott sey ewig Dank! daß auch ich mich unter ihrer Zahl befinde. Ich erzählte ihm nun kurz meine Lebensgeschichte, die er mit viel Aufmerksamkeit anhörte, und ich durfte erfahren, daß meine dießmalige Unterredung mehr gewirkt hatte, als zehn frühere, wo ich mich mit äußeren Beweisen an ihm abgearbeitet hatte.

Auch einem Tartaren, der äußerte, daß ihn das Wort „Sohn Gottes" hindere, am Jesum, als den Heiland, zu glauben, suchte ich das Glauben durch innere Beweise zu erleichtern, nachdem ich ihm das Wort „Sohn Gottes" aus einigen sich darauf beziehenden Stellen des Neuen Testamentes erklärt hatte. „Wir werden dieses große Geheimniß nie mit unserer Vernunft begreifen, und sind eben deßwegen auf das Glauben gewiesen; daß nun aber unser Heiland diesen Namen „Sohn Gottes" hat, ist nicht, die eigentliche Ursache deines Unglaubens, sondern nur ein Vorwand für denselben; denn ein Mensch, der in einen tiefen Brunnen gefallen ist, und nichts als den Tod vor Augen sieht (daß dieses bei den Menschen der Fall sey im Geistigen, bewies ich ihm aus der Schrift), wird doch nicht erst über das Mittel akkordiren, das zu seiner Rettung dienen sollte, und sich weigern, sich retten zu lassen, bis er die Beschaffenheit und Einrichtung des Rettungsmittels begriffen hätte? Nein! gewiß, er würde sich nur bemühen, das Mittel so bald als möglich fest zu bekommen, um dem Tode zu entrinnen. Siehe! würdest du deinen Zustand als einen solchen, ja noch weit gefährlicheren erkennen, indem du nicht nur dem zeitlichen Tode, sondern der ewigen Verdammniß anheimfällst, so würdest du über der Freudenbotschaft von der Dahingabe des eingebornen Sohnes Gottes für das Heil der Sünder deinen Gott und Heiland im Staube

anbeten. Zu einer solchen Erkenntniß hilft dir das Lesen des Neuen Testamentes und das Gebet im Namen Jesu. Der Mann lud mich ein, ihn wieder zu besuchen.

Den 27. Dez. riefen mich zwei Mullahs in eine Bude hinein. In der Beantwortung ihrer ersten Frage: ob Gott eine Frau habe und Kinder zeuge? mußte ich ihnen mit großem Ernste das Aergerniß wegräumen, das sie an dem Worte „Sohn Gottes" nehmen. Durch ihre zweite Frage: nach den Beweisen dafür, daß die christliche Religion die einzig wahre und seligmachende ist, war ich für einige Augenblicke in Verlegenheit gesetzt, weil ich über äußere Beweise schon viel mit ihnen ohne vielen Erfolg gesprochen hatte. Ich bat den HErrn im Stillen, und erhielt Freudigkeit, ihnen einen mehr inneren, lebendigen Beweis zu geben, dadurch, daß ich ihnen erzählte, wie ich selbst früher ein unseliger Knecht der Sünde gewesen, der den Zorn Gottes über sich fühlte, ohne sich helfen zu können, wie ich aber einmal durch die Erzählung einer Bekehrungsgeschichte in einer Predigt ergriffen, und bewogen worden sey, mich auf die Kniee niederzuwerfen, und Jesum auch als meinen Heiland und Seligmacher um Erlösung von der Sünde und um sein seliges Leben anzurufen, und wie von da an die Liebe Jesu Christi, eine die Sünde überwindende Kraft, mein Herz erfüllt, und ein innerer Liebesdrang mich jetzt auch zu ihnen getrieben habe, um ihnen bekannt zu machen, wie auch sie als arme Sünder in Christo Jesu Vergebung und Seligkeit finden können. Während dieser Erzählung waren die Leute äußerst aufmerksam, und der Friede Gottes, der sich in unserer Mitte fühlen ließ, drang hindurch bis zu dem tief verborgenen, schlafenden Keim des Ewigen, welches berührt zu haben ich aus schwachen Seufzern abnahm. Da fand ich nun aber für gut, nach einer freundlichen Ermahnung sie zu verlassen, um nicht durch andere Gespräche, auf welche die Leute sogleich verfallen, ihre Gedanken

von diesem Gegenstande abschweifen zu lassen. Den Einen von diesen Mullahs gewann ich schon das erstemal, als ich ihn sprach, sehr lieb. Er ist ein sehr sanfter, einnehmender junger Mann, und durch seine schonenden Einwürfe, die er dem Evangelium schuldig zu seyn glaubt, zeichnet er sich vor allen Muhamedanern, die ich kennen lernte, aus. Vor einigen Wochen kam er, als ich mich in einem Aul beschäftigte, zu mir, zog vor vielen Anwesenden ein Papier heraus, auf welches er sich mehrere Stellen des Neuen Testaments aufgezeichnet hatte, und fragte nach ihrem Inhalte, besonders von Mark. 15, 34., worüber ich zu ihm und den Umstehenden ausführlicher redete. Beim Weggehen fragte er nach meiner Wohnung, und versprach, mich zu besuchen, wo dann entweder er mich zu einem Muselmannen, oder ich ihn zu einem Christen machen werde.

Als ich eines Tages vor einer Mestsched vorüberging, wo sich einige Mullahs nebst mehreren alten Männern zum Gebet versammelt hatten, fragte ich sie, ob es erlaubt sey, unter das Dach ihrer Mestsched zu kommen, worauf mir die Mullahs riefen, ich solle kommen, und eine Predigt halten. Ich sprach mit ihnen über die große Gnade Gottes, daß wir zu Ihm beten dürfen, und die Verheißung der Erhörung haben, wenn wir im Namen Jesu beten, und wie wir für Wohlthaten des Leibes und des Geistes in Christo Jesu Ihm so vieles zu danken haben. Als sie von ihrem Gebet, dem kein Christ beiwohnen darf, zurückgekommen waren, ersuchte mich ein Mullah, mit ihm in seine Bude zu kommen, um dort mit ihm zu reden. Ich folgte, und alle Uebrigen kamen nach. In der Bude fragte ich den Mullah, um was sie so eben gebetet haben? Der Mullah antwortete: „Wir haben nicht gebeten um Geld, noch um Nahrung, noch um Kleidung.“ Diese Antwort gab er mir vermuthlich, weil

ich den Tag zuvor bei Gelegenheit ihm gezeigt hatte, daß Leute, welche nur darnach trachten, nicht ins Reich Gottes kommen werden. Ich fragte weiter: „Was hast du denn gebetet?" Antwort: „Ich habe Gott gedankt, daß ich ein Muselmann bin. „So" — antwortete ich verwundernd — „so hast du gerade gebetet, wie der Pharisäer im Evangelium, von dem unser Heiland sagt, sein Gebet sey nicht wohlgefällig gewesen vor Gott," worüber er sich etwas schämte. Nun fragte er mich, wie ich bete. Ich sagte ihm, daß ich mich als einen armen Sünder vor Gott demüthige, der nicht werth sey vor sein Angesicht zu treten, und seine Augen aufzuheben, daß ich aber Jesum anschaue, wie Er für mich am Stamme des Kreuzes für meine Sünden geblutet, und sein Leben aufgeopfert habe; ich bitte Gott, daß Er mir um Jesu willen meine Sünden vergeben, mein Herz reinigen, und mir den heiligen Geist schenken möchte. Wenn ich so im Glauben bete, so kehre ich nicht, wie sie, in Ungewißheit über die Vergebung der Sünden zurück, sondern mit Frieden im Herzen, und mit neuer Kraft, in den Wegen Gottes zu wandeln. Ihr aber bleibt bei allem eurem Gebet unter dem Fluch, was ich ihnen aus Gal. 3. vorlas. Die Leute hörten recht aufmerksam zu, und als der Mullah zum Essen gerufen wurde, lud er mich freundlich ein, zu ihm zu kommen, und mit ihm zu Mittag zu speisen, wofür ich ihm aber aus Ursachen freundlich dankte.

Unter solchen Beschäftigungen und unter solchen Erfahrungen wird oft das Gefühl von dem Mangel an der Kraft sehr stark, in welcher den unsaubern Geistern zu widerstehen, und die Macht der Finsterniß zu besiegen ist; eben so stark fühlen wir den Mangel an dem herzlichen Mitleiden mit diesen armen Menschen, und ihrem hoffnungslosen, dabei aber sichern Zustand. Alle menschliche Beredsamkeit mit den klar

sten Beweisen richten nichts aus, wenn die Liebe Christi nicht unser Herz erfüllt, und das Leben unserer Predigt ist. Fehlt uns diese Liebe, so liegt die Schuld nur in uns; ich bekenne es zu meiner eigenen Beschämung, daß ich es bei der großen Gnade, die bisher an mir zu arbeiten thätig war, noch nicht erreicht habe, mit dem Apostel sagen zu können: ich strecke mich nach dem, was da vorne ist; ich achte alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi Jesu, meines HErrn, und befleißige mich, nur in Ihm erfunden zu werden. Dabei werfe ich aber doch mein Vertrauen auf Ihn nicht weg, und wenn auch nichts in und an mir ist, als das unwandelbare Verlangen meines Herzens: Lieber noch durch sieben Tiegel, als mein Lamm von dir entführt; lieber todt, als einen Riegel vor des Herzens Thür verspürt; so weiß ich doch, daß das schon eine Wirkung des Geistes Gottes ist, der alles herrlich hinausführen wird.



Beilage II.

Jahresbericht der Missionsstation Schuscha, vom Jahr 1834.

Im HErrn ehrerbietig geliebte Vorsteher!

Da wir uns abermals am Schlusse einer Jahresperiode mit unserer Arbeit befinden, und kürzlich auch die Brüder Pfander und Judt wieder wohlbehalten in unserer Mitte angelangt sind, so war es unser erstes Geschäft, gemeinsam einen Rückblick auf das verflossene Jahr zu werfen, und uns die Erfahrungen, Arbeiten und Leiden desselben aufs Neue zu vergegenwärtigen, wie auch das zu besprechen, was mit der Hülfe des HErrn von uns, seinen schwachen Dienern im Laufe des kommenden Jahres zur Verherrlichung Seines Namens und Vermehrung Seines Reiches in diesen Ländern gethan werden könnte. Wir theilen Ihnen hier das Hauptsächlichste unserer gemeinsamen Berathungen mit:

Was zuerst das äußere Befinden unseres Bruderkreises anbelangt, so haben wir viel Ursache, dem HErrn für seine Wohlthaten und für seine Treue zu danken, die wir auch in dieser Beziehung im Laufe dieses Jahres so vielfach genossen haben. Außer den Brüdern Sprömberg und Kreiß genossen die übrigen Brüder alle die Wohlthat einer guten Gesundheit, so daß jeder derselben seinen Geschäften ohne Unterbrechung obliegen konnte. Die Brüder Wolters und

Schneider

Schneider befinden sich sogar besser als früher, und werden nur noch zuweilen an ihre früheren Beschwerden erinnert. Die Gesundheit unsers lieben Bruders Sprömberg ist leider! immer noch schwankend; indeß hoffen wir, daß eine Kur an den warmen Bädern bei Karaß ihm den künftigen Sommer gute Dienste leisten wird.

Zu besonderem Dank und zu inniger Freude gereichte es uns, Ende Oktobers Bruder Pfander nach so langer Abwesenheit mit seiner Gattinn gesund und wohlbehalten in unsere Mitte eintreten zu sehen. An ihn hatten sich in Tiflis die Geschwister Judt angeschlossen, und so ist nun die seit dem Austritt der Geschwister Haas so tief gefühlte Lücke einer pflegenden und sorgsamen Hausmutter wieder ausgefüllt, und uns die Freude und der Segen eines christlichen Familienlebens wiedergegeben. Wir fühlen uns auch in dem brüderlichen Zusammenleben unseres kleinen Kreises durch die Gnade des HErrn vielfach gesegnet, und aufgemuntert zur Arbeit an dem Werke, das der HErr aus Gnaden in unsere Hände niedergelegt hat. Freilich fühlen wir es sehr tief, daß wir lange das noch nicht sind, was wir seyn sollten, und müssen uns vor dem HErrn vielfach anklagen, und uns tief vor Ihm beugen wegen des Verderbens unseres Herzens, und der Verkehrtheit, die sich täglich in demselben offenbart. Kenneten wir den Born des Heils nicht, wo in dem Blute Christi Reinigung für alle unsere Sünden zu finden ist, und wüßten wir nicht, daß Er, der uns berufen hat, der Treue und Wahrhaftige ist, der auch seine ärmsten Kinder nicht läßt, und in den Schwachen und Unvermögenden mächtig und stark ist, so müßten wir allerdings verzagen, und die Hand vom Pfluge abziehen. Aber weil wir Ihn erkannt haben, der größer ist als unser Herz, weil wir wissen, daß Er unser Heiland und Herzog unserer Seligkeit ist; so verzagen wir

nicht, sondern unsere Noth treibt uns nur um so mehr zu Ihm hin. Unsere Schwachheit und das Gefühl der Untauglichkeit zu dem großen und herrlichen Beruf, den Er uns anvertrauet hat, drängt uns, mit nur um so anhaltenderem Flehen um Seine Gnade zu bitten, und die uns so nöthige Salbung von Oben um so brünstiger zu erflehen, damit wir sowohl das Heil unserer eigenen Seelen davontragen, als auch immer tüchtigere Werkzeuge des HErrn werden mögen, Sein Reich in diesen Gegenden aufzurichten und immer weiter auszubreiten.

Was unsere dießjährige Arbeit unter den Muhamedanern betrifft, so wird es Sie wohl nicht wundern, wenn wir Ihnen nicht viel über dieselbe mitzutheilen haben. Es ist Ihnen ja bekannt, daß die Hauptbeschäftigung der meisten Brüder im Sprachenlernen bestand, und daß eben deßwegen auch der Verkehr mit den um uns her wohnenden Muhamedanern nur sehr beschränkt war, und nur wenig für die Verkündigung des Evangeliums unter ihnen gethan werden konnte. Um sich aber aus dem einförmigen und mühevollen Sprachenlernen, das nicht selten auf den Muth und die Freudigkeit zum Werke des HErrn so lähmend einwirkt, etwas herauszureißen, und durch eigene und nähere Anschauung des Arbeitsfeldes zu neuem Eifer und Muth angefacht zu werden, machten dieses Frühjahr die Brüder Hörnle und Wolters mit Mirsa Faruch eine kurze Reise nach Elisabethpol, Scheki und Schamachi. Diese Reise war auch wirklich nicht nur eine körperliche, sondern vielmehr noch eine geistige Erholung und Erquickung für diese beiden Brüder, und durch sie auch für die Uebrigen. Was sie unterwegs, hauptsächlich aber was sie in der Stadt Schamachi unter Armeniern und Muhamedanern gesehen und gehört hatten, richtete ihren Muth in vielfacher Weise auf, und regte ihre Freudigkeit zu dem ihnen vom HErrn in diesen Ländern anvertrauten Werke

aufs Neue an, und bestärkte sie in der Ueberzeugung, daß die Zeit einer hoffnungsreichen Aussaat auch für diese Länder gekommen sey. Unter den Muhamedanern jener Stadt fanden sie eine auffallende Veränderung zur bessern Empfänglichkeit fürs Evangelium. So sehr sie sich bei dem letzten Besuch des Bruders Pfander im Jahr 1831 zurückzogen, und allen Umgang mit ihm auswichen, eben so sehr drängten sie sich jetzt zu den Brüdern hinzu, und sobald sie sich nur auf den Straßen oder den Marktplätzen zeigten, so kam einer um den andern herbei, um sich mit ihnen über das Christenthum zu unterhalten, oder über Stellen des Evangeliums sich zu befragen. Besondere Freude aber machte ihnen ein junger Perser, Namens Fesullah, in welchem sie zu ihrer freudigen Ueberraschung einen von Herzen an den HErrn Jesum gläubig gewordenen jungen Mann fanden, den sie in Wahrheit ihren Bruder nennen, und sich mit ihm der ihm wiederfahrenen Gnade von Herzen freuen konnten. Wie Ihnen aus dem Tagebuch der Brüder bereits bekannt ist, so kam Fesullah vor nicht gar langer Zeit von Persien nach Schamachi. Durch einen der dortigen erweckten Armenier erhielt er ein persisches Neues Testament; dieses las er mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, und kam auf diese Weise, verbunden mit den Unterredungen, die er mit obigem und andern erweckten Armeniern hatte, zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, und zur lebendigen Erkenntniß seiner Sünden, und auf diesem Wege zum Glauben an Jesum, als seinen alleinigen Heiland. Da er sich auf diese Weise von Anfang an an die erweckten Armenier angeschlossen hatte, und uns weniger kannte, indem während der Zeit seines dortigen Aufenthaltes keiner von uns nach Schamachi gekommen war, so erregte dieß in ihm das Verlangen, durch die Taufe in einen noch engern Bund mit diesem Häuflein Gläubiger zu treten. Er soll daher diesen Sommer, wie wir hörten,

von dem dortigen armenischen Bischof getauft worden seyn. Er hat nun freilich in der armenischen Kirche wohl nicht die Pflege, die er bedarf, um im HErrn so zu erstarken, und ein solches Licht und Salz für seine Volksgenossen zu werden, wie er es werden sollte; doch dient dieß zu großer Beruhigung, daß er im Umgang mit den erweckten Armeniern, unter denen Einige sehr wacker sind, weitere Nahrung und Erbauung für seine Seele finden wird.

Wir glauben in ihm mit freudiger Zuversicht die Erstlingsfrucht der Garben erblicken zu können, die der HErr auch in diesen Gegenden, und auch unter den so fest in Satans Bande verstrickten Anhängern des Islams durch uns oder Andere seiner Boten und Werkzeuge noch in seine Scheunen einsammeln wird. Daß wir nämlich nicht vergebens arbeiten, wenn wir anders im HErrn und mit dem HErrn unsere Arbeit thun, daran zweifeln wir keinen Augenblick. Der Same des göttlichen Wortes ist ja ein Same des göttlichen, ewigen Lebens, er kann also nicht verderben. Sein Wort muß ausrichten, wozu Er es sendet, und Seine Verheißungen sind Ja und sind Amen in Ihm. Ismael soll und wird daher auch noch leben vor Ihm, wie Er es Abraham verheißen hat (1 Mose 17, 18. 19.); und nach Jesajas Weissagung werden noch Alle aus Saba kommen, Gold und Weihrauch bringen, und des HErrn Lob verkündigen. Alle Heerden Kedars sollen zu dir, zur Gemeine des neuen Bundes versammelt werden, spricht Jesajas weiter, und die Widder Nebajoth sollen dir dienen. Sie sollen auf meinem angenehmen Altar geopfert werden, denn ich will das Haus meiner Herrlichkeit zieren (Jes. 60, 6. 7.). Es müssen ja endlich alle Kniee sich vor Ihm beugen, und alle Zungen bekennen, daß Er der HErr sey. Alle Reiche müssen ja noch Gottes und seines Gesalbten werden, und diese von der Sünde so verfinsterte und verstörte Erde soll ja noch voll werden der Erkenntniß des HErrn. — Dieß

sind lauter Zusagen des Wahrhaftigen, der nicht lügen, und dessen Verheißungen nicht unerfüllt bleiben können; und der zu seiner Zeit Alles thun, und endlich Alles vollends eilend ausführen wird, so daß es auch nicht an Einem fehlet. Darum haben wir auch allen Grund, nur unverzagt zu seyn, und im festen Glauben und in kindlicher, demüthiger Treue mit allem Fleiß das Werk zu thun, das Seine Gnade uns anvertrauet hat. Es ist ja Sein Werk, und Sein Werk kann Niemand hindern; Seine Arbeit darf nicht ruhen. — Was nun das Glaubensauge durch diese Verheißungen Gottes im Großen und Ganzen in der Ferne erschaut, davon sehen wir auch, wie oben bemerkt worden, jetzt schon im Kleinen mit Augen die erfreulichen Spuren der stillen Wirksamkeit des in hiesigen Gegenden ausgestreuten Samens göttlicher Wahrheit. Auch die Nachfrage nach dem persischen Neuen Testamente nimmt immer mehr und mehr zu, und wir hören und erfahren, wie hin und her auf dem Lande und in der Stadt das Neue Testament immer mehr von den Muhamedanern gelesen wird. Der HErr ließ es uns auch dieses Jahr gelingen, eine bedeutende Anzahl biblischer Bücher unter den Muhamedanern zu verbreiten.

Ein anderer Zweig der Thätigkeit unter den Muhamedanern bestand in der rußischen Schule, die Bruder Sprömberg voriges Jahr für dieselben eröffnet hatte. Die Schülerzahl war zwar nicht bedeutend, demungeachtet aber bedauern wir es sehr, daß sein vielfach schweres körperliches Leiden, an dem Bruder Sprömberg dieses Jahr mehr als zuvor litt, ihn bewog, dieselbe diesen Sommer wieder aufzuheben. Von dem mannigfachen Nutzen, den eine solche Schule für unsere hiesige Thätigkeit unter den Muhamedanern hat, sind wir so überzeugt, daß wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden, dieselbe wieder zu eröffnen, um so mehr, da die Schüler selbst nur sehr ungerne des genossenen Unterrichts entbehren. Da aber kein anderer von uns das

Rußische versteht, so wissen wir freilich noch nicht, wie und wann dieß wieder geschehen könnte.

Es macht unsern Herzen besondere Freude, daß wir jetzt die Aussicht vor uns haben, in Zukunft mehr als bisher für die Verbreitung und Verkündigung des Evangeliums unter den bethörten Anhängern Muhameds thun zu können. Und dieser Aussicht freuen wir uns um so mehr, je mehr wir wahrnehmen können, daß der HErr im Stillen uns immer mehr den Weg zu den Muhamedanern bahnt, und auch die politischen Verhältnisse der muhamedanischen Staaten deutlich genug darauf hinweisen, daß eine neue Zeit für dieselbe im Anbruch ist. Ja möchte unser Herz nur recht in Liebe gegen sie entbrennen, und unser Mund mit Worten des Geistes und der Kraft die großen Thaten Gottes in Christo unter ihnen verkündigen. Bruder Sprömberg und Wolters werden noch vor Ende dieses Jahres eine Reise nach Schamachi und Baku antreten. In diesen beiden Städten, die unsere Aufmerksamkeit vorzüglich verdienen, werden sie sich einige Zeit aufhalten, dann am kaspischen Meer nach Salian und Lenkoran hinabgehen, und von dort im Frühjahr längs des Kurs hinaufziehen, und die an dessen Ufern zahlreich gelegenen Tartarendörfer mit dem Evangelium besuchen. So Gott will, gedenken sie etwa Ende May wieder nach Schuscha zurückzukehren. Außer dieser Reise möchten gerne noch einige von uns, etwa im Spätjahr, eine Reise entweder nach Erivan und Nachitschewan, oder nach Elisabethpol und den Umgegenden um Tiflis unter den Tartaren machen.

Im Uebersetzungsgeschäft wird Bruder Pfander mit Mirsa Faruch die Revision der schon längst vorbereiteten Uebersetzung des Neuen Testaments in den hiesig-türkischen Dialekt vornehmen. Und da wir endlich auch die persischen Typen von London erhalten haben, so werden wir mit dem Beginne des kommenden Jahres den Anfang mit dem Druck im Tartarischen und Per-

fischen machen. Zuerst wud der Ihnen bekannte, von Bruder Zaremba angefertigte Aufruf, und dann der von Bruder Pfander abgefaßte Traktat: „Untersuchung über das Evangelium und den Koran" gedruckt werden.

Was unsere Thätigkeit unter den Armeniern anbelangt, so beschränkte sich dieselbe in diesem Jahre hauptsächlich auf die Verbreitung biblischer Bücher und christlicher Traktate. Wir bedienten uns zu diesem Zwecke eines jungen, christlich gesinnten Armeniers, der früher bei Bruder Haas in der Schule war, und nachher zu einem Schullehrer herangebildet werden sollte. Dieser nahm sich der Verbreitung dieser Bücher mit so viel Freude an, und unter dem Segen des HErrn mit so sichtbarem Erfolg, daß ein sehr bedeutender Theil christlicher Schriften unter dem armenischen Volk in diesen Gegenden hin und her verbreitet wurde. Mehrere Traktate, wie z. B. die Gebete auf alle Tage in der Woche, und das Herzbüchlein, werden mit viel Begierde, und nicht ohne mannigfachen Segen gelesen. Wir sehen die Verbreitung ächt evangelischer Schriften als ein kräftiges und mächtiges Mittel an, unter dem Segen des HErrn in der alten, erstorbenen armenischen Kirche den Leuchter des Evangeliums wieder aufzustecken, und neues Leben in ihre todten Formen hineinzubringen. Auch wird durch solche Schriften der hin und her bereits angeregte Sinn fürs Bessere, für ein lebendiges Christenthum weiter gepflegt, und im Stillen unter dem segnenden Einfluß von Oben zur Reife herangedeihen. Was durch die Brüder Dittrich und Haas für das armenische Volk begonnen worden ist, ist unerachtet ihrer Entfernung von ihrem frühern Wirkungskreis durchaus nicht vergebens gewesen. Der Sauerteig des lebendigmachenden Evangeliums ist in die todte Masse geworfen, hat zu wirken angefangen, und wird auch fortwirken, bis die Masse gar durchsäuert ist. Erfreulich ist in diesem Blick die vermehrte Nachfrage nach Schulbüchern, das immer wachsende Verlangen

nach dem Evangelium in der dem Volke verständlichen Vulgairsprache, welches sich nun auch bereits von Moskau auf dem Wege hieher befindet; wie auch die gute Aufnahme, welche unsere Traktate, obgleich viele der Geistlichen sehr stark gegen dieselben eingenommen sind, dennoch immer mehr unter dem Volke finden. Das Häuflein erweckter Armenier in Schamachi haben die Brüder bei ihrem Besuch in einem recht lieblichen Gang gefunden. Sie erbauen sich im HErrn aus dem Evangelium in ihren Zusammenkünften, die sie zu dem Ende nun schon seit drei Jahren regelmäßig fortgesetzt haben, und dabei still und geräuschlos vor dem HErrn wandeln. Auch werden von Zeit zu Zeit durch des HErrn Gnade neue Mitglieder zu ihrem kleinen Bruderkreise hinzugethan. In einigen von ihnen fanden die Brüder recht liebe Leute, denen sie es wohl abfühlen konnten, daß ihr Herz dem HErrn anhängt, und es ihnen mit der Nachfolge Christi ein ganzer Ernst ist.

Wir hoffen, auch im kommenden Jahr unser Scherflein zur Förderung des Werkes des HErrn unter dem armenischen Volke durch Verbreitung von Traktaten, und vor Allem durch die Verbreitung des von Bruder Dittrich ins vulgair-armenische übersetzten Neuen Testaments, beitragen zu können. Unser Vorrath an armenischen Traktaten ist aber bereits so herabgeschmolzen, daß wir vielleicht schon im Laufe dieses Jahres einige derselben neu auflegen werden. Ja, möchte der HErr unsere armenischen Brüder so mit Gnade heimsuchen, daß ihre alten Kirchen wieder lebendige Tempel werden möchten, mit lebendigen Gliedern und Verehrern Gottes im Geist und in der Wahrheit angefüllt. Welch ein Segen würde solche Wiedergeburt auch für die sie umgebende Muhamedanerwelt seyn. Lasset uns nur, theure, theilnehmende Freunde! im Gebet für solchen Segen und solche Neubelebung, beides der Christen, Muhamedaner und Heiden nicht müde werden. Dem Gebet im Namen Jesu Christi ist ja Alles möglich.

Was endlich die Verbreitung des Wortes Gottes, evangelischer Traktate und Schulschriften anbetrifft, so ließ es uns der HErr gelingen, in diesem Jahre eine bedeutende Anzahl derselbigen in hiesigen Gegenden und bis nach Persien hinein unter Muhamedanern und Armeniern zu verbreiten. Von den biblischen Büchern, mit denen uns die brittische und ausländische Bibelgesellschaft so wohlwollend versorgt hat, verbreiteten wir:

1.) Persische Neue Testamente	215	Ex.
„ Psalter	201	„
„ Sprüche Salomons	14	„
„ Genesis	56	„
2.) Türkische Bibeln	6	„
„ Neue Testamente	25	„
3.) Hebräische Bibeln	5	„
„ Neue Testamente	10	„
4.) Arabische Bibeln	9	„
„ Neue Testamente	26	„
„ Psalter	35	„
5.) Armenische Neue Testamente	9	„
6.) Syrische Bibeln	6	„
„ Neue Testamente	31	„
„ Psalter	41	„
7.) Syrochaldäische Evangelien	18	„
8.) Französische Bibeln	2	„
9.) Englische Bibeln	4	„
„ Neue Testamente	4	„
	717	Ex.

Der größere Theil der persischen, arabischen und syrischen Bücher wurde durch Bruder Haas in Persien verbreitet, deßgleichen auch ein bedeutender Theil der nachstehenden armenischen Traktate. Von armenischen Schriften wurde nämlich im Laufe dieses Jahres verbreitet:

I. Schulbücher.

1.) Wörterbücher . . . . 101 Ex.
2.) Grammatik von Dschamdschan . . . . . 292 „
3.) Sammlung biblischer Stellen . . . . . . 48 „
4.) Bibelgeschichte, bestehend in Auszügen aus dem Alten Testamente . . . . 42 „
5.) Kurze Bibelgeschichte in Fragen u. Antwort 305 „
6.) Erster Kanon des Psalters, ein Lesebuch für Schulen . . . . 206 „
7.) A-B-C-Buch . . . . 650 „

1644 Ex.

II. Traktate.

1.) Vergleichung des Christenthums mit dem Muhamedanismus . . . . 180 Ex.
2.) Der Negersklave . . . . 795 „
3.) Wichtige Fragen . . . . 965 „
4.) Das Ende der Zeit . . . . 715 „
5.) Predigten vom Leiden Christi . . . . . 690 „
6.) Die Sünde kein Scherz . . . . 690 „
7.) Die Lehre vom Kreuz Christi . . . . . 690 „
8.) Ermahnung an Lügner . . . . 690 „
9.) Die Wahrheit des Evangeliums . . . . 690 „
10.) Die wachsende Gewalt der Sünde . . . 690 „
11.) Anleitung zu einem gottseligen Leben . . 630 „
12.) 16 kurze Reden . . . . 690 „
13.) Gebete für jeden Tag der Woche . . . 750 „
14.) Cyrill über Apokryphen . . . . 255 „
15.) Das Herzbüchlein . . . . 274 „

9,394 Ex.
Schulbücher: 1,644 „
Summe der Traktaten: 11,038 Ex.

Es wird Ihnen und unsern theilnehmenden Freunden nicht unlieb seyn, einen Gesammtüberblick der von uns in früheren Jahren in diesen Ländern unter den Muhamedanern, Armeniern und Syrern verbreiteten heil. Schriften, Traktate und Schulbücher zu erhalten. Wir fügen daher denselben hier noch bei. — Vom Jahr

1829 bis Ende 1834 wurden in Grusien, Persien und Mesopotamien verbreitet:

A. An biblischen Büchern.

1.)	Arabische Bibeln, N. Testamente u. Psalter	747 Ex.
2.)	Persische N. Testamente, Psalter, Sprüchwörter und Genesis	2569 „
3.)	Türkische Bibeln und Neue Testamente .	225 „
4.)	Hebräische Bibeln und Neue Testamente .	125 „
5.)	Syrisches Altes und Neues Testament, Evangelien und Psalter	805 „
6.)	Armenische Alte und Neue Testamente .	983 „
7.)	Rußische Alte und Neue Testamente, und Psalmen	133 „
8.)	Deutsche, französische, englische, finnische und lettnische Bibeln u. N. Testamente	57 „
		5,644 Ex.
B.	An größern und kleinern armenischen von uns gedruckten Traktaten wurden bisher verbreitet .	23,578 „
C.	An armenischen Schulbüchern .	5,578 „
	Total-Summe:	34,800 Ex.

Außer diesen Schriften wurde noch eine ansehnliche Anzahl von biblischen Büchern und evangelischen Traktaten in armenischer, rußischer, arabischer, persischer und türkischer Sprache in den frühern Jahren von 1825 bis 1829 in diesen Ländern verbreitet, die wir theils von der damaligen rußischen Bibelgesellschaft, theils von den schottischen Missionarien in Astrachan erhalten, und deren Anzahl sich wohl über 2000 Exemplare belaufen mag.

Zwar ist diese Summe immer noch in keinem Verhältniß zu dem, was für die Verbreitung des göttlichen Wortes und christlicher Schriften in diesen Ländern gethan werden sollte; aber dennoch können wir dem HErrn nicht genug danken, daß Er es uns gelingen ließ, bis jetzt doch wenigstens so viel zu thun. Hätten wir aber auch bisher weiter nichts gethan, als nur diesen Samen des Wortes Gottes auf den erstorbenen

Acker der orientalischen Kirchen, und den harten Boden der muhamedanischen Welt ausgestreut, wer könnte es läugnen, daß dieß schon ein reicher Ersatz für alle Mühe und für allen Aufwand wäre. Aber doch nicht blos die Arbeit des Pflügens und Aussäens im Glauben und auf Hoffnung ward uns vom HErrn anvertraut, sondern es wurde uns auch, wie aus dem oben Angeführten erhellt, hin und wieder die Freude vergönnt, den durch Wort und Schrift ausgestreuten Samen der göttlichen Wahrheit aufkeimen, und seine Früchte tragen zu sehen. Und in dem, was der HErr bisher an uns gethan hat, glauben wir Grund genug zu finden, daß wir und unsere theilnehmenden Freunde mit uns an dem Werke des HErrn in diesen Gegenden nicht verzagen, sondern vielmehr in gläubigem Vertrauen und demüthiger Treue das Werk, das Er in unsere Hände niedergelegt hat, mit aller Zuversicht treiben. So lange Jesus bleibt der HErr, wird und muß es ja alle Tage herrlicher werden. Aber damit sein Reich immer gewaltiger und mächtiger hereinbreche, und endlich alle demselben entgegenstehenden Bollwerke niedergerissen werden, sollen die Seinen auch mit immer brünstigerem Geiste und anhaltendem, ausdauerndem Glauben um das Kommen desselben beten und ringen.

Vereinigen Sie, theure Freunde und Brüder im HErrn, Ihre Gebete mit den unsrigen, und gedenken Sie recht oft und viel unserer, Ihrer schwachen streitenden Brüder, damit der Geist von Oben immer mächtiger in uns werde, und wir auch immer tauglicher werden mögen zu Werkzeugen Seiner Gnade, und immer stärker, zu zerstören Satans Bollwerke, und aufzubauen des HErrn Tempel.

Ihre im HErrn verbundenen Brüder und Mitarbeiter:

C. G. Pfander.	Joh. Th. Wolters.
Friedrich Judt.	Fried. Ed. Schneider.
Friedrich Sprömberg.	August Kreiß.

Beilage III.

Persien.

Bericht des Missionars Haas in Tebris über seine Reise nach Urmia, im Oktober 1834.

Den mir von Herrn Perkins, Missionar der amerikanischen Missionsgesellschaft, gemachten Vorschlag, eine Reise mit ihm nach Urmia zu machen, entschloß ich mich anzunehmen, da Bruder Hörnle wegen Unwohlseyn und um anderer Gründe willen denselben abschlagen zu müssen glaubte, und Herr Perkins, da es ihm an einem Dolmetscher fehlte, ohne einen Begleiter kaum seinen Zweck zu erreichen hoffen konnte. Seine Absicht ist nämlich, theils eine vorläufige Bekanntschaft mit den Nestorianern dieser Gegenden zu machen, theils aber und vorzüglich, einen Sprachlehrer unter ihnen zu finden, um sich durch Erlernung ihrer Sprache zur Missionsarbeit unter ihnen vorzubereiten. Da Krankheiten schon seit Monaten unser Haus belagerten, so freute ich mich einerseits, eine solche Erholungsreise von anscheinend 3—4 Wochen zu machen, andererseits aber, da dieselben noch immer nicht gewichen waren, wurde mir der Abschied von den Meinigen schwer; doch konnte ich in guter Zuversicht und mit Freudigkeit dieselben dem HErrn empfehlen.

Herr Perkins nahm seinen tartarischen, und ich meinen armenischen Knecht mit, welch Letzterer als Dolmetscher fürs Tartarische dienen sollte. Vier Pferde bedurften wir folglich für uns, und drei andere, um unsere Reisegeräthschaften und einen kleinen Vorrath

syrischer Bücher zu tragen, und so machten wir mit den beiden Knechten, welche der Dscharwedar, von dem wir die Pferde gemiethet hatten, zu deren Besorgung mitsandte, eine kleine Karawane von 6 Menschen und 7 Pferden aus. Persische Bücher konnte ich nicht mitnehmen, um nicht dem Herrn Perkins seinen Anfang der Arbeit unter Christen durch Verdacht von Seiten der Muhamedaner zu erschweren. Etwas armenische Bücher nahm ich für den Fall, daß wir zu Armeniern kommen sollten, mit. Durch den englischen Gesandten hatte Herr Perkins ein Papier des Kaimakam (ersten Ministers) für den Weg erhalten, damit überall Quartiere und was sonst nöthig, uns gegeben werde; auch hatten wir zwei Empfehlungsschreiben, das eine von Seiten des Prinzen durch den Vezier ausgefertigt, das andere von dem Gesandten selbst an den Begler Beg (Gouverneur) in Urmia.

Gegen 10 Uhr verließen wir Tebris, machten heute 5 Aghadsch (Meilen) in dem von Natur unfruchtbaren, steinigten Tebriser Thal, passirten das Dörfchen Majan, kreuzten den Adjifluß (Salzfluß, denn sein Wasser ist salzig), und kamen Abends nach dem Dorfe Ali Schah. Nach langem Stubensitzen wird man von einem siebenstündigen Ritt müde. Wir hätten gern schnell Quartier gehabt, aber kein Gedehoda (Dorfschulze) war zu finden, der uns eines angewiesen hätte; es hieß, er sey auf dem Felde; einen engen und schmutzigen Stall, den man uns anbot, wollten wir nicht haben. Ein ansehnlicher Theil der Einwohner war mit dem Mollah auf einem freien Platze versammelt; der Mollah verrichtete Gebete, und die Uebrigen wiederholten chormäßig gewisse Schlußworte. Als sie mit dem Gebete fertig waren, kam eben Nicoghos, mein Knecht, der inzwischen nach dem Gedehoda im Dorfe herumgeritten war, und hielt seine Anrede an die Versammlung folgendermaßen: „Was seyd ihr für Menschen? schämt Ihr euch nicht, daß Ihr die englischen Sahabs eine

Stunde lang auf der Straße stehen lasset, behandelt Ihr so Gäste, die ein Papier vom Kaimakam haben!" Die Rede wirkte, und der Gedehoda fand sich schnell aus dem Haufen herbei, und sandte seinen Knecht, uns Quartier anzuweisen. Wir wurden in einen schönen geräumigen Hof geführt, wo Platz für unsere Pferde war, und uns selbst wurde ein reines und geräumiges Zimmer gegeben. Als wir einmal Besitz vom Quartier genommen hatten, so waren wir die willkommenen Gäste, und abermals Willkommenen. Unser Hauswirth erzählte, als wir ihm unser Wohlgefallen an seinem Zimmer bezeugten, daß Abbas Mirsa auch einmal bei ihm genächtigt habe, und so zufrieden gewesen sey, daß er ihm eine kleine jährliche Pension aussetzte. Wir fragten, wessen Leichnam es gewesen sey, den wir gesehen haben? Der Hauswirth antwortete: Der einer Frau; man führe den Leichnam nach Kalbalah (bei Bagdad), ihn dort zu begraben; so habe sie es in ihrem Testamente angeordnet. Welchen Nutzen wird das haben, fragte ich ihn? Er erwiederte: Ja, es sind dort sieben Imane begraben. — Ich: Und wenn auch, aber was können sie der Frau nützen? — Er: Nun es ist eben so Sitte bei uns. — Die Kosten für den Transport der Leiche, erfuhr ich noch von ihm, betragen etwa 13 Tuman (78 Gulden), und für den Begräbnißplatz 10 Tuman (60 Gulden). — Das Dorf, dessen Hälfte der Regierung, die andere dem Dschäffin Chan zugehört, hat 100 Häuser, und bezahlt 600 Tuman Abgaben. Erzeugnisse sind Baumwolle, Waitzen, Trauben und andere Früchte.

Oktober 16. Von Ali Schah ritten wir in südwestlicher Richtung nach Disa Chalil, einem schönen Dorf mit 500 Häusern, mit vielen Gärten, mit Mauern und Thoren. Zur Rechten ließen wir das noch größere Dorf Schebster, von 1000 Häusern, wo alle Mittwoch Basar gehalten wird. Von da nach Chusch Kenan, welches Wort „Krugbruch" bedeutet, weil hier gute Erde zu Trinkkrügen ausgebrochen wird. Dieß soll einst ein ar-

menisches Dorf gewesen seyn, dessen Einwohner sich mit Verfertigung von Trinkgeschirr beschäftigten. Ein Muhamedaner, der einmal ins Dorf kam, nannte ihre Krüge haram (religiös unrein); darüber entspann sich ein Streit, und endlich Schlägerei, in welcher der Muhamedaner auf dem Platze blieb. Die umliegenden muhamedanischen Völker dadurch gereizt, versammelten sich, und überfielen das armenische Dorf, tödteten alle Einwohner vom Aeltesten bis zum Jüngsten, und zerstörten die Häuser, deren Ruinen noch zu sehen sind. — Ganz nahe bei Chusch Kenan hielten wir Mittag unter dem Schatten eines großen Nußbaumes, gegenüber in der Entfernung von einer halben Stunde dem Urmia-See, der uns im Sonnenglanze einen günstigen Anblick gewährte. Schon bis hieher ist das Land fruchtbarer und bebauter als bei Tebris, besonders sahen wir viele Baumwollenfelder, auf denen sie gewöhnlich auch die Palma Christi zum Gewinn des Castoröls pflanzen, das hier zu Lichtern gebrannt wird. Von Chusch Kenan ritten wir noch durch ein Paar Dörfer nach Lag bei Kara Tappa (schwarzer Hügel). Die Dunkelheit der Nacht überfiel uns, wir verloren den Weg, fanden aber doch bald queer über das Feld das Dorf, wo man uns ein Chunach Chane (Gasthaus) anwies, das seinen besondern Hof hatte, aber in sonst weiter nichts als einem Raume ohne Fenster und Thüre bestand. Mehrere der Bauern kamen, ihre Gäste zu besehen. Herr Perkins fragte sie, ob sie von der neuen Welt gehört haben? Nicht viel, war die Antwort, und die darauf folgende Frage: Wie doch dieselbe entstanden sey? — Es war mir interessant, sie zu versuchen, wie weit sie sich über Dinge der Religion einlassen würden. Ich: wächst bei euch nichts ohne Wässerung? Sie: Nein, nur wenig in den Bergen. Ich: Habt ihr ein fruchtbares Jahr gehabt? Sie: Ja, aber wir müssen doch Hirsenbrod essen, und wenn auch Euer Brod zu Ende ginge, könnten wir Euch nur mit solchem bedienen. Ich: Warum

das?

das? Sie: man nimmt so viel Abgaben von uns; wir müssen 60 Kalwar Waitzen geben; von jedem Kopf 6 Real (8 Real gleich 1 Tuman oder 6 Gulden), von jedem Haus 1 Real, von jedem Pferd 1 Real, von jedem Schaf 1 Pannabath (5 gleich 2 Real) u. s. w. bezahlen. Ich: Habt ihr auch Trauben? Sie: Ja. Ich: Machet ihr davon Wein? Sie: Nein (mit Lachen), wir trinken keinen Wein. Ich: Womit machet ihr euch denn einen guten Tag? Mit Pillau und Kabab. Wein trinken wir nicht. Ich: Warum doch nicht? Sie (indem sie wohl meinten, ich wolle ihnen geben): Hier ist einer, der trinkt; wir trinken sonst keinen; es ist im Koran verboten. Ich: Das ist sonderbar! Im Koran ist doch geschrieben, daß ihr im Paradieß trinken werdet. Sie: Nein, das ist nicht im Koran. Ich: Wie nicht? habt ihr denn den Koran nicht gelesen? Sie: Nein, wir verstehen nicht arabisch. Ich: Sagt euch denn euer Mollah nicht, was im Koran steht? Sie: Nein, er versteht selbst nichts. Ich: Was macht ihr denn mit einem Mollah, der nichts versteht und euch nichts lehrt? Sie: Wir haben ihn auch kürzlich weggeschickt. Ich: Das kann ich euch aber versichern, daß im Koran steht, ihr werdet im Paradies Wein trinken, ich habe es selbst gelesen. Sie: Im Paradies werden wir weder essen noch trinken. Ich: Warum nicht? Sie: Wir werden keinen Leib haben. Ich: Was werdet ihr aber für Freuden und Genuß haben, wenn ihr weder essen noch trinken könnet? Einer aus ihnen nach einiger Verlegenheit: Wir werden eine besonders wohlthuende, schöne Luft einathmen. Ich: Warum werdet ihr aber im Paradies keinen Leib haben? der Koran sagt ja doch, daß die Todten auferstehen werden. Nun zogen sich Einige schon zurück. Sie: Die Todten stehen nicht auf, wir glauben das nicht. Ich: glaubt ihr denn dem Koran nicht? und wenn sie nicht auferstehen, warum führt ihr eure Todten nach Kalbalah, sie dort zu be-

graben? Sie: Dort sind die Imane begraben. Ich: Aber was nützen die Imane die Verstorbenen, wenn sie nicht auferstehen? Nun setzten sich Einige in einiger Entfernung auf den Boden, Andere liefen weg, nur Einer blieb stehen und sagte: Die Todten können nicht auferstehen, wir sehen ja, daß sie zu Staub und Asche werden; aber, sagte ein Anderer, du siehst ja auch, daß das Samenkorn, das du säest, zu Staub wird, und doch wächst ein neues Kraut daraus hervor. — Nun riefen ihn die Uebrigen, die sich gesetzt hatten, und ermahnten ihn, nicht weiter zu sprechen. Ich sagte ihm: geh' nur, und lerne deinen Koran, den ich besser kenne als du; ich bin ein besserer Muselmann (Gläubiger). Nach einem Ritt von 9 Aghadsch that uns die Ruhe wohl.

Okt. 17. Von Tag ritten wir heute in südwestlicher Richtung durch das Kreisstädtchen Dilliman und mehrere schöne Dörfer, unter denen auch ein Armenisches, nach Chosrowa, einen Weg von 8 Aghadsch. In Dilliman ist die Regierung des Kreises Selmas, welcher zum Distrikt Choi gehört. Dieses Selmaser Thal ist die schönste und fruchtbarste Gegend, welche ich bis jetzt in Persien gesehen habe. Zur Linken hatten wir die Aussicht auf den See, dessen Ufer wir zuweilen ganz nahe, bald ferner waren, bis wir, um nach Chosrowa zu kommen, uns vom See ab und ganz nach Westen wandten. Zur Rechten zog sich eine niedere Bergreihe von Tebris her nach Choi hin, vor uns war das schöne Thal mit seinen vielen Bächen und Kanälen, und dem Flüßchen Solah, das an Chosrowa vorbei fließt. Die Dörfer, deren wir mehr denn zwölf in verschiedenen Richtungen übersehen und zählen konnten, nahmen sich um der vielen Gärten willen, welche die Häuser von der Ferne verbergen, wie kleine Lustwäldchen aus. Die Fruchtbarkeit des Bodens scheint hauptsächlich dem Wasserreichthum, wohl aber auch einer bessern Art von Erde zuzuschreiben zu seyn, welche hier nicht so sandig, steinigt und weiß ist (es sey

denn an gewissen Stellen in der Nähe des Sees vom Salzabsatz), als bei Tebris, sondern dunkler und fetter ist. Chosrowa, bewohnt von 100, nach andern von 130 chaldäisch-katholischen Familien, die etwa vor 100 Jahren zum Papismus übertraten, wird oft verwechselt mit der alten Stadt Selmas, diese aber ist jetzt nur noch ein Dorf, und liegt eine halbe Aghadsch davon entfernt. Wir wurden in das Haus des grusinischen Prinzen Alexander einquartirt, der hier seine Pension verzehrt, die er, seitdem er von Grusien entfloh, von den Persern erhält, und die, scheint es, in dem Grade abnimmt, als die Perser die Hoffnung verlieren, ihn noch als ihren Vasallen auf den grusinischen Thron zu setzen, den die Russen längst abgebrochen und einen Wegweiser für ihre Kaufleute und Fabrikanten daraus erbaut haben. Der Prinz war in Tebris abwesend, und so mochte es dem Gedehoda oder Melik des Dorfes willkommen seyn, keinem seiner Unterthanen, oder sich selbst mit Einquartirung beschwerlich zu fallen, und uns das grusinische Palais anzuweisen, mit dem übrigens ein wohlhabender Handwerksmann in Europa schlecht zufrieden seyn würde. Ein grusinisch-armenischer Beg, der zum Gefolge des Prinzen gehört, und der mir von früher bekannte Melik erschienen bald, um ihre Aufwartung zu machen. Letzterer traktirte uns auch mit Früchten, Brod, Wein u. s. w., die er aus seinem Hause bringen ließ. Er ist ein verständiger Mann, mit dem sich ein Gespräch führen läßt. Herr Perkins vermied es aber absichtlich, mit den Papisten sich über Gegenstände der Religion näher einzulassen, und so blieben wir bei allgemeinen Punkten stehen.

Okt. 18. Der freundliche Melik hatte schon gestern Abend in uns gedrungen, und that es heute wieder, ihre Gäste heute zu bleiben; wir konnten aber nur einen halben Tag bleiben, weil wir wünschten, heute noch in ein nestorianisches Dorf zu kommen, um den Sonntag

da zuzubringen. Wir machten Vormittags einige Besuche, besahen das Dorf und einige seiner schönen Obst- und Weingärten, fanden auch ziemlich Anpflanzungen von Tabak. Als wir zum Melik kamen, und nach Landessitte vor dem Hofthore warteten, bis sich die Weiber entfernt hatten, kam er uns entgegen, und hieß uns nur immer eintreten, indem sie auch Fränki seyen, und ihre Weiber nicht verstecken. Das Dorf zeichnet sich aus durch eine schöne Menschenrace; und ist man leicht versucht, vom schönen Körper auf eine ähnliche Seele zu schließen, so weist die Wirklichkeit bald darauf hin, daß der Mensch in seinem natürlichen Zustande durch alle sinnlichen und irdischen Güter vom Kleinsten bis zum Größten statt nach Oben nur nach unten zur Erde und ihrer Lust gezogen wird. Die Hirten dürften hier so wenig als in Tebris bei den Armeniern wegen des unmoralischen Zustandes ihrer Heerden zu entschuldigen seyn, und fühlen es an dem einen Orte so wenig als an dem andern, daß um ihretwillen der Name Gottes unter den Muhamedanern verlästert wird. Zu Mittag machten wir eine eilige Excursion nach dem alten Selmas, das aber, außer ein Paar alten Thürmen außerhalb des Dorfes, die in Ruinen fallen, und noch von der alten Stadt allein nachgeblieben seyn sollen, keine weitere Merkwürdigkeiten darbietet. Der eine der Thürme steht auf einem Begräbnißplatze, auf dem sehr alte Grabsteine mit arabischen Inschriften liegen, und dürfte leicht selbst nichts weiter als das Monument eines reichen Mannes seyn. Beide Thürme sind cylinderförmig aus Backsteinen erbaut, und haben je zwei enge Thüröffnungen, über welchen arabische Inschriften sind. Als wir von da zurückkehrten, war unser Dscherwedar noch nicht von Dilleman zurück, wo er seine Pferde hatte beschlagen lassen. Bis er kam, und dann die Pferde gefüttert wurden, ging die Sonne unter, und war niemand mehr, der heute noch weiter reisen wollte, als wir, denn die Leute des Dscherwedars sowohl als unsere

Knechte waren unzufrieden, daß man bei Nacht sich ins Gebirge der Kurden wagen wollte. Sie zogen auch den Melik auf ihre Seite, welcher uns darauf aufmerksam machte, daß jetzt viele Kurden aus der persischen Armee, welche gegen die türkischen Kurden gesandt war, zurückkehren, und daß wir leicht Unannehmlichkeiten haben könnten. Da wir aus mehreren Gründen unbeweglich blieben, so wurde uns ein bewaffneter Begleiter aufgenöthigt, und wir ritten Abends 7 Uhr bei schönem Mondschein ab. Eine halbe Aghadsch von Chosrowa kamen wir durch das Dörfchen Ulla, in welchem mein Knecht etwas Brod von einem Muhamedaner kaufte. Er fragte diesen, ob die Leute im Dorfe gut mit einander auskommen, da sie von verschiedenen Religionen seyen. Ja, sagte er, wir leben wie Brüder, ob wir gleich fünf verschiedene Religionen haben; es leben hier Muhamedaner, Russen, Armenier, Syrer und Fränki (katholische Syrer und Chaldäer).

Wir bekamen nach und nach 10—12 Nestorianer zu Begleitern, welche uns einholten. Sie waren von Tiflis gekommen, wo sie als Last- und Wasserträger, Taglöhner u. s. w. sich etwas verdient hatten, und nun nach ihrer Heimath zurückkehrten. Ihre Absicht, sich an uns anzuschließen, war, auf der folgenden Tagreise von der Hand der Zöllner, die den Erwerb solcher Leute zu verzehnten pflegen, durch unsere Hülfe erlöst zu werden. Wir ritten in dem öden Gebirgszweig, der den Kreis Selmas von dem Distrikt Urmia trennt, erst in südwestlicher, dann in südlicher Richtung, bis wir den 19. Oktober um 1 Uhr in der Nacht in dem nestorianischen Dorfe Ghawelan, das 6 Aghadsch von Chosrowa liegt, ankamen. Wir suchten das Haus des nestorianischen Bischofs, Mar Johanna, auf, den die amerikanischen Missionarien Smith und Dwight auf ihrer Untersuchungsreise in den Jahren 1830 und 1831 kennen gelernt hatten. Nach langem Klopfen am Hofthor erschien ein Knabe, der sich erkundigte, wer wir

seyen, und was wir wollen? er ging wieder weg, und wir traten nun in einen Vorderhof ein, wo nach abermaligem langem Warten ein schöner junger Mann in der Landestracht, und mit einem Turban und rother türkischer Mütze erschien. Es war der Bischof. Wir machten ihm unsere Entschuldigungen, daß wir ihn bei Nacht beunruhigen, allein es habe uns nur der Wunsch dazu veranlaßt, mit ihnen den Sonntag und den an demselben üblichen Gottesdienst zu feiern. Er erwiederte darauf nichts, blieb ein Paar Augenblicke still, und sagte dann: „Wie könnt Ihr unsere Bücher machen, da Ihr unsere Sprache nicht verstehet?" Er hatte nämlich ein Neues Testament von den Herren Smith und Dwight bekommen, und sogleich geschlossen, daß wir auch solche Leute seyen. Er bat, wir möchten noch etwas verweilen, bis ein Platz für uns bereitet sey, es liege Getraide und anderes im Weg, das erst weggeräumt werden müsse. Endlich führte er uns in ein drittes ganz schmales Gehöfte bei dem Hause, und dasselbe wurde uns zur Bewohnung angewiesen. Da waren natürlich weder Thüren noch Fenster, und die Stelle, welche uns angewiesen war, nur oben mit Baumzweigen und Aesten bedeckt, die auf einer Seite auf der Mauer des Hauses, auf der andern auf der Mauer des Hofes aufgelegt waren. Hier sah es sehr patriarchalisch einfach aus. Der Vater des Bischofs, ein Priester, und der Bischof setzten sich zu uns, und Herr Perkins erklärte ihnen nun, daß die amerikanischen Christen gehört haben, daß hier ein Volk lebe, das über den Wahrheiten des Evangeliums halte; sie haben eben darum zwei seiner Freunde, die Herren Smith und Dwight, hergeschickt, zu erfahren, ob dem also sey. Diese haben auch solche Nachricht bestätigt, aber zugleich gefunden, daß die Nestorianer in einem Zustande der Unterdrückung leben, und an Schulen und Büchern Mangel leiden. Auf solchen Bericht hin haben ihn die amerikanischen Christen zu ihnen geschickt, um

ihnen, so weit sie es selbst wünschen, durch Errichtung von Schulen und den Druck guter Bücher Hülfe zu leisten. Der Bischof äußerte nicht viel darüber, und schien weder viel dagegen noch dafür zu empfinden. Wir legten uns bald schlafen, und hatten die Absicht, nach ein Paar Stunden wieder aufzustehen, um dem sonntäglichen Frühgottesdienste beizuwohnen; allein die Ermüdung von dem nächtlichen Ritt war zu groß, als daß wir unsern Vorsatz hätten ausführen können; als wir erwachten, war das Gebet schon vorüber. Nach dem Frühstück wurden wir von dem Bischof in das Haus eingeführt, das aus zwei Zimmern bestand; das eine, in dem wir waren, geräumig aber dunkel, da nur Luftlöcher die Stelle der Fenster vertraten, diente zugleich als Vorrathskammer von Getraide und dergleichen. Einzelne Nestorianer, Verwandte und Freunde des Bischofs, gingen ab und zu; es wurde Verschiedenes besprochen, da aber Herr Perkins alles zu vermeiden wünschte, was zu einem Disput führen möchte, um nicht von vorne herein den Argwohn zu erregen, daß er sie zu Proselyten machen wolle, so konnte das Gespräch weder von Seiten der Untersuchung noch religiöser Einwirkung interessant werden. Für beide Gegenstände wird sich Herrn Perkins nach begonnener Missionsarbeit reiche Gelegenheit darbieten, und für den ersten haben die Herren Smith und Dwight schon Bedeutendes geleistet. Unter Anderem ließ Herr Perkins den Bischof wissen, daß er wünsche, in Urmia Jemand aus ihrem Volke zu finden, der ihm nach Tebris folgte, und dort ein Jahr lang sein Lehrer in ihrer Sprache würde, und fragte den Bischof, mehr im Scherze als im Ernste, ob er nicht dieses Geschäft übernehmen wolle; er wolle ihn dagegen im Englischen unterrichten. Der Bischof zeigte sich sogleich willig, und als wir bemerkten, daß es ihm Ernst sey, ließen wir uns näher mit ihm ein, und fragten nach seinen Bedingungen. Er sagte, er sey ein Geistlicher, und verlange kein Geld;

und als er darauf bestand, wurde ihm Nahrung und Kleider, und ein unbestimmtes Taschengeld angeboten. Er war Alles zufrieden, ohne sich irgend weiter auf etwas der Art einzulassen; wir wußten nicht, was wir von einem in diesem Lande so fremden uneigennützigen Betragen halten sollten. Darauf machten wir einen Spaziergang mit dem Bischof. Er fragte uns über mehrere Gegenstände der Lehre und des Ritus unserer Kirche, und schien sich jedesmal sehr zu freuen, wenn wir bei einem Punkte volle Bestätigung geben konnten, daß es in unserer Kirche eben so sey. Er hat in seinem Aeußern viel Angenehmes, und macht durch sein ganzes Benehmen den Eindruck eines gutmüthigen Charakters. Unter dem Mittagessen wurde zwischen dem Bischof und einigen andern Nestorianern, die mit zu Tische waren, augenscheinlich der eben erwähnte Gegenstand besprochen. Wir bemerkten, daß einer der Gäste, der auch frühe wegging, dagegen sprach, und fragten darum, von was derselbe gesprochen habe? Nichts, nichts, hieß es, er war etwas betrunken. Dieß schien zu bestätigen, daß es dem Bischofe mit seinem Entschlusse Ernst sey, und wir fragten ihn, ob er nicht seine Amtsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit jemand übergeben könne? Ja, sagte er, der Mar Jussuf wird morgen von Selmas kommen, dem will ichs übergeben. Wir baten ihn nun, sich nach und nach reisefertig zu machen, und Geschäfte, die er etwa noch zu besorgen habe, abzumachen, denn wir wollten gerne ein Paar Tage auf ihn warten, aber wir eilen auch wieder nach Hause. Alles war gut. Bald darauf sagte mir mein Knecht, es scheine, der Bischof gehe nicht mit, seine Mutter wolle ihn nicht gehen lassen. Wir erkundigten uns, und bekamen unbestimmte Antworten; es hieß, der Patriarch Mar Elias von Mosul sey in Urmia angekommen, und für ihn müsse der Bischof erst eine Kollekte machen; übrigens, sagte der Bischof, wollen wir wegen der Sache die Bücher fragen. Nun so

fragt lieber jetzt gleich die Bücher, sagte unser Dolmetscher. Da brachte der Vater des Bischofs, der Priester, ein altes Buch und schlug es auf (dieß ist nämlich eine Art Loos, bei Muhamedanern und Christen hier gebräuchlich. Der Sinn der Stelle, auf die man beim Aufschlagen eines heilig gehaltenen Buches gerade stößt, muß einen Ausschlag für oder wider eine Sache geben). Was sagen die Bücher? fragten wir. Antwort: Man soll noch etwas warten, und die Sache wird gut gehen. Herr Perkins besorgte, es möchte endlich doch der Geldpunkt seyn, der die Sache noch erschwere, und ließ durch den Dolmetscher dem Bischof 40 Dukaten nebst freier Kost und Kleidung anbieten. Er verlangte 100 Tuman, ließ sich aber endlich doch mit 50 nebst freier Kost und Kleidung befriedigen, in Betracht, daß auch er englischen Unterricht erhalte, an welchem ihm wirklich zu liegen schien. Nun waren mit Einem Mal alle Schwierigkeiten gehoben, und der Bischof versprach, morgen mit uns zu reisen.

Oktober 20. Wir konnten es kaum glauben, daß es dem Bischof Ernst sey, heute mit uns zu reisen, denn wir sahen nicht die geringste Vorbereitung, bis er einige Stücke Bettzeug herbeibrachte, und auf unsere Lastthiere legen ließ. Als wir ihm davon sagten, auch hinreichend Bücher mitzunehmen, brachte er drei alte zerrissene aus einer Ecke, und sagte: Das ist genug. Von Uebertragung des Amtes oder von Aufträgen an Jemand bemerkten wir nichts. Herr Perkins theilte noch einige Evangelien und A-B-C-Bücher an einige junge Leute aus, und ermunterte den Priester zum Unterricht der Jugend. Ohne Gehalt, war die Antwort, können wir nicht viel thun, da uns bei Besorgung unserer Geschäfte wenig Zeit übrig bleibt.

Wir verließen unter den Thränen der Mutter des Bischofs mit ihm und einigen der Nestorianer, die sich gestern an uns angeschlossen hatten, das Dorf Ghawelan, das 20 Häuser zählt, und am Fuße des kurdischen

Gebirgszweigs liegt, der sich hier nahe zum See herauszieht. Gegen Ueberfälle der Kurden ist das Dorf durch eine kleine Festung auf einer Anhöhe gesichert, worein sich die Einwohner, die alle gut mit Waffen versehen sind, mit Familie und Habseligkeiten zur Zeit der Noth flüchten, und sich vertheidigen. Wir ritten durch das Anfangs sehr enge, nach Urmia hin sich aber immer mehr ausbreitende Thal, das von der einen Seite vom See, und von der andern vom kurdischen Gebirge eingeschlossen ist. Es ist, wie das Selmaser Thal, äußerst fruchtbar und angebaut, und mit Dörfern übersäet, deren wir mehrere passirten, und unter denselben eines, das von Armeniern bewohnt gewesen war, die nach dem letzten Feldzug nach Rußland auswanderten, und welches nun beinahe wüste liegt. Wir sahen an mehreren Orten den Reis ernten und austreten, für dessen Anbau sich diese feuchte Gegend besonders eignen mag. Auf unserem heutigen Wege sahen wir, was man in Persien so selten sieht, ohne Anpflanzung und Bewässerung grüne Stellen. Die Ursache ist die, daß der See mit dem Boden häufig gleiche Höhe hat, und ganz eben ist, und darum von diesem von unten auf befeuchtet wird. Abends mit Sonnenuntergang erreichten wir Urmia, das, wie alle hiesigen Städte und Dörfer, wegen der vielen Gärten und Bäume um die Stadt her, sich von der Ferne auch nicht anders als wie ein kleiner Wald ausnahm. Angenehm ist es, daß man hier zu Lande in der Regel nie amtlich angefragt wird, weder um Paß noch um den Zweck der Reise. Ueberall zieht man frei und unangehalten ein und aus, und findet von dieser Seite wenigstens keinen Aufenthalt, die Kaufleute aber werden mit vielerlei Zöllen geplagt.

Die Stadt ist mit einer Mauer und Graben umgeben, welche beide gegen die Kurden im Nothfalle noch immer gute Dienste leisten mögen. Unser Bischof führte uns nach dem nestorianischen Stadttheile. Nestorianer, belehrte er uns heute, wollen sie aber nicht

geheißen seyn, das sey ein Name, der ihnen von ihren Feinden beigelegt worden sei. Nestorius sey für sie eben einer der Bischöfe ihrer Kirche gewesen, habe aber keine neue Religion gestiftet; sie seyen Chaldäer. Also in den chaldäischen Stadttheil führte er uns, der von ihnen das chaldäische Dorf genannt wird, obgleich es innerhalb der Stadtmauern ist, und quartirte uns in die Kirche ein. Die Kirche hat einen großen Hof, der theils zu einem Begräbnißplatz, theils zu einem Garten benützt wird; die Kirche selbst steht zur Hälfte in der Erde, und hat ein ungewöhnlich niederes Pförtchen, durch das man beinahe kriechen muß. Beim Eingange sind zur Rechten und Linken zwei kleine gewölbte Zimmerchen angebaut, deren eines uns angewiesen wurde. Da sich die Chaldäer beim Gebet immer nach Osten wenden, so sind natürlich auch ihre Kirchen gegen Osten gebaut.

Oktober 21. Diesen Morgen bekamen wir früh einen Besuch von Mar Gabriel von Ardischah (Mar bedeutet Herr, ist aber nur ein Ehrentitel der Bischöfe). Er ist ein hübscher, junger und munterer Mann, der uns mit aller Achtung begegnete. Er erklärte uns, daß er und Mar Johanna, unser Begleiter, die angesehensten Bischöfe seyen, doch sey er selbst als Metropolit noch bedeutender als Mar Johanna. Erst kürzlich, erzählte er uns, habe er die beiden hiesigen Priester excommunizirt, weil sie einen Chaldäer bei Lebzeiten seiner Frau mit einer zweiten getraut haben. So etwas, sagte er, kann man ja nicht dulden, es ist gegen das Evangelium. Ihr sehet, daß mir die Priester nicht nahe kommen, zum Mar Johanna dürfen sie noch nahen. — Der Zweck seiner Anwesenheit in Urmia war, eine von den Muhamedanern geraubte junge Frau seines Dorfes zu befreien. Sie war erst kürzlich mit einem Nestorianer verheirathet worden, und unversehens brachen in der Nacht einige bewaffnete Muhamedaner ins Haus, nahmen sie weg und zu sich aufs Pferd,

und brachten sie hieher nach Urmia. Hier bezeugt ein Mullah, daß er gehört habe, die Frau habe gesagt, sie wolle Muhamedanerinn werden, und um ihr dieß möglich zu machen, sey sie geholt worden. Ob sie das gesagt hat, ist zweifelhaft, die Nestorianer läugnen es, aber auch unter den Armeniern in Persien kommt es häufig vor, daß wenn der Sohn nicht mit dem Vater, der Knecht nicht mit seinem Herrn, der Laie nicht mit seinem Geistlichen u. s. w. zufrieden ist, er droht, Muhamedaner zu werden. Früher, sagte der Bischof, hatten wir einen Firman von Abbas Mirza, daß man Keinen von unserem Volke zwingen dürfe, Muhamedaner zu werden, und wenn jemand freiwillig Muhamedaner werde, so dürfe man seine Familie nicht damit bedrücken, daß man ihr Hab und Gut wegnehme, und alles dem geben, der Muhamedaner geworden sey. Diesen Befehl aber, sagte der Bischof, hat der Vorgänger des jetzigen Begler Begs uns aus den Händen genommen, und jetzt machen sie wieder mit uns, was sie wollen. Wenn jemand von unsern Leuten Muhamedaner wird, so kommen die Muhamedaner, und nehmen der übrigen Familie alles weg, und geben es jenem. Wir hatten gestern auf dem Wege erfahren, daß der Patriarch Mar Elias von Alguſch (nach ihrer Aussprache sonst Elkosch) bei Mosul in Goeg Tappa, einem chaldäischen Dorfe, eine halbe Aghadsch von hier sich befinde, und heute weiter reisen wolle, und darum noch gestern Abend einen Knecht mit der Bitte an ihn abgesandt, er möchte heute wo möglich noch bleiben, da wir ihm gerne unsern Besuch heute noch machen wollten. Unser Knecht kam heute wieder zurück mit der Nachricht, wir seyen willkommen. In diesem Dorfe, Goeg Tappa, ist aber auch ein Bischof, gleichen Namens mit dem Patriarchen. Dieser sagte unserem Knecht: ich weiß wohl, was die Sahabs wollen, wir leben in der letzten Zeit, und da wollen sie Alle auf ihre Seite bringen. Ob er damit sagen wollte, wir seyen von

den falschen Propheten der letzten Zeit, ließ sich nicht ausmitteln. Mar Elias ist der bleibende Name des jedesmaligen Patriarchen in Alguſch, so wie Mar Simon dem Patriarchen in Godschalis bei Dschulamerik beigelegt zu werden pflegt.

Mar Simon sitzt bekanntlich mit seinem Völklein Nestorianer, über die er König und Priester ist, in den Hakari-Bergen so fest, daß ihm weder Türken, noch Perser, noch Kurden viel anhaben können. Nähere und sichere Nachrichten sind schwer zu erhalten, da sich die Europäer wegen großer Unsicherheit nicht in diese Gegend wagen. Was ich im Allgemeinen erfuhr, ist, daß sich dieser nestorianische Priesterstaat hauptsächlich in die drei Distrikte Diari, Tschulai oder Tschumi und Dschilugh theile, und Mar Simon 12,000 streitbare Männer habe.

Die Patriarchen in Godschalis blieben stets dem Glauben ihrer Väter treu, obgleich große Geldanerbietungen von Seiten Roms ihnen gemacht worden sind; zu Alguſch aber trat der Patriarch, im Jahr 1616 zu den Papisten über. Von da an scheinen die Mar Eliase auf beiden Seiten gehinkt zu haben, bis vor 40 oder 50 Jahren wiederum einer die Parthie der Papisten bestimmt ergriff. Bis auf diese Zeit waren die Nestorianer diesseits des kurdischen Gebirges, im Distrikte Urmia, unter dem Patriarchen von Alguſch geblieben, dem sie nach alter Ordnung angehörten, dann aber trennten sie sich, und traten unter die Hut des Mar Simon in Godschalis. Vor wenigen Jahren verließ der jetzt hier anwesende Patriarch Mar Elias die Papisten wieder, und ist nun gekommen, den hiesigen Theil der Heerde seiner Vorgänger wieder aufzusuchen, der, wie mir gesagt wurde, 4000 Familien stark seyn soll, was aber wohl sehr übertrieben ist. Gegen Mittag ritten wir zu ihm nach Goeg Tappa, wo er im Hause des Meliks logirte. Die Benennung Melik scheint bei den Nestorianern wie bei den Armeniern statt Gedehoda

(Dorfschulze, im Persischen gebräuchlich) zu seyn. Er empfing uns auf einem geringen Teppich sitzend an Kissen gelehnt. Seine Kleidung unterschied sich von der der Bischöfe durch dunklere Farben, auch hat er kein rothes, sondern ein schwarzes Mützchen unter dem Turban. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen machte ihm Herr Perkins ungefähr dieselben Eröffnungen über den Zweck seines Kommens, wie dem Mar Johanna. Da der Patriarch nur Chaldäisch, Arabisch und Türkisch versteht, so ging die Unterredung durch eine ganze Reihe von Dolmetschern; zuerst Englisch von Herrn Perkins an mich, von mir an meinen Armenier Armenisch, von diesem an Mar Johanna Tartarisch, und von diesem Chaldäisch an den Patriarchen, und so wieder zurück. Der Patriarch schien mit dem Vorhaben des Herrn Perkins wohl zufrieden zu seyn, versprach auch für einen Mann, wenn er es wünsche, ihm zu sorgen, der der Druckerpresse, wenn er einmal eine hier errichte, vorstehen könne. Herr Perkins zeigte ihm ein Exemplar der Evangelien mit Estrangelo (sonst auch syro-chaldäisch genannt) Schrift, und ein ganz kürzlich in Malta gedrucktes A-B-C-Buch. Das erstere besaß er selbst, und hatte nichts daran auszusetzen, nur über letzteres bemerkte er, daß zuweilen ein kleiner Fehler in der Punktirung der Wörter sey. Dieß brachte er mit viel Zartheit an, und gab sich alle mögliche Mühe, zu verhüten, daß seine Bemerkung nicht übel genommen werde. Sein Uebertritt vom Papismus zur nestorianischen Kirche war ein zu delikater Punkt, um viel darüber zu reden, doch wurde er berührt, und unsere Mißbilligung gegen das Papstthum ausgedrückt. Er seinerseits erwähnte, daß er 600 Familien vom Katholizismus wieder zurückgeführt habe. Alguſch soll von 1000 nestorianischen Familien bewohnt seyn, es blieben also noch 400 katholische übrig. Ich fragte ihn, ob es möglich sey, arabische Bibeln in Mosul zu verbreiten? Ja, sagte er, es verstehen Viele von unserem Volke Arabisch

zu lesen; als ich zu wissen begehrte, ob man auch den Muhamedanern geben könne, erwiederte er: ja wohl, aber es wäre Sünde, denn es stehet geschrieben: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben.“ — Der Weg nach Mosul, erfuhren wir von ihm, sey von Urmia aus gewöhnlich sicher, und Karawanen gehen und kommen nur gerade jetzt nicht, da die beiden Großen von Dschulamerik und Mosul sich gegenwärtig befeinden und befehden.

Nach kurzer Unterhaltung wurde ein einfaches Essen vorgesetzt, und wir speisten alle zusammen recht vergnügt. Der Eindruck, den wir über die Auffassung und Annahme einer zu beginnenden Missionsarbeit von Seiten des Patriarchen erhielten, war durchaus günstig, wenn wir auch alle diese frommen Complimente abrechnen, wie z. B.: „Was wir von Oben erfleht haben, ist auf Erden geschehen,“ und dergleichen, nur dürften sich jetzt leicht noch Erwartungen irdischer, wo nicht gar politischer Vortheile in ihrer Beurtheilung der Sache einmischen. Der Eindruck aber, den wir von der Person des Patriarchen selbst erhielten, war in der That überraschend, ohne deßhalb von dem Aeußern einen gewissen Schluß auf das Innere machen zu wollen. Seine würdevolle Haltung ohne allen anmaßenden Stolz, seine überdachten Reden, seine zarte Ausdrucksweise, seine feinen und angenehmen Manieren, der Wohlklang seiner melodischen Stimme, so wie die schöne Gestalt eines jungen Mannes in der Kraft seiner Jahre; dieß Alles ließ ihn uns als ein Wesen höherer Art in der Mitte eines barbarischen Volkes erscheinen, das er weit überschaut, und der Wunsch lag uns nahe, daß seine Abkehrung von einem Irrthum redlich, und ein Schritt zur vollen Wahrheit, die in Christo Jesu ist, seyn möge. — Unser Mar Johanna wünschte diesen Abend bei dem Patriarchen zu bleiben, wir aber kehrten, da es Abend wurde, nach Urmia zurück.

Oktober 22. Wir wurden diesen Morgen durch das Gebet der Priester in ihrem Morgen-Gottesdienste geweckt, und beeilten uns, demselben beizuwohnen, jedoch war es schon zu Ende, als wir kamen. Wir trafen unter der kleinen Versammlung den Bischof Mar Elias von Goeg Tappa, den wir gestern nicht gesehen hatten, ein ältlicher, finsterer und mürrischer Mann schon dem Aeußern nach, und so auch in seinem Benehmen gegen uns. Herr Perkins zeigte ihm die vier Evangelien und sein A-B-C-Buch, und fragte: wie ihm die Bücher gefallen? Er gab ihm zur Antwort: „Wie kann ich ein Urtheil über sie geben? ich müßte sie erst lesen von vornen bis hinten." Da er der gelehrteste Bischof seyn, und die größte Schule von 20—30 Schülern haben soll, so fragten wir ihn nun von einer andern Seite, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wie viele Schüler er habe? Wozu soll ich das sagen? erwiederte er, Christus hat gesagt: „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut." Soll ich mit meiner Schule prahlen? Mit einem so unumgänglichen Manne war nichts zu machen, wir ließen ihn nun in Frieden, und nun griff er selbst nach dem A-B-C-Buch, und fing an, den beiden hiesigen Priestern, die dabei standen, den tiefern Sinn des Aleph (ersten Buchstabens) zu erklären. Das Aleph, sagte er, ist der Anfangsbuchstabe von Gott (Allah), von dem ersten Menschen Adam u. s. w., darum steht er hier vorne an im Alphabet, und dergleichen. Da wäre viel zu profitiren gewesen, wenn man lange zugehört hätte, allein unser Kaffee war fertig, und wir luden den Bischof sammt den Priestern zu uns ein, was sie sich nicht zweimal sagen ließen. Sie ließen sichs Alle gut schmecken, und der Bischof wurde, nachdem sein Magen erwärmt war, schon etwas milder, ja unsere Kost sagte ihnen so gut zu, daß sie sich, so lange wir in Urmia waren, sehr pünktlich jedesmal dazu einfanden. Durch freundliche Behandlung

und

und einige Aufmerksamkeiten für ihn schien uns der Bischof nach und nach ganz gewogen zu werden, und suchte nachher uns zu gefallen, so viel es ihm seine charakterische Inhumanität zuließ. — Beinahe hätte ich vergessen, daß diesen Morgen von Seiten der Priester eine harte Anklage gegen uns in Gegenwart des Bischofs vorgebracht wurde. Wir hatten nämlich ihren heiligen Kirchhofsgarten durch unnennbare Gründe in aller Unschuld profanisirt. Wir bezeugten unsere Unwissenheit und den Mangel besserer Gelegenheit, allein das Verbrechen war nicht mehr ganz rein zu waschen.

Als Herr Perkins diesen Vormittag seine Empfehlungsbriefe dem Gouverneur zugeschickt hatte, kam sogleich ein Bedienter von ihm, uns ein besseres Quartier anzuweisen, was wir, um keinen Argwohn zu erregen, annahmen. Wir besuchten ihn darauf, und fanden äußerst höfliche Aufnahme. Bei einigen Fragen über die Stadt, nahm er sogar Veranlassung, sie uns zu schenken (nach der höflichen Perserweise, die so viel sagen will, daß wir frei umhergehen dürfen). Er gab uns einen Bedienten mit, der uns dienen und Alles zeigen sollte, was wir zu sehen wünschten. Nachmittags schickte er Geschenke, einen Hut Zucker, ein Tellerchen mit Thee, vier große Teller mit Früchten, und ein großes Gericht Fische. Es schien ihm viel daran gelegen zu seyn, daß sein Name nicht durch uns in Tebris verunglimpft würde. Mar Elias, der Bischof, war auch den Nachmittag wieder bei uns, und es ergab sich, daß er etwas eifersüchtig war, daß Herr Perkins nicht ihn, sondern den Mar Johanna zum Lehrer angenommen hatte. Mehrere seiner Schüler kamen heute zu Herrn Perkins, ihn um Bücher zu bitten. Sie setzten sich in einem Kreis um uns herum, und fingen an zu lesen, und zu zeigen, was sie konnten. Einer unter ihnen, ein äußerst lebhafter, und durch sein ganzes Aeußeres ein sehr anziehender Junge, las

nicht nur, sondern dolmetschte auch in die Vulgairsprache. Mar Johanna kam Abends vom Patriarchen wieder hier an, und zeigte uns vor Schlafengehen zwei Siegel, die ihm Letzterer gegeben hatte, um etwaige wichtige Unternehmungen des Herrn Perkins auch in seinem Namen zu bestätigen. In der That ein wichtiger Beweis von freundlichem Zutrauen! — Als wir diesen Abend unsere Andacht in Gegenwart des Mar Johanna hielten, fragte er uns, warum wir uns nicht beim Gebet nach Morgen richteten? Weil Gott überall ist, antworteten wir ihm. Er ließ es gelten, meinte aber doch, da Christus einst von Osten kommen werde, sey es gut, sich dahin zu richten.

Oktober 23. Wir besuchten diesen Morgen wieder den Gouverneur, um uns zu verabschieden und abzureisen, allein er redete uns so sehr zu, noch heute zu bleiben, und die Stadt und Gärten zu besehen, sagte auch, daß er erst einen Begleiter, der uns bis an die Grenze seines Distriktes zu bringen habe, für uns beordern, und die durch uns erhaltenen Briefe beantworten müßte, so daß wir unmöglich abkommen konnten. Wir gingen denn auch wirklich, den Basar und einige Gärten zu besehen. Ersterer ist nicht arm, und ziemlich gut selbst mit europäischen Waaren versehen; unter letzteren zeichnen sich die beiden Gärten des Gouverneurs durch geschmackvolle Anlage aus, und sind schöner als die der Prinzen in Tebris. Der Platanenbaum ist hier sehr häufig, und wird durch Abhauen der Zweige außerordentlich in die Höhe getrieben. Wir sahen eine prächtige Allee von diesen Bäumen in einem der Gärten des Gouverneurs. Von den Gärten suchten wir eine der nahen Anhöhen zu gewinnen, um die Aussicht auf das mit vielen Dörfern belebte, und von mehreren Flüssen, als dem Baranduz, Nasli, Schächar oder Stadtfluß durchströmte Thal und den See zu haben, der drei Aghadsch von der Stadt entfernt ist. Der Anblick war wirklich einiger Mühe werth, die es

uns auch kostete, da wir zu Fuß waren. Der Bediente des Gouverneurs, ans zu Fuße gehen wohl nicht viel gewöhnt, machte uns begreiflich, daß dieß hier zu Lande nicht Sitte sey, so weit zu Fuß zu gehen. Als wir nicht weit von einem kurdischen Dorfe vorbeikamen, sprengte der Gedehoda herbei, uns einzuladen, bei ihm zu Gast zu kommen. Auch er verwunderte sich sehr, daß wir so weit zu Fuß gegangen waren. In der Stadt Urmia sind, nach dem was wir von Begler Beg erfahren konnten, der aber seiner Sache nicht ganz gewiß war, ungefähr 4000 Familien, also etwa 20,000 Einwohner Muhamedaner; 100 Familien (etwa 500) Juden, 40 Familien (200) Nestorianer.

Oktober 24. Die beiden Bischöfe, Mar Elias und Mar Johanna, luden uns gestern Abend ein, ihrer Messe diesen Morgen beizuwohnen, welche sie, wie es schien, unsertwegen halten wollten. Wir nahmen die Einladung an, und gingen diesen Morgen etwa um 5 Uhr zur Kirche. Sie verrichteten eben ihre gewöhnlichen Morgengebete in einem singenden Tone mit abwechselnden Verbeugungen. Leider war kein Funken von Andacht, Geist oder Leben zu verspüren. Mar Elias und einer der hiesigen Priester (es scheint, die Excommunikation des Mar Gabriel wird nicht sehr strenge beobachtet) waren in weiße Oberkleider, gleich Chorhemden, gehüllt, und sie begannen nach den Gebeten die Messe. Mar Johanna stand außerhalb des Altars mit den andern Priestern, diese bildeten eine Art Chor, und fielen periodisch mit ihren Gebeten oder Gesängen ein. Eine alte Frau, ein nestorianischer Jüngling, den ich gestern in Dienst gemiethet hatte, und wir beide, machten die ganze Zahl der Theilnehmer am Gottesdienste aus. Ohrenbeichte findet bei den Nestorianern nicht statt, sondern der Weihbischof liest im Namen der Gemeine eine Beichte vor dem Abendmahl, zu welchem diese Amen sagt. Eben so werden die Eigenschaften,

welche die Communikanten haben sollen, vorgelesen, und jeder gewarnt, daran Theil zu nehmen, der dieselben nicht besitzt. Sie bestehen in der Enthaltung von einigen für besonders schwer geachtete Sünden. Wahrscheinlich thaten die guten Leute ihr Möglichstes, ihren Gottesdienst feierlich zu machen, und er mag dadurch etwas von seiner gewöhnlichen Einfachheit verloren haben. Von der Sprache verstanden wir nur zuweilen ein hebräisirendes Wort, wie z. B. barach ma=a=a=a (erbarme dich), das sehr oft vorkam. Die Ceremonien waren nicht so überladen, wie in katholischen, griechischen und armenischen Kirchen, aber des Kniebeugens, Niederfallens, Lesens, Betens und Singens, Auf- und Zuziehens des Vorhangs vor dem Heiligthum, Hin- und Hergehens des Weihenden im Heiligthum war doch zu viel und vielerlei, als eine gottesdienstliche Handlung, bei welcher der Geist der Andacht vorherrschen soll, zulassen würde. Auch die Weihrauchpfanne wurde angewendet. Nachdem Brod und Wein eingesegnet war, brachten sie es aus dem Heiligthum, und es wurde von den genannten wenigen Nestorianern mit tiefen Verbeugungen und Bekreuzen begrüßt. Zum Schluß brachten die beiden Meßhaltenden, der eine das Brod, der andere den Wein an die Schranken des Altars und Heiligthums, und die Communikanten traten zum Genusse hinzu. Auch wir wurden dringend zur Communion eingeladen (denn die Nestorianer lassen alle Christen zu ihrem Abendmahl zu), und nahmen es an. Einen kleinen runden Brodkuchen hielt der Bischof in einem Tuche, und brach davon eine kleine Brosame ab, die er dem Communikanten in den Mund gab. Der Priester hielt eine große Schaale von verzinntem Kupfer mit Wein an den Mund der Communikanten, unter der Schaale wurde ein Tuch gehalten, damit kein Tropfen des geweihten Weines auf den Boden falle, denn auch die Nestorianer glauben an die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi,

und an die Messe, als ein Opfer, das immer aufs Neue gebracht wird. Schon daraus wird übrigens klar, was sie auch mündlich versicherten, daß sie die Gottheit Christi glauben, und daß es Verläumdung von den asiatischen Christen ist, welche behaupten, daß die Nestorianer Christum für einen bloßen Menschen halten. Da sie freilich die Maria nicht Mutter Gottes nennen, so mag das von Anfang an bei denen, welche an diesen Ausdruck gewöhnt waren, Veranlassung gegeben haben, sie für Läugner der Gottheit Christi zu halten. Der vorerwähnte junge Mensch, den ich gemiethet hatte, war zum Muhamedanismus verleitet worden, und wurde diesen Morgen wieder in ihre Kirchengemeinschaft aufgenommen. Einer der Bischöfe sprach ein Gebet über ihn unter Händeauflegen, und nachher kommunizirte er, und darin bestand der ganze Akt. Eigentlich hätte er 40—50 Tage erst beten und fasten sollen, allein dieß wurde ihm scheints erlassen, wie überhaupt diese Geistlichen nicht sehr strenge in ihren Regeln zu seyn scheinen, denn auch die heutigen Offizianten hätten erst fasten sollen, ehe sie das Heiligthum betraten und die Messe consecrirten, sie hatten aber gestern Abend noch mit uns gegessen und getrunken. Zum Ende wurde der Segen gesprochen und das Evangelium zum Küssen dargereicht. Wir sahen uns nun etwas in der Kirche um. Sie ist gewölbt, ohne Fenster, etwa 25 Fuß lang, halb so breit, der Boden mit Teppichen belegt, die Wände mit Baumwollentüchern und Cattunstücken von den verschiedensten Farben behangen, womit bei besondern Veranlassungen die Gemeindeglieder ihre Kirche beehren und schmücken. Das Heiligthum, die Lesepulte, der Altar und Taufstein mögen ein Drittheil der Kirche einnehmen. Vor dem Heiligthum, das zur Consecrirung der Messe dient, hängt ein Vorhang, und zu demselben führt von hinten ein Thürchen, zu welchem man auf einem schmalen Gang auf der Seite der Kirche kommt. Man war sehr willig,

uns Alles zu zeigen, nur ins Heiligthum, wohin uns auch nicht sehr gelüstete, wurden wir nicht eingelassen. So weit es von außen zu sehen war, ist es eine wenige Fuß breite, ebenfalls gewölbte Abtheilung am östlichen Ende der Kirche, und hat zu beiden Seiten je zwei kleine Zellen, wo der Bischof bei der Consecration mit lautem Gebet oft und viel von der einen in die andere aus- und eingeht. Die Geistlichen schienen Freude zu haben, daß sie uns zeigen konnten, daß sie keine Bilder, sondern nur das Kreuz haben, dem sie einige Verehrung zollen. Die Bücher, die sie in der Kirche gebrauchten, sind Manuscripte in derselben syrischen Sprache, in welcher die der Jakobitischen Christen geschrieben sind, nur mit dem Unterschied, daß die Nestorianer die Stangeli (von ihnen so genannt, sonst Estrangelo) Charaktere gebrauchen. Sie nennen vier verschiedene Charaktere: Saja, Stangeli, diese beiden sind in den Formen wenig verschieden, und letztere größer; ferner: Jakubi und Arabi, beide letztere können wenige Nestorianer lesen. Gedruckte Bücher haben sie, außer den von der brittischen Bibelgesellschaft gedruckten Evangelien, keine mit Stangeli-Charakter. Die Sprache ihrer Bücher ist aber, wie leider in allen orientalischen Kirchen, eine solche, welche das Volk nicht versteht, ohne sie vorerst zu erlernen. Darum wird auch bei diesem Missionsversuche eine neue Sprache zur Abfassung von allgemein verständlichen Schriften zu bilden seyn.

Nachdem wir unsere nestorianischen Christen nochmals zum Frühstück bei uns gehabt hatten, reisten wir in Gesellschaft des Mar Johanna, eines Begleiters von Begler Beg und meines nestorianischen Jungen von Urmia ab, und zwar vorerst wieder nach Goeg Tappa, wo der Bischof sich einen Kascha (Priester) mitnehmen wollte, da er ohne die Hülfe eines solchen oder eines Diakonus seine Gottesdienste nicht hätte verrichten können. Wir hatten ziemlich Aufenthalt, bis der Priester

reisefertig wurde, und von allen Freunden und Verwandten sich verabschiedet hatte. Viele begleiteten ihn noch bis vor das Dorf, und der Thränen wurden viele vergossen, besonders von der Mutter, die sich fast nicht von ihrem Sohne losreißen konnte. Von Goeg Tappa ritten wir nach Täkka, einem chaldäischen Dorfe von 48 Häusern, bei welchem ganz nahe das noch größere Ardischah von 100 Häusern liegt. Wir suchten hier unsern Freund, den Mar Gabriel auf, und fanden bei ihm den Patriarchen wieder. 10—12 Chaldäer waren im Hause des Bischofs um den Patriarchen her versammelt, es war aber ein solch barbarisches Gewirre von durcheinander Reden und Schreien, daß die Unterhaltung in keinen ordentlichen Gang kommen konnte. Mehrere von der Propaganda gedruckte syrische Bücher, zum Theil mit lateinischen Uebersetzungen, wurden uns gezeigt, und als wir fragten, welche sie davon annehmen, entstand darüber Streit, und wir waren froh, aus dem rohen Haufen wegzukommen, in welchem sich der zärtere Patriarch eben nicht sehr wohl fühlen mochte. Der Bischof Gabriel ließ sich nicht abreden, sondern wollte uns begleiten. Er ritt etwa eine Stunde Wegs mit uns, bis zu dem großen muhamedanischen Dorfe Tscheivan. Wir waren nun dem See wieder ganz nahe. Der Bischof bemerkte unterwegs einen Trupp wilder Enten, und, wahrscheinlich uns ein Probestück seiner Kunst ablegen, und ein Geschenk mit seiner Jagd machen wollend, verlangte er von Nikoghos die Flinte, sie versagte aber, und wir mußten uns mit seinem guten Willen begnügen. Uebrigens war zu bemerken, daß er in dergleichen Sachen nicht ungeschickt sey. Möge er ein Jäger des HErrn werden!

Nahe bei Tscheiram passirten wir den Barandusfluß, der nicht ganz unbeträchtlich ist. Bis hier war wieder äußerst schöne und fruchtbare Gegend, doch nun zog sich der Weg ganz nahe zu den Ufern des Sees, wo mehrere Stunden lang sehr unfruchtbarer Boden

war. Wir gelangten bis Dusch Aghal, einem kleinen muhamedanischen Dorfe. Es war schon Nacht, als wir ankamen, und niemand wollte uns Quartier geben. Der Gedehoda ließ sich nicht sehen, und es wollte auch niemand uns zu ihm führen; wen wir in der Straße trafen, der entschlüpfte unvermerkt in ein Haus, bis endlich Einer ergriffen und gezwungen wurde, den Gedehoda herbeizuschaffen; so bekamen wir endlich einen schönen Stall, in dem wir herrlich schliefen. Wir machten heute, um des öftern Aufenthaltes willen, nur 5 Aghadsch.

Oktober 25. Wir machten uns frühe auf den Weg, und kamen nach einer Stunde Ritts nach Scheitan Ansa, dem Kreisort des Kreises Dol; es ist ein nicht unbedeutendes Dorf mit einem kleinen Fort als Schutz gegen die Kurden. Wir begegneten heute vielen von diesem Volke auf der Straße, von denen fast jeder, auch der Aermste, seinen Säbel an der Seite trug. Sie zeichnen sich außer der Kleidung auch durch ein wilderes Aussehen und stolzere Haltung bedeutend vor den Persern aus. Die Töne ihrer Sprache klingen rauh und rollend. Unser Weg führte uns heute 6 Aghadsch weit, erst in südlicher, dann vom See ab in südwestlicher Richtung durch nicht sehr fruchtbares, oft ganz ödes Hügelland, nach Nagadeh, einem großen Dorfe oder kleinen Stadt, ebenfalls mit einem Fort. Nahe dabei fließt der Fluß Gueddar. Das Dorf ist etwas von dem Wege ab, aber wir mußten dahin, weil hier unser Begleiter seine Briefe vom Begler Beg in Urmia abzugeben, und Antwort zurückzubringen hatte, ob wir glücklich bis an diese Grenze seines Distriktes gekommen seyen. Nagadeh ist der Hauptort des kleinen Distriktes Soldus, und Sitz eines Chans vom Stamme der Karakalpukter. Diesen Stamm versetzte Abbas Mirsa während des letzten Feldzugs mit Rußland vom Gebiete Erivan hieher. Er ist 1000 Familien stark. Sie sollen tapfere Leute seyn, und hier eine

Schutzmauer gegen die Kurden bilden; dürfen keine Abgaben zahlen, sondern müssen statt derselben 500 Reuter stellen. Sie sind eine Art persischer Kosaken. Wir fanden hier den Prinzen Melik Kasem Mirza von Tebris, der einige Dörfer eine Tagreise von hier hat. Er war mit dem Chan auf der Jagd, als wir kamen, kehrte aber bald zurück, und ließ uns zu sich einladen. Wir unterhielten uns mehrere Stunden recht angenehm mit ihm, und speisten mit ihm zu Abend. Ausgenommen, daß nach persischer Sitte beim Abendessen kein Brod gegeben wurde, wurden wir ganz europäisch servirt; auch Feldstühle und Tische mangelten nicht.

Oktober 26. Von Nagadeh erhielten wir diesen Morgen vom Chan, der uns seinen Besuch abstattete, und ein wohl unterrichteter Mann ist, von dem manche Notizen gesammelt werden könnten, zwei Begleiter, die uns bis Maragha folgen sollten. Wir nahmen unsern Weg in nordöstlicher Richtung, und passirten mehrere Kurdendörfer, davon eins der größern Kara Kischlach, 3 Stunden von Nagadeh. Nahe bei diesem Dorfe fanden wir eine Sauerquelle, ganz ähnlich denen bei Maragha und Deh Chargan, stark gemischt mit Arkalien und Kohlensäure. Auch hier versteinert das Wasser rund umher, und man würde wohl beim Nachgraben denselben Marmor finden, wie bei Deh Chargan. Mehrere kegelförmige Hügel nahe dabei mit denselben Versteinerungen rings herum zeigen an, daß sich das Wasser seinen Ausfluß wiederholt vermauert, und dann immer wieder einen Ausgang suchen muß, um einen neuen Hügel zu bauen. — Die kurdischen Dörfer haben, so wie ihre Einwohner, ein schmutziges, finsteres und armes Aussehen, weit mehr als die persischen. Die Dächer ihrer Häuser hatten sie an einigen Orten mit geflochtenem Schilf bedeckt, die Häuser selbst an Erderhöhungen und kleinen Hügeln angebaut, so daß solche nur Erdhütten waren, da von drei Seiten die Erde die Mauer bildete. Das Hervorstechende in ihrer Kleidung

ist die Kopfbedeckung. Keiner trägt eine persische Mütze, sondern kleine Mützchen, die mit einem baumwollenen Tuche von blauer, rother und weißer Farbe so umwunden sind, daß der Rand derselben mit den Franzen über einen Theil des Gesichts herunter hängt, was ein wildes Aussehen gibt. Daß übrigens diese Helden mit ihrem wilden und kühnen Blick doch für Furcht recht wohl empfänglich sind, hatten wir mehrere Mal Gelegenheit zu beobachten; würden sie nicht so sehr gefürchtet, so würden sie sich mehr fürchten. Die Kurden, welche wir hier sahen, gehören zu den ganz Unterworfenen; ob es sich mit dem südlichen hier angrenzenden, in ein schönes Thal sich hineinziehenden kurdischen Distrikte Sobulach eben so verhält, ist mir unbekannt. Vom Soldus-Distrikte kamen wir in den zum Distrikte Maragha gehörenden Kreis Miandab. Die alte Stadt dieses Namens blieb uns zur Rechten; ein Weg führt auch durch sie, er ist aber weiter, muß jedoch im Frühjahr und zur Regenzeit eingeschlagen werden, weil der untere Weg, den wir ritten, alsdann zum Versinken morastig ist. Miandab bedeutet „zwischen den Wassern,“ und der Kreis heißt so, weil er von den beiden Flüssen Tataus und Tschegatun begrenzt wird.

Geraume Zeit, ehe wir den erstern Fluß erreichten, hatten wir uns verirrt, und ritten lange an den hohen Ufern umher, um einen Durchgang zu finden; wir kamen endlich an eine Stelle, wo derselbe möglich schien, allein unsere Asiaten wollten es nicht wagen, bis wir ihnen durch Beispiel den Weg zeigten. Das Dorf Tschilig, auf das wir lossteuerten, sahen wir nun bald in der Ferne vor uns liegen, und konnten das Ziel wenigstens nicht mehr verfehlen. Die hiesige Gegend muß sehr selten bereist, und der Weg gewöhnlich über Selmas eingeschlagen werden, denn Niemand von denen, welchen wir begegneten, konnte uns weitere Auskunft geben, als über die zunächst bei einander gelegenen Dörfer. Die Nacht brach eben ein, als wir das

Dorf erreichten. Wir waren von früh bis jetzt nicht vom Pferd gekommen, und verlangten nach Speise und Ruhe; aber erst um 10 Uhr in der Nacht kamen unsere Lastpferde mit den Lebensmitteln und unserem Bettzeug, denn auch der Dscherwedar hatte den Weg verloren. Die zweite Hälfte unserer Tagreise ging bis nahe ans Dorf durch lauter ausgetrocknete Moräste, die theils mit Schilfröhren, theils, wo der Boden besser ist, mit mannshohem Grase überwachsen sind. Ein günstiges Waideland, aber für Menschen äußerst ungesund, denn im Frühjahr füllen sich die Moräste, wenn der See steigt, wieder auf, und verpesten beim allmähligen Austrocknen im Sommer durch ihre Dünste die Luft. — In Tschilig, das dem Prinzen Melik Kasem gehört, trafen wir die Hälfte seiner Familie, die in dieser vorgerückten Jahreszeit wohl deßwegen kampirten, weil kaum ein gutes Haus im Dorfe zu finden seyn dürfte.

Oktober 27. Von Tschilig ritten wir heute nach dem 7 Aghadsch entfernten Maragha. Die erste Hälfte des Wegs war ziemlich unbebaut, hatte aber treffliche Waide. Bei Julchunli, einem schönen Dorfe, das dem Kaimakam gehört, fing die Kultur des Bodens wieder an, und wurde immer besser, als wir östlich bei dem großen und befestigten Dorfe Binab durch einen sich hier herausdringenden Gebirgszweig nach der Ebene Maragha's einlenkten. Wir kamen hier an mehreren schönen und großen Dörfern, wie Sowara und Cholschumir vorbei. — Maragha ist ein sehr belebtes Städtchen, hat viele und große Gärten um sich her; seine Lage aber, hinter einem Hügel verborgen, ist unangenehm. Wir mietheten ein Zimmer in einer großen Karawanserei, und benützten die übrige kurze Zeit des Tages, einige alte Merkwürdigkeiten, wie das Grabmal Halagu Chans, Enkel des Tschengis Chans, so wie das unter seiner Regierung erbaute Observatorium aufzufinden und zu sehen. Die Zeit war aber zu kurz, und wir hatten Mühe, jemand zu finden, der uns einige

Auskunft darüber hätte geben können. Endlich brachte uns ein Muhamedaner zu einem alten, hohen, runden von Backsteinen erbauten Thurm, der aber mit dem Hof eines Hauses verbunden war. Nur Weiber waren zu Hause; sie ließen uns nach einigem Zaudern ein, konnten aber nicht begreifen, was wir an dem alten Thurm zu beschauen hatten, und es wurde ihnen sichtbar bange. Der untere Theil des Thurmes wurde als Stall, der obere als Taubenschlag gebraucht. Von einem Grabstein innerhalb des Thurmes mit arabischen Inschriften konnten wir nur etwa ein Viertheil sehen, denn das Uebrige war mit Stroh und Heu verdeckt.

Oktober 28. Da wir heute einen Weg von 8—9 Aghadsch vor uns hatten, so brachen wir noch bei Nacht auf, und ritten, wie wir in nordöstlicher Richtung nach Maragha herangeritten waren, so wieder in nordwestlicher über eine Hügelzweigung auf die untere Tebriser Straße zurück, bis nahe an den See. Dieser gewährte uns mit seinen verschiedenen Inseln und den jenseitigen Kurdenbergen im Morgenglanz der Sonne aufs Neue einen prächtigen Anblick. Einige der kleinen Inseln erschienen ganz weiß, ohne Zweifel vom vielen Salz, das sie absetzen. Ob man einigen Nutzen von ihnen zieht, ist mir unbekannt, aber auf der größten Insel, die mehrere Aghadsch lang und eine breit ist, sollen ein Paar muhamedanische Dörfer seyn. Nahe hinter dem Dorfe Schikamin, ungefähr zwei Aghadsch von Deh Chargan, stießen wir auf die Hauptquellen, welche durch ihre Versteinerungen den Tebriser Marmor liefern. Einige derselben haben ein Becken von 10—40 Schuh im Umfang; der Abfluß des Wassers färbt die Erde weiß, die Versteinerungen sind oben grau, gehen weiter unten über ins Dunkelbraune, Hellbraune, und endlich in gelblich-weißen, röthlich-weißen, grünlich-weißen Marmor, der aber nicht sehr hart ist, und leicht splittert. Das Wasser ist lau, schmeckt stark nach Soda, und musirt beim Aufsteigen. Viele Hügel und mehrere

ganz kraterförmige sind umher, deren manche durch diese Quellen mögen gebildet seyn. Von Marmor wird nur wenig Gebrauch gemacht, auch der Bruch desselben sehr kunst- und regellos betrieben. Bei Einbruch der Nacht erreichten wir das große Dorf oder Städtchen Deh Chargan, ein Kreisort unter Maragha. Wir logirten uns in eine hübsche und neuerbaute Karawanserei, deren Buden schon alle geschlossen waren. Das Städtchen soll 500 Häuser haben, wie man uns sagte; übrigens darf man sich auf solche Nachrichten, die von den bestunterrichteten Leuten oft nur sehr ungefähr gegeben werden, nicht viel verlassen. Ich fand mich vom heutigen Ritt so erschöpft, daß ich erst ein Stündchen schlafen mußte, ehe ich etwas essen konnte, obwohl wir nur sehr wenig auf dem Pferde heute genossen hatten.

Oktober 29. Von dem hübschen und fruchtbaren Deh Chargan eilten wir wir heute mit Tagesanbruch in das sandige und steinigte Tebriserthal einzubiegen, und unsere dermalige Heimath zu erreichen. Wir legten auch die 6 Aghadsch, die wir zu machen hatten, bis Nachmittags um 2 Uhr zurück, indem wir uns die besten Pferde nahmen, und unsere Leute zurückließen.

Der HErr sey gepriesen, der den Hauptzweck unserer Reise uns so schön gelingen ließ, uns gesund erhielt, und uns auch die Unsrigen in erträglicher Gesundheit antreffen ließ. — Es machte mir viel Freude, mein Scherflein zur Einleitung des ersten interessanten Missionsversuches unter den Nestorianern mit beizutragen. Auch diese Mission wird durch manche rauhe Bahn zu brechen haben, aber sie ist dessen ungeachtet vielversprechend, denn obgleich die Nestorianer vielen Aberglauben und kein Leben aus Gott unter sich haben, so können sie doch nicht mit Unrecht „die Protestanten des Orientes" genannt werden, und stehen den evangelischen Kirchengemeinschaften am nächsten unter allen morgenländischen Christen, was sie selbst anerkennen, und sich uns näher zu fühlen scheinen. Die Verachtung, welche

ihnen von Katholiken, Griechen und Armeniern widerfährt, mag ihnen auch ein Antrieb werden, sich da näher anzuschließen, wo man ihnen mit Freundschaft und Liebe entgegen kommt.

Es that mir leid, auf dieser Reise nicht mehr auf der einen Seite für Untersuchung, und auf der andern für die Bekanntmachung der Wahrheit wirken zu können, allein der Hauptzweck meines Freundes, dem ich nur als Begleiter folgte, forderte große Vorsicht, und die vorgerückte Jahreszeit, so wie die Arbeiten zu Hause, und die Umstände unserer Familien verlangten Eile. Wir hatten nicht gehofft, daß es möglich seyn würde, in dem kurzen Zeitraum von 14 Tagen einen passenden Lehrer zu finden, ja es ließ sich überhaupt zweifeln, ob die Sache nur ausführbar seyn werde; um so mehr müssen wir nun die nicht zu verkennende gnädige Vorsehung unseres HErrn und Gottes preisen, welche Alles so freundlich und erwünscht leitete, und uns vor jeglichem Unglück bewahrte. Selbst das Wetter war so günstig, als wir nur hätten wünschen mögen. Bei Tage war es zwar noch sehr heiß, und bei Nacht kalt, allein die erwartete Regenzeit, welche uns die Reise außerordentlich erschwert hätte, blieb aus. Nachrichten, welche ich da und dort über die Kurden, ihre Sprache, Kenntnisse u. s. w. einzuziehen mir Mühe gab, fielen zu unbefriedigend aus, als daß ich sie speziell hätte namhaft machen mögen. Ihre Sprache halten die Perser da für am schönsten, wo sie am meisten mit Persisch gemischt ist, denn das Kurdenvolk selbst und ihre Sprache wird von ihnen als barbarisch verachtet und verlacht. Gelehrte Mullahs, die Arabisch und Persisch neben ihrer Muttersprache verstehen, soll es in den Städten geben. Ich halte dafür, daß die Kurden so wie die Bergvölker des Kaukasus, in ihrem rohen und wilden, aber auch nicht verkünstelten und verbildeten Zustand des Verstandes und Herzens für die Wahrheiten empfänglicher seyn möchten, als die Perser und Türken, von denen die Erstern die Wahrheit aus dem Verstande wegphilosophiren, und Letztere ihr natürlich religiöses Gefühl im Koran ersticken.



Beilage IV.

Bericht-Auszug

über die im April dieses Jahres zu Paris Statt gehabte Missions-Conferenz.

Vorbemerkung.

Verschiedene für den stillen Entwicklungsgang unseres evangelischen Missionswerkes einflußreiche Gegenstände, unter denen sich unser erste Missionsversuch auf der kanaresischen Küste Indiens, verschiedene freundliche Anerbietungen zur Erweiterung unserer Missionsarbeiten daselbst, der Besuch des lieben Herrn Groves und die von demselben erhaltenen Mittheilungen und Ermunterungen, so wie die bedenkliche Lage unserer drei Brüder in Palamkottah auszeichneten, hatten unserer Committee schon seit einiger Zeit den Wunsch nahe gelegt, an einem dritten Orte, wofür Paris als der passendste genannt wurde, eine Zusammenkunft mit einigen Abgeordneten der verehrten bischöflichen Missions-Gesellschaft zu London zu veranlassen, theils um in diesen wichtigen Angelegenheiten im brüderlichen Einverständnisse mit dieser seit 18 Jahren mit uns so nahe verbundenen Gesellschaft zu Werk zu gehen, und theils um aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen die nöthigen Sach- und Lokalkenntnisse für diese Arbeiten zu

gewinnen. Das gleiche Bedürfniß kam uns hiebei von Seiten unserer werthen Londnerfreunde entgegen, und es wurde demnach der 11. April als der Tag des Zusammentretens in Paris mit einigen Abgeordneten aus ihrer Mitte bestimmt. Die Aufträge, welche unsere Committee hiefür zu ertheilen hatte, waren meist nur berathender Natur, wozu sich der aufrichtige Wunsch gesellte, die zarten Bande des Zutrauens und der Liebe noch fester zu knüpfen, welche uns bisher an unsere theuren Brüder in London, und ihr gesegnetes Werk geknüpft hatten, und die fruchtbaren Verhältnisse genauer zu bestimmen, die aus dem Eintritt einer wachsenden Anzahl unserer geliebten Missionszöglinge in die Dienste ihrer Missionsgesellschaft für sie und für uns sich immer einflußreicher gestalten.

Montags den 6. April 1835 reiste ich (der Berichterstatter, Inspektor Blumhardt) in Begleitung des lieben Bruders Büchelen, den mir unsere Committee als Gehülfen mitzugeben die Güte hatte, im Namen unseres Gottes mit den Aufträgen derselben, welche zunächst in einer Reihe von Erkundigungsfragen bestanden, nach Paris ab, wo wir nach einer viertägigen glücklichen Reise am 9. dieß wohlbehalten eintrafen.

Nach einigen Besuchen bei christlichen Freunden dieser Stadt gelang es uns, am 11. Nachmittags die beiden Abgeordneten aus London, Herrn Dr. Coates, den Geschäftsführer der bischöflichen Missionsgesellschaft, so wie den wackern Herrn Oberst Phipps, ein thätiges und erfahrungsreiches Mitglied ihrer Committee, in dem Hôtel Meurice, rue Rivoli anzutreffen. Die Freude des Wiedersehens war groß, und ein gemeinschaftliches Gebet zum HErrn stimmte unsere Herzen zu dem inbrünstigen Verlangen, in unsern gemeinschaftlichen Berathungen nichts zu suchen, und nichts ins Auge zu fassen, als was mit dem guten, wohlgefälligen und vollkommenen Willen Gottes zusammenstimmt, und uns in

allen

allen Stücken vom Lichte des göttlichen Wortes, von den Winken des heiligen Geistes, und dem einfältigen Glaubensblick auf die Förderung des Reiches Christi unter den Heiden im Laufe unserer Berathungen als Knechte des HErrn leiten zu lassen.

Der theure Herr Coates drückte in dieser ersten Zusammenkunft die herzlichen Liebesgrüße seiner Committee, so wie den aufrichtigen Wunsch derselben aus, in zarter Liebesgemeinschaft und rückhaltsloser Offenheit Hand in Hand mit den Gliedern unserer evangelischen Missions-Committee vorwärts zu ziehen, und das segensreiche, und durch frohe und trübe Erfahrungen bewährte Band treuer Bruderliebe immer fester zu knüpfen, das die Hand Gottes seit einer langen Reihe von Jahren um beide Gesellschaften und ihr gemeinschaftliches Werk geschlungen, und mit so vielen Beweisen der göttlichen Gnade gekrönt hat. Als Hauptblick unseres Zusammentretens nannte dieser theure Freund das redliche Verlangen, in dem Werke des HErrn in kindlicher Glaubenseinfalt und brüderlichem Einverständnisse vorwärts zu ziehen, und uns über seine Förderung zu freuen, durch wen es auch dem HErrn wohlgefalle, solche auszuführen; uns einander wechselseitig durch Rath und That brüderlich in diesem Werke zu unterstützen, und die gereiften und probehaltigen Erfahrungen dankbar zu benützen, welche auch von Andern, unsern Herzen theuren Knechten des HErrn, auf den Missionsgebieten gemacht worden sind, und in Zukunft gemacht werden sollten.

Inspektor Blumhardt drückte die gleichen Empfindungen aufrichtiger Bruderliebe von Seiten unserer Missions-Committee und seine herzliche Freude über die offene Darlegung dieses Sinnes aus, zu dem auch wir uns freudig zu bekennen uns gedrungen fühlen, indem wir von Herzen wünschen, daß in dem heiligen Missionswerk alle Kinder Gottes auf Erden in allen

Kirchen-Gemeinschaften und unter allen Parthien je mehr und mehr zu einem Sinn und Geiste vereinigt werden mögen.

Die Londner Freunde theilten uns hierauf schriftlich die Instruktion mit, welche sie von ihrer Committee unter dem 7. April für die vorliegenden Verhandlungen empfangen hatten, aus denen hier der Hauptinhalt beigefügt ist.

1. Unserer Committee macht es großes Vergnügen, Euch, geliebten Brüdern, den Auftrag zu ertheilen, mit Abgeordneten der Basler Missions-Gesellschaft zu Paris zusammenzutreffen, und mit denselben die besten Wege und Mittel zur Förderung unseres gemeinschaftlichen Endzweckes, die Verbreitung des Königreiches unseres Erlösers auf der Erde, und noch in besonderer Beziehung die tauglichste Weise so wie die empfehlungswerthesten Wirkungskreise für die Anlegung deutscher Missionsstellen in Indien zu berathen.

2. Bei eurem Zusammentreffen mit unsern christlichen Freunden aus Basel werdet Ihr die Gelegenheit benützen, denselben die Freude auszudrücken, mit welcher unsere Committee ihre Einladung zu dieser brüderlichen Zusammenkunft aufgenommen hat. Persönliche Berathungen dieser Art haben wir schon mehreremale früher als höchst heilsam in ihren Wirkungen erfahren dürfen, und wir sind voll freudiger Zuversicht, daß unter dem Segen Gottes auch dieser Zusammentritt dazu mitwirken wird, die Bande christlichen Einverständnisses und warmer Bruderliebe immer fester zu knüpfen, durch welche die treuen und in Geduld beharrlichen Glieder der Kirche in Christo, ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte, zusammengehalten werden, während sie in einer Welt voll Abfall und Sünde als Knechte dem Werke Christi dienen.

3. In Hinsicht auf das Verlangen unserer theuren Brüder in Basel, für ihre Missionsarbeiter in Indien die tauglichsten Wirkungskreise aufzusuchen, wird es

sich unsere Committee zur Pflicht und Freude machen, alles, was sie zu thun vermag, gerne anzuwenden, um die Missionsversuche derselben zu erleichtern. Das Feld, das in Indien für menschenfreundliche Unternehmungen dieser Art offen steht, ist unübersehbar weit, und mehr als groß genug, um allen bestehenden Missions-Gesellschaften unserer Tage die ausgedehntesten Wirkungskreise darzubieten. Dabei räth es die Pflicht und Klugheit, bei der Anlegung neuer Missionsstellen gewisse natürliche Beziehungen und Rücksichten nicht aus dem Auge zu verlieren, welche bei Eurer Zusammenkunft in Paris umständlich berathen zu werden verdienen.

4. Ein Hauptgrundsatz, in welchem unsere verehrten Baslerfreunde mit unserer Committee gerne einverstanden seyn werden, besteht unstreitig darin, daß Missionsstellen verschiedener evangelischer Missions-Gesellschaften nicht so nahe neben einander angelegt werden, daß bei denselben Einmischungen in die Arbeitskreise Anderer und hemmende Verwicklungen befürchtet werden müssen. Die Erfahrung der Missions-Geschichte enthält das genügende Zeugniß für die Behauptung, daß brüderliche Harmonie und freundliches Zusammenwirken unter Mitarbeitern in dem gleichen Weinberge nur alsdann mit Sicherheit erzielt werden kann, wenn ihre Arbeitsstätten in solchen Zwischenräumen liegen, durch welche eine Einmischung in Arbeitskreise Anderer und der Wiederstreit verschiedenartiger Ansichten und Maßregeln möglichst verhütet wird. Es hat dem HErrn in seiner unendlichen Weisheit wohlgefallen, den köstlichsten aller seiner Schätze, den Auftrag nämlich, verirrte Menschenseelen zu Christo hinzuführen, Menschen anzuvertrauen, welche von Natur zum Irrthum geneigt und mit Schwachheiten umgeben sind; und obgleich Er durch seinen Geist immerdar bereit ist, sie mit demjenigen Maße freundlicher und verträgsamer Liebe zu erfüllen, das vollkommen zureicht in der Uebereinstimmung

der Liebe sein Werk gemeinsam zu treiben, so ist es dennoch sein Wille, daß wir bei der Arbeit für seine Kirche diejenigen Mittel und Wege anwenden, welche dem Zustande der Menschennatur und der weisen Vorsicht gemäß sind. Nach der Ueberzeugung unserer Committee wird demnach die Gesellschaft zu Basel wohl thun, ihre Aufmerksamkeit auf solche Gegenden Indiens hinzulenken, welche von den Arbeitern anderer Missions-Gesellschaften bis jetzt noch nicht besetzt worden sind, und in welchen ihre Missionsversuche ungehindert in der weitesten Ausdehnung begonnen werden können, ohne dabei Gefahr zu laufen, allzufrühe mit den Wirkungskreisen anderer Gesellschaften in Berührung zu kommen.

5. Aus diesem Grunde erscheint uns die Anlegung einer Missionsstelle zu Soonamuki in Bengalen, wie sie unsern Freunden zu Basel vorgeschlagen wurde, nicht tauglich zu seyn, da diese Stelle zwischen zwei Missions-Stationen mitten inne liegt, welche die kirchliche Missions-Gesellschaft bereits besetzt hat. Da sie unter dem Beistande Gottes ihre Arbeitskreise daselbst immer weiter auszudehnen gedenkt, so dürfte jener ganze Distrikt am Ganges als ein Heidenland zu betrachten seyn, dessen Anbau von den Knechten des HErrn bereits in das Auge gefaßt worden ist.

Dagegen glaubt unsere Gesellschaft, unterstützt durch die Mittheilungen sachkundiger Freunde, welche mit dem nördlichen Indien wohl bekannt sind, unsern Freunden in Basel die Besetzung folgender Stellen als vorzugsweise empfehlungswerth nennen zu dürfen:

a.) Patna, eine sehr große Stadt am Ganges, 32 deutsche Meilen von Calkutta entfernt, welche eine Bevölkerung von 200,000 Seelen in sich faßt. Unsere Gesellschaft hat daselbst eine Zeit lang einen Catechisten angestellt, auch hat der verehrte Prediger Start, unabhängig von jeder Missions-Gesellschaft, eine Arbeitsstelle für sich dort aufgesucht.

Sollte die Gesellschaft zu Basel es für zweckmäßig erachten, eine Missions-Station in dieser volkreichen Stadt aufzurichten, so würde unsere Committee ohne Schwierigkeit ihren bisherigen beschränkten Zusammenhang mit Patna aufgeben.

b.) Einen andern mächtigen Wirkungskreis bietet der Distrikt Boglipore am Ganges dar, welcher über 2,000,000 heidnischer Einwohner in sich faßt, indeß die Stadt Boglipore selbst etwa 30,000 Seelen in sich begreift. Dieses große Arbeitsfeld ist bis jetzt von christlichen Missionarien noch gar nicht berührt worden. Nicht minder empfehlungswerth für christliche Missionsarbeiten ist

c.) der Distrikt Chittagong am nordöstlichen Ende Bengalens, der an Arrakan und Burmah angrenzt, und 120,000 Einwohner in sich faßt. Zwar hat unsere Gesellschaft in neuerer Zeit Gelegenheit gefunden, mit diesem anziehenden Distrikte in Berührung zu treten, allein sie würde bereitwillig auf ihre Missionsarbeiten daselbst verzichten, wenn unsere Freunde zu Basel diesen wichtigen Wirkungskreis zu besetzen für zweckmäßig erachten sollten.

Wir heben diese empfehlenswerthen Missionsstellen aus dem Grunde namentlich hervor, weil wir voraussetzen, daß die Gesellschaft zu Basel ihr Augenmerk gegenwärtig vorzugsweise auf das nördliche Indien hingerichtet habe; indem wir hiebei unsere schon früher ausgesprochene Ueberzeugung aufs Neue wiederholen, daß aus mehr als einem Grunde die volkreichen, von evangelischen Missionarien bis jetzt noch gänzlich unbesetzten Länder des westlichen Indiens mehr als jeder andere Theil Hindostans geeignet seyn dürfte, von deutschen Missionarien besetzt zu werden, indem dort der Raum unendlich weit, das Bedürfniß unaussprechlich groß, und der Zutritt zu den heidnischen Völkern jener Länder in jeder Beziehung offen und ungehindert ist.

Noch möchten wir Euch

6. Zum Schlusse den Wunsch unserer Gesellschaft ausdrücken, mit unserem Freunde B. aus Basel, der seit einer Reihe von Jahren mit unserem gemeinschaftlichen Werke genau vertraut ist, über jeden von demselben eröffneten Gegenstand in nähere Berathung einzutreten, welche dahin zielt, die Verbindung des Vertrauens und der Liebe zu stärken, welche seit so langer Zeit und auf eine so gesegnete Weise zwischen beiden Gesellschaften bestanden hat. Wir unserer Seits sind von Herzen bereit, jeder Maßregel mit Freuden beizutreten, welche geeignet seyn dürfte, dieses wünschenswerthe Ziel zu befördern. Auch sind wir vollkommen überzeugt, daß er und seine theuren Mitarbeiter denselben Sinn und Geist aufrichtiger und treuer Bruderliebe uns entgegen tragen.

„Möge der Gott aller Gnade mit Euch und Euern Berathungen seyn, und Euern Zusammentritt mit unsern geliebten Freunden in ein fruchtbares Mittel verwandeln, der Verherrlichung Seines Namens unter den Völkern der Erde neue Bahnen zu bereiten. Wir werden Euch dabei mit unsern Gebeten unterstützen und zum HErrn flehen, daß Euer Eingang und Ausgang reichlich von Ihm gesegnet seyn möge."

Wir nahmen hierauf Veranlassung, einige der hauptsächlichsten Gesichtspunkte kürzlich herauszuheben, welche laut des von unserer Committee ertheilten Auftrages Gegenstand weiterer brüderlicher Berathungen werden dürften, indem bemerkt wurde, daß es unserer Committee beim Ausdruck ihrer Einladung zu einem persönlichen Zusammentritt mit den Abgeordneten der verehrten kirchlichen Missions-Gesellschaft hauptsächlich angelegen sey:

1.) Mit der Stellung genauer bekannt zu werden, in welcher sich unsere in die Dienste ihrer Gesellschaft in Indien eingetretenen Brüder auf ihren verschie-

denen Missionsposten daselbst befinden, und unsere brüderlichen Hände darzubieten, um im Einverständnisse mit der verehrten kirchlichen Missions-Gesellschaft jedes etwaige Hinderniß ihrer Missions-Thätigkeit daselbst unter Gottes Beistand zu beseitigen, indem wir

2.) das Bedürfniß in uns fühlen, von unsern geliebten Freunden in London die angemessene Art und Weise zu erfahren, wie die von christlichen Wohlthätern in Indien unserer Gesellschaft angebotenen Unterstützungen auf die zweckmäßigste Art zur Förderung des evangelischen Missionswerkes in Anwendung gebracht werden möchten; indem

3.) unserer Committee zu Basel viel daran gelegen sey, den erfahrungsreichen Rath unserer Londner Freunde zur angemessenen Führung unserer eigenen schwachen Missionsversuche in Indien in Empfang zu nehmen, und so weit es die eigenthümlichen Verhältnisse beider Gesellschaften gestatten, zwar unabhängig von einander und selbstständig, aber dabei im Geiste treuer Bruderliebe' und wechselseitiger aufrichtiger Berathung, das Missionswerk in Indien zu betreiben; indem endlich

4.) unsere bisherige, von Gottes Hand so augenscheinlich gesegnete Verbindung mit der verehrten kirchlichen Missions-Gesellschaft zu London, in ihrer wachsenden Entwicklung so mancherlei folgenreiche Verhältnisse zum Vorschein bringe, die einer offenen persönlichen Berathung bedürfen, bei welcher auch die Glieder unserer Gesellschaft eben so wie sie selbst von dem gleichen Verlangen beseelt seyen, daß unter Gottes Beistand, die wichtigen Grundzüge, in denen sich das Missionswerk der Kirche Englands gegenüber in unsern Tagen darstellt, genauer entwickelt, die Grenzlinien der Verhältnisse beider zu einander in gemeinsamer Berathung möglichst bestimmt, und auf diese Weise feste Grundlagen

gewonnen werden möchten, auf welchen ohne fremdartige Einmischung und ohne hemmende Beschränkungen, für das Pflanzungswerk der Kirche Christi in Indien unter Gottes Segen ein fröhliches Gedeihen erwartet werden dürfe.

Hiemit wurde die erste Conferenz geschlossen, und die Fortsetzung derselben auf Montag den 13ten dieses festgesetzt.

Zweite Conferenz.

Montag den 13. April.

Nach gemeinschaftlichem Gebet drückte Herr Coates den Wunsch aus, daß das Missionsbeginnen unserer evangelischen Missions-Gesellschaft in Indien zuerst in gemeinschaftliche Berathung gezogen werden möchte; worauf der hierauf sich bezügliche Theil ihrer Instruktion noch einmal verlesen, und die Bemerkung gemacht wurde, daß Herr Obrist Phipps, welcher 24 Jahre seines Lebens in Indien zugebracht, und in dieser Zeit die mannigfaltigste Gelegenheit gefunden habe, alle Theile Indiens, und den Zustand der dortigen Völker, so wie der unter ihnen arbeitenden Missionarien persönlich und genau kennen zu lernen, vollkommen im Fall seyn dürfte, unserem Beginnen mit seinem freundlichen Rathe entgegen zu kommen. Ich ergriff diese Veranlassung, den Abgeordneten im Namen unserer Committee die Gefühle der Dankbarkeit für die Bereitwilligkeit auszudrücken, womit ihre Committee in der Instruktion dem schwachen Beginnen unserer Gesellschaft mit Rath und That entgegen trete, und die Ergebnisse kurz mitzutheilen, zu welchen uns unsere bisherigen Nachforschungen, und besonders in der jüngsten Zeit die umständlichen Mittheilungen des Herrn

Young und Groves über diesen wichtigen Punkt geführt haben. Diesen Mittheilungen sowohl als den neuesten Nachrichten zufolge, welche wir von Mangalore aus von unsern drei dort glücklich gelandeten Brüdern kürzlich erhalten haben, scheine sich das canaresische Volk auf der westlichen Küste Indiens, das sich nicht blos über die Canaraküste, sondern auch über den größern Theil des Reiches Mysore, so wie des nördlich gelegenen Mahrattenlandes ausdehnt, vorzugsweise für deutsche Missionsunternehmungen zu eignen, indem mit dem kräftigen Charakter des Volkes und der ungehinderten Zugänglichkeit desselben für den christlichen Religions-Unterricht, dem gesunkenen Einflusse der Brahminenkaste, dem verhältnißmäßig gesunden Klima des Landes, und den frühern Vorarbeiten katholischer Missionarien, sich noch so manche andere Umstände vereinigen, welche gerade dieses Volk der besondersten Aufmerksamkeit unserer deutschen Brüder werth machen, wozu der weitere Umstand hinzutrete, daß noch kein protestantischer Missionar in die Mitte desselben getreten sey, und nie irgend eine Collision mit den Arbeitern befreundeter Missions-Gesellschaften dort zu befürchten seyn wird.

Die Abgeordneten drückten hierüber ihre vollkommene Zustimmung und ihre freudige Zuversicht aus, daß gerade unter diesem Volke die geeignetsten Wirkungskreise für unsere evangelische Missions-Gesellschaft gefunden werden dürften, und daß sie uns zu solcher Wahl von Herzen Glück wünschen; und dieß um so mehr, da in der neuesten Zeit verschiedene Umstände eingetreten seyen, welche gerade diese Länder vorzugsweise beachtenswerth machten, indem von Seiten der katholischen Kirche daselbst kein bedeutender Widerstand zu fürchten sey, und die bereits vorliegenden Bearbeitungen der canaresischen Sprache zum Missionsgebrauche wichtige Förderungsmittel für die Pflanzung des Evangeliums darbieten, wie sehr auch der katholische Missionar Du Bois an der Möglichkeit der Bekehrung dieses

Volkes zum Christenthum verzweifelt habe; daß sich gerade auf dieser Küste in den Bezirks- und Seestädten eine schöne Anzahl christlicher Missions-Beförderer befinde, welche durch ihren Rath, ihren Einfluß und ihre Mitwirkung mit Freuden jeden evangelischen Missions-Versuch in jenen Gegenden kräftig unterstützen werden; daß, einige Sommermonate ausgenommen, diese Küste das ganze Jahr hindurch den Schiffen zugänglich sey, und daß durch die bereits glücklich durchgeführte Anlegung einer Dampfschifffahrt durchs mittelländische und rothe Meer, wo immer am 1sten jeden Monats von London aus ein Dampfschiff nach Bombay abgehe, jene ferne Küste unserem deutschen Continente um die Hälfte des Weges und der Zeit näher gebracht, und die wechselseitigen Mittheilungen auf eine erstaunliche Weise beschleunigt worden. Mit diesen Aeußerungen verband Herr Coates aufs Neue die Versicherung seiner herzlichen Bereitwilligkeit, nicht nur den regelmäßigen Briefwechsel mit unsern Brüdern und die etwaigen Bestellungen ihrer Bedürfnisse, sondern auch die Einschiffung neuer Missionarien und die Berichtigung ihrer Verhältnisse zur Regierung mit Freuden besorgen zu wollen. Letzteres nahmen wir um so mehr mit Freuden an, da wir von ihm erfuhren, daß eine Art von Verbürgung von Seiten eines achtbaren englischen Bürgers erforderlich ist, wenn für einen Ausländer die nöthige Lizenz zum Aufenthalte im brittischen Indien von der ostindischen Compagnie gewonnen werden soll. Nicht minder ist der Umstand bemerkenswerth, daß nach der Ansicht unserer englischen Freunde die deutschen Brüder, welche unsere Committee nach den westlichen Küsten Indiens auszusenden gedenkt, eben keines längern Aufenthaltes in England zur Erlernung der englischen Sprache bedürfen, sondern mit dem Englischen, das sie im Hause lernen, auf ihren indischen Missionsposten wohl ausreichen mögen.

Nach diesen Erörterungen kamen die Vorschläge zur nähern Erwägung welche uns zur Anlegung von Missionsstellen in den Instruktionen unserer Freunde im Norden Bengalens gemacht wurden.

In Hinsicht der Anerbietungen einiger christlichen Freunde Indiens, Soonamuki betreffend, bemerkte ich, daß unsere Committee selbst das Unpassende dieser Stelle für deutsche Missionarien eingesehen habe, und deßhalb darauf verzichte; daß wir aber wünschen müssen, daß die freundlichen Einladungen der dortigen Wohlthäter von Ihrer Committee benützt, und einer oder zwei unserer deutschen Brüder von Ihnen dorthin gesendet werden möchten, um dem lieben Bruder Weitbrecht Gehülfen zur Seite zu stellen, welche mit ihm in Sinn und Lebensweise einverstanden sind.

Die hülfreichen Anerbietungen des Herrn Predigers Start in Patna anzunehmen, fanden die beiden Abgeordneten der Sache selbst und unserer Stellung sehr angemessen, sobald unsere Committee von der Voraussetzung ausgehe, daß die dargebotene Hülfreichung nur eine einstweilige sey, und daß früher oder später dieser Posten auf unsere Missionskasse zurückfalle, indem auch ihrer Gesellschaft schon öfter Anerbietungen dieser Art gemacht worden seyen, welche indeß nach wenigen Jahren bei der Versetzung oder dem Tode der Wohlthäter aufgehört haben. Mit meiner Bemerkung, daß die Sache der nähern Erwägung unserer Committee vorgelegt, und deßhalb ein Briefwechsel mit Herrn Start zuvor geführt werden solle, waren sie vollkommen einverstanden.

Bei dem von ihnen gebilligten Grundsatze, unsere geringen Kräfte nicht an zu vielen Missionsstellen zu zersplittern, und daher unsere Blicke vorerst nicht weiter als auf das canaresische Volk Indiens auszudehnen, konnte natürlich in weitere Erörterungen über die übrigen, von der Londner Committee empfohlener Missionsstrecken am Ganges und jenseits dieses Flusses nicht

eingetreten werden, um unsere Blicke nicht im leeren Raume zu verlieren, da uns erst der Gnadenrath unseres Gottes zeigen wird, was in den künftigen Tagen in Indien von unserer Gesellschaft geleistet werden soll. Um so mehr lag es mir am Herzen, mehr in den Geist und in das innere Wesen der Missionsthätigkeit mit unsern Betrachtungen hineinzutreten, und frei und unverholen die Ansichten zu nennen, welche unser theure Freund, Herr Groves, kürzlich in Hinsicht auf den äussern Bestand der indischen Missionen geltend zu machen suchte.

Es kam der angebliche Wohlstand und herrische Ueberfluß zur Rede, welcher sich in der Lebensweise mancher Missionarien Indiens kund thun soll, und es wurde auf das Gefahrvolle für den Charakter des christlichen Missionars, und das Schuldvolle in der Anwendung christlicher Gaben aufmerksam gemacht, welches in solchem Falle als ein Krebsschaden an der Missionssache haften würde. Die beiden Abgeordneten waren mit uns in dem Grundsatze vollkommen einverstanden, daß möglichste Sparsamkeit und Beschränkung auf das Nothwendigste die Grundlage in der Lebensweise eines christlichen Missionars seyn müsse, welche dem Missionsberufe gezieme, wenn das Werk des göttlichen Geistes in ihm bewahrt werden solle. Soll aber diese Sparsamkeit eine christlichweise seyn, so müsse von Seiten der Committee billige Rücksicht auf die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens ihrer Missionarien unter einem brennenden Himmelsstriche genommen werden; und gar Manches, was im Vaterlande als Verschwendung betrachtet werden könne, müsse in einem tropischen Klima als kluge Sparsamkeit erscheinen. Das Leben und die gesunde Thätigkeit eines Missionars stehe ungleich höher als eine kleine Summe von Thalern, welche auf Kosten seiner Gesundheit an seiner Lebensweise vielleicht erspart werden könnten. Eben so wenig dürfe bei diesem Anschlage aus dem

Auge gelassen werden, daß das, was von hundert Europäern in Indien etwa einer ohne Schaden für seine Gesundheit entbehren könne, eben nicht zur Regel der Lebensweise für Alle gemacht, vielmehr der Anschlag der Bedürfnisse auf die schwächern Naturen berechnet werden müsse, indem es ja den Stärkern immerhin frei stehe, wenn sie das, was sie etwa an ihrem nothdürftigen Lebensunterhalte erübrigen, bei tausend vorliegenden Anlässen aus Liebe zum HErrn zum Besten des Missionswerkes freiwillig zu verwenden.

Unentbehrlich sei z. B. für einen Missionar in Indien, um sein Leben und seine Gesundheit zu fristen, eine hohe und geräumige Wohnung, mit einem Schattengange (Verandah), um den Tag über unter den glühenden Sonnenstrahlen kühlenden Schatten zu haben, und arbeiten zu können. Colonel Phipps behauptete aus einer 24jährigen Erfahrung in Indien, daß er früher jedes Jahr den dritten Theil seiner europäischen Mannschaft durch den Tod eingebüßt habe, so lange seine Soldaten in den Hütten der Eingebornen kampirten. Erst als er ihnen in den Feldlagern hohe Gebäude aus Backsteinen aufführen ließ, sey die jährliche Sterblichkeit auf den achten Theil der Mannschaft vermindert worden; und bei angemessener Wohnung wäre ein noch ungleich günstigeres Verhältniß hervorgetreten. — Unentbehrlich für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit eines Missionars in Indien sey ferner der jeweilige Genuß nahrhafter europäischer Speisen, indem der immer triefende Schweiß die körperlichen Kräfte allzuschnell verzehre. Eine weise Sparsamkeit bestehe in Hausgeräthe von hartem Holz, weil das weiche jedes Jahr von der Hitze zerspringe. Auch den Gebrauch des Palankins auf den Reisen könne der Missionar nicht missen, wenn er nicht in träger Ruhe sein Leben zu Hause zubringen wolle. Dieses alles könne dem Fremdling im Lande als Ueberfluß erscheinen, aber es sey nothwendig, wenn die Gesundheit des Missionars

nicht jeden Augenblick gefährdet werden solle. Uebrigens habe er oft fast alle Missionsstellen Indiens besucht, und nichts als sparsame Beschränkung auf das Nothwendigste, wie in den Wohnungen unserer Handwerker, in denselben angetroffen, was auch ihr genau berechneter Unterhalt zum voraus erwarten lasse.

Schließlich waren wir in dem Schlusse von Herzen einverstanden: wir wollen gerne unsere theuren Brüder, die bei noch mangelnder Erfahrung das Missionswerk in Indien auf noch beschränkterm Fuße zu treiben gedenken, mit ihren Versuchen uns voranziehen lassen, und mit dankbarer Liebe an ihrem Beispiele lernen, was die Schule der Erfahrung uns als probehaltig und nachahmungswerth darstellen wird.

(Die dritte und vierte Conferenz war den Berathungen über einzelne Missionsstellen und ihre Arbeiter gewidmet, deren Mittheilung kein allgemeines Interesse haben dürfte.)

In der fünften und den beiden folgenden Conferenzen vom 16. bis 18. April wurde vorzugsweise das wichtige Verhältniß zur genauern Erwägung herausgehoben, in welchem sich das kräftig heranwachsende Missionswerk in Indien zu den neu errichteten Bisthümern der anglikanischen Kirche daselbst befindet. Ein solches Verhältniß findet natürlicher Weise nur für die Missionsstellen der kirchlichen Missions-Gesellschaft in Indien Statt, da die übrigen Missionsarbeiter in diesen Ländern dissentirenden Kirchengemeinschaften angehören, welche vom Einflusse des Bischofes in Indien unabhängig wirken. Gleich von vorne herein wurde die leitende Bemerkung vorausgeschickt, daß die bischöfliche Verfassung der anglikanischen Landeskirche, wie dieselbe ursprünglich zur Zeit der Reformation festgestellt, und in der Kirchenordnung vom Jahr 1603 zum

letztenmal berichtigt wurde, ausschließend auf einen kirchlichen Zustand berechnet sey, wie derselbe in den damaligen Zeiten unter dem englischen Volke Statt fand, und einen solchen Zustand, d. h. bereits gesammelte Christengemeinden in allen Theilen des Landes voraussetze, und daß demnach in den sogenannten Canons der Kirche, welche die äußere Verfassung und das Regiment derselben ordnen, von der heidnischen Missionswelt und der Beziehung dieser Kirchenverfassung auf die eigenthümlichen Bedürfnisse derselben auch nicht von ferne her die Rede sey. Hierauf gründete sich nun der natürliche Schluß, der in der geschichtlichen Fassung der anglikanischen Canons seinen klaren Grund hat, daß von einer durchgängigen Anwendung der englisch bischöflichen Kirchenverfassung auf die Missionsthätigkeit ihrer Mitglieder in Indien oder irgend einem Heidenlande so lange nicht die Rede seyn könne, als nicht von bereits gesammelten, durch einen äußern Verband zusammengehaltenen Christengemeinden daselbst gesprochen werden kann, bei denen in solchem Falle erst die Frage entstehen müsse, ob und in wie weit eine Kirchenverfassung, welche für die Christengemeinden Englands paßt, auch ihren kirchlichen Bedürfnissen zusagen dürfte.

Ueber diesen allgemeinen Grundsatz fand in der englischen Kirche nicht der geringste Zweifel Statt, bis im Jahr 1814 ein eigenes anglikanisches Bisthum für Indien zu Calkutta aufgerichtet wurde. Aber auch jetzt noch war dabei von der indischen Heidenwelt und dem Verhältniß derselben zu dem Bisthume nicht die Rede, vielmehr schien man sich mit dem allgemeinen Grundsatz zufrieden zu geben, daß bei dem indischen Missionsgeschäfte von Einführung irgend einer bestimmten Kirchenverfassung noch nicht die Rede seyn könne, und dieß um so mehr, da seit bald 100 Jahren die älteste Missionsgesellschaft der englischen Hochkirche „zur Beförderung der christlichen Erkenntniß" kein Be-

denken getragen hatte, lutherische Geistliche in ihre Dienste aufzunehmen, und ihnen die Befugniß zu ertheilen, nach den Grundsätzen der lutherischen Kirche ihre liturgischen Einrichtungen unter den neubekehrten indischen Gemeinden zu treffen, und in der Folgezeit ihren Nationalgehülfen die Ordination ihrer Kirche zu ertheilen. So kam es, daß das Bisthum zu Calkutta ohne alle Rücksicht auf die Missionen in der Heidenwelt einzig zu dem Zwecke aufgerichtet wurde, unter den zahlreichen englischen Einwohnern Indiens, so wie unter den englischen Soldaten, welche an verschiedenen Stellen ihre Caplane hatten, das christliche Erbauungsbedürfniß zu befördern, und die äußere Ordnung der Kirche, welcher sie angehörten, unter denselben zu handhaben.

Die ersten Bischöfe Calkuttas hatten eben darum keine Ordinationsbefugniß vom bischöflichen Collegium erhalten, indem sie blos das Bestehende vertreten sollten, und erst dem vierten Bischofe, Heber, wurde durch eine besondere Parlamentsakte dieses Ordinationsrecht für Indien zugesprochen, wobei jedoch der mit der Ordination gewöhnlich verbundene Huldigungseid als nicht erforderlich erklärt wurde. Mit der letztgenannten Bestimmung wurde zugleich der erste Schritt zur Anpassung der englischen Kirchenverfassung auf die indische Missionsthätigkeit gethan, indem dem Bischofe zu Calkutta die Befugniß gegeben ward, auch nichtbrittischen Missionarien die Ordination zu ertheilen, und sie dadurch in ein gewisses Verhältniß zur englischen Kirche zu versetzen.

Aber gerade dieses Verhältniß zum bischöflichen Regimente, das die Ordination auf irgend eine Weise begründen soll, war in seiner Anwendung auf den Missionsberuf bis jetzt ein völlig unbestimmtes Verhältniß, und eben damit der Willkühr des Einzelnen hingegeben. Dabei muß zum voraus bemerkt werden,

daß

daß die von den englischen Bischöfen den Missionarien der bischöflichen Kirche ertheilte Ordination schon an sich von der gewöhnlichen Missions-Ordination der deutsch-evangelischen Kirche durch einen wesentlichen Umstand sich unterscheidet. Letztere ertheilt nämlich mit seiner kirchlichen Weihe demjenigen, der sie als Heidenbote empfängt, blos die allgemeine Befugniß, in Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes und den symbolischen Bekenntnißschriften der Kirche die seligmachende Erkenntniß Christi rein und lauterlich in der Heidenwelt zu verkündigen, und die heil. Sakramente den neutestamentlichen Bestimmungen gemäß auszutheilen, ohne deßhalb seine evangelische Wirksamkeit in irgend ein persönliches und verantwortliches Verhältniß zu der Kirche selbst zu versetzen, was auch in der fernen Heidenwelt auf keinerlei Weise ausführbar wäre. Anders verhält es sich mit der Ordination der englisch bischöflichen Kirche. Durch sie wird auch der ausländische Missionar, der sie empfängt, zu den vollen Befugnissen und Rechten eines Geistlichen der englisch-bischöflichen Kirche erhoben, so daß ihm wenigstens der Theorie, wenn auch nicht der Praxis nach, durch seine kirchliche Weihe die Befugniß zufällt, sich um jede vakante Predigerstelle in England melden zu dürfen. Aber gerade in dieser Befugniß liegt der einfache Grund, um welches willen die Bischöfe die von ihnen ordinirten Missionarien als in demselben Verhältnisse zu der Kirche stehend betrachten, welches bei den übrigen Geistlichen in England selbst stattfindet, und daher eine unmittelbare kirchenrechtliche Verbindung gegen sie auf irgend eine Weise zu handhaben versuchen. Auf diese Stellung der Missionarien zur Kirche scheint nämlich die Erwartung sich zu gründen, daß sie sich in ihrem Missionsberufe zu den kirchlichen Verpflichtungen bequemen, wie sie dem Geistlichen der englischen Kirche im Vaterlande obliegen. Diese Forderung wurde von

den Bischöfen zwar noch nicht laut ausgesprochen, und in dieser Bestimmtheit geltend gemacht; aber die einzelnen Anforderungen, welche der Bischof an die Missionarien macht, so wie selbst das Zugeständniß ihrer Committee scheinen auf der bestimmten Voraussetzung zu ruhen, daß im Verhältniß zur bischöflichen Behörde der evangelische Missionar dieselbe Stellung wie der Geistliche der englischen Kirche inne habe, und in seinen kirchlichen Verrichtungen derselben verantwortlich sey. —

Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Missionsthätigkeit hat nun freilich in der Idee eine viel abschreckendere Gestalt, als dieß in der Wirklichkeit stattfindet, und der Natur der Sache nach stattfinden kann. Von allen evangelischen Missionarien ist nämlich freudig zugestanden, was auch jeder redliche Bibelforscher zugestehen muß, daß die 39 Artikel der anglikanischen Kirche, welche das Glaubensbekenntniß derselben in sich schließen, mit dem lautern Worte Gottes zusammenstimmen, und ohne Gewissenszwang als Norm betrachtet werden können, welche die großen Heilswahrheiten der Predigt des Evangeliums in der Christen- und Heidenwelt in einem kurzen Inbegriffe zusammenfassen. —

Die Aufnahme der Verbindlichkeit bei der Pflanzung des Christenthums in der Heidenwelt, diesen Inbegriff der Lehre im Auge zu behalten, kann ihm eben darum kein Bedenken machen, selbst in dem Falle nicht, wenn die Verantwortlichkeit dafür gegen den Bischof auf irgend eine Weise ausführbar wäre. Ebenso verhält es sich mit dem Inhalte des Kirchen-Gebetbuches der englischen Kirche, dessen lautere Schriftmäßigkeit von jedem Kenner der biblischen Wahrheit zugestanden worden ist. Allerdings macht die liturgische Anwendung dieses Gebetbuches, um der Zeitlänge willen, die sie erfordert, in der Heidenwelt eigenthümliche Schwierigkeiten, und ist in solcher Ausdehnung als Missions-

Liturgie in Indien um so mehr unbrauchbar, als der unmäßige Sylbenreichthum der Wörter vieler indischen Sprachen den schon im Englischen unverhältnißmäßig langen Text der Kirchenliturgie in der Zeitlänge wenigstens verdoppeln würde. Allein diese Bedenklichkeiten heben sich von selbst auf, indem diese Liturgie noch in wenige Heidensprachen übersetzt ist, und demnach nicht gebraucht werden kann; indem es ferner noch keinem Bischofe einfiel, den vollständigen Gebrauch dieser Kirchengebete in der Heidenwelt zu begehren; indem manche Geistlichen in England selbst sich eine Abkürzung derselben erlauben, und die Missions-Committee ihren Missionarien die volle Gestattung gegeben hat, nach dem Bedürfniß der Umstände einen Gebrauch von denselben bei ihren Gottesdiensten zu machen.

Somit hat in Sachen des Glaubens das Gewissen des christlichen Missionars in seiner Verbindung mit der Kirche Englands den freiesten Spielraum, und jede Beschwerde, die er in dieser Beziehung führen wollte, müßte eben so gut jeder andern evangelisch-protestantischen Kirchenverbindung gelten, oder von seiner Seite ein Gefühl geistiger Ungebundenheit beurkunden, das jeder christlichen Missions-Committee für ihn bedenklich erscheinen müßte.

Anders verhält es sich mit den Anordnungen und Forderungen des Kirchen-Regimentes, so weit dasselbe durch die Canons der englischen Kirche begründet ist, und die äußerlichen Verhältnisse des Geistlichen zu der Kirche und den obern Kirchenbehörden in sich begreift. Unbestreitbar ist, daß diese äußern regimentlichen Formen der anglikanischen Kirche in der Theorie ausgebildeter sind, und die einzelnen Theile der Kirchenverfassung mehr zu einem ganzen und selbstständigen Körper zusammenpassen, als dieß bei andern protestantischen Kirchengemeinschaften, namentlich bei der lutherischen Kirche, der Fall ist. Der Grund dieser

Erscheinung ist ein natürlicher; denn die anglikanische Kirchenverfassung bildete sich im Zeitalter der Reformation als eine eigenthümliche und selbstständige Gewalt im Staate aus, und ward als solche der Staatsgewalt beigeordnet, der Volksverfassung einverleibt, und wird durch die Bischöfe in den Kammern selbstständig repräsentirt. In dieser Beziehung ist der bischöflich ordinirte Missionar allerdings der Idee nach als Geistlicher zugleich ein Glied dieses kirchlichen Staatskörpers, und hängt als solches an der Kette, welche ihn mit diesem Ganzen verknüpft.

Aber ganz anders verhält es sich für ihn in der Wirklichkeit. Da nämlich seine auf dieses eigenthümliche Verhältniß sich beziehende Verpflichtung eine blos hypothetische ist, d. h. einen Zustand des Staates und der Kirche für ihre Anwendbarkeit voraussetzt, wie dieser nur im Mutterlande stattfindet, so geht hieraus von selbst hervor, daß diese kirchlichen Beziehungen im heidnischen Missionsgebiete dem größten Theile nach unausführbar, oder nur theilweise und annähernd ausführbar sind, und so lange bleiben müssen, als dieser Zustand stattfindet, und eben darum auch die Missionsthätigkeit blos eine christliche Privatsache, und nicht eine öffentliche Kirchensache ist. Im Lichte dieses allgemeinen Gesichtspunktes dürfte demnach in der Praxis ohne Schwierigkeit zu unterscheiden seyn, wie weit die Vorschriften des englischen Kirchenregimentes den bischöflich ordinirten Missionar und seine Berufsthätigkeit berühren, und wie weit dieselben nach der Natur der Umstände als für ihn in dem vorliegenden Zustande ungültig betrachtet werden müssen; Grenzlinien, welche selbst eine zwanzigjährige Erfahrung im Heidenlande bisher vorgezeichnet hat. Dem Bischofe Indiens kommt auf unbestreitbar gesetzlichem Wege das Recht zu, alle diejenigen Missionsgehülfen, welche in dem Sprengel bischöflich ordinirter Missionarien am Werke des evangelischen Predigtamtes arbeiten, durch die Ordination

zu solchem Berufe kirchlich zu befähigen, so weit in einer Diocöse, welche mehr als 600 Stunden Weges in sich faßt, dieses Ordinationsrecht ausführbar ist. Dem Bischofe gebührt ferner das gesetzliche Vorrecht, die Confirmation der Jugend zu verrichten; da diese aber mehr als ein Akt der bischöflichen Würde als eine religiöse Handlung zu betrachten ist, so ist eben darum dem christlichen Missionar die Gelegenheit und die Berufspflicht unbestritten, mit der Schließung des christlichen Jugendunterrichtes eine kirchliche Feierlichkeit zu verbinden, welche der Confirmation in der lutherischen Kirche ähnlich ist.

Dem christlichen Missionar ist vermöge seiner Ordination das vollkommene Recht so wie die vollkommene Pflicht auferlegt, nach seiner eigenen, aus dem Worte Gottes geschöpften Ueberzeugung, die Heilslehre von Christo, dem Sohne Gottes, rein und lauterlich den Heiden und Neubekehrten allenthalben und auf allerlei Weise zu verkündigen, und sich diesen seligen Beruf durch nichts verkümmern zu lassen. Ihm ist ferner, vermöge seiner Ordination, die Pflicht und die Befugniß zu Theil geworden, die heiligen Sakramente, nämlich die Taufe und das Abendmahl, gemäß dem Inhalte des lautern Wortes Gottes, im Heidenlande zu verwalten, und sich dieses Vorrecht, das ihm die Kirche ertheilt hat, durch keinerlei Beschränkungen von Außen her rauben zu lassen. Dem christlichen Missionar und seiner geprüften Ueberzeugung muß ferner auf dem Heidengebiete die Befugniß überlassen bleiben, in seiner eigenthümlichen Stellung zu den ihm anvertrauten Seelen und ihren geistigen Bedürfnissen zu beurtheilen, wie weit er von der Liturgie der anglikanischen Kirche und ihren liturgischen Einrichtungen zur Erbauung derselben in den öffentlichen Gottesdiensten Gebrauch machen kann; und eine bestimmte Vorschrift hierüber von Seiten des Bischofes könnte nicht anders als mit schädlichen Folgen für die Missionssache begleitet seyn. Mit

allen übrigen Bestimmungen der anglikanischen Kirchenverfassung steht der christliche Missionar als solcher in keiner Berührung; auch ist ihre Anwendung auf den Missionsberuf bis jetzt noch von keinem Bischofe der anglikanischen Kirche verlangt oder versucht worden.

Dabei kann es den unbefangenen Beurtheiler keinen Augenblick befremden, wenn die Committee der englisch-bischöflichen Missions-Gesellschaft den Wunsch ausspricht, und ihren Missionarien die Verpflichtung auferlegt, ihre äußerlichen kirchlichen Einrichtungen im Heidenlande stufenweise also zu treffen, daß in ihnen eine allmählige Annäherung zur äußern Gestalt und Einrichtung der anglikanischen Kirche, welcher sie von Herzen zugethan sind, wahrzunehmen ist. Eine jede Missions-Gesellschaft anderer Kirchengemeinschaften hält sich für berechtigt und verpflichtet, dasselbe für die Verpflanzung ihrer kirchlichen Formen zu thun, die sie lieb gewonnen hat; und dieß ist bei den Missionarien der Brüdergemeine, der englischen Methodisten, der Baptisten, der Dissenters, der schottischen und lutherischen Kirche der Fall; warum sollte der gleiche Wunsch und das gleiche Bestreben nur allein der englisch bischöflichen Missions-Gesellschaft verargt werden können? In jedem Falle kann und darf aber der erleuchtete Bote Christi im Heidenlande sich getrost damit begnügen, wenn ihm die offene und unverkümmerte Gelegenheit bereitet wird, die unerschöpflichen Reichthümer Christi den Heiden zu verkündigen, und es der Kirche, welcher am Ende seine Pflanzungen einverleibt werden sollen, ruhig überlassen, welche äußere Gestaltung sie dem äußerlichen Gottesdienste aufzudrücken für gut finden mag, so lange nur diese Gestaltung mit dem Worte Gottes, und mit dem Erbauungsbedürfnisse der Seelen nicht im Widerspruche liegt.

In diesen allgemeinen Grundsätzen, welche in unsern brüderlichen Verhandlungen von verschiedenen Seiten erörtert wurden, zeigten sich die beiden Abgeordneten

mit uns von Herzen einverstanden. Sie fanden in denselben den Maßstab ihrer eigenen Ueberzeugungen und ihres bisherigen Verfahrens, und hielten es für unverfänglich, diese Grundsätze im Kreise unserer geliebten Brüder geltend zu machen; wobei die gedoppelte Bemerkung wiederholt wurde, daß einerseits die kirchliche Beglaubigung dieser Grundsätze nicht in ihren Befugnissen liege, obgleich sie den richtigen Maßstab ihres Handelns in denselbigen anerkennen; und daß es andererseits ein unbefugtes und thörichtes Beginnen zu nennen wäre, wenn von einzelnen Missionarien theoretische Streitigkeiten über Gegenstände aufgebracht würden, die sie selbst und ihre Wirksamkeit nicht berühren, sondern nur der Einführung dieser Grundsätze ins Missionsleben Hindernisse entgegen stellen würden, die bei ruhiger Wirksamkeit im Werke Christi entweder nie entstanden wären, oder doch bei ihrer Entstehung leichter von der Missions-Committee hätten beseitigt werden können.

Mit diesen Verhandlungen wurden unsere brüderlichen Besprechungen unter inbrünstigem Gebet und Flehen zum HErrn, und mit dem Ausdrucke des herzlichen Wunsches geschlossen, daß der Reichthum Seiner göttlichen Segnungen ferner die Arbeiten beider brüderlich verbundenen Missions-Gesellschaften krönen möge. Den ganzen Verlauf der Verhandlungen bezeichnete ein Geist zutrauensvoller Offenheit, herzlicher Liebe und freudiger Dienstwilligkeit, dessen Eindrücke unsern Herzen unvergeßlich bleiben werden; und wir durften am Abend des Osterfestes mit dem seligen Bewußtseyn von einander scheiden, daß der HErr spürbar in unserer Mitte war, und unser brüderliches Beisammenseyn reichlich gesegnet hat.



Missions-Lieder

gesungen

bei der

zwanzigsten Jahres-Feier

der

evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel,

Mittwoch den 17. Juni 1835.

Gemeinde.

(Mel. Nro. 214. Basler Gesangbuch.)

Hüter! ist die Nacht verschwunden?
Hüter! ist die Nacht schier hin?
Ach! wir zählen alle Stunden,
Bis die Morgenwolken blüh'n.
Bis die Finsterniß entweichet,
Bis der Sterne Schein erbleichet,
Und der Sonne warmer Strahl
Leuchtet über Berg und Thal.

Seht ihr nicht der Berge Spitzen
Tauchen aus des Nebels Nacht?
Durch der dunkeln Wolken Ritzen
Bricht der Frühschein an mit Macht.
Aus der Todesschatten Höhle
Reißt sich manche Heidenseele
Los, entschleiert ihr Gesicht
Gottes wunderbarem Licht.

O du Gott der Macht und Stärke!
Sieh uns hier verwundert steh'n
Ueber Deinem großen Werke,
Das vor unserm Blick gescheh'n!
Manches Thor hast Du entriegelt,
Viele Seelen Dir versiegelt;
Gabst uns für das Heidenland
Manches theure Unterpfand.

Immer tiefer, immer weiter
In das feindliche Gebiet,
Dringt das Häuflein Deiner Streiter,
Dem voran Dein Banner zieht.
Wo wir's kaum gewagt zu hoffen,
Steh'n nun weit die Thüren offen:
Mühsam folgt der schwache Tritt
Deinem raschen Siegesschritt.

Langsam und durch Schwierigkeiten
Waren wir gewohnt zu geh'n;
Plötzlich bricht in alle Weiten
Deine Hand aus lichten Höh'n.
Staunend seh'n wir Dein Beginnen;
Keine Zeit ist's, lang' zu sinnen.
Geh' voran! wir folgen nach,
Wo Dein Arm die Bahnen brach.

Breitest Du in unsern Tagen,
HErr, Dein Werk noch weiter aus;
Laß uns muthig Steine tragen
Zu dem großen Tempel-Haus:
Aber laß es unsern Seelen
Nicht an tief'rer Gründung fehlen!
Gib uns den Verläugnungssinn;
Nimm die Herzen völlig hin!

Ach! wenn wir uns selber suchen,
Und nicht Deine Ehr' allein;
Müßtest Du uns nicht verfluchen?
Könnte unser Thun gedeih'n?
Schenk uns einen reinen Eifer;
Mach' uns lauterer und reifer!
Brich des eignen Geistes Thun;
Laß in Deinem Sinn uns ruh'n!

Welch ein Segen wird ersprießen,
Wenn wir geh'n an Deiner Hand!
Wenn uns Deine Quellen fließen,
Grünet bald das dürre Land.
Nationen aller Orten
Strömen her zu Deinen Pforten,
Fallen auf ihr Angesicht,
Jubeln laut im ew'gen Licht!

Chor.

1. Macht euch auf! Die Morgensonne
Weckt die schlummernde Natur;
Einer neuen Schöpfung Wonne
Strahlet auf die dunkle Flur.

2. Lobt den HErrn! Es tagt, ihr Brüder!
Ueber euch geht auf der HErr!
Euer Licht kommt, singt Ihm Lieder!
Und sein Glanz geht vor Ihm her.

3. Schauet auf! o seht sie kommen,
Sich versammeln aus der Fern!
Seht, die Heiden, jauchzt ihr Frommen,
Wandeln in dem Licht des HErrn!

4. Schauet auf! o welche Freuden,
Eure Kinder kommen auch;
Söhne, Töchter, nicht nur Heiden,
Und der HErr erzieht sie auch.

5. Schauet auf, wie an dem Himmel
Goldne Wolken flieh'n daher!
Tauben gleich eilt das Gewimmel
Gläub'ger Kinder übers Meer.

6. Lobt den HErrn! preist seine Thaten!
Fremde bauen Zion neu!
Fürsten dienen, helfen, rathen;
Könige sind Jesu treu.

7. Lobt den HErrn! Er hat verheißen,
Gnädig seinem Volk zu seyn.
Seine Pflanzung soll es heißen,
Ewig als Sein Werk gedeihn.

8. Macht euch auf! den HErrn zu ehren,
Der es auszurichten weiß.
Tausendfach soll sich vermehren
Seiner Pflanzung kleinstes Reis!

Missions-Lieder
gesungen
bei der
festlichen Weihe
von
drei evangelischen Sendboten.
Basel den 18. Juni 1835.

(Mel. Basler Gesangbuch Nro. 158.)

Gemeinde.

Schön tönt der festliche Gesang
Im vollen Brüderchore;
Vom Herzen dringt der frohe Klang
Zu manchem offnen Ohre.
Der Sorgen Bürde liegt beiseit,
Und das Gemüthe freut sich heut'
Der großen Gottes-Wunder.

Indessen unsrer Brüder Schaar —
Der Liebe Abgesandte —
Sind sie der Freude auch gewahr
Im fernen Pilgerlande?
Und liegt nicht über ihnen her
Des Tages Last und Hitze schwer,
Und Mangel und Entbehrung?

Wir blicken hin auf Eure Reih'n
Ihr dünngesä'ten Streiter!
Im weiten Kreis steht Ihr allein,
Der Kreis wird täglich weiter:
Von Bagdad bis zum Senegal
Erhebet sich der laute Schall
Von Eurer Friedensbotschaft.

Wir grüßen Euch mit Innigkeit
Von unserm großen Meister,
Und segnen Eure Willigkeit
Zum Dienst gefall'ner Geister!
Erhebet muthig Eure Stimm',
Berühret von den Seraphim
Mit Kohlen vom Altare!

Ja höre gnädig unser Fleh'n,
Du König sonder Gleichen!
Laß fortan über ihnen steh'n
Dein gnädig Friedenszeichen!
Die mit uns geh'n im Bruderband,
Schenk ihnen auf dem fernen Land
Heut auch ein Fest des Segens!

Laß sie empfinden, daß wir heut
Vereinigt für sie flehen,
Was uns hier Deine Gnade beut,
Laß ihnen nicht entgehen:
Daß sie mit neugestärktem Sinn
Dir sammeln deines Tod's Gewinn
Im Land der Todesschatten.

Bau', deine Kirche, HErr, Dir auf
Auf Gräbern deiner Knechte,
Und sammle Dir ein Volk zu Hauf
Mit deiner starken Rechte.
Vom Tigris bis zum Sklavenland
Werd' Dein erbarmend Herz bekannt
Bei allen Nationen.

Einst an dem großen Erntetag
Wird Deine Macht sich zeigen;
Und was in Grabes=Ruhe lag,
Verklärt aus Gräbern steigen:
Dann werden Alle seh'n auf Dich,
Und uns're Garben alle sich
HErr, vor der Deinen neigen!

Chor.

1. Groß sind, HErr, Deine Werke!
Im Rath der Frommen preist man Dich.
Dem Schwachen gibst Du Stärke,
Und hingezogen fühlt er sich
Zum Achten auf Dein Walten;
Du nur bist seine Lust.
An Dich allein sich halten,
Will er; die fromme Brust
Beseelt der große Glaube:
Barmherzig bist Du, HErr!
Du hebest aus dem Staube,
Uns auf, Allmächtiger!

2. Wir sind die Schwachen — stärke
Uns, HErr, der Alles in uns schafft,
Zu Deines Vaters Werke
Durch Deines Geistes Muth und Kraft.
Es sey uns süße Speise,
Des Vaters Willen thun,
Und bis zum Ziel der Reise
In Jesu Liebe ruh'n.
Wenn Meer und Wetter schrecken,
Uns führt die Gnadenhand
Des HErrn, sie wird uns decken,
Zu Wasser und zu Land.

3. Wenn dann einst unsern Blicken
Das Eiland heil'ger Aussaat winkt,
Wird uns die Hand erquicken,
Die unser Steuerruder lenkt.
Es mögen Berge weichen,
Und Hügel fallen hin; —
Du, HErr, HErr, wirst nicht weichen,
Mit Deinem Friedenssinn.
Der Heiden-Völker Grenzen
Nah'n wir voll Zuversicht,
Dein Reich wird herrlich glänzen
In ew'ger Wahrheit Licht.

4. Auf, pflanzet die Paniere
Des HErrn mit frommer Demuth auf,
In fremdem Erd-Reviere
Beginnt der Heidenboten Lauf;
Es leuchten uns die Worte:
„Geh't hin in alle Welt!"
An unsers Eingangs Pforte; —
Und schützen wird der Held,
Der: „Ich bin alle Tage
„Bei euch!" allmächtig spricht;
Kein Kummer, keine Klage
Wölkt unser Angesicht.

5. Laßt uns mit frommem Beten
Aus Eurem Freundes-Kreise geh'n.
Die Bahn, die wir betreten,
Läßt uns und Euch in Hoffnung seh'n:
Wie Gott durch uns will stillen
Den Durst nach Jesu Heil,
Und gnadenreich erfüllen
Mit Seinem besten Theil,
Die noch in Aberglauben
Und dicker Finsterniß
Dem Sohn die Ehre rauben;
Der Sieg ist uns gewiß!

6. Ja groß und herrlich werde,
Des HErren Name weit und breit!
Den Himmel und die Erde
Erfülle die Gerechtigkeit,
Die uns des Sohnes Sterben,
Des Vaters Liebe schenkt!
Wir sind des Himmels Erben,
Des HErrn, der uns'rer denkt!
Erlöste Menschheit, bringe
Dem Lamme Preis und Dank;
Durch Erd' und Himmel dringe,
Dein heil'ger Lobgesang.

Inhalt
des dritten Heftes 1835.

Zwanzigster Jahresbericht
der
evangelischen Missions-Gesellschaft
zu Basel.

Jahrgang

1835.

Viertes Quartalheft.

Wanderungen

der

beiden amerikanischen Missionarien

Herrn

E. Smith und H. G. O. Dwight

unter den

armenischen und chaldäischen Christengemeinden

in Armenien und Persien

in den Jahren 1830—1831.





Vorerinnerung.

Die Untersuchungsreise, von welcher die lehrreichsten Ergebnisse in diesem Hefte zusammengestellt werden sollen, wurde von den beiden kenntnißreichen und frommen Predigern der nordamerikanischen Kirche, den Herren Smith und Dwight, im Auftrage und nach den Instruktionen der amerikanischen Missionsgesellschaft zu Boston, in den Jahren 1830 und 1831 unternommen, und hatte zum Endzweck, nach den tauglichsten Mitteln und Wegen sich umzusehen, auf welchen die protestantischen Christen Nordamerikas zur Erleuchtung und Wiederbelebung der orientalischen Kirchen in Armenien, Georgien und Persien etwas beizutragen vermöchten. Schon früher hatte diese Gesellschaft mit demselben Auftrage verschiedene ihrer Abgeordneten nach den Ländern des Mittelmeeres ausgesendet. In dem Jahr 1820 unternahmen die beiden Prediger Fisk und Parsons eine Untersuchungsreise in diejenigen Gegenden Klein-Asiens, welche die Trümmer der sieben Gemeinden der Offenbarung Johannis in sich schließen. Im Jahr 1823 wanderte Herr Fisk mit Missionar King den Nil hinauf, um die Uferländer desselben bis nach Thebä nach ihrem christlichen Zustande kennen zu lernen; worauf sie bis zum Jahr 1827 ihre Zeugenkraft der großen Aufgabe widmeten, ganz Palästina und den größern

Theil Syriens Schritt für Schritt zu durchwandern, und der Gesellschaft die geeigneten Mittheilungen über die zweckmäßigsten Verbreitungsmittel des Christenthums in diesen Gegenden zu machen. Im Jahr 1827 machte Missionar Grindley eine ähnliche Untersuchungsreise von Smyrna nach Cappadocien, und in den beiden darauf folgenden Jahren besuchten die Missionarien Brewer, King, Smith und Anderson Morea und die wichtigsten Inseln des jonischen und ägäischen Meeres in der gleichen Absicht. Auch nach Tripoli und Tunis wurde von Missionar Bird im Jahr 1829 eine ähnliche Untersuchungsreise unternommen. Die Ergebnisse dieser Nachforschungen bestehen in einer lehrreichen und schätzbaren Summe glaubwürdiger Nachrichten über die griechische, koptische und maronitische Kirche jener Länder, so wie der geeignetsten Mittel, denselben mit dem Evangelio Christi zu Hülfe zu kommen.

Die gleiche Absicht leitete die Missionsgesellschaft, als sie im Jahr 1830 ihre beiden würdigen Mitarbeiter, Smith und Dwight, in die Provinzen zwischen dem kaukasischen Gebirge und den Ufern des Euphrats aussandte, um den sittlich-religiösen Zustand der armenischen, georgischen, nestorianischen und chaldäischen Christen jener Länder genauer kennen zu lernen. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen, welche die Gesellschaft in einer lesenswerthen Schrift unter dem Titel: „Missions-Untersuchungen in Armenien" (Missionary Researches in Armenia) im Jahr 1833 bekannt machte, werden hier in kurzen Auszügen unsern Lesern mitgetheilt, und wir glaubten dabei um so mehr auf das Interesse derselben rechnen zu dürfen, da es gerade diejenigen Länder und Völker betrifft, in deren Mitte dreizehn geliebte Zöglinge unserer evangelischen Missionsschule zu Basel seit einer Reihe von Jahren ihre

Missionsarbeiten unter dem Beistande Gottes betrieben haben. Es kann uns nicht anders, denn willkommen seyn, auch von einigen unserer christlichen Brüder aus Amerika die Ansichten, Urtheile und Erfahrungen genauer kennen zu lernen, welche sie von ihrem Standpunkte aus und mit ihren Augen auf diesen weiten Arbeitsstätten unserer deutschen Missionarien eingesammelt und gemacht haben; indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, um so vielseitiger und unbefangener ihr wichtiges Missionswerk anzuschauen.

Die beiden amerikanischen Sendboten, Smith und Dwight, traten den 17. Merz 1830 von der Insel Malta aus, woselbst sie am 27. Februar von Amerika her angekommen waren, ihre Reise nach Smyrna an; begaben sich von dort nach Konstantinopel, und setzten sodann von dort aus am 21. Mai ihren Weg über Tokat, Erzerum und Kars bis nach Tiflis in Georgien weiter fort, wo sie am 22. Juli 1830 wohlbehalten anlangten. Wir übergehen die Beschreibung dieses Weges, der von Konstantinopel aus eine beschwerliche Reise von nicht weniger als 960 deutschen Stunden in sich faßt, um für ihre Beobachtungen in Armenien und in den nördlichen Provinzen Persiens desto mehr Raum zu gewinnen.



Erster Brief.

Tiflis.

Beschreibung der Stadt. Der Fluß Kur. Klima. Volksgebräuche. Provinzen des kaukasischen Gouvernements. Einfluß der Russen auf die Bildung der Völker. Bevölkerung der Stadt. Handelscharakter der Armenier. Erzbischof Narses. Seine armenische Akademie. Armenische Diözese in Georgien. Armenische Kirchen und Gottesverehrung. Protestantische Kirche zu Neu-Tiflis.

Die Stadt Tiflis liegt auf dem rechten Ufer des Kurflusses in einem engen Thal, das von zwei einander gegenüberstehenden Reihen von Bergen gebildet wird, und durch welches der Kurfluß rasch hinabzieht. Eine kleine Vorstadt jenseits des Flusses, der sich hier in ein enges Beet zusammendrängt, ist durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt verbunden, während die zerstörten Mauern einer alten Zitadelle, auf dem der Stadt gegenüberliegenden Berge, von der Spitze desselben gegen das Thal herabziehen. Die Berge und Hügel weit umher bieten nur das freudenleere Bild nackter Felsen dar, und gestatten blos gegen Norden hin eine weitere Aussicht, wo das Thal sich öffnet, und auf eine Entfernung von wenigstens 24 Stunden die beschneite Kulme des Casbek, einer der höchsten Bergspitzen des kaukasischen Gebirges, erblicken läßt. Der ältere und ursprüngliche Theil der Stadt ist nach ächt orientalischer Bauart in unregelmäßigen und engen Gäßchen und niedrigen Hütten aufgebaut, welche, so wie der Zufall es

gab, ohne alle Ordnung untereinandergeworfen sind; da und dort hat der europäische Geschmack, von russischer Macht unterstützt, eine für Wagen gangbare Straße durchgebrochen, oder ein stattliches Haus aufgebaut, das weit umher die schmutzigen Leimhütten der Nachbarn zu Schanden macht. Eine Linie von Marktplätzen, die sich längs des Ufers hinzieht, und auf der sich viel Menschengewühl und Geschäftigkeit wahrnehmen läßt, gehört zu den schönsten Theilen der Stadt, und ist mit einigen Karawanserais (Herbergen für Reisende) verbunden, von denen eine die größte und beste ist, die wir bis jetzt gesehen haben. Mehrere alte von Stein aufgerichtete Kirchen, deren Kuppeln und Glockenthürme weithin gesehen werden, vollenden die bemerkenswerthesten Gestalten dieses Theiles der Stadt. In dem nördlichen Theile derselben, dem russischen Quartier, bieten die Wohnungen der Beamten, die Paläste der Regierung und die Privathäuser, die in breiten Straßen neben einander stehen, einen Anblick dar, wie man ihn in großen europäischen Städten zu sehen pflegt, und Bilder einer glanzreichen Bauart, welche die Russen an den Gebäuden ihrer Hauptstadt zu bewundern gelernt haben.

Unsere Wohnung nahmen wir in dem sogenannten deutschen Gasthofe, auf der andern Seite des Kurflusses, da die Privatwohnungen mit Soldaten angefüllt waren, indem gerade um diese Zeit beim nahen Ausbruch eines Krieges gegen die Türkei ein bedeutendes Truppenkorps sich hier gesammelt hatte. Der Kurfluß, der Cyrus der alten Zeit, ist hier sehr schlammig und reißend, und eine Anzahl schwimmender Mühlen wird durch denselben in Bewegung gesetzt. Obgleich das Wasser des Flusses sehr trübe ist, so wird es doch von den Stadtbewohnern gebraucht, indem die Quellwasser des Bodens so viele schweflichte Bestandtheile heißer Quellen in sich haben, daß sie widrig zu trinken sind, und man denselben das Flußwasser vorzieht, das in Häuten von

Thieren zum Verkauf auf den Straßen herumgetragen wird. Tiflis soll nämlich von seinen warmen Bädern den Namen der warmen Stadt, nach der georgischen Sprache, erhalten haben, welche dem Orte schon in der alten Zeit einen Ruf gegeben haben; sonst ließe sich wohl auch Tiflis aus einem andern Grunde mit vollem Recht eine warme Stadt nennen, indem die nackten Felsen, von denen sie umgeben ist, und welche die Stadt beinahe für jeden Luftzug unzugänglich machen, die glühenden Sonnenstrahlen von allen Seiten her in solchem Grade auf sie zurückwerfen, daß die Hitze im Sommer beinahe unerträglich in ihr ist.

Tiflis hat das Aussehen einer sehr volkreichen und geschäftigen Stadt, und ihre Straßen bieten immer ein sehr lebhaftes Schauspiel dar. Ein jeder eilt seinem Geschäfte zu, und die verschiedenartigsten Gestalten aus allen Geschlechtern und Sprachen, und in den mannigfaltigsten Aufzügen durchkreuzen sich auf dem Wege. Der russische Soldat steht in seinem groben Mantel, der seine schöne Montur verbirgt, an den Ecken der Straßen Schildwache. Gleich einem Menschen aus einer andern Welt zieht der stattliche Türke oder der auswandernde Armenier mit seinem breiten Turban auf dem Kopfe und seinem vollen Reisesack an ihm vorüber. Dort kommt ein georgischer Priester mit einem Stabe in der Hand, in einen grünen Mantel eingehüllt, über den sein langes Haar und ein breit verbrämter Hut weit hinabhängt, indeß sein Amtsbruder aus der armenischen Kirche in einem schwarzen, weit gefältelten Kleide, mit einer zylinderförmigen Kappe von Schafpelz auf dem Kopfe neben ihm einhergeht. Der schwarze Lesgier mit seinem zweischneidigen langen Dolche an der Seite scheint gleich einem Bluträcher seinem Schlachtopfer nachzulaufen. Der schlanke georgische Bauer mit seiner kugelförmig und steif aufgerichteten Pelzkappe blickt in dürftiger Kleidung nicht minder stolz um sich her, als einst Diogenes in seinem Fasse gethan haben

mag. Seinen alten Unterdrücker, den Perser, erkennt man an seinem leichten fliegenden Mantel, seinem niedlich geschorenen Barte und seiner schön gestreiften Kappe; in seinem Gefolge erscheint der halbgekleidete Mingrelier mit einer Mütze, einer Schildkrötenschale ähnlich, welche locker sein volles Haar zusammenfaßt. Mitten unter diesen wundersamen Menschenhaufen schreitet der Russe einher, der sich als der Gebieter derselben fühlt, und dem in diesen abgelegenen Provinzen die Vorsehung Gottes die Zügel der Regierung in die Hände gegeben hat.

Die russischen Besitzungen jenseits des kaukasischen Gebirges, deren Hauptstadt Tiflis ist, werden gewöhnlich in fünf Provinzen abgetheilt. Die nordwestlichste derselben ist Imerethien, welche die Gebiete von Guriel und Mingrelien, und somit das ganze alte Colchis in sich schließt. Auf sie folgt in östlicher Richtung Georgien (Grusien), ein ehemals mächtiges Reich, das die Ländergebiete von Kartalini, Kacheti und Somcheti in sich faßt, und in dem weiten Kurthale bis zum Massaniflusse hin sich ausdehnt. An Georgien stößt östlich die meist von muhamedanischen Tartaren bewohnte Provinz Karabagh, welche zugleich die Distrikte von Scheki und Schirwan in sich begreift. Südwestlich von derselben ist das russische Armenien mit seinen beiden Gebieten von Erivan und Nakschewan, so wie sich auf den östlichen Grenzen die Provinz Daghestan mit Derbend, Kuba und Baku am kaspischen Meere hin ausdehnt. Diese ungeheuern Ländergebiete jenseits des Kaukasus stehen unter der Verwaltung eines Militair-Gouverneurs, welchem die Civil-Gouverneure der fünf Provinzen untergeben und verantwortlich sind, die wieder ihre Distriktsstatthalter und Platzkommandanten in den Städten unter sich haben.

Die Regierungsverwaltung der russischen Länder jenseits des Kaukasus ist größtentheils militairischer Art, indem die einflußreichsten Stellen von Kriegsobersten

besetzt sind, an deren Spitze der Militair-Gouverneur als Feldmarschall sich befindet, dem zu jeder Zeit eine bedeutende Streitmacht zu Gebote steht. Indeß ist es doch Jedermann gestattet, Waffen zu tragen; und kaum begegnet man einem Einwohner auf der Straße, der nicht einen furchtbaren Dolch an der Seite trägt. Obgleich die Lage dieser Länder und der Zustand derselben es nicht anders erwarten läßt, als daß, um das Ganze in Ordnung zu halten, eine durchgreifende militairische Gewalt gehandhabt werden muß; so muß zugleich zum Preise der Regierung gesagt werden, daß sämmtliche Unterthanen eine Religionsfreiheit genießen, die man selten in Ländern antrifft, welche sich vor andern ihrer bürgerlichen Freiheit rühmen.

Die Bevölkerung von Tiflis mag auf etwa 30,000 Seelen angeschlagen werden, unter denen 2,500 armenische, 1,500 georgische, und 500 tartarische Familien sich befinden. Die armenische Bevölkerung nimmt ansehnlich zu, indem ein großer Theil der Armenier in den türkischen Provinzen sich bereits auf den Weg gemacht haben, nach dem russischen Kaukasien auszuwandern. Die große Anzahl derselben, welche hier umherwohnen, macht uns glauben, als befänden wir uns jetzt noch in Armenien; auch ist ihr ganzes Wesen dasselbe, wie wir es auf unserem Wege durch die türkischen Staaten unter ihnen angetroffen haben. Fast jeder Kaufmann in Tiflis scheint ein Armenier zu seyn, und dasselbe gilt auch von den meisten bürgerlichen Gewerben; denn gerade hierin liegt der eigenthümliche Charakter dieses Volkes. Der ganze Genius desselben ist kaufmännischer Art; man reiße einmal einen Armenier von seiner Heimath los, und so gewiß die Magnetnadel nach dem Pole zeigt, so gewiß wird sich sein ganzes Wesen der Handelschaft zuwenden. Mögen immer Tausende derselben, welche der Krieg in die Gefangenschaft führte, Jahre lang Sklavendienste verrichtet haben, und Tausende Anderer, welche jedes Jahr freiwillig von ihren

heimathlichen Gebirgen nach den großen Städten der Türkei auswandern, als arme Wasserträger ihren magern Bissen Brodes erwerben; so kann man doch mit Zuversicht darauf rechnen, daß sie, oder daß wenigstens ihre Söhne nach und nach zu irgend einem Handelszweige sich hindurcharbeiten, indem sie mit einem Handwerke beginnend, allmählig zur Krämerei sich emporschwingen, und wenn sie ein Vermögen gesammelt haben, das höchste Ziel ihres Ehrgeizes, das Geschäft eines Geldwechslers ins Auge fassen. Da sie gewohnt sind, den Kauf und Verkauf ihrer Waaren persönlich abzumachen, so trifft man in jedem Armenier einen gewandten Reisenden an, und fast jeder bedeutende Marktplatz von London und Leipzig bis nach Bombay und Calkutta wird von ihnen besucht. Man hat die Armenier in dieser Hinsicht mit den Juden verglichen, und diese Vergleichung ist in vielfacher Hinsicht nicht unrichtig; denn gibt es irgend einen hervorstechenden Charakterzug, welcher das Wesen des Armeniers, wie wir dasselbe von Konstantinopel bis nach Tebris gefunden haben, bezeichnet, so ist es die Geldliebe. Zwar wissen sie für dieselbe immerhin einen Entschuldigungsgrund zu finden, wenn für diese Wurzel alles Uebels je von Entschuldigung gesprochen werden kann, indem sie sagen, das eine Volk, und die eine Regierung, unter der sie leben, sey zu arm und zu unwissend, als daß man sich auf anderem Wege, denn durch Geld, Respekt verschaffen könne; und die andere sittlich so weit herabgewürdigt, daß Schutz und Gerechtigkeit nur um eine Geldsumme käuflich sey. Dieses Urtheil über ihre Stellung ist ohne Zweifel richtig, denn in Staaten, wie die Türkei und Persien sind, waren von jeher thierische Gewalt und Geld die einzigen Mittel, sich Einfluß zu verschaffen, und bei der Wahl zwischen beiden konnte der Geschmack dieses Volkes keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, nach welcher Seite es sich hinlenken soll, indem wir bis jetzt noch von keinem Armenier

gehört haben, der ein Rebelle oder ein Dieb geworden wäre. —

Ein armenischer Kaufmann unterscheidet sich indeß wesentlich von einem griechischen; so wie nämlich in seinem Nationalcharakter mehr Verstand und weniger Witz sich herausstellt, so zeigt sich auch in seinem Handel mehr Ehrliebe und weniger gemeine Knifferei, als dieß bei den Griechen der Fall ist. Nicht als ob er eben ein ehrlicher Mann wäre, denn unter dieser Klasse von Menschen ist das Betrügen allgemein, indem dasselbe als eine gestattete Handlungskunst betrachtet wird. Das Gewissen gestattet ihnen, zu thun, was nicht recht ist; allein sie sagen: wir leben ja nicht in einem Kloster, und können ohne diese Kunst unser Leben nicht durchschlagen. Wirklich ist diese sündhafte Art des Verkehrs so allgemein, daß man es geradezu für eine Unmöglichkeit erklärt, ohne Lug und Trug durch die Welt durchkommen zu können.

Sie können sich wohl vorstellen, theurer Freund, daß es uns Freude machte, selbst aus unserem Vaterlande Waaren auf dem Marktplatze zu Tiflis anzutreffen. Indeß ist doch nicht Alles, was an Landsmannschaft erinnert, selbst im asiatischen Georgien angenehm. Als wir am Tage nach unserer Ankunft in Tiflis in die erste Karawanserai hereintraten, stieß unser Fuß an ein Rumfäßchen an, das aus Nordamerika herübergekommen ist. Was für einen Herolden haben doch unsere Landsleute ihren Missionarien hieher vorausgesendet, dachten wir. Welch eine Schmach für die Christen in Amerika, daß sie ihre vaterländischen Kaufleute zuerst einen Marktplatz für Absetzung ihres Giftes in diesem Lande finden ließen, ehe noch ihre Missionarien eine Arbeitsstätte in demselben gefunden haben. Wenn wird doch einmal die Liebe zu den Menschenseelen eben so kräftig zu Unternehmungen begeistern, als es die Gewinnsucht schon so lange gethan hat? Gewundert hätte ich mich, wie je für solche Waaren ein Marktplatz in muhamedanischen Ländern gefunden werden möge, hätte

man mich nicht versichert, daß ungefähr der dritte Theil der Rumversendungen, die nach Konstantinopel gemacht werden, von georgischen Kaufleuten aufgekauft werden. Daß das Volk Georgiens durch Trinksucht vor andern sich auszeichnet, ist wohl bekannt; ihr Land, und besonders die Provinz Kacheti ist sehr ergiebig an Wein. Der Weinstock wächst zu ungeheurer Größe empor, läuft wild an den Bäumen des Waldes hinauf, und erfordert wenig oder keine Pflege. Der Wein selbst ist nicht gering, und in solchem Ueberfluße vorhanden, daß man ihn um den niedrigsten Preis kaufen kann. Er wird gewöhnlich in Ziegenhäuten aufbewahrt, und statt der Bouteillen oder Kannen meist aus diesen Schläuchen getrunken.

Wir hatten gehofft, zu Tiflis unter der Leitung des Erzbischofes Narses, dieser Zierde der armenischen Kirche, weit verbreitete und kräftige Einrichtungen für die Bildung der armenischen Geistlichkeit und Jugend anzutreffen; allein wir sahen uns bald in unsern Erwartungen getäuscht. Narses war nicht mehr hier, indem er als Bischof nach Bessarabien versetzt worden ist. Indeß hatte er in der hiesigen Akademie, deren Stifter er ist, ein lobenswerthes Denkmal seines Eifers für die Erleuchtung seiner Nation zurückgelassen. Wohl würde uns in den schönern Tagen dieser Anstalt ein Blick in dieselbe viel Freude gemacht haben, aber seit seiner Abreise gerieth sie in Zerfall, und jetzt ist sie leider ganz geschlossen. Aber schon das Gebäude zeugt von der Liebe dieses Mannes zu seinem Volke, indem die Kosten seiner Aufrichtung, die sich auf 70,000 Rubel beliefen, fast allein aus seinem Vermögen bestritten wurden. Schwerer noch, als die Herbeischaffung des Geldes fiel dem Erzbischofe die Wahl der geeigneten Lehrer für die Anstalt. Einen derselben rief er von Paris, einen andern von Moskau, einen dritten von Ispahan in Persien herbei, und sammelte nach und nach zehn Lehrer für dieselbe, welche in verschiedenen Fächern

der Wissenschaften unterrichteten. Allein der Anstalt fehlte gleich in ihrem Beginne die Lebenswurzel alles wahren Wissens und Thuns, der lautere Glaube an den HErrn Jesum, und so fiel sie zu einer todten Sprachschule herab. Das Neue Testament wurde zwar als Lesebuch gebraucht, vielleicht blos darum, weil dasselbe am wohlfeilsten anzuschaffen war; aber nicht als das von Gott gegebene Mittel, das Herz des Menschen zu erleuchten und zu bessern. Die Schule wird gegenwärtig von einem würdigen Wartabed, Namens Harütün, geleitet, einem fleißigen Manne, dem es nicht blos um Verstandes-, sondern auch um Herzensbildung zu thun ist, und von etwa 200 Schülern besucht.

Andere armenische Schulen gibt es in der Provinz Georgien keine, eine kleine Schule zu Gandscha ausgenommen, die etwa dreißig Schüler in sich faßt; indeß sollen doch bei all ihrer geringen Erziehung die Armenier zu Tiflis gebildeter seyn, als die, welche in Georgien umher wohnen. Eben so wenig genießt das weibliche Geschlecht unter ihnen irgend einen öffentlichen Unterricht, wenn gleich da und dort eine Tochter zu Hause lesen lernt. Aber wunderbar genug klingt es, daß dieser Unterricht nicht ihrer Muttersprache, sondern der georgischen gilt, indem sie das Georgische noch besser verstehen sollen, als das armenische selbst. Narses fand bald beim Anfang seiner Schule, daß es derselben nicht blos an Lehrern, sondern auch an Büchern gebrach; und um diesem Mangel abzuhelfen, ging er damit um, eine Druckerpresse aufzurichten. Dieß gelang ihm wirklich; allein seit seiner Entfernung hat sie nur weniges geleistet, indem nur ein Buchstabierbuch, ein Katechismus, eine armenische Grammatik und ein Psalter auf derselben gedruckt wurde. Auch den Druck im Persischen wollte sie versuchen, allein es scheint ihr nicht gelungen zu seyn.

In Tiflis selbst befindet sich ein einziges armenisches Kloster, welches blos von dem Bischofe und drei

bis vier Wartabeds (Priestern erster Klasse) besetzt ist. In der Diözese umher soll kein anderes sich finden. In der Stadt sind acht armenische Kirchen und vier in den Vorstädten, welche von 60 Priestern bedient werden. Dieß sind meist Leute ohne alle Erziehung, von denen mehrere kaum die Kirchengebete lesen können; auch sollen nur etwa zwei bis drei Priester von höherer Ausbildung unter ihnen sich befinden. Die Diözese umfaßt die ganze Provinz Georgien, in welcher etwa 8000 armenische Familien umher wohnen. Wir wurden bei dem armenischen Bischof Serope eingeführt, welcher in seiner Jugend als Papiste in der Propaganda zu Rom erzogen wurde, aber seither zu dem Glauben seiner Väter zurückgekehrt ist. Wir fanden in ihm einen unterrichteten Mann, der sich vor allen seinen Collegen durch Kenntnisse auszeichnet; wir hörten aber nachher, daß seine Wirksamkeit sehr beschränkt ist. Da er uns vermuthlich als Missionarien ansah, so erzählte er uns, daß seit der Eroberung von Achalzik durch die Russen 200 georgische Familien, welche die Religion Muhameds angenommen hatten, in den Schooß der griechischen Kirche zurückgebracht worden seyen. Auch im Gebiete der Lesgier, das kürzlich von den Russen erobert worden sey, hätten 1500 georgische Familien, welche zum Koran übergetreten waren, die Freiheit erhalten, zum Glauben ihrer Väter wieder zurückzukehren, für welchen sie noch eine große Liebe im Herzen tragen. Er drückte die Hoffnung aus, daß die rohen Bergvölker, wenn sie nur einmal durch die Waffen der Russen bezwungen seyn würden, leicht zum christlichen Glauben gebracht werden können. „Leider, fügte er hinzu, haben wir alle den Missionsgeist eingebüßt, und werden daher ein solches Werk schwer finden; hätten wir nur den Eifer der frühern römischen Missionarien, ich will nicht sagen, der Apostel, so würde die Sache bald gethan seyn. Die Russen haben seit mehreren Jahren einen Bischof und ein Paar Priester als Missionarien unter den Osseten

im Gebirge; aber es mangelt diesen Männern an Eifer und Kenntniß. Mit Liebkosungen haben sie zwar ein Paar Osseten zur Taufe gebracht; aber das Volk bleibt wie es ist, und keiner von ihnen ist von Herzen ein Christ." Der Bischof klagte darüber, daß bei den Armeniern, wie bei den Georgiern, bei den öffentlichen Gottesdiensten keine Predigt Statt finde. „So lange die Geistlichkeit, sagte er, weiter nichts thut, als daß sie blos die Kirchengebete herliest, so lange muß auch die religiöse Erkenntniß des Volkes oberflächlich bleiben, und auf leeren Ceremonien beruhen, welche auf das Herz keinen Eindruck machen. Unsere Leute halten das Fasten streng, aber ihre Religion hat keinen Einfluß auf ihr Leben." Es kam auf die Bildung der Geistlichkeit die Rede, wobei wir bemerkten, daß die Ausbildung des Priesters gleichen Schritt mit der Bildung des Volkes halten müsse, wenn nicht der Unglaube allgemein unter demselben werden solle. Dieß gab der Bischof zu, äußerte aber, daß gerade das Gegentheil unter den Armeniern Statt finde, indem das Volk an Bildung weit voranstehe. Serope wurde später als Bischof nach Astrachan versetzt, eine Stadt, welche 200 Stunden von Tiflis entfernt liegt, und in welcher etwa 4000 Armenier wohnen.

Am Sonntage besuchten wir den Gottesdienst in der armenischen Kathedrale; dieser unterscheidet sich so sehr von Allem, was wir uns unter Gottesverehrung denken, daß ich kaum hoffen darf, mich Ihnen verständlich machen zu können. Die armenischen Kirchen haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, bisweilen schon von außen, indem kurze Seitenflügel an jede Seite angebaut sind; meist aber von innen, vermittelst zweier Kreuzgänge an den Seiten, welche sich durch die Kirche hinziehen. Auf dem Schiffe der Kirche ruht eine Art von Dom, der sich hier bei allen alten Kirchen findet, und in der Gestalt eines spitzen Kegels sich schließt.

Der

Der Altar nimmt das östliche Ende des Schiffes ein, indem nach dem Gebrauch der Armenier der Gottesdienst immer nur mit einem gegen Morgen gerichteten Angesicht gehalten werden soll. Auf seiner Hinterseite sind auf einer Art von Treppe Leuchter, Kreuze und kleine Gemälde aufgestellt; zunächst vor dem Altar befinden sich auf einer kleinen Erhöhung die Stände der Priester, und hier werden die täglichen Gebete gesprochen. Das männliche Geschlecht nimmt den übrigen Theil des Schiffes ein, der keine Sitze hat; indeß das weibliche auf einer vergitterten Gallerie am westlichen Ende der Kirche sich befindet. Eine Kanzel trifft man in den armenischen Kirchen nicht an; in diesen ist die Messe die Hauptsache, und der Altar ist hoch genug, daß jeder die Feier derselben sehen kann. Bei den Kirchengebeten scheint es übrigens nicht darauf anzukommen, ob die Zuhörer dieselben hören oder nicht. Während der Betstunde sind einige Lampen an der Wand aufgehängt, um ein dämmerndes Licht über die Gemeinde zu verbreiten; vor dem Altar befinden sich einige Priester, von acht bis zwölf Jünglingen umgeben, welche die Gebete verrichten. Der sich immer gleichbleibende singende Ton des Betenden, welcher von gellenden Mißtönen der Gemeinde bisweilen unterbrochen wird, ist dem Ohre widerlich, und die Frage dringt sich der Seele auf, wie kann ein solches Gebet dem HErrn Zebaoth gefallen. Barfuß steht die Gemeinde wo jeder Platz findet auf Schaffellen umher, wirft sich häufig nieder und küßt den Boden, während bei jedem Niederfallen das Zeichen des Kreuzes gemacht wird. Den Bilderdienst fanden wir unter den Armeniern zwar nicht so häufig, wie unter den Griechen; aber derselbe macht immer noch einen Hauptbestandtheil ihrer Gebete aus, wie sehr sie auch behaupten, was auch die römischen Katholiken thun, daß sie nicht das Bild und seine Farben, sondern denjenigen verehren, an welchen dasselbe erinnert.

Von dieser herzlosen Ceremonie hinweg besuchten wir den einfachen und würdevollen Gottesdienst einer protestantischen Gemeinde. Neu-Tiflis, eine der sieben deutschen Colonien, welche in diesen Provinzen angesiedelt sind, liegt eine halbe Stunde von der Stadt. Das Dorf besteht aus zwei Reihen niedlich gebauter, einstöckiger Wohnungen, welche in kleinen Entfernungen von einander eine breite und gerade Straße einnehmen, und von etwa 200 Einwohnern besetzt sind, welche den Unterricht und die Seelsorge eines evangelischen Predigers genießen. Schon vorher hatten wir die Bekanntschaft mit Pastor Salret gemacht, und fanden an ihm einen verständigen und wahrhaft frommen Mann. Schon bei unserem ersten Zusammentreffen mit ihm überwältigte uns das Gefühl, daß er für den Himmel reif sey, ohne daß wir denken konnten, daß er so bald dahin versetzt werden würde. Einen Monat später ergriff ihn die Cholera, und nach 24 Stunden lag er schon im Grabe. Er war der geistliche Aufseher aller Colonien, und sagte uns, daß einige seiner Gemeindegenossen ausgezeichnete Christen seyen. Beim Hineintreten in seine Kirche kam ein Gemeindeglied ums andere herbei, setzte sich stille nieder, und die Andacht, die aus allen Gesichtern strahlte, zeigte uns, daß sie den hohen Werth der Verehrung Gottes fühlten, so wie das Bibelbuch in ihren Händen uns bewies, daß sie auch mit der Quelle des wahren Lichtes nicht unbekannt waren. Das Gebet ihres Seelsorgers schien das innigste Andachtsgefühl Aller zu athmen; seine Predigt war treffend, ernst und anlockend für jeden Zuhörer, und der Gesang, der mich noch am meisten rührte, nach gutem deutschem Geschmack, einfach, feierlich und rührend. Ich wage es nicht, die Gefühle zu beschreiben, welche dieser Auftritt in unserer Seele anregte, und die sich nur durch stille Thränen kund zu geben vermochten. Uns war zu Muthe, als ob wir nach einer langen Reise durch eine brennende Sandwüste wieder einmal einen

krystallenen Wasserquell gefunden hätten. Bei unserem ersten Eintritt in Asien war es uns gewiß, daß nur der Anblick eines wahren Christenlebens und eines einfachen, lautern Gottesdienstes das geeignetste Mittel sey, als ein Licht in die finstere Nacht dieser Völker umher hineinzuleuchten, und ihren verkehrten Gemüthern das Wesen des Christenthums klar und annehmenswerth zu machen. Ohne dieses Licht des Christenwandels gleicht der Missionar einem seltsamen Fremdling, der von einem andern Planeten herkommt, und seinen Zuhörern Wunderdinge erzählt, die sie nicht gesehen haben, und also auch nicht glauben können.

Zweiter Brief.

Die Georgier. Ihre Erziehung und Religionsweise. Schicksale von Georgien. Die Bergvölker des Kaukasus. Mission unter denselben. Römische Missionen in Georgien. Deutsche Colonien jenseits des Kaukasus. Reise nach Schuscha.

Die gegenwärtige Anzahl der georgischen Nation, mit Einschluß der Imerethier, Mingrelen und Bewohner von Guriel, welche demselben Volksstamme angehören, wird gewöhnlich auf 600,000 Seelen angegeben, ein Anschlag, welcher uns viel zu hoch zu seyn scheint, indem die ganze Bevölkerung von Imerethien nur aus etwa 150,000 Seelen besteht, während das eigentliche Georgien mit Einschluß der Armenier nicht über 360,000 Seelen zählt. Die Georgier theilen sich in drei Klassen, freie Bürger, Edelleute und Leibeigene; der ersteren sind nur wenige, welche hauptsächlich in Städten wohnen. Die Masse des Volkes besteht aus der letzten

Klasse; vormals gehörten sie mit Leib, Leben und Eigenthum den Edelleuten an, welche sie Monate lang ohne Lohn und Lebensmittel auf ihren Gütern arbeiten ließen, und mit ihren Söhnen und Töchtern Handel trieben. Bekanntlich war der Sklavenhandel in früherer Zeit in diesen Gegenden sehr ausgedehnt, indem die persischen Harems mit den Töchtern dieser Völker gefüllt zu werden pflegten. Nur die Heirath einer Tochter stellte sie gegen den Verkauf sicher, daher kam es, daß Mädchen meist schon im zehnten Jahr verehlicht wurden. Seit der edle Kaiser Alexander (im Jahr 1802) durch Erbschaft zum Besitz der Länder jenseits des Kaukasus gelangte, ist der Zustand der niedrigen Volksklassen bedeutend verbessert worden, indem die Vasallen der Reichen ihren Herren gewöhnlich nur einen Tag in der Woche arbeiten dürfen, während die fünf übrigen Tage ihrem eigenen Hauswesen angehören. Die Gewalt über Leben und Tod ist dem Adel entrissen, und der Sklavenhandel hat gänzlich aufgehört.

Von Erziehungsanstalten für die Jugend der Georgier konnten wir weder zu Tiflis noch auf dem Lande irgend etwas sehen oder vernehmen. Die Landleute werden gewöhnlich nicht im Lesen unterrichtet, und nur die Edelleute verstehen sich etwas darauf; indeß pflegt doch das weibliche Geschlecht, obgleich keine Schule für sie vorhanden ist, sich wechselsweise im Lesen zu unterrichten; auch steht die Bildung desselben unstreitig höher, als dieß bei dem männlichen Geschlechte der Fall ist. Die Georgier wären ein Volk, das jeder höhern Bildung fähig wäre; aber woher soll für sie der Antrieb kommen, sich dieselbige zu verschaffen? Das Volk ist zu unwissend, um den Werth der Erkenntniß zu schätzen, die Gebieter desselben sind dagegen gleichgültig, so wie sich auch von ihren Priestern in dieser Hinsicht nichts erwarten läßt.

Die Georgier gehören der rechtgläubigen griechischen Kirche an; auch hatten sie in früherer Zeit einen

Vorstand ihrer Kirche, den man Katholikos nannte. Als Georgien der russischen Krone unterthan ward, so wurde bald die Wahrnehmung gemacht, daß der Unterschied zwischen ihrem und dem russischen Kirchenglauben nur in ein Paar Heiligen bestand, welche ihr Kirchenkalender mehr hatte, als der russische; und so hörte mit der Herrschaft ihrer Fürsten auch der besondere Beruf ihrer Oberhirten auf; und die georgische Kirche wurde dem Synod zu St. Petersburg auf die gleiche Weise wie die russische untergeben. So wurde nun ein russisch-griechisches Erzbisthum für alle Bekenner des griechischen Glaubens jenseits des Kaukasus aufgerichtet, und dessen Sitz aus der alten Hauptstadt Georgiens, Mtskheta, nach Tiflis verlegt. Der nunmehrige Erzbischof Jonas scheint ein wackerer Mann zu seyn; er predigt oft, und seine Predigten werden gerühmt; die Verbreitung der heiligen Schriften fand an ihm einen Beförderer, auch sucht er die wissenschaftliche Bildung seiner Geistlichkeit zu heben. Wir selbst sahen in einer Bude neben der griechischen Cathedrale Exemplarien des Neuen Testamentes in russischer, georgischer, armenischer und türkischer Sprache zum Verkaufe ausgesetzt. Der Erzbischof hat ein Seminar zur Bildung von Geistlichen aufgerichtet, in welchem die jungen Priester eine gewisse Summe wissenschaftlicher Kenntnisse sich erwerben müssen, ehe sie zur Ordination zugelassen werden. Ihre mehrjährigen Studien bestehen in russischer Sprache, so wie in philosophischen und theologischen Kenntnissen; Latein und Griechisch wird im Seminar nicht getrieben. Zu Tiflis befinden sich etwa zehn georgische Kirchen. Wir besuchten an einem Sonntag die Hauptkirche, deren Inneres der oben beschriebenen armenischen Kirche ähnlich ist, nur daß die Bilder und Zierathen einen bessern Geschmack verrathen. Die Kirchengebete wurden im Russischen mit feierlicher Würde verlesen, und nicht mit dem singenden Nasentone, wie dieß sonst in griechischen Kirchen der Fall ist. Die

bedeutende Anzahl der Zuhörer bestand meist aus Offizieren der Armee. Die georgischen Kirchen sind reich an Ländereien und Leibeigenen, was bei den armenischen Kirchen nicht der Fall ist, und etwa der vierte Theil des Bodens von Georgien soll der Kirche zugehören. Ehemals war die Priesterklasse sehr zahlreich, indeß hat sie, zufolge der von der Regierung getroffenen Maßregel, sich bedeutend vermindert. Die Priester sind sehr unwissend, und nur Wenige derselben im Stande, eine Predigt zu halten. Mehrere von ihnen können nicht schreiben, und einzelne derselben kaum die Kirchengebete herlesen. Es sind ein Paar Mönchsklöster vorhanden; noch größer ist die Zahl der Nonnenklöster, welche sämmtlich dem Bettelorden angehören. Seitdem die georgische Kirche mit der russischen vereinigt ist, ist jeder Versuch, durch evangelische Missionen ihrer geistigen Wiederbelebung zu Hülfe zu kommen, gesetzlich aufgehoben.

Während der Regierung des Kaisers Alexander wurden auch die verschiedenen Khanschaften der Länder zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere dem russischen Scepter unterworfen. Der Khan (Fürst) von Ganschah tyrannisirte seine Unterthanen, und verweigerte dem Kaiser den Gehorsam; sein Fürstenthum ward daher aufgehoben, und seine Besitzungen wurden der Krone einverleibt. Der Khan von Karabagh zettelte vor zehn Jahren eine Empörung gegen die Regierung an, und floh nach Persien; und jetzt theilt sein Land dasselbe Loos mit Ganschah. Nach dem Tode des Khans von Scheki wurde auch seine Provinz dem Kaiserreiche einverleibt. Die Khanschaft von Schirwan und Baku hatten dasselbe Loos, so wie Kuba und Derbend, und auf diese Weise ist weder im Kurthale noch an den westlichen Ufern des kaspischen Meeres irgend ein Bezirk, welcher nicht unmittelbar der Krone Rußlands einverleibt wäre.

Das weite Thal, welches der Fluß Rion, im Alterthum Phasis genannt, durchströmt, war in früherer Zeit unter dem Namen Colchis, dem heutigen Imerethien, bekannt. Seine Länge beträgt von Osten nach Westen 45, und seine Breite von Norden nach Süden etwa 40 Meilen. Der Boden dieses Landes ist ausnehmend fruchtbar, aber nur wenig angebaut, und überall mit dichten Waldungen bedeckt, und eben darum das Klima so feucht, daß das Jahr hindurch an 120—150 Tagen Regen fällt. Die Einwohner dieses Landes gehören zum georgischen Volksstamme, und reden eine Mundart der georgischen Sprache. Nachdem lange Zeit das Land unter dem Könige von Imerethien vereinigt war, wurde es im fünfzehnten Jahrhundert in drei Stücke, Imerethien, Mingrelien und Guriel getheilt, welche später unter türkische Oberherrschaft geriethen, bis sich die russischen Waffen des Landes bemächtigten. Noch behaupten die Fürsten von Mingrelien und Guriel ihre Regentenwürde, indem sie der russischen Krone huldigten; aber ihre Länder sind mit Kosaken-Stationen besetzt. Guriel faßt etwa 30,000, und Mingrelien 40,000 Einwohner in sich, während Imerethien im Jahr 1821 in 406 Städten und Dörfern 80,793 Einwohner zählte, unter denen sich viele Armenier befinden. Die Hauptstadt des Landes ist Kutais, welche 1600 Einwohner hat, von denen die Hälfte Juden sind. Nur hier und zu Gorim werden Juden angetroffen; während wir zu Tiflis keine gefunden haben.

Das Loos des Landvolkes in diesen Gegenden hat bedeutende Verbesserungen erfahren, indem dem Adel, dem das Land mit den Leibeigenen gehört, nicht länger gestattet ist, die Untergebenen ums Leben zu bringen, oder sie als Sklaven zu verkaufen. Die Herren und die Knechte sind nun ziemlich auf die gleiche Stufe gestellt, und dem Fürsten ist nicht mehr gestattet, mit seinem zahlreichen Geleite von einem Dorfe zum andern zu ziehen, und auf Kosten der Einwohner in einer Woche

zu verzehren, was diese das ganze Jahr hindurch im Schweiße des Angesichts erworben haben. Auch hier hat der frühere Katholikos von Colchis einem russischen Bischofe die Stelle geräumt, welcher zu Kutais wohnt, und dem Erzbischofe zu Tiflis untergeben ist.

Es ist wahrhaft zu beklagen, daß den sparsamen Nachrichten früherer Reisenden über die Bergvölker des Kaukasus, deren Stämme und Sprachen ein wahres Babel bilden, von uns nicht viel Neues hinzugefügt werden kann. Wie nahe auch der Landkarte nach die Stadt Tiflis den Wohnsitzen derselben zu liegen scheint, so konnten wir doch keiner Gelegenheit habhaft werden, aus eigener Anschauung den Zustand dieser zahlreichen Bergvölker kennen zu lernen. Wir hörten zwar viel von dem glücklichen Kriege, welchen der Feldmarschall Paskewitsch erst vor kurzer Zeit mit denselben führte, um ihren räuberischen Ueberfällen ein Ende zu machen, und sie der Krone Rußlands zu unterwerfen. Wäre derselbe nicht so bald nach einem andern Kriegsschauplatz in Polen abgerufen worden, so wäre es ihm vielleicht gelungen, seine Siege bis zu den beschneiten Gipfeln des kaukasischen Gebirges hinaufzutragen. Aber so lange nicht der Charakter dieser Völker verändert ist, so lange wird die Besiegung derselben selbst für die Macht Rußlands eine der schwierigsten Aufgaben bleiben. Selbst der Bergpaß von Dariel, den jede Woche die gewöhnliche Post durchzieht, kann nicht ohne die Begleitung von ein Paar Feldstücken und 100 Mann Kosaken durchwandert werden; auch wird jeder Zug durch Derbend ohne eine ähnliche Schutzwache für gefährlich gehalten. Größere Gewalt als über die übrigen Bergvölker übt Rußland im Lande der kriegerischen Lesghier. Nachdem diese in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts Schamachi zerstört, und den Schrecken ihres Namens über alle umliegenden Provinzen verbreitet hatten, wurden sie (im Jahr 1742) durch die siegreichen Waffen des persischen Königes, Nadir

Schah, genöthigt, bei der Krone Rußlands Schutz zu suchen, und derselben sich zu unterwerfen. Jetzt sind sie Rußland zinspflichtig; aber dessen ungeachtet ist ihre Raubsucht und Mordlust den Bewohnern dieser Provinzen noch gefährlicher, als selbst der übermüthige Trotz der wilden Cirkassier (Tscherkessen). Die russischen Vorposten lagern sich daher nur an den Grenzen ihres Landes, um ihre räuberischen Ueberfälle zurückzuhalten. Es läßt sich erwarten, daß der nunmehrige Besitz von Anapa, diesem Sammelplatze der Räuber, wo die Türken einen steten Tauschhandel mit Schießgewehren, Pulver und Waaren gegen Cirkassische Sklavinnen mit den wilden Bergvölkern zu führen pflegten, die Russen in Stand setzen wird, einen kräftigen Schutzkordon gegen sie zu ziehen, und denselben den Menschenraub in den georgischen Thälern unmöglich zu machen.

Mit Ausnahme von etwa 200 armenischen Familien, welche unter den Tscherkessen wohnen, und der Lesghier, die dem Koran Muhameds hartnäckig anhangen, ist die Religionsweise dieser Bergvölker eine seltsame Mischung von Muhamedanismus, Christenthum und Heidenthum. Bei einigen Stämmen, wie z. B. unter den Abassen und Tscherkessen, sind die Züge des muhamedanischen Glaubens vorherrschend; bei Andern hingegen, wie z. B. unter den Oseten und Inguschen findet sich nur wenig heidnisches Wesen mit großer Vorliebe zum Christenthum und Abneigung gegen den Koran verbunden. Die Geschichte, die Volkssage und so viele alte Denkmale dieses Landes vereinigen sich, um die Behauptung zu bestätigen, daß die Meisten dieser Bergvölker in den frühern Jahrhunderten sich zum Glauben an das Christenthum bekannt haben. Man hat geglaubt, daß unter solchen Umständen diese Völkerstämme leicht dahin gebracht werden dürften, die christliche Religion anzunehmen; und auch der Auftrag unserer Missionsgesellschaft lautet dahin, daß wir uns unter denselben nach den geeigneten Wegen und Mitteln

umsehen sollen, wie eine Missionsstation in ihrem Kreise aufgerichtet werden möge.

Es ist bekannt, daß Missionsversuche dieser Art schon früher unter diesen Bergvölkern gemacht worden sind. Die schottische Missions-Colonie zu Karaß, am Fuße des Beschtau, diesem eigenthümlichen Centralpunkte des kaukasischen Gebirges, wurde im Jahr 1802 von einer Anzahl schottischer Missionarien aufgerichtet. Als sie dort ankamen, zählte das Dorf mehr als 500 muhamedanische Einwohner, welche sechs bis sieben verschiedene Sprachen dieser Bergvölker redeten; allein schon im Frühling 1804 brach die Pest in jenen Gegenden aus, und richtete so fürchterliche Verheerungen an, daß die ganze Umgegend entvölkert wurde, und die noch Uebriggebliebenen sich in die Gebirge zerstreuten. Diese Missions-Colonie ward nun im Jahr 1806 durch den menschenfreundlichen Kaiser Alexander, welchem die Bekehrung dieser wilden Völkerstämme nahe am Herzen lag, mit ausgezeichneten Privilegien ausgestattet. Dieß veranlaßte im Jahr 1810 eine Anzahl deutscher Colonisten in der Umgegend von Saratow, sich zu Karaß häuslich niederzulassen, da die Huld des Kaisers dieser Colonie 7000 Jucharte urbaren Landes, auf dreißig Jahre abgabenfrei, als Eigenthum überlassen hatte, und so mehrte sich bald die Zahl der Einwohner auf mehr denn hundert Seelen, zu deren Bewachung gegen die Ueberfälle der wilden Tscherkessen eine Compagnie Soldaten mit ein Paar Kanonen an dieser Stelle aufgestellt wurde. Das Dorf besteht aus einer langen, breiten Straße, welche in der Mitte ein kleiner Fluß durchschneidet, und an beiden Enden dieser Straße sind die Hütten der Soldaten aufgerichtet. Die Wohnhäuser bestehen aus Holz, und hinter jedem einzelnen befindet sich ein großer Garten, der dem Eigenthümer des Hauses gehört. Auf einer kleinen Anhöhe haben die Deutschen eine Kirche aufgerichtet; auch befinden sich an dem obern Ende der Straße die Wohnungen der

Missionarien, mit einem kleinen Bethause, das sie für den Unterricht der Neubekehrten eingerichtet haben. Zunächst beschäftigten sich die Missionarien, deren im Jahr 1806 neun mit ihren Familien diese Missions-Station bewohnten, mit dem Erlernen der tartarischen Sprache, welche fast allgemein von diesen Bergvölkern verstanden wird, um ihren Unterricht im Christenthum in dieser Sprache zu beginnen, und die Uebersetzung der heiligen Schriften und zweckmäßiger Traktate in derselben zu Stande zu bringen. Indeß setzten sich ihrem Verkehr mit diesen Bergvölkern und dem Unterrichte derselben vielfache Hindernisse in den Weg, und sie entwarfen daher den Plan, gefangene Tartaren aus der Sklaverei loszukaufen, und diese im Christenthum zu unterrichten. Wirklich sammelten sich nach und nach dreißig solcher Losgekauften aus verschiedenen Völkerstämmen auf ihrer Colonie. Da aber der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, so mußte auf Verlangen der Missionsgesellschaft dieser Versuch aufgegeben werden; so wie sich auch nach und nach sämmtliche Missionarien, bis auf Herrn Galloway, von dieser Arbeitsstelle entfernten, welche jetzt von einigen deutschen Missionarien in Besitz genommen wurde. Die Mission an dieser Stelle hat bis jetzt bei den fortgesetzten Kriegen mit den Bergvölkern nur geringe Fortschritte gemacht; allein es ist keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß sich am Ende unter Gottes Beistand eine herrliche Frucht der Arbeit mit Recht erwarten läßt, sobald nur, wie es jetzt geschehen ist, die zeitlichen Angelegenheiten der Colonie ganz und ausschließend frommen und tauglichen Colonisten überlassen, und die nöthige Anzahl tauglicher Missionsarbeiter hieher gesendet wird, um diesen muhamedanischen Völkerstämmen die Erkenntniß Christi in Unterricht und Wandel nahe zu bringen. So lange nicht die Muhamedaner das Wesen des Christenglaubens in dem heiligen Sinn und Wandel seiner Bekenner dargestellt sehen, und Gelegenheit haben, der unabweis-

lichen Gewalt der Ueberzeugung Raum zu geben, daß in Hinsicht auf geistige und sittliche Vorzüge die Verehrer Christi den Schülern Muhameds weit überlegen sind, so lange werden sie nicht dahin gebracht werden, vorurtheilsfrei der Lehre vom Kreuze Christi Gehör zu geben. Freilich müssen die Männer, welche in dieses Arbeitsfeld ausgesendet werden, mit vorzüglichen Geistesgaben ausgerüstet seyn. Es ist nicht ein rohes Heidenthum, welches die Missionarien hier zu bekämpfen haben; es sind vielmehr feine, trügerische, metaphysische Spitzfindigkeiten, welche die Mollahs der Predigt des Evangeliums entgegenstellen, und die nur auf dem Wege einer gesunden Schlußfestigkeit besiegt werden können. Mit einer klaren, tiefen und lebendigen Erkenntniß der großen Grundsätze des Reiches Christi müssen sie daher männliche Verstandeskraft verbinden, welche fähig ist, die verborgenen Schleich- und Trugschlüsse des Islamismus in ihrer Blöße darzustellen, und die Predigt von Christo so einzurichten, wie es den verschiedenartigen geistigen und sittlichen Bedürfnissen dieser Völker angemessen ist. (S. Biblical researches and travels in Russia by E. Henderson. S. 446 ff.)

Auch noch auf andern Seiten wurden verschiedene Bekehrungsversuche gemacht, um einzelne dieser Völkerstämme für die Kirche Christi zu gewinnen. Vor nicht langen Jahren ließ sich einer der beiden Jesuiten-Missionarien, welche zu Mosdok am jenseitigen Fuße des Kaukasus arbeiten, unter den Oseten nieder. Er war ein Mann voll Eifers und Talente, und sparte keine Mühe, diesen Volksstamm der römischen Kirche zuzuführen. Er hatte sich große Fertigkeit im Ausdruck ihrer Sprache erworben, und schon angefangen, eine reiche Ernte einzuthun, als die Regierung ihm verbot, seine Missionsarbeiten weiter fortzusetzen, indem die russische Kirche selbst damit umgehe, Missionarien diesem Volksstamme zuzusenden. Im Jahr 1821 und 1822 ließ sich der schottische Missionar Blythe unter den

Inguschen, einem zahlreichen Bergvolke, nieder, und arbeitete neun Monate lang unter denselben. Kaum fing er an, in ihrer Sprache die Lehre Christi zu verkündigen, so hörten sie ihm mit großem Interesse zu, und nahmen das Wort mit viel Freude auf, indem sie erklärten, dieß sey es gerade, was sie brauchen, und ihr Herz sage ihnen, daß das Evangelium Wahrheit sey. Er erwarb sich große Achtung unter dem Volke, und seine Aussichten auf einen glücklichen Erfolg waren in hohem Grade ermunternd; aber auch ihm ward jetzt eine längere Arbeit unter diesem Volksstamme verboten, indem ihm erklärt wurde, daß einem auswärtigen Missionar nicht gestattet seyn könne, unter einem Volksstamme zu arbeiten, unter welchem die Staatskirche bereits einige Neubekehrte durch die Taufe gesammelt habe. Der Erzbischof von Tiflis hatte nämlich zwei Priester dorthin gesendet, um einige der Inguschen durch die Taufe der russisch-griechischen Kirche einzuverleiben. Nach und nach ließ sich ein Bischof mit einer Anzahl Mönche unter diesem Volke nieder, und sammelten Häuflein der Neubekehrten; allein der Nationalhaß des Volksstammes gegen die Russen trieb sie bald aus dem Lande hinaus, und in welchem Zustande diese Mission sich nunmehr befinde, konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Wir müssen mit unsern Betrachtungen noch einmal zu den Georgiern in den trans-kaukasischen Provinzen zurückkehren. Schon im Jahre 1660 hatten sich römische Missionarien unter denselben zu Tiflis niedergelassen, und sich als Aerzte unter denselben eingeführt; ein Name, den sie auch später noch getragen haben. Einer der georgischen Khane nahm sie bereitwillig auf, und wies ihnen zu Tiflis und zu Gori eine Arbeitsstätte an, auch gab er ihnen die Freiheit, ihren Gottesdienst öffentlich zu üben. Unter dem Schutze des Khans, dem sie von Zeit zu Zeit ihre Geschenke machten, gelang es ihnen wirklich, festen Fuß im Lande zu fassen; als aber der georgischen und armenischen Geist-

lichkeit der Plan derselben, in ihren Kirchen Proselyten für die römische Kirche zu machen, verrathen ward, so setzten sie jedes Mittel in Bewegung, ihre Verbannung aus dem Lande zu bewirken. Allein die Heilkunde, welche sie übten, verschaffte ihnen Schutz und Unterhalt. Der jährliche Gehalt, den sie von der Propaganda zu Rom erhielten, bestand nur in achtzehn römischen Kronen (60 Schweizerfranken oder 33 Gulden), und so waren sie genöthigt, auf anderem Wege ihren Unterhalt zu erwerben, was auf dem Wege des Handels von ihnen geschah. Allein sie mußten sich bald nach den Volkssitten und der Religionsweise der Georgier so weit bequemen, daß zwischen ihnen und den Georgiern kein weiterer Unterschied sichtbar wurde. Ihre Mission bestand im Jahr 1673 aus neun Priestern und drei Layenbrüdern, die sich in einem Kloster gemeinschaftlich niederließen. Dieses Kloster besuchten wir zweimal; es ist ein ansehnliches Gebäude, das eine schöne Kirche hat; noch üben die Mönche die Medizin aus, und unterrichten ein Paar Jünglinge. Ihre Gemeindeglieder bestehen aus etwa 600 Seelen, welche sie meist der armenischen Kirche entführt haben. Sie haben einige kleine Niederlassungen im Lande umher, zu Achalzik, zu Gori und zu Katais, wo sie gleichfalls kleine Häuflein römischer Katholiken gesammelt haben, welche aus der armenischen Kirche zu der ihrigen übergetreten sind.

Auch die Georgier haben, wie dieß bei den Armeniern der Fall ist, eine gedoppelte Mundart, nämlich ihre alte Kirchen- und Büchersprache, welche nur ihre Gelehrten verstehen, und die tägliche Verkehrsprache, welche unter dem Volke üblich ist. In der erstern sind die heiligen Schriften schon im fünften Jahrhundert für die Georgier übersetzt worden. Diese Bibelübersetzung, deren frühere Schicksale unbekannt sind, blieb bis zum verflossenen Jahrhunderte ungedruckt, und befand sich nur handschriftlich zerstreut in den Händen der Geistlichen, da das Volk die alte Sprache ihrer

Väter nicht mehr verstehen oder lesen konnte. Zuerst wurden nun im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Psalmen, die Propheten und das Neue Testament zu Tiflis, und später (im Jahr 1743) die ganze Bibel zu Moskau gedruckt. Die Uebersetzung hatte ein georgischer Fürst Arsil dadurch zum Drucke vorbereitet, daß er den georgischen Text nach dem slavonischen veränderte, und denselben in Kapitel eintheilte. Und da sein Manuscript das Buch Sirach, so wie die beiden Bücher der Makkabäer nicht in sich begriff, so übersetzte er dieselben aus der slavonischen Bibel, und fügte sie der georgischen Bibel bei. Indeß starb er, ehe das Werk für die Presse gänzlich zubereitet war, und nun drang der georgische Erzbischof Joseph in die beiden Fürsten Wakuset und Bacchar, das begonnene Werk zu vollenden; worauf Letzterer wirklich auf seine eigenen Kosten diese georgische Bibel-Uebersetzung nochmals nach dem slavonischen Texte gründlich berichtigen und zu Moskau drucken ließ. Von dieser Moskauer Ausgabe wurde im Jahr 1816 eine zweite Auflage des Neuen Testamentes zu 5000 Exempl. in der alten, und im Jahr 1818 eine dritte Auflage desselben in der neuen Buchstabenschrift der Georgier ausgefertigt.

Bei dem beweglichen Nomaden- und Räuberleben der Bergvölker, in deren Bergklüfte sich nicht leicht ein Europäer ohne augenscheinliche Todesgefahr hineinwagen darf, ist es schwer, auch nur bis auf einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit die Bevölkerung derselben anzugeben. Nach den glaubwürdigsten Angaben, welche hierüber erhalten werden konnten, beläuft sich die Tscherkessen-Nation, die unter sich selbst in neun verschiedene Stämme zerfällt, auf etwa 200,000 Seelen, welche eine rohe Anhänglichkeit an die Lehren des Korans kund thun. Die Abassen, welche längs der Küste des schwarzen Meeres zwischen Mingrelien und dem Kuban ihre Wohnungen haben, und in 22 Stämme sich vertheilen, werden gewöhnlich auf 48,000

Seelen angeschlagen. Die Bassianen, welche in den Gegenden um das höchste Gebirge des Kaukasus, den Elborus her sich angesiedelt haben, sind bis auf 8000 Seelen zusammengeschmolzen. Ungleich zahlreicher sind die Lesghier in den östlichen Gegenden Georgiens, welche in 26 Stämme zerfallen, und zusammen eine Bevölkerung von 150,000 Seelen ausmachen mögen. Das Volk der Osetinen, welche die mittlern Gegenden des Kaukasus inne haben, und zwölf verschiedene Stämme bilden, soll nicht mehr als etwa 16,000 Seelen in sich begreifen. Die Midschägen, zu denen auch die Inguschen gehören, welche sich in den nordöstlichen Theilen der Bergkette gelagert haben, werden auf 42,000 Seelen angeschlagen; indeß die Tartarenstämme, welche größtentheils die niedern Steppen nördlich und östlich vom Kaukasus inne haben, und in Nogay-Tartaren, Kumuken und Truchmenen abgetheilt werden, auf eine Anzahl von beiläufig 70,000 Seelen berechnet zu werden pflegen. Auf diese Weise ergibt sich eine Masse von mehr als einer halben Million unsterblicher Menschenseelen, welche das kaukasische Gebirg von seinen Niederungen an bis zu seinen höchsten Spitzen bewohnen, und in deren Finsternisse das heilbringende Licht des Christenglaubens noch nicht eingedrungen ist.

Am 5. August verließen wir Tiflis, um unsere Reise nach Schuscha weiter fortzusetzen. Da das Kurthal, durch welches uns unsere Wanderung führte, so ganz von Einwohnern entblößt ist, daß wir auf drei Tagreisen kein bewohntes Dorf erreichen zu können hoffen durften, so versahen wir uns mit den erforderlichen Lebensmitteln für diesen weiten Weg, um auf einem gewöhnlichen Leiterwagen mit vier Pferden bespannt nach Helenendorf zu gelangen, das als die Hälfte des Weges betrachtet wird. Kaum hatten wir etwa zehn Werste zurückgelegt, so blieb unser Wagen in einem Sumpfe stecken, aus welchem er nur mit der größten

Anstrengung

Anstrengung wieder herausgebracht werden konnte, und gänzlich ermüdet machten wir nun Abends neun Uhr auf einer weiten Ebene Halt, wo wir uns in Ermanglung eines Zeltes in unsere Mäntel eingehüllt, unter freiem Himmel niederlegten. Schon am andern Morgen um drei Uhr setzten wir die Reise weiter fort, und erreichten um sieben Uhr die sogenannte rothe Brücke, wo wir zu einem Frühstücke uns niederließen. Schon war unser Knecht Antonio, ein Armenier, der allein bei uns war, von einem brennenden Fieber ergriffen, so daß wir selbst Hand ans Werk legen mußten. Von hier aus führt zur Rechten eine Fahrstraße über die Berge nach Erivan.

Wir waren nun wieder in das Land der Armenier eingetreten, dessen Grenze durch eine Gebirgslinie bezeichnet ist, die sich längs des Kurflusses hinabzieht. Bis jetzt hatten wir noch keine Spur von Einwohnern zu Gesicht bekommen; aber nun führte uns der Weg durch zwei verlassene Dörfer, welche der Winter-Aufenthalt von Nomaden zu seyn scheinen; auch wurden wir den Tag über da und dort kleiner Stellen gewahr, welche angebaut waren. Die Provinz wird Kasakhi genannt, und ist von einem muhamedanischen Volksstamme bewohnt, welcher nach Chardin's und anderer Reisebeschreiber Vermuthung ein Zweig des Kosakenvolkes zu seyn scheint; aber nicht Ein menschliches Wesen kam uns den Tag über nahe, das wir hierüber hätten fragen können; auch schien man in den nahe gelegenen Provinzen diesen Namen gar nicht zu kennen. Die Sonnenhitze war drückend, und unser Durst groß, und doch fanden wir unterwegs kein trinkbares Wasser, womit wir denselben hätten stillen können. Wir legten uns des Abends zur Ruhe auf einer grünen Wiese bei unserem Wagen nieder, und wünschten uns von Herzen Glück, daß wir dieß bei einem lautern Wasserquell thun konnten. Am 7ten setzten wir Morgens 2 Uhr unsern

Weg weiter fort, und hielten um 7 Uhr bei einem Posthause ein Paar Stunden inne. Bis jetzt bestand das ganze Land von Tiflis her aus lauter gutem, durchgängig urbarem Boden, den jedoch keine Menschenhand anzubauen pflegte. Wir hatten schon längst den Kurfluß auf unserer linken Seite aus dem Auge verloren, und waren rechts einem Bergzuge nahe gekommen, an dessen Fuß uns der Weg hingeführt hatte; aber jetzt schloß sich eine weite Ebene vor uns auf, die sich südöstlich nach der Richtung des Kurflusses hinabzog, und deren trefflicher Boden von zahlreichen kleinen Bächen nach allen Richtungen durchschnitten ist. Das Ganze glich einer ungeheuern Wildniß, die, so weit das Auge reicht, mit Gebüschen überwachsen ist, und auf welcher unser Auge auch nicht Eine Menschenwohnung wahrzunehmen vermochte. Wir hatten schon früher vernommen, daß zu Ganschah, wohin uns der Weg führte, eine tödtliche Krankheit wüthe, welche die Menschen innerhalb weniger Stunden hinwegraffe, und ob man uns gleich den Namen derselben nicht zu nennen wußte, so mußten wir doch vermuthen, daß es die Pest oder die Cholera war, welche diese Stadt verwüstete. Unser Reiseplan war auf Helenendorf berechnet, das in der Nähe von Ganschah liegt. Um nun diese angesteckte Gegend zu vermeiden, schlugen wir die Reise nach der deutschen Colonie Annenfeld ein, welche nahe bei den Trümmern der alten Stadt Schamachor liegt, und die wir Nachmittags 5 Uhr erreichten.

Annenfeld wurde vor etwa zwölf Jahren von 150 deutschen Familien angelegt, von denen jedoch nur noch 46 übrig sind, und auch diese haben eine große Zahl von Familiengliedern durch den Tod eingebüßt. Wir sahen nur wenige der Einwohner, da sie sich auf eine Entfernung von sieben Stunden auf die Gebirgshöhen gezogen hatten, um dort eine gesündere Luft einzuathmen, und nur Wenige derselben kamen abwechselnd herbei, um Wache im Dorfe zu halten, damit nicht

ihre nomadischen Nachbarn ihre Abwesenheit benützen, und sie ihrer Habseligkeiten und ihrer Ernte berauben möchten. Ihre einstöckigen Wohnungen sind in ein Paar regelmäßigen Straßen niedlich aufgebaut, in deren Mitte auf einem geräumigen Viereck ihre Kirche sich befindet. Sie haben keinen regelmäßigen Pastor, sondern einer aus ihrer Mitte versieht das Prediger- und Seelsorgeramt. Das Dorf ist mit herrlichen Gärten umgeben, die mit Küchengemüsen aller Art, Obstbäumen und Weinstöcken angepflanzt sind, und große Fruchtbarkeit des Bodens verkündigen. Der Boden ist trocken, und das Wasser gut, und wir konnten daher für die ungesunde Lage dieses Ortes keinen zureichenden Grund denken. Aber am Montag Morgen blies ein heftiger Südostwind von den Sümpfen und Reisfeldern des Kurthales einen dicken Nebel herbei, welcher uns seinen für die Gesundheit schädlichen Einfluß recht fühlbar machte. Das Dorf liegt am Fuße des Gebirges, von dem aus man das öde Steppenland des Kurflusses auf der einen, und die ungeheure mit Schnee bedeckte Bergkette des Kaukasus auf der andern Seite, so weit das Auge reicht, überschauen konnte.

Bekanntlich sind diese deutschen Colonisten, welche in weiter Zerstreuung umher sieben Dörfer des Kurthales bewohnen, im Jahr 1816 größtentheils aus Würtemberg ausgewandert, indem Viele von ihnen die Besorgniß hiezu veranlaßte, daß bei dem allgemeinen Abfalle vom Christenthum im Schooße der Kirche die große Verfolgung nahe sey, welche dem Anbruch des tausendjährigen Reiches, das sie für das Jahr 1836 erwarteten, vorausgehen werde. Um diesem Sturme zu entfliehen, und auf dem Wege nach dem gelobten Lande indeß einen sichern Bergungsort zu finden, hatten sie zu etwa 1500 Familien ihr geliebtes Vaterland verlassen, und die Reise die Donau hinab nach Odessa, und von dort nach Georgien angetreten. Viele derselben meinten

es mit der Sache ihres Christenglaubens von Herzen redlich, und es war ihnen wirklich ernstlich darum zu thun, mit den Ihrigen dem allgemeinen Abfalle von Christo und dem unausbleiblichen Strafgerichte zu entfliehen; aber es befanden sich auch viele unlautere, unzufriedene, empörungssüchtige und schwärmerische Menschen in ihrer Mitte, welche bald so viel Zwistigkeit und Unordnung auf der Wanderung erregten, daß beinahe zwei Drittheile ihrer großen Haufen schon auf dem Wege ein Raub des Todes wurden. Die übrigen kamen in großem Elende zu Odessa an, wo sie bereits hundert Familien ihrer Landsleute antrafen, welche sich an sie anschlossen, und die Wanderung nach Georgien mit ihnen fortsetzten.

Dorthin gelangten sie im Jahre 1817, und ließen sich nun in sieben Colonien auf große Entfernungen hin im unbewohnten Lande nieder. Eine derselben, welche sich in die beiden Dörfer Marienfeld und Petersdorf theilte, ließ sich am Jorisluße in Kachetien nieder; zwei andere, Neu-Tiflis und Alexandersdorf, siedelten sich am linken Ufer des Kurflusses, in der Nähe von Tiflis an; zwei andere, Elisabeththal und Katharinenfeld, fanden in der Provinz Somchetien ihre Niederlassungsstelle; indeß Annenfeld und Helenendorf in der weitesten östlichen Entfernung von den Uebrigen, im Bezirke von Ganschah sich ansiedelten. Sie fanden eine freundliche Aufnahme, und der menschenfreundliche Kaiser Alexander theilte ihren Niederlassungen ansehnliche Privilegien zu. Sie erhielten mit ansehnlichen Länderstücken und bedeutenden Geldunterstützungen zum Aufbau ihrer Wohnungen und zu ihrer ersten Ansiedlung zugleich die Gestattung, unabhängig von russischen Beamten ihre Obrigkeit, so wie ihre Geistlichen aus ihrer Mitte erwählen zu dürfen. Diejenigen unter ihnen, welche die vorgestreckten Geldsummen nach einer Reihe von Jahren der Regierung zurückbezahlen konnten, sollten als freie An-

siedler gehalten seyn, und die Gestattung haben, ungehindert sich überallhin begeben zu dürfen, wohin sie verlangten; diejenigen aber, welche dieß nicht konnten, sollten als Unterthanen der Krone gehalten werden. Anfänglich wollten ihre Niederlassungen nicht gedeihen, indem Krankheiten aller Art, innere Zwistigkeiten und räuberische Ueberfälle der Perser das Aufblühen ihres Wohlstandes immer wieder zerstörten. Jetzt geht es mit ihrem äußerlichen Wohlstande ungleich besser, und sie besitzen alle erforderlichen Mittel und Wege, denselben, so bald sie nur wollen, zu vergrößern; die Gesammtzahl dieser deutschen Colonisten in diesen Gegenden mag sich nunmehr auf etwa 2000 Seelen belaufen.

Als im Jahr 1823 einige deutsche Missionarien nach Georgien kamen, und da und dort in den Gemeinden dieser Colonisten das Evangelium zu verkündigen anfingen, so erwachte in diesen bald das heiße Verlangen, einige christliche Seelsorger für ihre geistlichen Bedürfnisse zu gewinnen. Sie waren den verlassenen Schafen ähnlich, die keinen Hirten haben, und in deren Mitte Gottesdienst und Jugendunterricht in vielfachem Zerfalle sich befand. Da die Missionarien sich verpflichtet fühlten, ihre ganze Zeit und Kraft auf die Missionszwecke zu verwenden, um derer willen sie gesendet worden waren, so wurde nun auf ihr Verlangen von der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel denselben Missionar Saltet zugesendet, um sich des Predigt- und Seelsorgeramtes in ihrem Kreise anzunehmen. Nicht lange hernach kam der Feldmarschall Graf Diebitsch nach Georgien, welcher als Mitglied der protestantischen Kirche sich der geistlichen und leiblichen Wohlfahrt dieser Colonien kräftig annahm, und den Missionar Saltet über die beste Weise ihrer Förderung zur Berathung zog. Auf den Vorschlag des Feldmarschalls wurde nun von den Missionarien eine eigene, selbstständige Kirchenordnung für diese Gemeinden entworfen, und dem Kaiser

vorgelegt, welcher dieselbe genehmigte und zugleich verfügte, daß diese sieben Colonial-Gemeinden unabhängig von dem protestantischen Consistorium in Petersburg nach ihrer eigenen Kirchenverfassung ihre kirchlichen Einrichtungen treffen, und die Befugniß haben sollen, von der Missionsgesellschaft zu Basel die erforderlichen Prediger und Seelsorger zu berufen, wobei zugleich Missionar Saltet zum Oberpastor der Gemeinden ernannt wurde. Der edelmüthige Kaiser wies zugleich die Summe von 81,000 Schweizerfr. (54,000 Gulden) zum Aufbau eines Bet- und Pfarrhauses in jeder Colonie, und 1000 Rubel (etwa 470 Gulden) jährlichen Gehaltes jedem angestellten Prediger an, deren nunmehr fünf in diesen Gemeinden als Verkündiger des Evangeliums eingetreten sind.

Am 9. August setzten wir unsere Reise von Annenfeld nach Schuscha mit Postpferden weiter fort; nachdem wegen der überhandnehmenden Cholera sich jeder Coloniste geweigert hatte, uns weiter zu bringen. Der Weg führte uns an den Trümmern von Schamchor vorüber, einer zerfallenen Stadt, welche im neunten und zehnten Jahrhundert die mächtigste in diesen Gegenden war, und jetzt gänzlich in Ruinen liegt. Die mit schädlichen Ausdünstungen angefüllte Luft erzeugte bald fieberhafte Bewegungen bei meinem Freunde Dwight, und das brennende Fieber nahm mit jeder Stunde zu. Um 8 Uhr Abends kamen wir vor die Mauern von Ganschah, und da wir uns nicht in diese Stadt hineinwagten, weil die Cholera mörderisch unter ihren Bewohnern wüthete, so blieb uns nichts übrig, als die Nacht in unsere Mäntel eingehüllt neben unserem Wagen zuzubringen. Die Stadt zählt etwa 12,000 Einwohner; die Ebene, auf welcher sie liegt, ist fruchtbar und gut bewässert, auch treibt sie bedeutenden Gewerb mit Seidenbau. Krank und ermüdet wurden wir nun auf dem schlechten, fast gänzlich unbewohnten Wege

noch ein Paar Tagereisen langsam fortgeschleppt, bis uns endlich am 13. August eine heitere Morgensonne Schuscha erblicken ließ, das auf der Spitze einer hohen Bergschlucht vor unsern Augen lag. Das frische Grün der herrlichen Wiesen und Bäume, welche am Fuße und an den Seiten des Berges sich in reicher Fülle befinden, gewährte unserem Auge einen erfrischenden Genuß, nachdem es sich so lange in der von der Sonnenhitze ausgebrannten Ebene an den Bildern der Verwelkung ermüdet hatte. Ein langer und steiler Weg führte uns den Berg nach Schuscha hinauf, wo wir nach wenigen Stunden im Kreise christlicher Brüder im Missionshause zu Schuscha eine lang ersehnte Heimath fanden. Bald vergaßen wir im Genusse zärtlich pflegender Freundschaft die Anstrengungen und Gefahren des zurückgelegten Weges, und dankten dem HErrn, der uns im Schooße der Liebe eine Sicherheitsstätte finden ließ gegen die fürchterlichen Verheerungen, mit welchen die Cholera in diesen Tagen die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere heimsuchte. Wir hofften eine Zeitlang, daß die hohe Lage dieser Bergfestung uns gegen die tödtlichen Ueberfälle derselben sichern würde; aber bald wurde jeglicher von uns, jedoch in sehr gemildertem Maaße von ihrer Ansteckung ergriffen, und ein lähmendes Fieber legte uns nun mehrere Wochen lang auf ein beschwerliches Krankenlager nieder, das jedoch durch die pflegende Sorgfalt und Liebe unserer theuern Brüder auf die mannigfaltigste Weise versüßt wurde.

Dritter Brief.

Die Provinz Karabagh. Schuscha. Uebersicht der Bevölkerung der muhamedanischen Provinzen. Die Tartaren. Ihre Lebensweise. Ihr sittlicher Charakter. Die Mollahs. Die Armenier. Großer Mangel an Unterrichts-Anstalten. Bildungsmittel. Druckerpressen. Geistige Bedürfnisse derselben.

Schuscha ist die Hauptstadt der Provinz Karabagh, welche zwischen dem Kurfluß auf der einen, und dem Flusse Aras (Araxes) auf der andern Seite mitten inne liegt. Die Stadt wurde vor etwa achtzig Jahren erbaut, und zum Wohnsitze eines Khans gemacht, welcher die Provinz im Namen des persischen Königes beherrschte. Die Natur hat Vieles gethan, um Schuscha zu einer unbesiegbaren Festung zu machen, indem der ganze Berg, auf dem die Stadt liegt, eine natürliche Festung ist. Ein steiler Pfad windet sich an einer tiefen Bergkluft über die Felsen, bis zu dem Thore der Stadt hin, die am Abhange eines Berges liegt, der sich immer höher hinter ihr erhebt, und dem Auge die prachtvollste Aussicht auf die nahen Kulmen des kaukasischen Riesengebirges darstellt. Die Häuser der Stadt sind meist zweistöckig und aus Stein aufgebaut, und sie faßt etwa 2000 Wohnungen in sich, von denen 700 von Armeniern, die übrigen von Muhamedanern bewohnt werden. Die Armenier haben hier zwei große und zwei kleinere Kirchen, an denen vierzehn Priester angestellt sind, und ebenso besitzen auch die Muhamedaner der Stadt zwei ansehnliche Moscheen. Die Provinz Karabagh, ein Name, welcher schwarzen Gartenboden bezeichnet, hat ihre Benennung von der ausnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens, welchen der Kurfluß angeschwemmt hat. Ihr Inneres ist bergig und mit Wäldern überdeckt. Armenier und Muhamedaner, deren Anzahl beinahe gleich groß ist, bilden die Bevölkerung

der Provinz, die sich über 50,000 Seelen beläuft. Die Armenier stehen unter der Gerichtsbarkeit zweier Bischöfe, von denen der eine im Kloster Datew wohnt; der andere, welcher als der vierte Katholikos der armenischen Kirche betrachtet wird, pflegt den Winter zu Schuscha zuzubringen, und ist eigentlich dem Volke der Aghovanen oder Albanen vorgesetzt.

Dieses Volk wird schon in griechischen und lateinischen Schriftstellern als ein solches beschrieben, das in den frühesten Zeiten das ganze Kurthal von Georgien an bis zum kaspischen Meere inne hatte. Sie scheinen von jeher mit dem armenischen Volke enge verwandt gewesen zu seyn; auch waren sie nach des alten Strabos Behauptung so mächtig, daß sie 60,000 Krieger unter die Waffen stellen konnten. Frühe schon wurde den Aghovanen von einem Großsohne Gregors Lusaworitsch, das Evangelium verkündigt, von welchem die kirchliche Sage behauptet, daß er den bischöflichen Stuhl unter ihnen aufgerichtet habe. Bis zu den Zeiten des berühmten asiatischen Eroberers Timur, im vierzehnten Jahrhundert herab kommt dieses Volk nicht weiter in der Geschichte zum Vorschein. Als aber dieser mächtige Fürst mit seinen zahllosen Heeren diese Gegenden durchzog, um Rußland zu verwüsten, so wurde der größere Theil der Aghovanen von demselben nach Mittel-Asien, und zwar nach Kandahar versetzt, wo die dortigen Afghanen von ihnen abstammen sollen.

Schuscha (von den Armeniern gewöhnlich Schuschi genannt) ist der Wohnsitz eines russischen Gouverneurs, welcher über die muselmannischen Provinzen gebietet, zu denen nebst dem Karabagh auch die Provinz Scheki und Schirwan gehört. Die Hauptstadt der Provinz Scheki ist Nucha, in welcher, so wie in mehreren Dörfern dieses Gebietes, viele Armenier angetroffen werden, welche mit den wilden Lesghiern Handel treiben. Alt Schamachi wurde im Jahr 1734 von dem persischen Eroberer Nadir Schah bis auf den Grund zerstört, und

die Einwohner der Stadt wurden an andere Stellen verpflanzt; indeß wurde unweit der Trümmer der alten Stadt eine neue aufgebaut, und ist als Hauptstadt der Provinz Schirwan eine bedeutende Stelle geworden. Der Boden ist ausnehmend fruchtbar, und schon Strabo behauptet von dieser Provinz, daß ein ewiges Grün hier zu finden sey, und daß ihre Früchte den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichten. Man hält indeß die Lage der Stadt für sehr ungesund, was das Aufblühen derselben in hohem Grade verhindert. Die armenische Bevölkerung ist ansehnlich; in der Stadt selbst wohnen zweihundert Familien derselben, und etwa 50 Dörfer umher sind von Armeniern besetzt. Die Provinz, deren Hauptstadt Baku ist, faßt 19,700 Einwohner in sich, von denen 5,150 in der Stadt wohnen, und die übrigen auf 39 Dörfern umher zerstreuet sind. Unter ihrer Anzahl befinden sich nur 80 armenische Familien, die sich zu Baku aufhalten, die übrigen sind dem größten Theile nach Muhamedaner. Seide und Safran sind Haupterzeugnisse dieses Gebietes, und von ersterer soll der jährliche Ertrag 80,000 Pfund seyn. Auch Naphtha befindet sich unter ihren Ausfuhr-Artikeln, und der flammende Naphthaquell in der Nähe der Stadt ist noch immer ein Gegenstand der Verehrung für die wenigen Schüler Zoroasters, die aus Persien und Indien hieher wallfahrten. Das Gebiet von Kuba faßt 60,000 Seelen in sich, von denen die Stadt 5,000 in sich begreift. Einige wenige Dörfer sind von Armeniern bewohnt; in der Stadt selbst befinden sich deren nicht viele. Die Stadt Derbend faßt unter ihren 8,000 Einwohnern etwa 700 Armenier; aber auf dem Lande umher sind deren keine anzutreffen.

Die Muhamedaner dieser sämmtlichen Provinzen werden gemeiniglich von den Russen und Europäern Tartaren genannt. Dieser Name ist indeß unter ihnen selbst nicht gebräuchlich, denn sie selbst nennen sich Muselmanen, und die Armenier heißen sie Türken;

auch zeigt ihre Sprache deutlich, daß die Abstammung dieser Einwohner rein türkisch ist. Ein Theil derselben sind wandernde Nomaden, indeß die Andern sich in Dörfern angesiedelt haben. Letztere sind durchgängig Leibeigene ihrer Begs oder Edelleute; sie zahlen der Regierung eine Kopfsteuer, während ihr Gutsherr nicht sowohl ihr Geld, als vielmehr ihre Dienste in Anspruch nimmt. Die nomadisirenden Tartaren machen im Karabagh etwa die Hälfte der Bevölkerung aus. Im Winter sammeln sie sich längs des wilden Ufergebietes des Kurflusses, und leben in Löchern unter der Erde, die sie sich zum Schutz gegen die Kälte zubereiten. So wie nun der Frühling heranrückt, gehen sie aus ihren Löchern hervor, und schlagen ihre Zelte in der weiten Thalebene auf; aber bald verzehrt die Sonnenhitze ihre fetten Waideplätze, und sie sind genöthigt, sich nach dem Gebirge zu ziehen. Auf den höchsten Spitzen des kaukasischen Gebirges genießen sie nun mit ihren zahlreichen Heerden großen und kleinen Viehes die kühle Luft und die wohlduftenden Waideplätze während der heißesten Monate, bis im Spätjahre der heranrückende Schnee sie nöthigt, nach und nach wieder in ihre Winterquartiere im Thale hinabzuziehen. Diese Tartaren leben fast gänzlich vom Ertrag ihrer Heerden, und bauen in der Ebene nur so viel Ackerfeldes an, um während der Wintermonate nicht Hungers sterben zu müssen. Wie unbehaglich auch ihre Lebensweise ist, so ziehen sie doch die Freiheit derselben dem knechtischen Zustande der Ansaßen weit vor. Schon oft versuchte die Regierung, durch Anerbietungen aller Art sie als Landbauern an den Boden zu fesseln, ohne jedoch bis jetzt ihren Zweck unter ihnen erreicht zu haben. Nur in Schirwan haben einzelne ihr Nomadenleben aufgegeben, und sich in Dörfern niedergelassen.

Die Sprache dieser Völkerstämme ist ein Dialekt des Türkischen, der sowohl von der Sprache der Osmanlis in der Türkei, als der krimmischen und kasani-

schen Tartaren mannigfaltig abweicht. Indeß wird dieser türkische Dialekt nicht blos von allen moslemischen Einwohnern der russischen Provinzen jenseits des Kaukasus, sondern auch in den nordwestlichen Provinzen Persiens durchgängig gesprochen. Ihm mangelt das melodische und würdevolle Wesen der konstantinopolitanischen Sprache, von welcher er sich in Aussprache, grammatischem Bau und Wortstellung so sehr unterscheidet, daß Personen, welche diese beiden Mundarten reden, sich einander nur schwer verstehen. Bis jetzt war diese Tartarensprache gänzlich unangebaut, bis kürzlich die deutschen Missionarien, welche unter diesen Stämmen arbeiten, angefangen haben, sie in Schrift aufzufassen, und Bücher in derselben auszufertigen.

Diese muhamedanischen Völkerstämme besitzen nicht nur im Allgemeinen ausgezeichnete Verstandeskräfte, sondern sie lassen auch ihre Nachbarn, die christlichen Armenier, in der Sorge für die Erziehung ihrer Kinder weit hinter sich zurück. Sie haben in den Städten, und selbst da und dort auf Dörfern, Schulen für dieselben aufgerichtet. Schuscha faßt deren sechs in sich; und selbst eine Anzahl ihrer Töchter nimmt an diesem Unterrichte Theil; ja sie haben zu Nucha eine eigene Töchterschule, welche wohl eine der seltensten Erscheinungen in der muhamedanischen Welt ist. Mit Ausnahme des arabischen Korans, den jedoch keiner ihrer Priester versteht, werden gewöhnlich persische Bücher in ihren Schulen gebraucht; und diese Sprache erlernen sie sorgfältig, nicht blos um des Handelsverkehres willen, sondern auch darum, um persische Dichter lesen zu können. Letzteres ist das höchste Ziel, nach welchem ihre Erziehung strebt. Indeß können doch nur Wenige unter ihnen das Persische lesen, und noch weniger ihre eigene Muttersprache, und eben darum haben nun die Missionarien zu Schuscha angefangen, geeignete Schul- und Lesebücher für diese Völkerstämme zu drucken, und eine Bildungsschule unter ihnen zu beginnen.

Ihr häusliches Leben kann nicht anders, denn elend seyn, so lange es unter der Herrschaft der Religionsbegriffe steht, welche der Koran über dasselbe gibt. Vielweiberei ist indeß nicht allgemein, und nur ihre Khane und Begs (Fürsten und Edelleute) haben ihre Harems. Die meisten dieser Tartaren sind zu arm, um zwei Frauen erhalten zu können. Auch Ehescheidungen kommen nur selten unter ihnen vor, wie sehr auch das Gesetz dem Manne dieselbigen erleichtert. Sie sowohl, so wie die Vielweiberei werden indeß nur durch Rücksichten der Sparsamkeit gehindert, indem die entlassene Frau das Recht hat, ihr Heirathsgut zurückzufordern. Auch unter diesem Volke legt sich der schädliche Einfluß sichtbar zu Tage, den der Glaube des Korans auf den Zustand des weiblichen Geschlechtes ausübt. Dieses betrachtet man allgemein als ein geringeres Geschlecht, das mehr zum Dienst und Vergnügen des Mannes geschaffen ist, als um auf der gleichen Stufe die Gefährtinn seines Lebens zu seyn. Achtung gegen das weibliche Geschlecht ist eben darum ejne fast ganz unbekannte Sache unter ihnen. Die Frauen werden eingesperrt, und es ist ihnen nicht gestattet, auszugehen; auch besitzen sie im Familienkreise fast gar keine Bedeutung; es sey denn, daß sie einigen Einfluß durch die Kinder zu gewinnen vermögen, welche sie dem Manne geboren haben. Auch von dem moralischen Charakter dieser Tartarenstämme läßt sich eben nicht viel besseres sagen. Sie stehen im Rufe, ein raubgieriges Volk zu seyn; aber ihre Furcht vor der russischen Regierung ist so allgemein, daß wirklicher Diebstahl nur höchst selten unter ihnen vorkommt. Obgleich sie der rastlosen Geschäftigkeit der Europäer gegenüber wenig oder nichts zu thun scheinen, so kann man sie eben kein träges Volk nennen. Die Heiligkeit der Wahrheit kennen sie nicht; vielmehr ist das Lügen so allgemein unter ihnen, daß man ihrem Wort nur selten Vertrauen schenken kann. Ruchlosigkeit aller Art wird häufig gehört, und

eben nicht hoch von ihnen angeschlagen. Die große Eifersucht der Männer macht die Untreue ihrer Gattinnen zum seltenen Verbrechen; aber viele der Unverheiratheten überlassen sich zügellos der Lasterhaftigkeit, und auch unnatürliche Laster sind nicht selten unter ihnen. Die schmutzigste Unterhaltung liegt fast jeglichem im Munde, und wird selbst von den Kindern auf den Straßen gehört. Sie ist so allgemein unter ihnen, daß es den Missionarien schwer wird, für Religionsgegenstände sittlich reine Ausdrücke zu finden, an welche die Phantasie dieses Volkes nicht schmutzige Vorstellungen angeknüpft hätte.

Was ihre Religionsweise betrifft, so sind sie zwischen den Suniten (den rechtgläubigen Muhamedanern) der Türkei, und den Schiiten (Heterodoxen, Andersdenkenden, Dissenters) Persiens getheilt. Fast alle Tartaten des Karabagh sind Schiiten; dasselbe gilt von den meisten Einwohnern der Städte Baku und Derbend. Aber in den Provinzen Schirwan und Scheki ist die Zahl der Suniten größer, und sie nimmt zu, je tiefer man in das Gebirge kommt. Der tödtlichen Feindschaft ungeachtet, welche seit Jahrhunderten diese beiden Sekten von einander getrennt haben, zeigen sich doch hier im täglichen Verkehr keine Mißhelligkeiten unter denselben, und ohne Zweifel würden sie bald zu Einer Religionsweise zusammenfließen, wenn nicht jedes Jahr das Fest der Moharim gefeiert würde, welches die Schiiten an den Märtyrertod ihres Sektenhauptes, des Hossein, Alis Sohn, erinnert. Im Ganzen findet man gar wenig aufrichtige Hochachtung gegen ihre Religion unter ihnen; nur Wenige verrichten die fünf vorgeschriebenen täglichen Gebete; auch werden die Moscheen meist sehr unfleißig besucht. In Unterhaltungen mit den Missionarien opfern sie ohne großen Widerstand die wichtigsten Artikel ihres Glaubens auf, so lange nur von der Gottheit Christi nicht die Rede ist; indem auch die ungläubigsten unter ihnen es für ein Verdienst hal-

ten, seine göttliche Würde mit leidenschaftlicher Heftigkeit zu bestreiten. Die Priester der Tartaren tragen den gemeinschaftlichen Namen Mollahs, mit Ausnahme der höchsten unter ihnen, welche Mudschtahis genannt werden. Die Klasse der erstern ist so zahlreich, wie der armenischen Priester; der letztern sind nur sehr wenige, zu Schuscha befindet sich einer derselben, und ein anderer zu Tiflis, welcher den Titel des Ober-Mudschtahi über alle diese muhamedanischen Provinzen führt.

Die Erziehung der muselmanischen Priester ist verschieden. Kinder, welche zu diesem Berufe bestimmt sind, lernen gewöhnlich bei dem Mollah ihres Dorfes lesen; andere suchen gelehrtere Mollahs in den nächsten Städten für ihren Unterricht auf, und diejenigen, welche eine vollendete Priesterbildung erhalten wollen, wandern zu dem berühmten Heiligenschrein des Hossein nach Kerbela bei Bagdad. Aber unter ihnen allen befinden sich nur sehr wenige, welche den Koran verstehen, und einzelne Mollahs in den Städten ausgenommen, haben die andern höchstens nur lesen und schreiben gelernt. In Persien hängt die Anstellung der Mollahs von den Mudschtahis ab, was in diesen Provinzen wohl auch der Fall seyn wird. Nördlich vom Kaukasus erkennt die Regierung nur Einen Mollah in einem Dorfe an; dieser ist abgabenfrei, bezieht seine Stolen von den Einwohnern des Dorfes, und erhält in einzelnen Fällen eine Geldunterstützung von der Regierung. Wir konnten nicht erfahren, daß im Süden des Kaukasus die gleiche Verordnung bekannt gemacht worden ist, jedoch soll in streitigen Fällen derselben gemäß gehandelt werden. Viele Mollahs erwerben ihren Unterhalt mit Unterricht, und andere mit Handel und Handthierungen, die sie treiben. Außer diesem Unterricht, der als etwas betrachtet wird, was ihnen allein zugehört, besteht ihr Beruf darin, die Andacht der Moslims zu leiten, den Koran bei gewissen Veranlassungen zu lesen, und die vorgeschriebenen Ceremonien zu verrichten. Predigen

kommt nur selten vor, und wird sodann von Mollahs verrichtet, welche hiezu erwählt worden. Dieß geschieht hauptsächlich in den dreißig Tagen, welche dem Feste der Moharim vorausgehen, an welchen dafür gesorgt wird, daß der Tod Hosseins nach allen einzelnen Jammerscenen wehklagend dem Volke erzählt wird. Der Einfluß der Mollahs auf das Volk ist groß genug, um sich wenigstens einen Schein des Gehorsams bei demselben zu verschaffen. Dieß geschieht aber mehr aus Achtung für die Person des Mollahs, als aus Religiosität. Im Allgemeinen fragen diese Priester eben so wenig nach ihrer Religion, als das Volk, wenn sie auch bisweilen für dieselbe heftig zu eifern scheinen. Im Ganzen ist ihr Lebenswandel nicht besser, als der gemeinen Tartaren, und das Einzige, was an ihnen gerühmt werden kann, besteht darin, daß sie mehr als die armenischen Priester für die Erziehung des Volkes thun, welche ganz in ihren Händen liegt.

Wirklich ist auch unter dem armenischen Volke die Erziehung des nachwachsenden Geschlechtes bis jetzt im höchsten Grade versäumt worden. Die kleinen Kinder sind auch hier, wie überall in der Welt, zu Hause der Mutter überlassen; aber diese hat zu wenig Bildung, und steht als Glied der Familie zu tief, als daß sie einen bedeutenden Einfluß auf ihren Kinderkreis ausüben könnte. Der Mann im Hause übt eine ziemlich unbeschränkte Macht, aber statt dieselbe zum Wohl der Seinigen anzuwenden, läßt er gewöhnlich aus Gleichgültigkeit oder ungeordneter Nachsicht dem Leichtsinn der Kinder den vollen Zügel schießen, bis ein schneller Anfall von Zorn ihn zu unmenschlicher Härte antreibt. Auf diese Weise wachsen alle bösen Leidenschaften schnell im Herzen des Kindes auf; sie werden ungehorsam, störrig und lasterhaft, und jede Spur von Liebe zu den Eltern geht verloren. Die Armenier im Allgemeinen kümmern sich so wenig um den Unterricht ihrer Kinder,

daß

daß sie sich weigern, irgend ein Opfer für denselbigen zu bringen, und nicht einmal ihr elterliches Ansehen gebrauchen, die Kinder zur Schule anzuhalten, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Indeß steht von ihrer Seite dem Unterrichte der Knaben kein Vorurtheil im Wege, und würden Freischulen unter ihnen errichtet, so würden sie wahrscheinlich dieselben gerne benützen. Um so entbehrlicher erscheint ihnen der Unterricht ihrer Töchter, gegen den sie entschieden eingenommen sind, weil sie mehr Böses von demselben fürchten, als Gutes erwarten. Wirklich haben wir auch bis jetzt in ganz Armenien von keiner Töchterschule etwas gehört, und nur da und dort macht ein einzelner Hausvater eine lobenswerthe Ausnahme von der Regel. Unter dem männlichen Geschlechte sind im Durchschnitt in den Städten von zehn etwa zwei, und auf dem Lande von hundert etwa zwei bis drei, welche lesen gelernt haben, und diese sind gemeiniglich Leute, welche Priester werden wollen.

Die Zahl der Schulen ist in Armenien gar leicht zu zählen. In ganz Karabagh befinden sich, die Missionsschulen abgerechnet, etwa drei dieser Schulen, welche zusammen 60—80 Schüler zählen. Ganschah hat eine Schule mit dreißig, und Schamachi eine andere mit etwa achtzig Schülern, welche letztere hauptsächlich durch die deutschen Missionarien zu diesem Aufschwunge gebracht wurde; dagegen ist zu Baku und Nachitschewan gar keine Schule anzutreffen. Zu Erivan befindet sich eine solche, und eine andere auf dem Lande, welche erst kürzlich errichtet worden sind. Fügen wir zu diesen noch die Schule zu Tiflis bei, so finden wir in ganz Armenien höchstens zwölf von den Eingebornen errichtete Schulen, welche von einer sehr geringen Kinderzahl besucht werden.

Nehmen wir hier nicht in Betracht, was die deutschen Missionarien seit zehn Jahren mit Gottes Hülfe

für die Vermehrung der Unterrichtsmittel unter dem armenischen Volke durch die Druckerpresse geleistet haben, so bestanden die bisherigen Schulbücher der armenischen Jugend in folgenden: Sie hatten ein Buchstabier- und Lesebuch, das einige Psalmen, einige Kirchengebete, und etwas aus den Evangelien in sich enthält; aber in der alten Sprache, welche weder der Lehrer noch die Schüler verstehen. Ein gutes Rechenbuch wurde für sie zu Venedig gedruckt, aber gleichfalls in der altarmenischen Sprache, und dabei ist es so schwer zu erhalten, daß kein Gebrauch von demselben gemacht wird. Wollte ein Armenier noch weiter lernen, was jedoch nur bei den Wartabeds, den sogenannten Gelehrten der Fall ist, so fand er zwar ein zu Venedig gedrucktes Lehrbuch der Geographie, aber in zwölf Bänden verfaßt, und eben darum schon für ihn ganz unbrauchbar. Die Redekunst konnte er allerdings in einem Oktavbande finden, womit ihn die Druckerpresse zu Venedig versah; aber dieser ist mit allen Redefiguren Qumtilians und der alten Schule so überfüllt, daß er weder Verstand noch Geschmack darin finden konnte. Auch die aristotelische Philosophie wurde ihm in drei Bänden vom armenischen Kloster zu Venedig gereicht; aber was konnte sie ihn nützen, wenn er weder Sprache noch Sinn im Buch finden konnte, und auch nicht Geld genug besaß, das theure Werk sich anzuschaffen. Vom Worte Gottes in seiner Muttersprache war nur gar die Rede nicht, und der altarmenische Bibeltext für ihn auf keinerlei Weise zugänglich, wenn er ihn auch erhalten konnte. Wie ließen sich auch zureichende geistige Bildungsmittel für das interessante armenische Volk erwarten, da im eigenen Schooße ihres Volkes und ihrer Kirche nichts geleistet wurde. Im Kloster zu Etschmiazin war zwar eine Druckerpresse aufgerichtet, aber seit zwanzig Jahren stand sie völlig stille. Eine andere befand sich zu Tiflis, aber auch sie hat für die Bildung des Volkes nichts geleistet. Am thätigsten

war die armenische Druckerpresse zu Venedig, welche sich entschiedene Verdienste um die armenische Literatur erworben hat; allein dieß geschah in einer Sprache, welche das Volk in den östlichen Provinzen nicht verstand. Ihre Schriften waren zu theuer, als daß sie von dem armenischen Volke angeschafft werden konnten; auch hatten alle ihre Druckarbeiten den entschiedenen Zweck, die Armenier von ihrer alten Mutterkirche hinweg zum Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche zu verlocken, und so legten sie selbst die Hand an die Wurzel, welche sie zu pflanzen beabsichtigten.

In der lehrreichen Schrift dieser beiden Abgeordneten der amerikanischen Missionsgesellschaft folgt nun in einem eigenen Kapitel eine gedrängte und kernhafte Uebersicht dessen, was unter Gottes Beistand bis jetzt unsere Missionarien zu Schuscha für die geistige und religiöse Bildung des armenischen Volkes geleistet haben; und diesem Ueberblicke fügen sie einige Vorschläge für das bei, was zur Unterstützung dieses großen Werkes von Seiten der amerikanischen Missionsgesellschaft geleistet werden kann und soll. Da unsere Jahresberichte, so wie die Nachrichten unserer dortigen Brüder sich bis jetzt ausführlich über diesen Gegenstand ausgesprochen haben, so übergehen wir diesen Abschnitt, um unsern Lesern Wiederholungen zu ersparen. Wir können uns aber dabei der freudigen Empfindung des gerührten Dankes gegen Gott nicht erwehren, wenn diese unbefangenen christlichen Freunde uns und das christliche Publikum versichern, daß ein großer Segen Gottes bis jetzt auf diesen Arbeiten unserer Missionarien unter dem armenischen Volke ruhte; daß die Lebenswurzel eines ausgebreiteten Werkes Gottes von ihrer Hand gepflanzt werden durfte, welche keine Menschenmacht wieder zu vertilgen vermag; und daß bei fortgesetzter stiller Wirksamkeit, besonders durch Ausarbeitung und Verbreitung

der heiligen Schriften in der Muttersprache der Armenier und anderer zweckmäßiger Schul- und Bildungs-Schriften, noch umfassendere Wirkungen des ausgestreuten Samens erwartet werden dürfen. Wir werden unsere beiden reisenden Freunde von Schuscha hinweg noch weiter auf ihren Wanderungen unter den Armeniern, Nestorianern und Chaldäern in den persischen und türkischen Provinzen bis nach Konstantinopel zurückbegleiten, wo sie am Ende ein reiches Arbeitsfeld gefunden haben, das sie heute noch mit dem Segen Gottes bearbeiten.

Vierter Brief.

Abreise der amerikanischen Abgeordneten von Schuscha. Lügenhaftigkeit des Volkes. Wanderungen über das Gebirge. Armenischer Adel. Ankunft im Kloster Datew. Die Diözese Sünik. Rangordnung der armenischen Geistlichkeit. Moralischer Charakter der Klöster. Erziehung der Geistlichkeit. Moralischer Einfluß derselben auf das Volk. *)

Nach einem Aufenthalt von zehn Wochen zu Schuscha, welcher durch unsere eigene körperliche Schwachheit, so wie durch die weit umher verbreiteten Verwüstungen der Cholera nothwendig gemacht wurde, die, wie wir vernahmen, innerhalb kurzer Zeit mehr als 70,000 Einwohner der umliegenden Gegend hinweggerafft haben soll, war endlich der Augenblick gekommen, um uns von unsern gastfreundlichen und geliebten Brüdern im Missionshause zu verabschieden (1. Nov. 1831). Die Cholera

*) Die Leser werden wohl thun, wenn sie bei der Reise dieser Freunde die dem dritten Hefte des Jahrgangs 1826 unseres Magazins beigefügte Uebersichtskarte dieser Länder zur Hand nehmen werden.

hatte im Arasthale aufgehört; unsere Gesundheit war zwar nicht so weit wieder erstarkt, um nicht neue Rückfälle fürchten zu müssen, allein wir durften hoffen, daß das Reisen zu ihrer Befestigung beitragen würde. Da wir Etschmiazin auf dem Wege zu besuchen gedachten, so entschlossen wir uns, über die Gebirge des Karabagh nach der Stadt Nachitschewan einen ziemlich ungebahnten Pfad einzuschlagen, da wir erwarten durften, daß die größere Unbequemlichkeit des Weges reichlich ersetzt werden würde durch die Gelegenheit, die auf dem Lande in abgelegenen Dörfern zerstreut umherwohnenden Armenier in ihrem schlichten, patriarchalischen Zustande desto besser kennen lernen zu können. Zu diesem Zwecke hatte uns der Platzkommandant zu Schuscha mit den nöthigen Päßen versehen, durch welche wir hoffen durften, Obdach und Führer auf diesen Dörfern erhalten zu können.

Unsere bisherige Reise und die tägliche Erfahrung hatte uns mit dem Charakter der Einwohner dieser Provinzen bereits nur allzu gut bekannt gemacht. Sollten wir alle die Plagereien und unangenehmen Erfahrungen von treuloser Wortbrüchigkeit erzählen, denen wir bei gänzlicher Ermanglung von Wahrheitsliebe unter den Einwohnern auf dem Wege ausgesetzt waren, so müßte jede Seite unseres Tagebuchs mit Klagen dieser Art entstellt werden. Um indeß von dem Charakter dieser Völkerstämme eine treue Schilderung zu geben, fühlen wir uns zu der Behauptung gedrungen, daß die Lügenhaftigkeit so allgemein unter denselben angetroffen wird, daß sie einen eigenthümlichen Bestandtheil ihres Volkscharakters zu bilden scheint. Ihr sittliches Gefühl ist in dieser Beziehung so abgestumpft, daß es schwer ist, sie zu überzeugen, daß Lügen Sünde sey, besonders wenn ihnen nicht deutlich nachgewiesen werden kann, daß sie dabei einen Schaden für den Nebenmenschen beabsichtigt haben. Diese gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit machte es uns ungemein

schwer, auf unserem Wege zutrauenswerthe Nachrichten über die Umgebung einzuziehen, und diese Schwierigkeit nahm zu, je weiter wir in den östlichen Provinzen vorrückten. Selbst auf die allgemeinsten Fragen erhielten wir nicht selten von den Einwohnern eine handgreiflich falsche Antwort, und zwar meist aus dem Grunde, weil sie der Lügenhaftigkeit gewohnt sind, oder sich nicht die Mühe geben wollen, selbst über den bekanntesten Gegenstand sich des Richtigen zu vergewissern. Auch unser Verkehr mit dem Volke wurde uns auf diesem Wege vielfach erbittert und erschwert. Um unsere Reise fortzusetzen, bedurften wir einiger Führer, die des Wegs kundig waren. Schon hatten wir mit Vieren derselben nach einander einen förmlichen Vertrag deßhalb abgeschlossen, und alle wußten denselben auf irgend eine Weise zu umgehen; denn entweder ließen sie sich nach empfangenem Handgelde nicht wieder sehen, oder sie kamen, und verschwanden in demselben Augenblick, wenn wir die Reise antreten wollten. Dieselbe Verlegenheit machten uns auf dem ganzen Wege unsere Maulthiertreiber; hatten sie nach geschlossenem Vertrage das in diesen Ländern gewöhnliche Handgeld als Unterpfand in Empfang genommen, so konnten wir beinahe darauf rechnen, daß auf irgend einem Wege das Versprechen von ihnen werde umgangen werden. Dieß ist bei den Armeniern wie bei den Muselmanen der gleiche Fall; bei den erstern haben wir diese Lügenhaftigkeit und Unzuverläßigkeit wohl noch in höherem Grade angetroffen.

Mit fünf Pferden, welche zwei uns begleitenden Persern angehörten, traten wir am 1. November nach einem herzlichen Abschied von unsern Freunden unsere Weiterreise an. Der Weg führte uns gerade über die Gebirge hin, welche sich hinter uns hoch emporthürmten, und seit mehreren Wochen in finsteres Gewölk eingehüllt waren. Ein steiler und gefährlicher Pfad am schmalen Rande einer fürchterlichen Felsenkluft hin führte

uns allmählig in die Tiefe hinab, welche ein wilder Bach durchrauschte; und wie beschwerlich auch unser Pfad war, so heiterte sich doch bald im erquickenden Gebiete der freien Natur unser Gemüth auf, und Empfindungen des gerührtesten Dankes durchströmten unsere Seele bei dem Gedanken an die gnädige Errettung des HErrn von der Gewalt der vergiftenden Seuche, welche Tausende zu unserer Rechten, und Zehntausende zu unserer Linken in den Staub gelegt hatte. Die Höhe des Bergrückens, über den wir allmählig hinabzogen, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß durch ihn die dem Kur zufließenden Gewässer von den Gewässern des Araß getrennt werden. Kaum hatten wir unter großen Beschwerlichkeiten über die nackten Felsenwände hin die tiefe Bergkluft erreicht, und über den rauschenden Bach hinübergesetzt, so zog sich der Pfad am steilen Abhange des gegenüberliegenden Berges bis zu dem ersten Dorfe Kulaah-Kischlak hin, das vier Fursak von Schuscha liegt, welche wir in sieben Stunden zurücklegten *). Wir wurden im Dorfe freundlich empfangen, und in einem für Reisende eingerichteten Raume, der mit Fußteppichen bedeckt war, wurde uns das Nachtlager angewiesen. Das Dorf selbst faßt etwa 50 unterirdische Löcher in sich, welche von Armeniern bewohnt sind. Der Ortsvorsteher versicherte uns, daß weder hier noch in den umliegenden Dörfern eine Schule zu finden sey, weil man, wie er sagte, keinen Lehrer erhalten könne, der die Jugend unterrichte. Nach vielen Fragen an ihn über Land und Volk fing nun auch er uns zu fragen an, und wir mußten ihm von der Janschy Dünia (neuen Welt), aus der wir kommen, Vieles erzählen, was seine Aufmerksamkeit rege machte. Er fragte uns z. B., ob wir einen eigenen König haben? und auf

*) Fursak ist im Persischen die Bezeichnung einer Meile, welche in der türkischen Sprache Aghat heißt, und vier engl. Meilen oder 2 kleine deutsche Stunden in sich faßt.

unsere Bemerkung, daß unser Volk ohne einen König sich selbst regiere, äußerte er nach einigem Nachdenken, daß unter einem solchen Volke gewiß kein Heil zu finden sey, weil man in einem solchen Lande keine öffentliche Sicherheit genieße, und die Leute sich wechselseitig bestehlen und ermorden müssen. Da es uns aufrichtig darum zu thun ist, die Zufriedenheit mit der Obrigkeit, die Gewalt im Lande hat, auf keinerlei Weise zu stören, so gaben wir ihm gerne zu, daß, so weit seine Menschenkenntniß reiche, seine Bemerkung vollkommen wahr und richtig sey, indem nothwendig ein solcher Zustand der gänzlichen Unsicherheit in ihrem Lande Statt finden müßte, wenn sie dieselbe Regierungsverfassung hätten, wie die unsrige ist. Eine solche Regierungsweise könne nur alsdann mit Sicherheit Statt finden, wenn der größere Theil des Volkes durch christlichen Unterricht gebildet sey, und gelernt habe, dem göttlichen Gesetze gewissenhaft zu gehorchen. Als er ein armenisches Testament unter unserer Geräthschaft wahrnahm, so fing er an, darin zu lesen, fand es aber schwer, den Sinn desselben zu verstehen. Sein Verlangen, ein solches Buch zu haben, war eben nicht groß, indeß gab es ihm Veranlassung zu der Frage, ob wohl unsere Kirche mit der Seinigen nahe verwandt sey? Wir bemerkten ihm, beide Kirchen, die Seine wie die unsrige, seyen auf den Inhalt dieses Buches gegründet, und darum könne es auch an vielfacher Verwandtschaft zwischen beiden nicht fehlen. Der Mann erzählte uns nun, daß kürzlich einige Deutsche zu ihnen gekommen seyen, welche dieselbe Religion zu haben behaupteten; allein sie glauben nicht an die ewige Jungfrauschaft der Mutter Gottes, und die Anrufung der Heiligen, und deßhalb müsse ihre Religion doch verschieden seyn. Gerne hätten wir ausführlich die Vorurtheile berichtigt, womit er gegen unsere Missionsbrüder eingenommen war, allein die Reise hatte uns so ermüdet, daß wir keine Kraft zum Sprechen übrig

hatten. Indeß setzte unser armenischer Diener Antonio, welchem über die Irrthümer seiner Kirche im Missionshause zu Schuscha die Augen geöffnet worden waren, die Unterhaltung mit dem Manne über das Irrthümliche ihres bisherigen Glaubens lebhaft fort. Die Verehrung der Armenier für die Jungfrau Maria ist eben so groß und allgemein, wie sie unter den Griechen Statt findet; sie wird göttlich angebetet, als Fürsprecherinn zwischen Gott und den Menschen verehrt, und der Glaube an sie tritt überall so stark oder noch stärker hervor, als die Ehrfurcht, welche wir Gott und seinem eingebornen Sohne schuldig sind.

November 2. Wir setzten Morgens um 7 Uhr unsere Reise weiter fort. Vom Anbau des Bodens sind nur in der Nähe der Dörfer einige Spuren aufzufinden, und nur der Graswuchs wird von den Einwohnern benützt. Der Weg führte uns an steilen Abhängen auf und nieder, bis wir endlich auf eine weite Hochebene gelangten, welche von den Bergen des Kurthales auf der einen, und von dem beschneiten Hochgebirge des Aras-Thales, das vor unsern Augen lag, auf der andern Seite umschlossen ist. Ueberall umher sind auf dieser Ebene keine Bäume anzutreffen, und nur auf der Sommerseite desselben wurden wir ein Paar Weinberge gewahr, die einzigen, die wir bis jetzt von Schuscha her angetroffen haben. Nach einer Reise von sechs Stunden gelangten wir zu dem armenischen Dorfe Degh, wo wir in dem Hause des Melik uns niederließen. Der uns angewiesene Raum, welcher einem Gefängnisse glich, wurde alsobald mit ein Paar Teppichen belegt, und ein Feuer angemacht, um uns gegen die empfindliche Kälte zu schützen. Bald ritt auch der Melik mit ein Paar Begleitern auf einem Esel herbei, und sämmtliche Dorfbewohner sammelten sich ehrfurchtsvoll in seiner Gegenwart. Wir hatten bereits von unserem Reis eine Art von Brei verfertigen lassen, der mit ein Paar gesottenen Hühnern jetzt herbeigebracht wurde. Der Melik mit

seinen Begleitern griff wacker zu, und wir wußten nicht, ob er bei uns, oder ob wir bei ihm zu Tische saßen. Von Besteck irgend einer Art war die Rede nicht. Ein jeder zerriß das Fleisch mit den Fingern, und lud so viel vom Brei darauf, als dasselbe halten mochte. Unser Gastwirth zeigte nicht die geringste Neigung, sich mit uns zu unterhalten, und ob wir ihm gleich sagten, woher wir kommen, so war doch seine Neugierde gar bald befriedigt. Das arabische Wort Melik bezeichnet einen Herrscher, die Armenier aber geben diesen Namen jedem Edelmanne. Der alte armenische Adel, der einst so stolz und mächtig war, ist beinahe gänzlich ausgestorben, und nur wenige Familien alten Stammes sind noch vorhanden; indeß fehlt es doch nicht an großen Haufen von Edelleuten unter den Armeniern, welche meist sehr arm sind, aber darum nicht weniger, als die alten Meliks, sich vornehm zu geberden wissen.

Von hier besuchten wir das benachbarte armenische Kloster Datew, welches seitwärts von unserem Wege auf derselben Hochebene liegt, in die wir gestern eingetreten sind. Die wellenförmige Fläche derselben ist gutes Ackerfeld, und in kleinen Grundstücken mit Korn angepflanzt; auf einigen derselben sproßte der Same aus dem Boden, andere wurden gerade besäet, wieder auf andern ging der Pflug, und so bot sich eine lebhafte, ländliche Scene unsern Augen dar. Auf jeder kleinen Anhöhe wird ein kreisförmiger Dreschplatz angetroffen, deren fast so viele sind, als man Wohnungen zählt. An den Pflügen waren gewöhnlich vier Paar Ochsen angespannt, hinter denen der Pflüger singend einherging. Man kann von den Armeniern keineswegs sagen, daß sie ein träges Volk seyen; indeß wird asiatische Gemächlichkeit auch unter ihnen wahrgenommen. Die Kaufleute sind Geschäftsmänner, und in manchen Fällen unternehmend; dabei aber vergessen sie nicht, sich gütlich ihrer Ruhe hinzugeben. Dasselbe ist der Fall bei den Landleuten; nirgends wird man unter

ihnen jene kräftige Rührigkeit gewahr, die im Leben weiter kommen will. Nichts Neues unter der Sonne! scheint ihnen als Losungswort zu gelten. Der Weg, den einst ihre Voreltern gewandelt haben, ist der einzige, den sie betreten wollen, und betreten zu können glauben; und damit geben sie sich auch zufrieden. Auf einmal sahen wir uns in ungeheure Felsenschluchten eingeschlossen, und Welt und Weg schien hier zu Ende zu gehen. Wir fragten nach dem Kloster Datew, und glaubten, von unsern Führern irre geleitet zu seyn, diese aber wiesen uns nach der höchsten Bergspitze, auf welcher das Kloster liege. Das ist unmöglich, riefen wir aus. Sie lachten, und jetzt griff unser Führer nach dem Saum seines Gürtels, und fing an, einer Bergziege ähnlich, die Felsenwand aufwärts zu klettern. Ein schlangenförmiger Pfad führte uns auf die Spitze, auf welcher sich eine neue Bergebene vor uns aufschloß; allein wir fanden uns am Saume einer schauerlichen Felsenkluft, durch welche der Datew-Fluß hindurchbrauste, und die eine der wildesten und erhabensten Naturscenen unserem Auge darbot. Ihre Tiefe betrug wenigstens 800 Fuß, und in sie mußten wir an einer steilen Felsenwand hinabklettern, um auf der andern Seite der Kluft wieder dieselbe Höhe zu erreichen. Die Aufgabe war für uns erschreckend; indeß ließen sich doch unsere Maulthiere, auf denen wir saßen, mit unglaublicher Sicherheit auf einem kaum bemerkbaren Pfade in den Abgrund hinab, und an der andern Seite desselben wieder hinauf, bis wir mit Sonnenuntergang im Kloster ankamen.

Ein Paar Mönche, die im Hofe standen, führten uns alsobald zum Bischof, der uns mit seinem Segen empfing, und in seine Wohnung führte. Jetzt wurde, um uns zu erwärmen, ein Feuer angemacht, und keine Mühe gespart, uns unsern Aufenthalt nach harter Anstrengung des Weges angenehm zu machen. Dieser bischöfliche Sitz trägt den Namen Sünik, nach der alten

Provinz, in welcher derselbige liegt, und der kirchliche Sprengel desselben umfaßt nebst einem Theile des Karabagh zugleich die Provinz Nachitschewan, und dehnt sich selbst noch jenseits des Aras-Flusses aus. Derselbe faßte ehemals 796 Dörfer in sich, welche jedoch durch Versetzung der Einwohner nach Persien und durch freiwillige Auswanderungen in die Türkei bis auf 74 herabgesunken sind, die von 62 Priestern bedient werden. In diesem mächtigen armenischen Kirchensprengel befindet sich keine einzige Schule, außer daß etwa zwanzig Knaben von den benachbarten Dörfern in diesem Kloster unterrichtet werden. Das Kloster selbst wird von zwei Bischöfen, zehn Wartabeds und zwei Diakonen bewohnt. Zu unserem Erstaunen war der Bischof nicht blos mit dem Namen von Amerika, sondern auch mit der Geschichte seiner Entdeckung ziemlich bekannt, die er in einer armenischen, aus Robertsons Geschichte Amerikas übertragenen Schrift gelesen hatte. Nun fing er an, eine Menge Fragen über unsere Sprache, unsere Religion, unser Vaterland u. s. w. an uns zu machen; er schien etwas betroffen, als er vernahm, daß wir keine Klöster hätten, und als wir ihn versicherten, daß die Bischöfe in unserem Lande verheirathet seyen, so verwunderte er sich, indeß alle Umstehenden diese Gewohnheit für sehr gut erklärten. Als wir ihnen sagten, daß unser Land mehrere Tausende von Verkündigern des Evangeliums und noch eine große Zahl von Kirchen in sich fasse, so waren sie alle voll Verwunderung, und hatten weiter keine Lust, uns nach unserem Christenthum zu fragen. Im Gespräche wurde der Name der Missionarien zu Schuscha genannt, und nun fing der Bischof an, den Versuch derselben, die Muhamedaner zu bekehren, zu belachen. Nach so vielen Jahren, sagte er, ist auch nicht ein einziger bekehrt worden; und wirklich macht auch die äußerste Anhänglichkeit derselben an den Glauben des Korans jeden Versuch unmöglich. Wir erwiederten ihm: eben so haben auch wir einst über die

Bekehrung der Ureinwohner in Amerika gedacht; aber die Erfahrung hat bewiesen, daß ein solcher Gedanke ein eitler Wahn ist. Schon oft sind Missionsbemühungen viele Jahre hindurch fruchtlos geblieben, und doch am Ende mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt worden. Die Missionarien zu Schuscha sind als Fremdlinge ins Land gekommen, und haben sich des Volkes erbarmt; es wäre eigentlich die Sache und Pflicht der armenischen Kirche, dieses Werk zu thun, da ihr als russische Bürger viele Vortheile vor den Deutschen voraus habt. Das letztere wollte der Bischof nicht glauben, und wir fragten ihn nun, ob sie wohl auch je Missionarien zu den Muhamedanern gesendet hätten, welche um sie herum wohnen, um dieselben zum Christenthum zu bekehren? Nein, versetzte er, was sollten wir denn den Muhamedanern predigen? sie glauben ja an Gott, wie wir, und haben gute Gebete. Wir müßten ihnen nur von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi predigen. Wir machten ihn darauf aufmerksam, wie sehr das Christenthum in vielen der allerwichtigsten Punkte von dem Muhamedanismus sich unterscheide; wie viel reiner und erhabener z. B. der Himmel sey, den die Bibel verkündige, denn das Paradies, von welchem der Koran rede. Der Bischof gab zur Antwort: was das Letzte betrifft, so muß ich euch auch sagen, was einst einer unserer Wartabeds zu einem Moslem sagte: „wäre ich gewiß, daß euer Paradies wirklich vorhanden ist, so möchte ich wünschen dort zu seyn." Betroffen über solchen Leichtsinn eines christlichen Bischofes, schwiegen wir jetzt stille, wie gerne wir auch das Gespräch über die Wichtigkeit der Missionen fortgesetzt hätten, und eilten unserem Schlafgemache zu, das kaum groß genug war, uns aufzunehmen.

Nov. 4. Der Bischof stand beim Schall der Klosterglocke vor Tagesanbruch auf, um die Morgenandacht in der Kirche zu verrichten; aber den ganzen Tag über hatten wir keine Gelegenheit, irgend eine Spur in

seiner Nähe wahrzunehmen, daß er im Glauben an die Vorsehung Gottes lebt. Sein Gebet verrichtete er als Berufsarbeit, während sein Auge gedankenlos überall herumschweifte, und sein ganzes Wesen kein Merkmal von Andacht blicken ließ. Wir waren zu gewohnt, in den Klöstern des Morgenlandes die Religions-Uebungen in solcher Weise zu finden, daß wir uns hier nicht weiter darüber wunderten. Die häusliche Andacht, wie sie noch da und dort unter uns geübt wird, und noch mehr das eigene Herzensgebet scheint unter den Armeniern eine ganz unbekannte Sache zu seyn. Sie pflegen einige Mal das Zeichen des Kreuzes über sich zu schlagen, wenn sie sich zur Ruhe niederlegen; und dasselbe ist der Fall bei ihrem Essen, wenn nicht etwa ein Geistlicher zugegen ist, der ein kurzes Gebet gedankenlos herplappert.

Vormittags brachten wir einige Stunden damit zu, das Klostergebäude zu betrachten. Die Mönchszellen, die Vorrathshäuser und Ställe bilden das Viereck eines großen Hofes, in dessen Mitte die schöne Kirche steht, die, wie der Bischof versicherte, vor 944 Jahren gebaut worden seyn soll; die Mauern derselben sind sehr massiv, und ihre Dome und Kreuzgänge nach einem großartigen und guten Style gebaut. Sie ist die schönste Kirche, die wir in ganz Armenien angetroffen haben; besitzt aber im Innern keine Zierathen, da sie im letzten Krieg von den Persern gänzlich ausgeplündert worden ist. Die Mönche wurden grausam mißhandelt, und der Bischof als Gefangener nach Tebris abgeführt. Wir fragten uns müde nach der Kloster-Bibliothek, und ob uns gleich der Bischof wiederholt versprach, uns dieselbe zu zeigen, so bekamen wir sie doch nie zu Gesicht. Nach der geistlichen Rangordnung der Armenier gibt es unter der Würde des Diakons noch vier weitere Stufen, nämlich: die Thürhüter, die Vorleser, die Beschwörer (Exorcisten) und die Lichtträger. Alle diese Klassen werden gewöhnlich mit dem Namen eines Tirazzu,

eines Kirchendieners, bezeichnet. Leute dieser Art findet man in allen Klöstern der Armenier; es sind Jünglinge, welche in denselben zum Predigtamte erzogen werden. Sie wohnen nicht, wie die Mönche, bleibend im Kloster, obgleich manche derselben am Ende das Gelübde der Keuschheit übernehmen; die fünfte und sechste Stufe der Geistlichkeit faßt die Unter-Diakonen und Diakonen der Kirche in sich. Letztere sind die Gehülfen des Priesters bei der Messe, und seine Stellvertreter in gewissen Verrichtungen des Priesteramtes; nur durch Händeauflegung des Bischofs können sie zu dieser Würde erhoben werden; auch ist ihnen sodann das Heirathen so wie der Rücktritt zum Laienstande untersagt. Die siebente Stufe bildet die Priesterklasse, zu welcher man nur gelangen kann, wenn man die sechs vorhergehenden durchlaufen hat; sie findet man in den Klöstern, und von ihnen unterscheidet sich die Klasse der Landpriester, indem die Klosterpriester gewöhnlich Wartabed genannt werden, was einen Doktor oder Lehrer bedeutet. Sie sind die eigentlichen Prediger der armenischen Kirche, obgleich sie von diesem heiligen Berufe wenig oder nichts wissen. Auf der achten Stufe steht der Bischof, welcher immer aus der Klasse der Wartabeds genommen, und daher unverheirathet ist. Sein Geschäft besteht darin, die sieben untern Klassen der Geistlichkeit zu ordiniren, indeß er selbst von dem Katholikos (Erzbischof) der Kirche die Weihe empfängt. Die neunte Stufe hat der Katholikos inne, von dessen Würde bei unserem Besuche auf seinem Wohnsitze zu Etschmiazin die Rede werden wird.

Der ursprüngliche Zweck der Klöster bestand darin, durch Entsagung der Welt und Uebungen der Andacht die Frömmigkeit ihrer Bewohner zu befördern; bisweilen ward auch die Erziehung der Jugend und die Beförderung der Wissenschaften mit dem Klosterleben verknüpft. Schon ihre ursprüngliche Grundlage beruht auf einer fehlerhaften Verkennung des wahren Wesens

des Christenglaubens; kein Wunder demnach, wenn das Klosterleben unter allen christlichen Völkern seinen Zweck verfehlte. Vielleicht wird in ganz Armenien kaum ein einzelner Fall angetroffen, wo die Zurückgezogenheit des Klosters zur Förderung der Andacht benutzt würde. Statt Bergungsorte gegen die wilden Leidenschaften der Welt zu seyn, sind die Klöster Armeniens der Sammelplatz des ungeordneten Ehrgeizes, des finstersten Betruges, und des bittersten Hasses geworden, und ihre Geschichte ist ein ununterbrochenes Gewebe ärgerlicher Zänkereien. Die Unzüchtigkeit ihres Lebens ist zugleich unter dem Volke so allgemein verrufen, daß der Name eines Bürgers befleckt wird, wenn ein Wartabed sein Haus häufig besucht. Natürlich können diese Klöster auf die Beförderung der Religiosität unter dem Volke nicht den geringsten heilsamen Einfluß ausüben; und so stehen sie als Behälter unreiner Geister unter dem Volke da. Die besondere Amtspflicht der Wartabeds wäre es, das Evangelium zu predigen; auch sind Fälle bekannt, daß Einzelne derselben durch das Land gezogen sind, um ihrem Berufe ein Genüge zu leisten. Aber von Beispielen dieser Art hört man leider nichts weiter. Sie predigen nur, wenn sie für bestimmte Zwecke von den Bischöfen gesendet werden. Im Allgemeinen sind die Klöster Armeniens die eigentlichen Wohnsitze finsterer Unwissenheit. Die Diakonen, welche von den Wartabeds unterrichtet werden sollten, arbeiten entweder auf dem Felde, oder treiben ein Handwerk, oder werden für zeitliche Zwecke umhergeschickt, und sie haben kaum lesen gelernt, wenn sie zur Würde eines Wartabed erhoben werden. Die Wartabeds selbst kümmern sich um die Erweiterung ihrer Kenntnisse nicht das mindeste, und bringen demnach denselben Grad der Unwissenheit auf den bischöflichen Stuhl. Man darf nur die Bibliothek eines armenischen Klosters betrachten, um sich klar zu überzeugen, daß von den Mönchen nicht

der

der geringste Gebrauch von dem kleinen Büchervorrathe gemacht wird, der hier ungeordnet auf Haufen liegt. Die ganze Masse der armenischen Geistlichkeit bezieht in der Regel ihren Unterhalt aus den Klöstern, denen sie angehören. Die Unterhaltungsquellen dieser Klöster bestehen nun theils in Landeigenthum, theils in festgesetzten Gebühren, welche sie von den Einwohnern beziehen. Das Kloster Datew z. B. besitzt sechszehn andere Dörfer, von denen es unter der persischen Regierung die Kopf- und Grundsteuer bezog, indeß jetzt von der russischen Regierung die erstere ganz, und die letztere zur Hälfte, für sich in Anspruch genommen wird. Dennoch sollen im Jahr 1830 etwa 500 Tschetwerts (ein Tschetwert zu 1500 Pfund) Waizen dem Kloster zum Genusse zugefallen seyn. Eine andere Quelle des Unterhaltes besteht in der Ordinationsgebühr. Wer etwa fünfzig Silberrubel (1 Rubel zu 1 fl. 48 kr.) bezahlen kann, der darf mit ziemlicher Gewißheit die Auflegung der Hände von dem Bischofe erwarten. Dieß ist der natürliche Weg, daß die unwürdigsten Glieder in die Reihen der Wartabeds treten, und daß ihre Anzahl sich ins Ungebührliche vermehrt. Auch die Heirathen des Volkes tragen ihre Gebühren für die Klöster, so wie die Sterbefälle; keiner kann sich verehlichen, ohne die Gestattung des Bischofs, die er sich mit einem Silberrubel bezahlen läßt; dabei aber gehen die verbotenen Verwandtschaftsgrade bis ins Unendliche, welche nur mit Geld gehoben werden können. Wer kinderlos stirbt, dessen ganzes Vermögen fällt dem Kloster anheim; hinterläßt er eine Wittwe, so hat diese nur den siebenten Theil des Vermögens zu beziehen. Auch das Vermögen des Priesters ist ein Eigenthum der Klöster, indeß die Nachbarn, in deren Mitte er lebte, die Leichenkosten mit fünfzehn Silberrubel zu bestreiten haben. Wie nutzlos und drückend indeß die Geistlichkeit für das armenische Volk ist, so ist dennoch ihr Einfluß über die

Gemüther keineswegs unbedeutend. Die Unwissenheit und der Aberglaube des Volkes ist zu groß und zu allgemein, als daß nicht die nicht minder unwissende Priesterschaft vermittelst der gefürchteten Macht des Kirchenbanns gewaltig auf die Volksmasse einzuwirken vermöchte. Noch immer wird den Geistlichen zugetraut, daß sie die Gewalt besitzen, vermöge ihres Bannfluches Jeglichem die Pforten des Himmels zu verschließen, und die schwersten zeitlichen Strafen über sein Leben und sein Eigenthum zu verfügen. Daher findet sich im Allgemeinen unter den Armeniern eine große Scheu vor ihrer Geistlichkeit, welche freilich nicht die Wirkung der Hochachtung, sondern der bangen Furcht ist, aber immer stark genug, um die heilsamen Anstalten zu schwächen oder zu unterdrücken, welche von christlichen Freunden des Auslandes zur Erleuchtung des Volkes getroffen werden.

Fünfter Brief.

Das Dorf Lor. Heizungsweise der Armenier. Die armenischen Landpriester. Zustand des weiblichen Geschlechtes. Fortsetzung der Reise. Gottesdienst der Armenier. Eintritt auf persischem Boden.

Am 4. November (1830) zogen wir Morgens vom Kloster Datew weiter. Bald überfiel uns ein heftiges Schneegestöber, und als wir eine Berghöhe mit Mühe erreicht hatten, lag schon der Schnee so tief, daß unsere Führer nicht weiter ziehen wollten, und wir daher in dem stillen Dorfe Lor, das in einem tiefen Thale liegt, zu bleiben beschlossen, obschon wir erst nur drei Stunden zurückgelegt hatten. Der Ortsvorsteher nahm uns gastfreundlich in seinem Hause auf. Seine

Wohnung war gleich allen Häusern auf diesen Gebirgen unter der Erde, und blos durch eine kleine Oeffnung von oben herab beleuchtet, durch welche auch der Schnee beständig hereinfiel. Die Geräthschaften der Hütte waren sehr einfach. Ein geflochtener, mit Lehm überzogener Korb diente als Kornbehälter; in einer andern Ecke stand eine Küste voll Brodkuchen, in einem dritten Winkel eine Anzahl von Teppichen über einander gelegt, auf denen man des Nachts schläft, und in der vierten eine Wiege mit ein Paar schreienden Kindern. Am meisten zog an diesem stürmischen Tage der Wärmapparat unsere Aufmerksamkeit an sich. Er besteht aus einer Art von Ofen, Tamur genannt, wie man sie auch in Syrien gebraucht, und ist, wie zum Backen des Brodes, so auch zur Erwärmung eingerichtet. Ein kreisförmiges Loch ist nämlich in irgend einem Theile der Wohnung drei Schuh tief in den Boden gegraben, das vermittelst eines Kanales mit der freien Luft in Verbindung steht, indeß der Rauch nur durch das Dachlicht am obern Boden ausgelassen wird. Gebraucht man ihn zum Brodbacken, so wird der Teig einem dünnen Kuchen gleich, in Stücken, die mehr als ein Schuh lang und eben so breit sind, an die Wände des Ofens angedrückt; fallen sie ab, so sind sie gebacken, und werden so in der Brodkaste auf einander gelegt. Diese Art von Brodkuchen ist in allen Dörfern Armeniens, und selbst in den Städten Erivan und Tebris allgemein gebräuchlich; und um so tauglicher, da es überall an Messer, Gabeln und Löffeln beim Essen fehlt, und ein solches Brodstück als Besteck dienen muß, um die übrige Speise zum Munde zu führen. Gebraucht man den Ofen zum Wärmen, so wird, nachdem er geheizt ist, ein glatter Stein in seine Oeffnung gebracht, um die Wärme zurückzuhalten, und das Ganze mit Teppichen überlegt; auf diesen läßt sich jetzt die Familie nieder, und streckt unter einem Teppich die Beine und die

Hände nach dem warmen Ofen aus. In dieser Weise mit unserem Gastwirth, seiner Familie und ein Paar seiner Nachbarn um den Ofen herum sitzend, brachten wir einen angenehmen Abend zu; er war der Sohn eines Dorfpriesters, ein Mann von gesunder Urtheilskraft, der mehr wußte, als wir in dieser unterirdischen Höhle erwarten zu dürfen glaubten; er gab gerne der Unterhaltung eine ernsthafte Richtung, und pflegte, um seine Behauptungen zu bestätigen, sich häufig auf die Familienbibel zu berufen. Dieß war ein Schatz, der um so mehr unsere Aufmerksamkeit an sich zog, als wir bis jetzt keinen ähnlichen in einer armenischen Hütte angetroffen hatten. Es war eine alt-armenische Quartbibel, welche die deutschen Missionarien zu Schuscha seinem Vater, dem Priester, zum Geschenk gemacht hatten; und obwohl der Text in ausgestorbener Sprache verfaßt war, so verstand er doch denselben, und hatte sich eine ziemliche Bibelkenntniß erworben. Wir bemerkten mit Freuden, daß das Bibelwort Alles bei ihm galt, und stark genug war, auch seine eingewurzelten Vorurtheile zu überwinden. So machte z. B. unser armenische Diener Antonio die Bemerkung, daß die Bischöfe in unserem Lande heirathen dürfen; unser Gastwirth war darüber ganz erstaunt, und äußerte sein Mißfallen über einen so groben Verstoß gegen die Anordnungen der christlichen Kirche. Ohne Weiteres darauf zu antworten, verwiesen wir ihn blos auf die Stelle 1 Tim. 3, 2. Er las dieselbe aufmerksam, und jetzt fragte er uns nicht minder mit der lebhaftesten Verwunderung, warum doch die armenische Kirche verboten habe, was nach dem Worte Gottes gestattet sey. Wir bemerkten ihm, er solle seine eigenen Bischöfe sich diese Frage beantworten lassen.

Wir fanden bei unserem verständigen Gastwirthe, dem Sohne eines alten Priesters, Gelegenheit, die Nachrichten, die wir schon bei andern Gelegenheiten über den Zustand der armenischen Landgeistlichkeit eingezogen

hatten, bestätigt zu erhalten. Sie werden von den Dorfbewohnern selbst angestellt, indem jeder derselben das Recht hat, seine Stimme über die Wahl des Ortsgeistlichen abzugeben, ohne daß sich der Bischof in die Sache mischen darf. Dieß ist ein Vorrecht, das bei der künftigen Reformation der armenischen Kirche nicht übersehen werden darf, und wichtige Vortheile darbietet. Als wesentliche Eigenschaft des Dorfpriesters wird vor Allem gefordert, daß er verheirathet sey; er muß nicht blos eine Frau, sondern sogar ein Kind haben, um die Priesterweihe erhalten zu können, während von der Klostergeistlichkeit strenge Ehelosigkeit gefordert wird. Stirbt die Gattinn eines Dorfpriesters, so muß er alsobald seine Stelle verlassen, und sich in ein Kloster zurückziehen, wo er in die Klasse der Wartabeds aufgenommen wird. Von seiner wissenschaftlichen Lehrbildung wird erwartet, daß er die heiligen Schriften kenne, und rechtgläubig sey. Das erstere Erforderniß wird indeß nie geprüft, und zur Beglaubigung des Letztern reicht seine bloße Versicherung zu. Daß der Priester schreiben gelernt habe, wird nicht gerade gefordert, auch ist dieß wirklich bei Vielen nicht der Fall. Eben so wenig wird verlangt, daß er die alte Kirchensprache verstehe, in welcher die Kirchenbücher geschrieben sind. Dem sittlichen Charakter der Dorfgeistlichkeit kann nur mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen nicht viel Gutes nachgesagt werden. An eigener Bildung ihres Verstandes und Herzens, so wie an der religiösen Bildung ihres Volkes ist ihnen in der Regel wenig oder nichts gelegen, und sie sind meist als Müßiggänger und Unmäßige verschrieen. Da ein Theil der Opfergaben ihr Einkommen ausmacht, so werden sie zu allen feierlichen Mahlzeiten eingeladen, wo sie als Fresser und Trunkenbolde eine bedeutende Rolle spielen. Wir wagen nicht, das Uebermaß von Wein nachzusagen, das mancher Priester bei solchen Gelegenheiten zu trinken pflegt. So lange wir uns zu Schuscha aufhielten,

mußte ein solcher Priester berauscht aus der Kirche gebracht werden; ein Vorfall, der sich nicht selten zutragen soll. Wie natürlich, daß die Priester in der Regel nur wenig Achtung unter dem Volke genießen, und daß man nach ihren Verweisen und Drohungen nicht viel fragt, und dieß um so mehr, da sie nicht, wie die obere Klostergeistlichkeit die Vollmacht besitzen, von der Kirche ausschließen zu können.

Von den Dienstverrichtungen der Dorfpriester ist nur Weniges zu sagen. Das Predigen gehört nicht zu ihren Berufe, sondern ist Geschäft der Wartabeds, und wir haben nur von zwei oder drei derselben gehört, welche bisweilen eine Predigt halten. Ihr Hauptgeschäft besteht darin, die Messe zu lesen, die Beichte zu halten, zu taufen, zu kopuliren, die Begräbnisse zu besorgen u. dgl. mehr. Dem Beruf eines armenischen Priesters liegt noch ganz die Vorstellung eines jüdischen Priesters zu Grunde, welcher die Bestimmung hatte, Gaben und Opfer für die Sünden des Volkes Gott darzubringen, was nach ihrer Vorstellung der armenische Priester bei dem Meßopfer thut. Selbst die Reinigungsvorschriften des mosaischen Gesetzes sind in solchem Falle für ihn geltend. Um jede Befleckung zu verhüten, die ihn untüchtig machen würde, das heilige Meßopfer darzubringen, ist er verpflichtet, von seiner Familie sich zu trennen, und fünfzehn Nächte in der Kirche zuzubringen, ehe er die Messe liest. Nun dauert sein Priestergeschäft weitere fünfzehn Tage, nach welchen er noch fünfzehn Tage in der Kirche zubringen muß, ehe er in den Schooß seiner Familie zurückkehrt. Während der ersten und letzten fünfzehn Tage backt er Oblaten für die Messe, tauft und verrichtet andere priesterliche Dienste. Um sich zu dieser einsamen Lebensweise durch Vorbereitung zu weihen, muß jeder Priester alsobald nach seiner Ordination sich in eine Kirche verschließen, und vierzig Tage lang fasten, d. h. nur einmal des Tages etwas genießen. Die Kirche besitzt kein eigenes

Einkommen, um damit den Unterhalt der Priester zu besorgen, und dieser Unterhalt muß demnach blos durch ihre kirchlichen Verrichtungen gewonnen werden. Sie selbst dürfen keinen Handel oder irgend ein Gewerb treiben; dafür lassen sie dieß die Ihrigen oder einen ihrer Ortsangehörigen in ihrem Namen thun; dagegen müssen alle ihre kirchlichen Verrichtungen bezahlt werden, und zum großen Aerger wird jetzt mit denselben, wie mit Kaufmannswaaren, gehandelt und gemarktet, und der Gottesdienst eben so zum Verkaufe ausgestellt, wie man das Fleisch auf dem Markte zu kaufen pflegt. Da nun von dieser schriftwidrigen Erwerbweise der ganze Lebensunterhalt der Priester abhängt, so ist es sehr natürlich, daß diese sich der evangelischen Missionsarbeit am heftigsten entgegenstellen, weil durch sie die empfindlichste Seite ihres Lebens, ihr Broderwerb, in Gefahr gebracht wird, indeß das Volk, des schweren Priesterdruckes müde, nur desto geneigter ist, dieses Joch von sich abzuschütteln.

Da die heftigen Schneegestöber nicht nachließen, so brachten wir auch noch den folgenden Tag im Kreise dieser Familie zu, und fanden vielfache Gelegenheit, das häusliche Leben der Armenier genauer kennen zu lernen. Der magere Lebensunterhalt, den wir bei dieser Familie wahrnahmen, und der unter dem armenischen Landvolke durchgängig gebräuchlich ist, würde von unsern meist wohlgenährten Landleuten für ein wahres Hungersterben gehalten werden, indem der allerärmste unter unserem Volke besser lebt, als der reichste Bauer in Armenien. Da es Freitag war, war an ein Kochen nicht zu denken, sondern jeder einzelne griff bisweilen an der Brodküste nach einem magern Stück Brodkuchen, mit dem er einen rohen Zwiebel verzehrte, die in Reihen an der Decke der Wohnung aufgehängt waren. Dieß war auch Alles, was dem Einzelnen heute zu Gute kam. Freilich war es Fasttag, aber man muß nicht vergessen, daß die Armenier das Jahr hindurch mehr

als 150 solcher Fasttage haben, und daß sein halbes Leben mit Fasten dieser Art zugebracht wird; während an den übrigen Tagen die Kost nicht viel besser ist. An Fleischessen ist nur höchst selten zu denken; und das Feld und der Garten bringt ihm neben der Brodfrucht weiter nichts, als Zwiebeln und eine Gattung von Rüben ein, die das ganze Jahr hindurch seine tägliche Speise sind, zu welcher nur an den Sonntagen eine Platte voll Reis oder Bohnen hinzukommt. Dieses strenge Fasten der Familie ward indeß während unserer Anwesenheit gewaltig unterbrochen, indem sie sichs wohl gefallen ließen, ungeachtet der strengen Fastengesetze, unsern Reisbrey, ein Paar gesottene Eier, und eine Tasse Kaffee mit uns zu theilen.

Die Gattin unseres Gastwirths war unverschleiert, wie dieß bei allen Frauen auf dem Gebirge des Karabagh der Fall ist; aber ihr ganzes Kinn war bis unter die Nase in einen ungeheuern Mundkorb eingehüllt, während ein weißes Tuch über die Stirne bis zu den Schultern hinabhing. Vom Augenblick unseres Eintrittes in die unterirdische Wohnung sprach sie auch nicht ein lautes Wort, und wenn sie durch Lispeln einem andern, der ferne stand, sich nicht verständlich machen konnte, so stand die kleine Tochter ihr zur Seite, faßte horchend ihr lispelndes Zischen auf, und theilte dasselbe laut dem Andern mit. Also fordert es die weibliche Sittsamkeit unter dem armenischen Volke in Gegenwart von Fremdlingen; indeß gilt dieß nur von jungen Frauen, denn ein Paar alte Weiber der Nachbarschaft, die zufällig in die Hütte hereinkamen, machten uns trotz ihres Maulkorbes mit ihrem lauten Geschnatter viel zu schaffen. Das weibliche Geschlecht unter dem armenischen Volke schmachtet im Zustande einer tiefen Erniedrigung, was schon ihre Erziehungsweise erwarten läßt. Man betrachtet sie als Geschöpfe geringerer Art, welche blos zum Dienst und zur Lust des Mannes vorhanden sind. Sie sind von der Gesellschaft

mit dem andern Geschlechte fast gänzlich ausgeschlossen, und dürfen nur an den Unterhaltungen mit den vertrautesten Hausfreunden Theil nehmen. Man findet sie immer zu Hause, und nur selten auf der Straße, und dieß ist in Städten noch mehr als auf dem Lande der Fall. Ihre Verheirathung wird von den Eltern geschlossen, ohne daß die Tochter dabei etwas zu sagen hat, und oft schon ausgemacht, wenn das Mädchen erst vier Jahre alt ist. Indeß wird erst in ihrem zehnten Jahre die Vermählung vollzogen. Das eheliche Band wird nur durch den Tod getrennt, und von andern Ehescheidungen weiß man unter den Armeniern nichts; die Gattinn hat so lange keine Bedeutung im Hause, bis ihre Kinder herangewachsen sind, die sich ihrer annehmen; indeß darf sie im höhern Alter eine große Hochachtung erwarten. Diese Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts übt unstreitig den nachtheiligsten Einfluß auf die Bildung des Volkes aus, und statt durch diese strenge Zurückgezogenheit die Ausbrüche roher Lasterhaftigkeit zu hindern, gewinnt sie dadurch gerade neue Reize, welche sich schon in der gewöhnlichen Unterhaltungsweise der Armenier kund thun.

November 6. Der Sturm war in der Nacht vorüber gegangen, und ein wolkenloser Morgenhimmel enthüllte vor unsern Augen die Majestät des mächtigen Gebirges, das dieses stille Bergthal von der übrigen Welt trennt. Wir nahmen von unserem Gastwirthe freundlichen Abschied, und setzten nun mit heiterem Gemüthe unsern Weg weiter fort. Gerade führten die Hirten ihre kleinen Viehheerden heraus, um an dem Gesträuche, das aus dem glänzenden Schnee hervorragte, den Hunger zu stillen. Der Weg führte uns am Rande einer steilen Bergschlucht hinauf, und da der Schnee den Fußtritt unsicher gemacht hatte, so rollte bald eines unserer Lastthiere den schlüpfrigen Abhang mehr als 100 Fuß tief hinab, bis es an einem hervorragenden Felsenstücke hängen blieb. Unbeschädigt wurde es indeß

wieder herauf gebracht, und nur um so vorsichtiger leiteten uns unsere Führer über die gefährliche Strecke hin. Auf dem Gipfel des Berges fanden wir einen Wald voll mächtiger Eichen, die letzten Waldbäume, die wir auf einer Strecke Wegs von mehr als 400 Stunden auf unserer Straße bis weit über Erzerum hinaus antrafen. Endlich führte uns der Weg wieder in ein weites Thal hinab, und nach kurzer Zeit gelangten wir zu einem kleinen Dorfe, nahe bei dem Dorfe Sisigan, dem Hauptorte des alten Distriktes Sisigan, der einer der bedeutendsten Distrikte der Provinz Sünik ist, und hauptsächlich von Muhamedanern bewohnt ist. Dieses armenische Dorf, Schagad genannt, liegt neun Stunden von Lor, wo wir ein Nachtquartier fanden. Unser Hauswirth hatte zuerst uns mit groben Worten abgewiesen, aber kaum waren wir unter seinem Dache, so war ihm nichts zu viel, was er für unsere Bequemlichkeit thun konnte. Alsobald wurden Matten und Teppiche auf dem Boden ausgebreitet, und sein Weib machte sich unverweilt daran, Pilau (Reisbrei) für uns zu kochen, wobei uns der Rauch in der unterirdischen Höhle beinahe erstickte. In Ermanglung des Oels wurde jetzt ein Stück Butter auf einen Teller gesetzt und angezündet, um uns zu leuchten. Was indeß auch unser Gastwirth immer thun mochte, so vermochte er doch nicht, uns in seiner Wohnung gegen die Kälte zu schützen, welche in der Nacht so sehr zunahm, daß bei Sonnen-Aufgang unser Thermometer auf dem Gefrierpunkte stand. Unsere Pelze waren daher unsere einzige Zuflucht, in denen wir uns gegen den Frost ziemlich schützen konnten.

November 7. Da es heute Sonntag war, so entschlossen wir uns, zu Schagad zu bleiben, und wir bemerkten mit Bedauern, daß die Einwohner an ihren Weberstühlen, womit sie sich in den Wintermonaten beschäftigen, fortarbeiteten. Sonst sind die Armenier ziemlich gewohnt, die Heiligung des Sonntages nach

dem Wortsinne der Vorschrift zu beobachten. Die Feldarbeiten sind überall eingestellt, und die Kramläden zugeschlossen. Wirklich wird man unter ihnen das Gefühl gewahr, daß des HErrn Tag heiliger ist, als ihre übrigen kirchlichen Feiertage sind. Indessen machen sie sich kein Bedenken daraus, an diesem Tage eine Reise zu machen; auch bringen sie denselben häufig mit Besuchen und Gastmahlen zu, und entheiligen so den Sonntag mehr, als dieß durch Arbeit geschehen würde. Der Kirchenbesuch ist vielleicht allgemeiner, als man leicht aus der geringen Zahl von Menschen schließen möchte, welche zu gleicher Zeit in der Kirche sind. Da an jedem Tage die ganze Woche hindurch zweimal Gottesdienst gehalten wird, so besucht der eine des Morgens, der andere des Abends; der eine heute, der andere am nächsten Tag die Kirche, und so kommt es, daß an den Sonntagen selten große Versammlungen beim Gottesdienste angetroffen werden, welcher dreimal an diesem Tage gehalten wird. Bemerkenswerth ist dabei, daß alle erwachsenen, so wie alle neuvermählten Töchter gänzlich vom Gottesdienste ausgeschlossen sind.

November 8. Mit Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg, um wärmern Gegenden zuzueilen, und eine heitere Morgensonne machte unsere Herzen fröhlich. Der Weg führte uns über den Datew-Fluß, und jetzt traten wir in die Provinz Nachitschewan ein. Gleich am Fuße eines tiefen Abhanges, in welchem der Fluß Nachitschewan entspringt, der sich bis zur Stadt gleichen Namens fortzieht, kamen wir zu einem Lager russischer Soldaten, deren Offizier uns die Päße abforderte, und von hier aus führte uns dem Flusse nach die Straße nach dem Dorfe Karababa, das neun Stunden von Schagad entfernt ist. Das Dorf ist sorgfältig mit einem Walle umschlossen, aber die Lehmhütten desselben sind in zerfallenem Zustande, und wir konnten weder für uns selbst noch für unsere Pferde ein Obdach

finden. Spät in der Nacht mußten wir noch weiter, bis wir endlich das kleine, von Muhamedanern bewohnte Dorf Selatsitz erreichten. Von jetzt an sind wir wirklich auf persischem Boden eingetreten. Die beiden Provinzen Nachitschewan und Erivan, welche jetzt die Provinz Armenien ausmachen, sind erst kürzlich Persien entrissen, und mit dem russischen Reiche vereinigt worden. Alles, was wir hier sehen, hat demnach einen persischen Anstrich, und ist auffallend verschieden von dem, was wir bis jetzt gesehen haben.

November 9. Die Stadt Nachitschewan ist nur vier und eine halbe Stunde von Selatsitz entfernt. Bei der Annäherung zu derselben schloß sich eine weite Ebene auf, auf welcher mehrere große Dörfer wahrzunehmen sind. Baumwollen-Pflanzungen, die wir zuerst zu Karababa sahen, werden jetzt häufiger; die Pflanze ist indeß sehr klein, und nicht über einen Fuß hoch. Ich wurde auf dem Wege sehr unwohl, und wir suchten daher die beste von den beiden Karawanserais (Herbergen der Fremden) auf, die sich in der Stadt befinden. Sie besteht in einer Reihe von Wohnungen, welche ein offenes Viereck bilden, und ist so niedrig, daß ihre Terasse beinahe dem Boden gleich ist. Hier wurde uns der beste Raum angewiesen, der etwa zehn Quadratfuß ausmacht, keine Feuerstelle hat, und von allen Seiten offen und zugänglich ist. Da es jede Nacht gefror, und wir kein Mittel hatten, uns gegen die Kälte zu schützen, so nahm mein Fieber heftig zu, und uns blieb nichts übrig, als uns in Geduld darein zu schicken, und auf die Hülfe des HErrn zu warten.

Sechster Brief.

Beschreibung der Stadt Nachitschewan. Frühere Dominikaner-Mission daselbst. Juden in Armenien. Dorf Kloik. Berg Ararat. Das Arasthal. Dawaly. Die Kurden. Kloster Khor-wirab. Stadt Erivan. Ihre Bevölkerung. Abreise nach Etschmiazin.

Die Stadt **Nachitschewan** macht Anspruch auf die Ehre, die älteste Stadt in der Welt zu seyn. In armenischer Sprache bedeutet das Wort: „Die erste Stelle des Herabsteigens;" und wirklich behauptet die armenische Tradition, daß Noah nach seinem Herabsteigen vom Berge Ararat sich hier zuerst niedergelassen. Daß eine solche Volkssage kein historisches Gewicht haben könne, ist klar; indeß hat doch schon der griechische Geograph Ptolomäus (70 Jahre nach Christus) die Stadt Naxuana genannt; und der jüdische Geschichtschreiber Josephus behauptet etwa fünfzig Jahre vor ihm, daß die Armenier die Stelle, wo die Arche ruhte, „den Platz des Herabsteigens" nannten. Da die alte königliche Familie der Astyagiden nach dem Zeugniß der armenischen Ueberlieferung hier wohnte, so war Nachitschewan eine der wichtigsten Städte in diesem Theile Armeniens; allein bis zu den Zeiten des berühmten Reisenden Chardin zurück (Jahr 1670) bestand sie nur aus einem Haufen zusammengeworfener Trümmer, und hatte ein elendes Aussehen. Die Stadt liegt drei Stunden vom Aras-Flusse entfernt auf einer kleinen Anhöhe, welche sich über das angeschwemmte Flußthal erhebt; um sie herum, und in der Stadt selbst sind zahlreiche Gärten, welche selbst in dieser Jahreszeit durch ihre Gesträuche und Bäume ihr ein heiteres Aussehen geben; auch zeugt die Menge von Quitten-, Birn- und Aepfelbäumen, von Mandeln, Weinstöcken und andern Früchten der wärmern Länder, daß ihr Boden sehr fruchtbar ist; besonders sind die Trauben in hohem

Grade vortrefflich, und verdienen die Ehre, auf dem Boden zu wachsen, wo Noah zuerst einen Weinberg gepflanzet hat. 1 Mos. 9, 20. Auch die Melonen sind in reichem Ueberflusse vorhanden, und scheinen neben dem Brodkuchen die einzige Nahrung des gemeinen Volkes zu seyn. Allein auch hier, wie überall in diesen Ländern, ist große Fruchtbarkeit des Bodens, eine deutliche Anzeige von der Ungesundheit des Ortes wegen der schlechten Ausdünstung der stehenden Wasser, welche die Gärten bewässern, und der flüssigen Nahrung, von welcher die Einwohner leben. Nachitschewan ist daher nicht blos als eine sehr fruchtbare, sondern auch als eine ungesunde Stelle bekannt.

Die Stadt wurde im letzten Kriege zerstört, und noch haben sich die Einwohner nicht so weit erholt, ihre Hütten wieder aufzubauen. Wohin daher das Auge sich wendet, begegnen ihm nur Trümmer zusammengestürzter Mauern, deren Anblick um so häßlicher ist, da sie meist aus getrocknetem Lehm aufgeführt sind. Die Stadt faßt etwa zweitausend muhamedanische, und zwischen 800—900 armenische Familien in sich, von welch letztern die meisten aus Persien in der neuesten Zeit hieher eingewandert sind, um auf russischem Boden zu wohnen. Sie ist die Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens, welcher ein muhamedanischer Chan als Gouverneur vorsteht. Ueber die Provinz selbst konnten wir nicht viel zuverläßige Nachrichten einziehen, die einzige ausgenommen, daß vor dem Kriege nur etwa dreihundert armenische Familien in derselben angesiedelt waren. Der Bischof versicherte uns, daß nach Dokumenten, welche vor ihm liegen, in der letzten Zeit bei neuntausend armenische Familien aus Persien in diese Provinz eingewandert sind. Die alte und umfassende Mission der Dominikanermönche, welche einst ihren Sitz in dieser Provinz hatte, ist jetzt nicht mehr; sie wurde etwa um das Jahr 1320 von einem italienischen Dominikaner-Mönch begonnen, der mit so großem Erfolg in dieser

Gegend arbeitete, daß bald die Bewohner von etwa dreißig armenischen Dörfern den römisch-katholischen Glauben annahmen, und sich einem vom Papste gesendeten Bischofe unterwarfen. Dieser schlug unter dem Namen eines Erzbischofes von Nachitschewan seinen Wohnsitz im Dorfe Abaran (Abarner) auf, und errichtete viele Klöster in den Dörfern umher, welche mit armenischen Dominikanern bevölkert wurden. Auch wurden von Zeit zu Zeit armenische Jünglinge nach Rom gesendet, um sie wissenschaftlich daselbst auszubilden, und im Geist des Dominikanerordens erziehen zu lassen. Die Messe ausgenommen, wurde jetzt überall der lateinische Ritus in den Kirchen der Armenier eingeführt, und einer ihrer Geistlichen, Tournefort, versichert, daß es im ganzen Morgenlande keine besseren Christen gebe, als sie seyen. Indessen waren doch schon zu Chardin's Zeit (Jahr 1673) zwanzig dieser Dörfer wieder zu dem altarmenischen Glauben zurückgekehrt, und die Einwohner der zehn übrigen wegen fortgesetzter Quälerei der Geistlichkeit des neuen Glaubens müde geworden. Heut zu Tage sind es nur noch die Bewohner von drei Dörfern, welche der lateinischen Kirche angehören, und deren Kirchen ganz menschenleer dastehen, indem die meisten nach Smyrna ausgewandert sind.

Die ganze Provinz Nachitschewan gehört zum bischöflichen Sprengel von Datew oder Sünik; allein wir trafen hier den aus der persischen Provinz Aderbaitschan ausgewanderten armenischen Bischof Pasegh, dem wir einen Besuch machten. Vormals hatte er alle Armenier jener Provinz, so wie einen Theil des Paschaliks von Bayazid unter sich, und wohnte im Kloster Tateos Arakäl (des Apostels Thaddäus) im Distrikte Magog. Seine Diözese war eine der größten, und sein Kloster eines der ältesten und berühmtesten, indem an der Stelle, wo es steht, der heilige Apostel, dessen Namen das Kloster trägt, den Blutzeugentod erduldet haben

soll. An der Spitze des größern Theiles seiner Heerde war er mit der russischen Armee auf russischen Boden ausgewandert, und die bewegliche Habe seines ehemals reichen Klosters wurde nach Etschmiazin gebracht. Der Bischof ist ein junger, kräftiger und wohlgenährter Mann, von natürlichem Scharfsinne und heiterer Laune. Er nahm uns freundlich auf, und als er erfuhr, daß wir dem geistlichen Stande angehören, so fragte er nach unserem Grade, um etwa seine Höflichkeitsbezeugungen darnach abzumessen. Bald fiel das Gespräch auf die Lehren der christlichen Religion, und er schien befriedigt zu seyn, als wir ihm sagten, daß unser religiöser Glaube derselbe sey, wie ihn die deutschen Missionarien zu Schuscha bekennen. Er äußerte sein Vergnügen darüber, mit unsern Brüdern zu Schuscha bekannt geworden zu seyn, wich aber während der ganzen Unterhaltung auf eine sehr feine Weise jeder Veranlassung aus, welche Gelegenheit zu nähern Erörterungen über den Glauben an das Christenthum hätten geben können, so daß wir die schmerzhafte Muthmaßung nicht von uns abwenden konnten, daß seine Ausweichungen im Mangel an Interesse für die Sache, oder im Unglauben ihre Wurzel haben.

Bald erkundigte sich der Bischof nach dem Zweck unserer Reise, und wir gaben ihm zur Antwort, es sey uns darum zu thun, das Land Armenien und sein Volk, von welchem wir in Amerika noch wenig wissen, genauer kennen zu lernen. Sein Gefühl schien ihm zu sagen, daß er für den Zustand, in welchem wir sein Volk finden, eine Art von Entschuldigung uns nennen müsse, und er sagte: Wir kommen aus einem erleuchteten Lande her, und werden daher unter den unwissenden Armeniern Vieles zu belachen finden. Wir versicherten ihn, es sey allerdings wahr, daß das Volk im Allgemeinen in unserem Vaterlande mehr Bildung besitze, als wir unter den Armeniern antreffen; allein

diese

diese Wahrnehmung sey so wenig ein Gegenstand des Lachens für uns, daß wir vielmehr tiefen Schmerz darüber in unserer Seele empfinden. Die Unwissenheit seines Volkes schrieb der Bischof dem Umstande zu, daß dasselbe bis auf die neueste Zeit herab unter dem eisernen Joche der Muhamedaner geschmachtet habe. Als wir ihm aber nachdrücklich ans Herz legten, wie wünschenswerth es sey, daß die Armenier nunmehr ihre günstigere Lage zu ihrer Erleuchtung anwenden mögen, gestand er mir, daß von ihrer Seite noch kein Versuch gemacht worden sey, und daß sich in der ganzen Provinz keine Schule befinde.

Die Rückkehr meines Fiebers nöthigte mich, den Bischof zu verlassen; unser Antonio blieb indessen noch länger bei ihm, und setzte das Gespräch mit demselben fort. Auf seine Aeußerung, daß wir geneigt seyn würden, Schulen für die Armenier aufzurichten, gab der Bischof zu verstehen, dieß sey immerhin gut, wenn wir nur nicht, wie die Deutschen, gegen die Anrufung der Heiligen predigen würden. Antonio bemerkte ihm, letztere sey in der Schrift deutlich verboten, und nur von der Kirche eingeführt worden, und dieß gab der Bischof zu. Er sprach nun viel darüber, wie gut es wäre, wenn eine allgemeine Kirchenversammlung zusammengerufen würde, um alle christlichen Sekten in Eine Heerde zu vereinigen, und meinte, letzteres könnte leicht zu Stande gebracht werden; aber eine solche Kirchenversammlung zu veranstalten, das dürfte eine schwere Sache seyn.

Am 13. November verließen wir Nachitschewan, um unsere Reise nach Erivan fortzusetzen. Zur Linken hatten wir die angeschwemmten Ufer des Aras-Flusses, und zur Rechten eine Reihe von Hügeln von vielgesprengten und ungewöhnlichen Farben, ohne die geringste Spur von Pflanzenleben; während unser Weg uns über eine wellenförmige und unangebaute Ebene hinwegführte.

In diesen Hügeln, so wie in vielen andern Theilen des Aras-Thales darf man nur einige Fuß in die Erde graben, um mächtige Stücke von mineralischem Salz aufzufinden. Große Blöcke desselben, dem grauen Marmor so ähnlich, daß wir sie anfänglich für Bausteine hielten, fanden wir am Wege in Haufen aufgeschichtet. Kein anderes Salz wird in diesen Gegenden gebraucht; auch führt das Trinkwasser so viele Salztheile mit sich, daß es nach wenigen Stunden ganz unschmackhaft wird.

Auf unserer Straße schloß sich ein jüdischer Kaufmann aus Achalzik an uns an, der, obgleich es gerade Sabbath war, die Reise mit uns machte, und bei jedem kleinen Umstand, der ihn oder sein Pferd befiel, in laute Wehklagen darüber ausbrach, daß ihn Gott wegen dieser Sünde strafe. Die Juden waren ehemals in diesem Thale, so wie in den umliegenden Theilen Armeniens, sehr zahlreich, und die Geschichte sagt uns, daß im vierten Jahrhundert zu Ardaschad 9000, zu Zarehawan (Diadina) 8000, und zu Wan wenigstens 18,000 Familien derselben gewohnt haben sollen; aber sie litten noch mehr, als die Armenier, unter den Verfolgungen der Feueranbeter, und wurden unter der Regierung des Perserköniges Schapur II. am Ende desselben Jahrhunderts theils gänzlich zerstreut, theils nach Persien übergesiedelt. Jetzt befindet sich kein einziger Jude im ganzen Arasthale, und dieß soll bis nach Mingrelien hinauf der Fall seyn. Zahlreicher sind sie in den muhamedanischen Provinzen gegen das kaspische Meer hin, indem sich in der Stadt Wertaschin, unweit Nucha, etwa 100 Familien aufhalten, und ein anderer Marktplatz bei Schamachi zwischen zwei und dreihundert derselben in sich fassen soll. In der Nähe von Kuba im Daghestan ist ein großes Dorf von 400 jüdischen Familien bewohnt, welche sieben Synagogen haben. In der Stadt Derbend werden 100 Familien derselben gezählt; und je weiter man am kaspischen Meere nördlich hinaufkommt, eine desto zahlreichere Judenbevölkerung soll angetroffen

werden; so wie die Stadt Andrewa, im nördlichen Daghestan, ganz von Juden bewohnt ist. Ihre Beschäftigung besteht meist im Anbau des Bodens; auch gehören sie von ihren Vätern her zu den Einwohnern dieser Länder, und reden die Sprachen derselben.

Nach einem Ritt von sechs Stunden erreichten wir das Dorf Choik, das an der Straße liegt. Die hohen Mauern und Thürme, welche aus demselben emporragen, ließen uns hoffen, den Sonntag über ein gutes Quartier im Dorfe zu finden; aber bald fanden wir, daß das Ganze nur aufgeschüttete Trümmerhaufen waren, und kaum zwanzig schmutzige Lehmhütten an dieser Stelle zu finden sind, welche sämmtlich von Muhamedanern bewohnt werden. Der Otakh (Nachtherberge für Reisende) war ganz unbewohnbar, und wir mußten demnach um ein Quartier in einem Hause uns umsehen; es fand sich am Ende eine solche Hütte, aber die Frauen, welche vor der Thüre standen, wollten uns nicht hineinlassen. Endlich zeigte sich der Alte, der in der Hütte wohnte, und indem er mit einer gewaltigen Stentorstimme seine beiden Frauen von der Thüre wegscheuchte, fiel er meinem Pferde in den Zaum, und schrie mit derselben Macht, die seinen Harem zittern machte: Düsch! (Steig ab) indem er fragte, ob wir denn glauben, er werde Fremdlinge ohne ein Nachtquartier von seiner Thüre lassen. Glücklicher Weise hatten seine beiden Frauen zwei Stuben, von denen uns eine zur Wohnung angewiesen ward, welche freilich mit allen Arten von Schmutz, Spinnengewebe und Ungeziefer überzogen war. Indeß machte unsere Niederlassung in dieser Wohnung nicht geringe Störung in derselben, indem der Mann mit seinen beiden Frauen und einem Haufen Kinder sich in einen so engen Raum zusammendrängen mußte, daß bald Mißhelligkeiten entstanden. Jedoch wußte seine kräftige Gewalthaberstimme immer bald wieder die Streitigkeiten zu erdrücken, so daß am Ende alles ruhig wurde.

Um den Sonntag in der Stille zuzubringen, zogen wir mit einander auf das Feld hinaus, wo der Berg Ararat in seiner ganzen Herrlichkeit vor unsern Augen lag. Dieser majestätische Anblick leitete von selbst das Gemüth in die Tage der frühesten Vorzeit zurück, da Noah gerade in diesem Thale einen Altar dem HErrn erbauete, und Ihm ein Dankopfer von süßem Wohlgeruch darbrachte, worauf Jehova mit ihm und seinen Nachkommen einen Bund aufrichtete mit der Versicherung, hinfort nicht mehr die Erde zu verfluchen um der Menschen willen, und daß forthin, so lange die Erde stehet, nicht aufhören soll Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Bisher war das Gebirg seit unserer Reise im Aras-Thale in ein dichtes Nebelgewölke eingehüllt gewesen; aber heute trat seine Kulme in ihrer vollen Majestät vor unser Auge hervor. Die Eingebornen kennen den Berg nur unter dem armenischen Namen Masis, oder in der türkischen Benennung Aghur-Dagh (schwerer Berg); der Name Ararat, wie ihn die Europäer nennen, wird in der Schrift einem Lande gegeben, das an andern Stellen ein Königreich genannt wird. 1 Mose 8, 4. 2 Kön. 19, 37. Jerem. 51, 27. Derselbe Name Ararat wurde von den Armeniern lange vor ihrer Bekehrung zum Christenthum der größten und fruchtbarsten Provinz ihres Landes gegeben, in welcher die Residenz ihrer Könige aufgeschlagen war, und es ist kein Zweifel vorhanden, warum nicht in den alten Tagen diesem ganzen Lande der Name Ararat gegolten haben soll, den das hohe Gebirg desselben heute noch trägt. Auf diesem Gebirge ließ sich einst Noah's Arche nieder, und wirklich habe ich bis jetzt auf allen meinen Wanderungen in Asien kein Gebirg gesehen, das schon um seiner Beschaffenheit willen mehr Anspruch machen dürfte auf die Ehre, der Grenzstein zwischen der alten und der neuen Welt zu seyn. Von welcher Seite her man im Aras-Thale dieses Gebirg anschauen mag, stellt sich

dem Auge des Beobachters dasselbe ohne die geringste Hinderniß von seiner Wurzel bis zu seiner höchsten Spitze majestätisch entgegen. Von Erivan aus erblickt man auf demselben zwei Kulmen, die eine viel höher als die andere; auch scheint es mit einer Bergreihe zusammenzuhängen, die sich gegen Nordwesten ausdehnt, und deren Anblick dem Auge nachhilft, die unvergleichbare Größe dieses Gebirges desto richtiger zu schätzen. In allen Jahreszeiten ist die Kulme desselben mit Schnee und Eis bedeckt; auch sind die Felsenwände, an welchen mit dem Brausen eines Erdbebens nicht selten die Schneelawinen hinabrollen, so steil, daß noch keiner der Nachkommen Noah's bis auf diese Stunde es gewagt hat, die Spitze des Berges zu besteigen.

November 15. Mit Sonnen-Aufgang zogen wir im Aras-Thale unsere Straße weiter, während ein schlummernder Nebel dem Laufe des Stromes das Aussehen eines großen Sees ertheilte. Indeß mußte er bald den Sonnenstrahlen weichen, und jetzt breitete sich eine herrliche Landschaft mit zahlreichen Dörfern und wohl angebauten Feldern vor unsern Augen aus, bis wir zu dem großen Dorfe Ziweh-Düdinghä, sechs Stunden von Choik gelangten. Die Felder waren meist mit Reis und Baumwolle angepflanzt, und zeigten ein üppiges Pflanzenleben, das, wie wir versichert wurden, eine zwanzigfache Ernte gibt, da die Felder vom Flusse her reichlich bewässert werden können. Die Leute waren gerade damit beschäftigt, nach der Ernte die Reispflanzen gleich dem Waizen von ihrem Vieh austreten zu lassen, worauf die Kerne in einer Art von Handmühle noch weiter gereinigt werden. Die Baumwollenstauden waren hier zweimal höher, als wir sie in der Gegend von Nachitschewan gesehen hatten; indeß kommt ihr Wuchs doch der hohen und kräftigen Baumwollenpflanze in den südlichen Staaten Nord-Amerika's lange nicht gleich.

Das Aras-Thal ist viel enger, als das weite Thal jenseits des Gebirges, welches der Kur durchströmt. Wir hatten wenig Gelegenheit, dasselbe genauer kennen zu lernen, da uns die Straße immer nur am linken Ufer des Aras-Flusses hinführte. Alles, was sich in demselben unserem Auge darbot, läßt uns auf die hohe Fruchtbarkeit des Bodens schließen; indeß kann doch nichts ohne fortgesetzte Bewässerung auf demselben erzeugt werden, und ein Stück Land, welches das Wasser aus dem Flusse nicht erreichen kann, liegt in trauriger Verödung da, so daß selbst kein Gras darauf zu finden ist. Wenn es wahr seyn sollte, daß wir hier auf dem Boden eines untergegangenen Paradieses wandeln, so hat in jedem Falle die Drohung Jehova's, welche auf die Sünde folgt, ihre volle Erfüllung erreicht, denn wenn irgend wo, so ist es in diesem Thale wahr, was Jehova sprach: Dornen und Disteln soll der Acker tragen; mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang, und im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. 1 Mose 3, 18. 19. Im ganzen Thale umher ist, ausgenommen in der Nähe der Dörfer, kein Baum wahrzunehmen, und nackt und pflanzenleer steht das Gebirge von allen Seiten da; jedoch mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, woraus sich mit Recht auf einen großen Mineralreichthum der Natur schließen läßt.

November 16. Wir haben die vergangene Nacht in dem armenischen Dorfe Dawaly zugebracht, das etwa 100 Familien in sich faßt, welche erst kürzlich hier eingewandert sind. Ihre Wohnungen so wie ihre Lebensweise ließen uns auf großen Wohlstand dieses Völkchens schließen. Auch zeigen die großen Vorräthe schönen Waizens, die sie gerade jetzt ausdreschen, daß der Boden fruchtbar seyn müsse. Die Leute haben zwar eine Kirche mit drei Priestern, aber keine Schule; und daher können auch nur Wenige unter ihnen lesen. Unser Gastwirth schätzte die Anzahl von Armeniern, welche

mit einander aus dem benachbarten Distrikte Magu, in der persischen Provinz Aderbaitschau, ausgewandert sind, auf tausend Familien, und nur die Kurden sind daselbst zurückgeblieben, obgleich auch mehrere derselben sich neben den Armeniern niedergelassen haben. Die Kurden bewohnen zwei Berg-Distrikte, welche in der Nachbarschaft umher liegen. Der eine dieser Distrikte, der an die Provinz Erivan stößt, soll 1,500, und der andere, zwischen Schuscha und Nachitschewan, bei 1,700 Kurdenfamilien in sich fassen. Die Kurden leben auf nomadische Weise, ziehen im Winter in die warmen Thäler herab, und leben unter Zelten, oder quartieren sich bei den Armeniern ein, und gehen mit dem Frühling wieder auf ihre Berge zurück. Sie sind gleich ihren Volksgenossen in Persien ein räuberisches Geschlecht; aber die russische Polizei weiß sie in gefahrlose Bürger umzuschaffen. Die Kurden sind im höchsten Grade unwissend, und hängen noch mehr als ihre Nachbarn, die Perser, an der Religion des Korans.

November 17. Auf einer unangebauten Ebene führte uns der Weg sechs Stunden weit nách dem Dorfe Ardischer, in welchem wir nichts, als auf einige Entfernung zur Linken auf einer Felsenhöhe das armenische Kloster Chor-Wirab (tiefe Höhle) wahrgenommen haben. Diesen Namen trägt das Kloster wegen der daselbst befindlichen berühmten Berghöhle, in welcher der älteste Missionar des armenischen Volkes, der heilige Gregor, im vierten Jahrhundert vierzehn Jahre mitten unter Schlangen zugebracht, und die größten Qualen erduldet haben soll, bis der König und das ganze Volk sich zum Christenthum bekehrte, und Gregor um seiner Heiligkeit und Wunderkräfte willen aus der Gefangenschaft erlöset wurde. Dieses Kloster, das wir auf unserem Rückwege von Erivan besuchten, liegt zwei Stunden von Ardischer, und ist nur von ein Paar Wartabeds bewohnt. Die Kirche ist aus rosenrothem Gestein niedlich aufgeführt, und soll schon zu Gregors Zeit erbaut

worden seyn. In einer Ecke des Klosters befindet sich die heilige Höhle, in welche wir an einer Leiter in eine Tiefe von dreißig Fuß hinabstiegen. Sie hat etwa fünfzehn Fuß im Durchmesser, ist schön ausgemauert und mit einem Dome bedeckt. Unser Diener Antonio ärgerte sich darüber, daß die Höhle, die ihm als fürchterliches Loch geschildert worden war, so niedlich aussah; auch hatte er gehört, der heilige Gregor sey hier von Engeln gespeist worden, da ihm doch zu seiner nicht geringen Verwunderung durch eine Oeffnung im Dome von einer wohlthätigen alten Frau täglich ein Laib Brod war ins Loch hinabgelassen worden.

Auch in dem Dorfe Ardischer hat sich eine Colonie Armenier, die von Selmas her ausgewandert sind, niedergelassen, und bilden jetzt eine Gemeinde von 91 Familien. Nicht weit davon liegen die Trümmer einer alten Stadt, von welcher jedoch nichts weiter als große Erdaufwürfe wahrzunehmen sind. Wahrscheinlich sind es die Ruinen der alten Hauptstadt dieses Landes, Towin, welche vom Jahr 350 an bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts häufig in der Geschichte erscheint. Jedoch ist nichts mehr von derselben vorhanden, was der Aufmerksamkeit des Reisenden werth wäre.

Am Morgen des 18. Nov. brachen wir von Ardischer auf, und langten kurz vor Mittag in der Stadt Erivan an, wo wir in Georgs Karawanserai, der größten in der Stadt, uns niederzulassen gedachten, was jedoch erst gegen Abend geschehen konnte, da hiezu eine Erlaubniß der Polizei erforderlich war. Ein kleines, schlecht gepflastertes Loch, einem Gefängnisse ähnlich, mit nackten und durchlöcherten Wänden, war alles, was wir zum Nachtlager gewinnen konnten, das uns durch die Rückkehr des Fiebers noch mehr erschwert wurde. Erivan war seit langer Zeit der Wohnsitz eines persischen Serdars (Gouverneurs), und als solcher die Hauptstadt des armenischen Persiens gewesen. Sie liegt ziemlich weit vom Aras entfernt in einem durchbrochenen

Thale, welches der Gengy-Fluß bewässert, welcher aus dem Sewansee herkommt. Auf der Nordseite von hohen Felsenbergen umschlossen, von denen die glühenden Sonnenstrahlen des Mittags zurückstrahlen, ist ihre Lage im Sommer ausnehmend heiß, und erzeugt viele Fieber und Leberkrankheiten, um welcher willen sie zum Sprüchwort geworden ist. Aber Erivan ist nicht minder wegen der ausnehmenden Fruchtbarkeit ihres Bodens berühmt, und alle sonnigten Hügel, welche das Thal umschließen, prangen mit den herrlichsten Weinreben; auch sind Melonen und viel feines und schmackhaftes Obst auf ihren Märkten im Ueberflusse zu haben. Die Stadt hat keine Mauern, und ob sie gleich an Größe und besserer Bauart der Häuser Nachitschewan hinter sich zurückläßt, so trägt sie doch das Bild des Zerfalles an sich; auch ist nicht viel von Gewerbthätigkeit in ihr anzutreffen. Zu Etschmiazin traf ich den Bischof von Erivan an, der mir sagte, daß die Provinz Erivan nunmehr 14,200 armenische, und 8000 muhamedanische Familien in sich fasse, welche in 502 Dörfern wohnen. Die Bevölkerung der Stadt soll in 1800 muhamedanischen und 700 armenischen Familien bestehen. Von der alten Jesuiten-Mission, welche im Jahr 1683 sich hier ansiedelte, um die armenischen Christen römisch-katholisch zu machen, ist keine Spur mehr zu finden; auch sind keine lateinische Armenier in der ganzen Provinz anzutreffen.

Am 19. November machten wir uns auf den Weg, um Etschmiazin zu besuchen, das fünf Stunden von der Stadt in der Richtung von Erzerum liegt, und wo wir für unsere Bekanntschaft mit dem Zustande des armenischen Volkes eine reiche Ausbeute zu erhalten hoffen durften.

Siebenter Brief.

Etschmiazin. Wagarschabat. Beschreibung dieses Klosters. Die Kirche daselbst. Die Messe. Das Abendmahl. Würde des Katholikos. Das heilige Oel. Bischöfliche Sprengel der armenischen Kirche. Die Glaubenslehre der Armenier. Sieben Sakramente. Missionen. Rückkehr nach Nachitschewan.

Der kirchliche Hauptort der Armenier wird von den Türken Utsch Kilisseh oder die drei Kirchen genannt, welche wirklich dem Reisenden zuerst ins Auge fallen, wenn er von Erivan her daselbst eintritt. Zwei derselben liegen außerhalb des Klosters, und sind von kleinerem Umfang. Sie sind den beiden Jungfrauen Ripsime und Kayane geweiht, welche mit 37 andern, nach der kirchlichen Sage der Armenier, unter der Verfolgung des Diokletian's aus Rom nach Armenien geflohen seyen, und an der Stelle, wo jetzt ihre Kirchen stehen, den Blutzeugentod erlitten haben sollen. Unweit der Kirche der heiligen Ripsime liegt das Dorf Wagarschabad, wo einst die königliche Familie gewohnt haben soll. Jetzt findet man hier nichts, als Haufen umherliegender Lehmhütten, welche ein Eigenthum der armenischen Patriarchen geworden sind.

Der armenische Name des Klosters Etschmiazin bedeutet den kurzen Satz: Der Eingeborne ist herabgestiegen; und die Kirche daselbst erhielt diesen Namen zum Andenken an den Erlöser, welcher dem heiligen Gregor an dieser Stelle erschienen seyn soll. Gregor selbst soll vor mehr denn 1500 Jahren die ursprüngliche Kirche, nach einem Vorbilde, das ihm durch eine himmlische Erscheinung gezeigt wurde, gebaut haben. Dieser Bau ist indeß nicht mehr zu sehen, da er einige Jahrhunderte später zertrümmert, und die Kirche erst um das Jahr 618 wieder aufgebaut worden seyn soll. Wie sehr auch diese Stelle von den Armeniern für heilig geachtet wurde,

so ward doch erst im Jahr 1441 die Residenz ihres Patriarchen hier aufgerichtet, wo sie seither auch geblieben ist bis auf diese Stunde. Diese ganze Klosteranlage ist mit hohen, in den Ecken gethürmten Mauern umgeben, und dem Aeußern nach einer Festung ähnlich. Im Innern bildet der Ort eine kleine Stadt, indem die Hauptgebäude, welche die Wohnung des Katholikos, die Mönchszellen und die Oekonomie des Ganzen in sich schließen, ein Viereck von etwa 220 Quadratfuß bilden, in deren Mitte die Kirche steht. Eine Pforte nach Süden führt in einen andern Vorhof, wo die Kornkammern, die Pferde und Viehställe sich befinden, in denen wir eine Anzahl Kameele auf den Knieen liegend antrafen. Ein anderer an derselben Seite liegender Hof faßt eine lange Reihe zweistöckiger Gebäude, einer Karawanserai ähnlich, in sich, welche für die Beherbergung der Pilgrime bestimmt zu seyn scheinen.

Bald nach unserer Ankunft ließen wir unsere mitgebrachten Empfehlungsschreiben dem Patriarchen überreichen, der uns auch alsobald das beste Quartier in seinem Kloster anweisen ließ. Allein ein Wartabed, der das Geschäft eines Ceremonienmeisters verrichtete, erklärte, daß dieses Quartier einem russischen Fürsten vorbehalten sey, welcher auf den Abend erwartet werde, und so wurde uns demnach in einem der Hinterhöfe eine Wohnung angewiesen, mit welcher wir immerhin zufrieden seyn konnten, die aber wegen ihrer Abgelegenheit von dem Thun und Treiben der Mönche uns nichts sehen ließ. Am Abend unserer Ankunft, die an einem Freitag Statt hatte, machte unser Diener Antonio, wohl mehr auf Verlangen seiner eigenen Eßlust, als in Rücksicht auf die unsrige, dem Aufwärter, der uns beigegeben war, die Bemerkung, daß eine Fleischspeise zum Mittagessen uns willkommen seyn werde. Da aber gerade Fasttag im Kloster war, so gaben wir uns gerne mit abgesottenen Erbsen und ein Paar Rettichen zufrieden; indeß machte uns doch am andern Morgen

um jenes Begehrens willen ein jeder Mönch ein saures Gesicht, und ging, ohne uns zu grüßen, an uns vorüber. Bald wurde von dem einen und dem andern unserem Antonio bemerkt, daß wir wohl zu derselben Klasse von Leuten gehören werden, wie die Missionarien zu Schuscha, welche in diese Gegenden gekommen seyen, um die Armenier zu bekehren; und daß er Unrecht daran gethan habe, in unsere Dienste zu treten, weil er in Gefahr stehe, von unsern Irrthümern angesteckt zu werden. Kein Wartabed ließ sich nun bei uns erblicken; der Katholikos lud uns zu keinem Besuche bei sich ein; von seinem Sekretair konnten wir nichts erfahren, und unser wiederholtes Begehren, den Katholikos zu sprechen, wurde bald auf diese, bald auf jene Weise vereitelt.

Unser Besuch zu Etschmiazin ist wenigstens so weit glücklich zu nennen, als wir Gelegenheit hatten, einigen der glänzendsten Ceremonien beizuwohnen, welche zu Ehren des Fürsten und seiner Gemahlinn gegeben wurden. Am Samstag Morgen wurde deßhalb unter großem Pomp eine Messe gefeiert, und die Kirche selbst trug durch ihre alterthümliche Bauart dazu bei, diese Feier zu erhöhen. Das große Schiff derselben ist aus gehauenem Stein in der Gestalt eines Kreuzes gebaut, auf welchem ein kegelförmiger Dom emporragt. Das Glockengebäude, ein Thurm von hoher Alterthümlichkeit, der sich in mehreren pyramidenartigen Spitzen endigt, und mit Glocken ganz beladen ist, ruht auf massiven, viereckigten Säulen, welche das Portal des Haupteinganges am westlichen Ende der Kirche bilden, indeß im Innern auf vier andern ungeheuern Säulen der mächtige Dom mit seinen hohen Wänden ruht. Bilder der Heiligen, so wie andere Darstellungen aus der Bibelgeschichte und der kirchlichen Tradition bedecken ihre Mauern, und tragen durch das unnatürliche ihrer Umrisse nicht wenig dazu bei, den Eindruck dieser Klosterscene zu verstärken. Zahlreiche silberne Leuchter

und gläserne Lampen sind an den Wänden aufgehängt, und leuchteten in dieser Stunde in ihrem vollen Glanze. Ein großer Theil der Kirche, der für die Mönche bestimmt ist, war mit Teppichen belegt, die an Reichthum und Pracht alles übertrafen, was wir bis jetzt gesehen haben. Am östlichen Ende im Heiligthume nahm der Hauptaltar der Kirche die oberste Stelle ein, welcher unter der Last goldener Kreuze, silberner Kronleuchter und mannigfachen kostbaren Schmuckes dröhnte. Zwei kleinere Altäre sind zu beiden Seiten desselben angebracht, an denen die Messe gelesen zu werden pflegt. In der Mitte des Doms öffnet sich der Zugang zu einem andern Heiligthume, das mit vergoldeten Umhängen bedeckt war, und dessen Geräthe die größten Schätze der Kirche in sich zu vereinigen scheinen. Hier soll bei der Höhle, welche das Heiligthum bedeckt, Christus dem heiligen Gregor erschienen seyn, und die bösen Geister, welche einst in den Götzentempeln Armeniens wohnten, in die Hölle hinabgestoßen haben.

Die Kleidung des dienstthuenden Bischofs machte den wichtigsten Theil dieser Kirchenzeremonie aus; und beim Anlegen jedes einzelnen Theiles seines Prachtgewandes pflegt ein besonderes Gebet gesprochen zu werden. Derselbe trat mit einer vornen und hinten in Gold eingesetzten brillantenen Bischofsmütze auf dem Haupte, und in einem von Gold strotzenden, langgeschweiften Mantel eingehüllt in das Heiligthum. Nachdem er vor Allem seine Hände gewaschen, und auf sein Sündenbekenntniß hin von einem seiner Gehülfen die Absolution empfangen hatte, zog er sich wieder in die Sakristei zurück, um Brod und Wein zur Consekration zu bereiten. Ein wenig Wein wird in einen goldenen Becher gegossen, und ein dünner, ungesäuerter Brodkuchen auf einer silbernen Schale auf den Rand des Bechers gestellt, während der Haufen der Mönche die Versammlung mit einem eintönigen Gesange unterhielt. Endlich trat in festlicher Prozession mit dem brennenden

Rauchfasse voran der Bischof wieder hervor, und machte durch die Gemeinde hindurch den Weg zu dem Hochaltare. Das nicänische Glaubensbekenntniß ward vorgelesen, und jetzt das heilige Opfer in feierlicher Prozession herzugetragen, das der Bischof mit den Worten in Empfang nahm: Nimm diese Opfergabe von uns an, und vollende es zum Geheimniß des Leibes und Blutes Deines eingebornen Sohnes. Laß dieses Brod und diesen Wein das Mittel seyn, zur Vergebung der Sünden für Alle, welche dasselbige genießen. Jetzt gab der Bischof dem nächststehenden Diakon einen Kuß, und dieser Kuß wanderte nun von Mund zu Mund, durch die ganze Gemeinde hindurch.

Nun folgte die Einweihung. Der Bischof machte das Zeichen des Kreuzes über das gesegnete Brod, blickte dankend aufwärts, zerbrach es in Stücke, und wiederholte dabei die Einsetzungsworte: Nehmet, esset, das ist mein Leib; wobei er das geweihte Brod zur Verehrung über sein Haupt emporhob, statt dasselbe der Gemeinde zu essen zu geben. Dieselbe Ceremonie fand bei der Weihe des Weines Statt, worauf der Bischof das Brod in den Wein tauchte, dasselbe nebst dem Kelch vor der Gemeinde emporhob, und ausrief: Heilig, heilig, laßt uns mit heiligem Sinn den ehrwürdigen Leib und das Blut unseres HErrn und Heilandes Jesu Christi genießen, das vom Himmel gekommen ist, und unter uns ausgetheilet wird. Dieß ist Leben und Hoffnung, Auferstehung, Versöhnung und Vergebung der Sünde! Jetzt fiel ein Vorhang vor dem Bischofe herab, während ein Diakon ausrief: Kommet herbei mit Furcht und Glauben, und mit heiligem Sinne; nehmet Theil am Tische des HErrn. Nun nahten sich demselben acht bis zehn Frauen, während der übrigen Gemeinde kleine Stücke ungeweihten Brodes ausgetheilt wurden. Im Allgemeinen wird die Feier des heiligen Abendmahles, welche mit Irrthümern aller Art entstellt, und durch einen Schwulst von Ceremonien

der ursprünglichen Einfalt ihres heiligen Endzweckes entrückt ist, gar sehr vernachläßigt. Zwar wird in großen Dörfern die Messe jeden Tag verrichtet, aber bei weitem der größte Theil der Armenier nimmt jährlich nur zweimal an dem Tische des HErrn Antheil. Um so größere Kraft wird der Ceremonie zugeschrieben; und jedem Sterbenden wird das geweihte Brod vor sein Sterbelager hingetragen, um ihm mit demselben ein Weggeld und einen Reisepaß auf seinem letzten Wege zur Ewigkeit darzureichen. Die Beichte wird für eine unentbehrliche Vorbereitung zum heiligen Abendmahle angesehen, und unmittelbar vor demselben verrichtet. In dem Sündenbekenntniß, welches bei derselben abgelegt wird, werden alle Arten von Sünden, und selbst unnatürliche Laster mit Namen genannt, und man kann dasselbe ohne Verletzung des sittlichen Schamgefühles gar nicht lesen. Dieß hat die nothwendige Folge, daß Viele mit den abscheulichsten Lastern erst durch ihre Beichte bekannt gemacht werden, die sie vielleicht nie zuvor im Leben kennen gelernt haben. Leider läßt sich aus diesem Umstande der schmerzliche Schluß ziehen, daß diese Gräuel der Sünde keine seltene Erscheinung unter dem armenischen Volke seyn müssen, da sie dem allgemeinen Sündenbekenntnisse einverleibt wurden; und wie dunkel sind nicht die Farben, welche auf diese Weise auf das sittliche Bild der Nation zurückgeworfen werden.

Während unseres Aufenthaltes zu Etschmiazin gelang es uns nicht, zu einem Besuche bei dem Katholikos, dem Oberhaupte der armenischen Kirche, zugelassen zu werden, obgleich wir zu einem Gastmahle bei demselben eingeladen waren. Der Ausdruck Katholikos kommt schon früher in der Kirchengeschichte vor, und wurde einem Bischofe beigelegt, welcher einer ganzen Landeskirche vorgesetzt war. Schon der heilige Gregor soll laut der kirchlichen Tradition von Sylvester, dem Bischofe zu Rom, zu einem Katholikos geweiht, und

demselben die Vollmacht ertheilt worden seyn, daß seine Nachfolger durch ihre eigenen Bischöfe diese sollten erhalten dürfen. Sein Geschäft besteht darin, die Bischöfe zu ordiniren und das heilige Oel (Meirun) zu weihen. Letzteres pflegt bei den meisten kirchlichen Feierlichkeiten gebraucht zu werden, und der Aberglaube der Armenier schreibt demselben die wundersamsten Wirkungen zu. Das Sieden dieses Oeles, das blos durch die Weihe desselben zu Stande gebracht werden soll, macht Etschmiazin fast eben so berühmt, wie dieß bei Jerusalem der Fall ist, wo am Ostertage Feuerflammen aus dem heiligen Grabe emporsteigen. Dieses Oel wird durch einen abgeordneten Bischof unter der ganzen Nation umhergetragen und verkauft, und der Erlös aus demselben macht einen bedeutenden Theil des Einkommens für den Katholikos aus. Während unseres Aufenthaltes zu Schuscha kam ein solcher Legat dorthin, um das heilige Oel zum Verkaufe auszubieten. Abgeordnete verschiedener Dörfer kamen nun zu ihm, und nach der Kopfzahl der Einwohner wurde ihnen jetzt das Maaß des erforderlichen Oeles angesetzt, worüber ein förmlicher Kauf abgeschlossen wurde. So weit es uns möglich war, Näheres hierüber zu erfahren, glauben wir mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten zu dürfen, daß die Summe für verkauftes heiliges Oel sich auf nicht weniger als zehntausend Thaler belief, welche die Provinz Karabagh an die Schatzkammer des Katholikos abliefern mußte. Nur das Kloster des heiligen Johannes zu Jerusalem hat noch das Recht, dieses heilige Oel zu bereiten, und zum Verkauf unter den Armeniern auszubieten. Einen solchen Oel-Verkäufer von Jerusalem trafen wir auf dem Wege an, und dieser behauptete in seinen Ansprachen an das Volk, daß alle abgeschiedenen Seelen auf ihrer Wanderung in den Himmel den Weg nach Jerusalem machen müssen, und daß keiner Seele gestattet sey, an der Pforte des dortigen

armenischen

armenischen Klosters vorbeizupassiren, welche nicht früher das heilige Oel von diesem Kloster gekauft habe. Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß die wandernden Oel-Verkäufer dieser beiden Klöster nicht selten in heftige Streitigkeiten mit einander gerathen, wenn sie einander auf dem Wege begegnen, und daß jeder seinen eigenen Vortheil wohl zu gewahren versteht.

So weit wir erfahren konnten, hat sich die patriarchalische Vollmacht des Katholikos zu Etschmiazin, Bischöfe einzusetzen, und die Angelegenheiten der Diözesen zu ordnen, nie über die Armenier in den türkischen Staaten erstreckt; seitdem zu Konstantinopel ein eigenes Patriarchat für dieselben aufgerichtet worden ist. Wo immer indeß die Armenier in der Türkei den Bischof zu Etschmiazin als das geistliche Oberhaupt ihrer Kirche verehren, da leisten sie auch nur solchen Bischöfen Gehorsam, welche von ihm geweiht sind; erhalten das heilige Oel aus ihrer Hand, und schicken ihre jährlichen Beiträge nach Etschmiazin; auch kann der Einfluß des Katholikos daselbst auf einen großen Theil der Armenier in den türkischen Staaten nicht gering seyn. Im Allgemeinen blieb die ganze Nation, mit Ausnahme der beiden kleinen Diözesen Aghtamar und Sis, ihrer frühern Verbindung mit Etschmiazin getreu; seitdem aber der Katholikos daselbst ein Unterthan der russischen Krone geworden ist, wurden die Armenier in der Türkei durch die Eifersucht des Großherrn gezwungen, jeder Verbindung mit demselben zu entsagen. Wirklich behauptete der armenische Patriarch zu Konstantinopel im Mai 1830 gegen uns, daß seit etwa zwei Jahren jede Gemeinschaft mit ihm aufgehört habe, und daß selbst sein Name in ihrer Messe nicht mehr genannt werde. „Nicht," fügte er hinzu, „als ob wir unsern Katholikos wirklich verlassen hätten; wir ehren ihn noch jetzt als solchen, und unsere Trennung von ihm ist eine solche, welche nur für kurze Zeit die Gewalt der Um-

stände uns abgenöthigt hat." Die feindselige Stellung, in welche sich das Kloster zu Etschmiazin zu der Missionssache gesetzt hat, macht es wünschenswerth, daß diese Trennung nicht blos eine vorübergehende seyn möge. Indeß bleibt dieser Umstand immerhin ein von der Vorsehung Gottes in unsern Tagen weislich angeordnetes Mittel, den Lauf der Hindernisse zu hemmen, welche sich von dieser Seite her der geistlichen Wiedergeburt des armenischen Volkes in den Weg stellen, und es läßt sich erwarten, daß unter den gegenwärtigen Zeitumständen der Einfluß des armenischen Patriarchen nie wieder so durchgreifend werden dürfte, um das Fortschreiten der Nation zum heitern Lichte evangelischer Erkenntniß mit Gewalt zu hemmen.

Noch ist der Umfang kirchlicher Befugnisse völlig unbestimmt, welche dem armenischen Katholikos auf dem russischen Gebiete zugestanden werden sollen. Man hat uns versichert, daß der Entwurf einer Kirchenverfassung für die Armenier bearbeitet, und dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt werden solle; indeß ist bis jetzt hierüber nichts bekannt geworden. In den russischen Provinzen werden nunmehr die armenischen Bischöfe zwar von dem Synod von Etschmiazin, aber nur in Gemeinschaft mit der Regierung angestellt. Der Synod schlägt nämlich dem Kaiser eine Anzahl von Kandidaten vor, aus deren Mitte derselbe einen zum Bischofe ernennt. Nach der Angabe, die wir von dem Sekretair des Katholikos erhielten, und die wir auch durch das Zeugniß Anderer bestätigt fanden, besteht gegenwärtig die armenische Kirche auf russischem Gebiet in zehn bischöflichen Sprengeln, deren Bischöfe zu Odessa, Astrachan, Tiflis, Achalzik, Erivan, Datew, Kantsasar, Schamachi, Scheki und zu Nachitschewan ihre Wohnsitze haben. Die Armenier, die in Persien und Indien umher zerstreut sind, werden in drei bischöfliche Sprengel abgetheilt, deren einer dem Bischofe zu Tebris, ein zweiter dem Bischofe zu Ispahan, und der dritte einem

Bischofe von Hindostan untergeordnet ist, zu dessen ungeheurem Sprengel auch die Armenier in Bagdad und Bassorah gerechnet werden. Er ließ mich auch eine geschriebene Liste sehen, auf welcher 23 bischöfliche Sprengel der türkischen Provinzen verzeichnet waren, welche aber stets die Zahl der Angehörigen, so wie die Grenzen ihres Umfangs wechseln, und demnach unzuverläßig sind. Selbst die armenischen Bisthümer auf russischem Gebiet nannte er nur als solche, welche im gegenwärtigen Augenblick Statt finden, und bemerkte dabei, daß gerade jetzt eine neue, von der Regierung verfügte Anordnung derselben vorliege. Auf seine Frage, wie hoch wir glauben, daß die Zahl der armenischen Bevölkerung im Allgemeinen sich belaufen möge, nannten wir ihm die Summe von 2,000,000 Seelen; er bemerkte dabei, daß diese Zahl gewöhnlich in öffentlichen Schriften also angegeben werde; daß aber nach seiner Ueberzeugung die Summe von zehn Millionen der Wahrheit näher liege, als die erstere, indem die meisten es vermeiden, sich zählen zu lassen, um nicht dem Bischofe die kirchlichen Gebühren bezahlen zu müssen.

Endlich gelang es uns, daß uns der Wartabed Hosep zu sich einlud, um uns die Bibliothek des Klosters zu zeigen, bei welcher Gelegenheit wir auch die Bekanntschaft mit dem Sekretair des Katholikos machten. Wir wurden mit sichtbaren Zeichen von Argwohn und Kälte von denselben empfangen, und bald fragte uns der letztere über den Zweck unserer Reise und unseres Besuches in ihrem Kloster. Wir antworteten ihm, es sey uns vor Allem darum zu thun, Armenien und den religiösen Zustand seiner Einwohner genauer kennen zu lernen. Anfangs bemerkte er darauf, für solchen Zweck sey kaum eine so weite und beschwerliche Reise nothwendig, da das Land schon längst von Reisenden beschrieben worden sey; als wir ihm aber bemerkten, daß diese Reisenden ihre Forschungen meist auf ganz

andere Gegenstände beschränkt, und uns über den sittlichen und religiösen Zustand der Armenier im Dunkel gelassen hätten, so gab er zu, daß sie selbst bei der Beschreibung der Alterthümer ihres Landes viele grobe Irrthümer verbreitet hätten, die er erst kürzlich in einer zu Tiflis gedruckten Schrift berichtigt habe. Er gab uns daher den Rath, um ähnliche Irrthümer zu vermeiden, uns mit unsern Fragen nur an verständige Einwohner des Landes zu halten, und dieß gab uns Veranlassung, ihm zu sagen, daß wir gerade deßwegen nach Etschmiazin gekommen seyen.

Auf seine Frage nach dem Glaubensbekenntnisse der Kirche, der wir angehören, gaben wir ihm zur Antwort, daß wir glauben, daß Christus Gott und Mensch sey, worauf er seine Ueberzeugung aussprach, daß die Lehre von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi die wesentlichen Artikel des christlichen Glaubens seyen. Von dem rechtfertigenden Glauben scheinen sie indeß gar keinen Begriff zu haben, und wenn von demselben gesprochen wird, so sehen sie einander eben so befremdet an, wie einst die Philosophen zu Athen, als ihnen Paulus den Namen dessen verkündigte, in dem allein das Heil der Welt zu finden ist. Wir gaben ihnen zu, daß die Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi allerdings wesentliche Punkte des Christenglaubens seyen, daß aber auch eben so wesentlich die lebendige Ueberzeugung dazu gehöre, daß Christus um unserer Sünden willen gestorben sey, damit die Welt durch Ihn selig werde. Nach der flüchtigen Bemerkung, daß die Armenier dieses gleichfalls glauben, ging er schnell zu der Frage über, die ihm an Wichtigkeit oben an zu stehen schien; ob wir auch an die ewige Jungfrauschaft der Maria glauben? Auf unsere Bemerkung, daß sie nach der Lehre der Schrift bis zur Geburt Christi eine reine Jungfrau gewesen sey, daß uns aber über ihren spätern Zustand die Schrift nichts Bestimmtes gesagt habe, äußerte er: nach dem

Glauben ihrer Kirche sey sie vor und nach der Geburt Christi eine Jungfrau gewesen; sie sey die Mutter Gottes, obschon sie nicht ohne die Erbsünde geboren sey. Indeß sey ihre Kirche weit davon entfernt, zu behaupten, daß diejenigen, welche über diesen Punkt anders glauben, keine Christen seyen.

Nach seiner Aeußerung bestehen die beiden wesentlichen Stücke, um selig zu werden, in der Taufe und im heiligen Abendmahle. Wir bemerkten ihm, daß nach der Forderung des Heilandes (Joh. 3, 5.) der Mensch nicht blos durch das Wasser der Taufe, sondern auch durch den heiligen Geist, der den Menschen zu einer neuen Creatur umschaffe, wiedergeboren werden müsse, um in das Reich Gottes zu gelangen; das eine Stück, die Taufe, sey blos das äußerliche Zeichen des andern, das diese Wiedergeburt des Innern noch nicht zu bewirken vermöge, und fragten ihn nun, ob seine Kirche die Taufe als wirkliche Wiedergeburt betrachte, oder ob sie zugleich die Nothwendigkeit anerkenne, daß auch das Herz des Menschen durch den Geist Gottes umgeschaffen werde. Er gestand mir nun, daß sie von keiner andern Veränderung wisse, als blos von der, welche die äußerliche Taufe bewirke. Wirklich haben wir auch von andern Seiten her die Ueberzeugung gewonnen, daß die Armenier mit jener großen, sittlichen Veränderung des Menschen, der Wiedergeburt, völlig unbekannt sind, und daß, wenn von der Wirksamkeit des göttlichen Geistes auf das Herz des Menschen die Rede ist, sie derselben blos die Mittheilung von Wundergaben zuzuschreiben pflegen. Ueberhaupt scheint in der armenischen Heilslehre die Lehre von dem heiligen Geiste und seinen Wirkungen kaum eine Stelle zu haben. Fragen über die Gnadenwahl und die damit verwandten Lehren, welche in der abendländischen Kirche die Calvinisten und Arminianer seit Jahrhunderten getrennt haben, sind in der armenischen Kirche nie zur Sprache gekommen; auch haben sie keine fixirte Ansicht über

dieselben. Wohl mag aus den Schriften des alten Kirchenvaters Augustin und Anderer in die ältesten Schriftsteller ihrer Kirche da und dort etwas übergegangen seyn; aber fast alle ihre theologischen Schriften sind durchgängig scholastischer Art, und die Lehre von der Gnade, wie sie die Bibel in sich begreift, ist unter dem armenischen Volke noch niemals ausgesprochen worden.

Die armenische Kirche nennt uns, wie die römisch-katholische des Abendlandes, sieben Sakramente, zu denen neben der Taufe und dem heiligen Abendmahle, auch das Sakrament der Buße, der Confirmation, der letzten Oelung, der Ehe und der Priesterweihe gerechnet werden. Die Confirmation wird zugleich mit der Taufe verrichtet, indem die Stirne, Augen und Ohren, Nase, Mund, Hände und Füße mit heiligem Oele gesalbet werden. Diese Handlung wird für noch wichtiger geachtet, als die Taufe selbst, indem dadurch das Kind erst zu einem Erben des Himmels gemacht wird. Die letzte Oelung ist unter den Armeniern keineswegs allgemein gebräuchlich, und in vielen Gegenden völlig unbekannt. Die beiden Wartabeds, mit denen wir diesen Morgen uns unterhielten, versicherten uns, daß sie gleichfalls schon mit der Taufe verbunden werde, weil man für nöthig erachte, daß die Armenier, die unter so großem Drucke lägen, auf jeden Fall schon beim Eintritt ins Leben für die Stunde des Todes gesichert seyen. Auf diese Weise werden drei Sakramente zugleich mit der Taufe vereinigt.

Unter so manchen Fragen und Antworten, die wir mit einander wechselten, floß auch die Bemerkung über ihre Lippen, daß sie glauben, es sey eine Zeit zu erwarten, wo die ganze Welt das Christenthum annehmen werde; und zum Beweis, daß diese Zeit vor der Thüre sey, versicherten sie, daß die Perser im Allgemeinen zu einem solchen Schritt vorbereitet seyen, und ihn schon gethan haben würden, wenn sie sich nicht vor ihrer Regierung fürchteten. Sie äußerten dabei, daß die

Muhamedaner viel geneigter seyen, sich an die Armenier, ihre Nachbarn, die sie gut kennen, als an Andere anzuschließen. Die deutschen Missionarien hätten schon so viele Jahre gearbeitet, und noch keinen Muhamedaner zum christlichen Glauben bekehrt; indeß seit dem letzten Krieg fünfzig derselben freiwillig in ihr Kloster gekommen seyen, um die Taufe zu begehren. Sie gaben dabei zu, daß von ihnen in Hinsicht auf die Glaubenslehren eben keine großen Forderungen gemacht werden, und daß sie sich begnügen, wenn die Muhamedaner den Glaubensartikel von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi zu dem ihrigen machen.

Nach und nach war die Stimmung der Mönche gegen uns freundlicher geworden, und wir wurden zum Mittagessen im Kloster eingeladen. Dort fanden wir eine volle Mahlzeit zugerichtet, die sich besonders durch eine Platte Forellen auszeichnete. Auf unsere Frage, woher sie dieselben erhalten, machten sie die Bemerkung, sie kommen vom Sewan-See her; dieser See fasse zwölf Gattungen von Fischen in sich, welche regelmäßig von einem Monate zum andern auf einander folgen, und jetzt sey die Reihe an den Forellen. — Nach dem Mittagessen wurden wir in die Bibliothek geführt. Der Bücher ist eine große Zahl; aber sie liegen ohne alle Ordnung unter einander. Unter ihnen sind viele Manuscripte, einige derselben unstreitig von hohem Alter; andere so schön geschrieben, als wir bisher nie in irgend einer Sprache ein Manuscript gesehen haben. Das Kloster hat gegenwärtig keine Schule; auch hat ihre Druckerpresse zu arbeiten aufgehört. Der Sekretair des Katholikos zeichnet sich unter dem Haufen von Wartabeds und Mönchen wohl am meisten durch seine Bildung und sein bescheidenes Wesen aus. Er hat wenigstens das Russische gelernt, denn von der Kenntniß irgend einer fremden Sprache ist im Kloster nicht die Rede. Wir sprachen mit ihm über das Missionswerk, und er drückte sein Bedauern darüber aus, daß so

manche Trennungen die Kirche Christi bisher geschwächt, und die Bekehrung der Welt verhindert haben. Er betrachte es daher, sagte er, als ein erfreuliches Zeichen, daß die verschiedenen Abtheilungen der Kirche sich nunmehr einander freundlicher nähern, und daß von den Religionskriegen, welche die Geschichte der früheren Jahrhunderte befleckten, nicht weiter gehört werde. Es ist Zeit, fügte er hinzu, daß diejenigen, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, und (wie er, wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen uns, hinzufügte) dem Versöhnungstode Jesu mit einander übereinstimmen, durch untergeordnete Fragen über Fasten und dergleichen nicht länger von einander getrennt bleiben.

Am 23. November verließen wir Etschmiazin. Unterwegs hielt mich ein Fieberanfall auf einige Tage zurück; dennoch ließ es uns Gott gelingen, am 29. dieses Monats die Stadt Nachitschewan wieder zu erreichen.

Achter Brief.

Reise nach Tebris. Aufenthalt zu Choy. Beschreibung der Stadt Tebris. Der Handel daselbst. Zahl und bürgerlicher Zustand der Armenier zu Tebris. Ihr sittlicher Charakter. Der Bischof Israel. Unterhaltungen mit demselben. Charakter der Perser. Schwierigkeit eines Missionsversuches unter denselben.

Nach einem Aufenthalte von vier Tagen brachen wir von Nachitschewan auf, um unsere Reise nach Tebris in Persien fortzusetzen. Der kürzeste und beste Weg führt über Esgy Tschulfah am Aras hin nach Merend, einer alten armenischen Stadt, welche nunmehr die Hauptstadt eines Distriktes der Provinz Aderbaitschan

ist. Da wir aber hörten, daß die Pest zu Merend wüthete, so schlugen wir den Weg nach Choy ein. Auf dem angeschwemmten Boden, welcher zwischen der Stadt und dem Arasflusse liegt, und der nur wenig angebaut ist, wurden auch nur wenige Dörfer von uns wahrgenommen. Nach einem Ritte von drei Stunden gelangten wir zum Aras in der Nähe einer Festung, welche nach dem Namen des gegenwärtigen Kronprinzen von Persien Abbas Abad genannt wird. Ihre hohen Lehmmauern und tiefen Gräben würden ihr das Aussehen eines starken Platzes geben, wäre sie nicht auf ganz ebenem Boden gelegen. Es war uns nicht gestattet, in sie hineinzutreten, und wir gingen daher eine Viertelstunde weiter unten zu der Stelle am Ufer des Flusses, wo Quarantaine gehalten werden muß. Ein Paar finstere Löcher unter dem Boden, und einige elende Zelte machen alle Bequemlichkeiten aus, die für eine große Gesellschaft halb ausgehungerter Reisender aufgerichtet waren, um an dieser Stelle zehn bis vierzehn Tage zuzubringen. Nicht ferne davon liegt das Kloster Karmirvank, wo nunmehr der armenische Bischof von Aderbaitschan seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Mehrere Stunden lang wurden wir mit unsern Pässen aufgehalten, ehe es uns gestattet war, über den Fluß hinüber zu setzen, bis endlich der russische General R., ein sehr freundlicher Mann, unsere Weiterreise beförderte; allein, da wir auf dem jenseitigen Ufer lange kein Dorf fanden, und am Ende vom Wege uns verirrten, so blieb uns nichts übrig, als die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Aus Furcht vor den Räubern wollten unsere Führer nicht einmal zugeben, daß ein Feuer angezündet werden durfte; und wir merkten bald, daß wir mit den Hindernissen, welche die russische Polizei den Reisenden in den Weg legt, zugleich auch die Sicherheit, welche sie verschafft, eingebüßt hatten. Das persische Gebiet thut jedem Reisenden seine Pforten weit auf, ohne daß gefragt wird, woher er komme,

und wohin er gehe; aber für seine Sicherheit hat er selbst zu sorgen.

Dezember 4. Nach einer kurzen Ruhe in milder Dezembernacht brachen wir bald nach zwei Uhr des Morgens auf, um unsere Reise weiter fortzusetzen. Von dem Augenblicke an, da wir über den Aras gesetzt hatten, konnten unsere persischen Führer nicht müde werden, über das Land zu fluchen, das jenseits des Flusses lag, und kaum brach der erste Sonnenstrahl hervor, so versammelten sie sich alle zum Gebete, um dem Höchsten zu danken, daß sie den heimathlichen Boden wieder betreten durften. Unser Weg führte uns durch eine Schlucht nackter Hügel hin, wo nirgends eine Spur vom Anbau des Bodens wahrzunehmen war. Hohe Berge um uns her waren mit Schnee bedeckt, die Witterung war rauh und windig, und nur ein Bissen Brodes und ein wenig Käse war uns noch übrig geblieben, um während eines Rittes von zwölf Stunden den nagenden Hunger abzuwehren.

Endlich erreichten wir Nachmittags drei Uhr ein muhamedanisches Dorf, Perykend, das mit Kurden angefüllt war, welche der Schnee von den benachbarten Bergen getrieben hatte, um hier ihren Winter-Aufenthalt aufzusuchen; und daher wurde uns ein gutes Quartier im Dorfe versagt. Noch hatten wir nicht gelernt, der Unfreundlichkeit zu begegnen, womit die Perser den Fremdlingen auf ihrem eigenen Boden entgegen zu treten pflegen; und da wir von der Reise allzu sehr ermüdet waren, so ließen wir uns mit der Ecke eines schlechten Stalles begnügen, der mit Kühen und Eseln und unerträglichem Geruche angefüllt war. Hier brachten wir unsern Sonntag zu; und ein kalter Regensturm, so wie mein Fieber, nöthigten uns, den Tag über ruhig im Stalle zu bleiben.

Dez. 6. Ein früher Morgenritt von fünf Stunden brachte uns unter dickem Nebel über eine weite Ebene hin nach der Stadt Choy, und je näher wir derselben

kamen, desto mehr nahm die Fruchtbarkeit des Bodens und die Bevölkerung desselben zu. Die Gegend umher ist eben und wasserreich; zahlreiche Gärten verschönern die Umgebungen der Stadt; auch wird Korn und Baumwolle in reicher Fülle angebaut. In früherer Zeit gehörte diese Stadt zu Armenien, jetzt ist sie der persischen Provinz Aderbaitschan zugetheilt. Obgleich ihre Mauern und Häuser von Lehm oder ungebranntem Backstein aufgeführt sind, so geben doch die breiten und regelmäßigen Straßen, so wie die mit Schattenbäumen besetzten Kanäle, welche sie durchziehen, derselben ein heiteres und freies Aussehen, und eine Regelmäßigkeit, wie ich sie bis jetzt noch in keiner Stadt des Morgenlandes angetroffen habe. Eben so findet sich hier ein großer, freier, gutgebauter Marktplatz, welcher der Stadt Konstantinopel Ehre machen würde. Indeß ist die große Feuchtigkeit des Bodens, auf dem die Stadt liegt, Ursache, daß die Einwohner häufigen Fieberanfällen unterworfen sind. Die muhamedanische Bevölkerung der Stadt wird zwischen 4000—7000 Familien angeschlagen. In einer Vorstadt derselben wohnen etwa hundert armenische Familien beisammen, welche zwei Kirchen und zwei Priester haben. In den zahlreichen Dörfern umher sind noch einige Armenier anzutreffen, indeß ist der größte Theil derselben nach der Nordseite des Aras ausgewandert.

Dez. 8. Eine ziemlich gute Straße führte uns in der Richtung nach Tebris über den Hauptfluß Otur hinüber, welcher diese Ebene bewässert, und an dessen Ufern sich lange Reihen der Silberweide hinziehen. Dieser Baum wird in allen Ebenen von Aderbaitschan als Zierde der Kanäle angetroffen; seine geschmacklose Frucht, welche der Dattel an Gestalt gleicht, wird auf jedem Markte in Persien verkauft. Nur mit größter Mühe konnte ich mich unter heftigem Fieberfrost auf meinem Pferde halten, und nach einem Ritte von fünf Stunden ließ es uns Gott gelingen, das muhamedanische

Dorf Hadschi Seit zu erreichen, das am Eingange eines Bergpasses liegt, welcher zu dem See Urmiah hinführt. Die Ecke eines schlechten Stalles war das einzige und beste Quartier, das wir den Einwohnern abnöthigen konnten. So schmutzig er auch war, so bin ich doch in den besten amerikanischen Gasthof mit solcher Sehnsucht nach Ruhe früher niemals eingetreten. Ich sank auf den Boden nieder, und blieb zwei Tage lang bewußtlos auf der Stelle liegen. Mein Reisegefährte konnte auf die einfachste Frage keine Antwort von mir erhalten; auch hatte ich keine Kraft, mich auf dem harten Lager umzuwenden. Was immer mein Freund versuchen mochte, um einen bessern Raum im Dorfe zu erhalten, war umsonst; nicht einmal die blöckenden Kälber, die fortwährend unsere Nachtruhe störten, wurden aus dem Stalle weggeschafft. So groß war die Scheu der Leute, sich durch die Berührung mit den Christen zu beflecken, daß uns auch die geringste Aufmerksamkeit versagt wurde. Als ich (Herr Smith) aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte, war ich zwar fieberfrei, konnte aber weder stehen noch gehen, und meine erste Frage war, auf welche Weise wir von unserem elenden Lager uns wegschaffen möchten. Mein Freund Dwight hatte bereits einen Eilboten nach Tebris abgesendet, um unsere englischen Freunde daselbst, an die wir Empfehlungsbriefe bei uns hatten, von unserer Lage zu unterrichten, und sie um ihre Hülfe anzusprechen. Nie werde ich die Freundlichkeit vergessen, welche der Arzt der englischen Gesandtschaft, Dr. McNeil, bei dieser Veranlassung uns erzeigte. Obgleich die Entfernung von Tebris fünfzehn deutsche Meilen betrug, so stand er doch, ehe wir es uns versahen, vor der Thüre unseres Stalles; auch kam nicht lange hernach eine Art von Tragsessel, Takteirwan genannt, der von zwei Pferden getragen wird, am 15ten bei uns an, so daß wir nach sieben Tagen unseres Aufenthaltes in diesem Dorfe unsere Reise nach Tebris fortsetzen konnten.

Das Gebirg, welches die Ebene von Choy vom Urmia-See trennt, ist etwa drei Stunden breit, und aus nackten Sandsteinfelsen zusammengesetzt. Unsere Reise ging nur langsam vor sich, und die mächtige Hand Gottes bewahrte uns vor jeglichem Unfall, so daß wir am 18. Dezember wohlbehalten zu Tebris eintrafen.

Tebris, die Gaza des alten medischen Atopatene, ist die Hauptstadt der Provinz Aderbaitschan, einer der volkreichsten und ergiebigsten Provinzen Persiens. Sie steht am Ende einer Ebene, die sich vom See Urmia an bei 16 Stunden nach Osten hin ausdehnt. Nackte Berge, ohne einen Baum oder eine Spur von Pflanzenleben, von Sand- und Felsenschichten zusammengesetzt, umgeben die Stadt von ihrer Ostseite, und breiten sich auf beiden Seiten der Ebene nach Westen aus. Obgleich dem Aussehen nach das wahre Bild öder Unfruchtbarkeit, sollen sie doch in ihren Eingeweiden große Reichthümer mineralischer Schätze in sich schließen, und ihr grünes, hochrothes, vielfach schattirtes Aussehen, das in ihre vorherrschend braune Farbe eingemischt ist, läßt den Beobachter selbst von der Ferne her das Vorhandenseyn ungewöhnlicher Stoffe vermuthen. Es ist bekannt, daß sie einen Ueberfluß von Eisen, Kupfer und Salz liefern. Von letzterem ist selbst der Fluß, der von den Bergen im Osten herabfällt, und sich durch die ganze Länge des Thales hinabzieht, stark durchdrungen. Nach alten armenischen Geschichtschreibern soll Tebris von dem persischen König Khosrev I. im Jahr 246 erbaut worden seyn. In den folgenden Jahrhunderten fiel die Stadt wechselsweise in die Hände der Könige von Armenien, der griechischen Kaiser zu Konstantinopel, und der osmanischen Sultane; gewöhnlich aber gehörte sie zum Gebiet der persischen Regenten. Obgleich öfter durch Erdbeben zu Grunde gerichtet, und durch Kriege zerstört, nahm sie doch immer wieder die bedeutungsvolle Stelle ein, welche sie heute noch inne hat. Nach der Schätzung der englischen Residenten

begreift Tebris nunmehr eine Bevölkerung von 60,000 Einwohnern in sich. Große und volkreiche Vorstädte um sie her scheinen einen Theil der Stadt zu bilden, auch haben sie wahrscheinlich in früherer Zeit wirklich zu derselbigen gehört. In ihrem Umkreise befinden sich große und herrliche Obstgärten, in denen Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Quitten, Aprikosen, Mandelbäume und Trauben im Ueberflusse gedeihen, und den Marktplätzen der Stadt eine große Mannigfaltigkeit schmackhafter Obstfrüchte liefern. Zahlreiche Kanäle laufen in allen Richtungen durch sie hin, um dieselben zu bewässern; auch ist die Stadt selbst mit einem Walle von Backsteinen und einem Graben umgeben, und scheint ziemlich befestigt zu seyn. Ihre Häuser sind indeß ein Spott für jede Art der orientalischen Prachtliebe; seitdem wir über den Arasfluß herübergekommen sind, haben wir überall und so auch hier nichts als elende Lehmhütten angetroffen, in welchen der nasse Lehm in unregelmäßigen Schichten auf einander geworfen wird. Die Straßen der Stadt sind durchgängig ungepflastert, die Stellen ausgenommen, wo die englischen Familien, welche hier wohnen, sich einen gepflasterten Weg von einem Hause zum andern gemacht haben. Kein einziges Fenster ist gegen die Straße hin anzutreffen; auch wird außer diesen Lehmhaufen kaum eine Menschenwohnung gesehen. Wandert man durch die Straßen hin, so erblickt das Auge nichts, als diese nackten Erdschichten, welche da und dort von einer armseligen Thüre durchbrochen sind. Tritt man durch diese Thüre hinein, so findet man einen offenen Hof, der nach dem Geschmack des Eigenthümers als Garten oder als Fruchtbehälter gebraucht wird. Die Wohnungen haben durchgängig nur ein einziges Stockwerk, damit keiner von seiner Terrasse aus das geheime Treiben des benachbarten Harems erspähen möge; und im Allgemeinen sind diese Häuser das Bild der vollkommensten Regellosigkeit. Ein Gemach wird an das andere gefügt, je nachdem der

Zuwachs an Kindern, Dienstboten und Pferden eine Erweiterung des Wohnraumes nothwendig macht; und alle diese Hütten sind in verschiedenen Ecken des Hofes unordentlich umhergesetzt, so daß nicht selten ein einziger Hof andere kleinere Höfe wieder in sich schließt. Außer einem in Trümmern zerfallenen Castelle und den prachtvollen Ueberbleibseln einer alten Moschee faßt die Stadt kein einziges öffentliches Gebäude in sich, welches das Auge für den Anblick ihrer elenden Lehmhütten schadlos halten könnte. Zwar nehmen manche ihrer Moscheen einen beträchtlichen Raum ein; aber sie bieten von Außen dem Zuschauer nicht die geringste Spur von Schönheit dar. Selbst die Minarets, diese schönen Zierden einer türkischen Stadt, sind in Tebris nicht zu finden, da sie überhaupt in den Städten der Schiiten nur selten anzutreffen sind. Die Fremden-Herbergen (Karawanserais) sind zahlreich und umfassend, und die Marktplätze groß; aber in ihrer Bauart ist nichts anzutreffen, das der Aufmerksamkeit werth wäre; die hohen Dome und Säulengänge etwa ausgenommen, die sich in denselben finden. Im Aufbau der letztern scheinen die Bewohner von Tebris eine eigenthümliche Geschicklichkeit zu haben, indem sie der Baumeister aus Backsteinen blos nach dem Augenmaße mit großer Regelmäßigkeit aufführt. In früherer Zeit hatte Tebris den Ruhm, ein gesunder Ort zu seyn; dieß ist jedoch nicht mehr in gleichem Grade der Fall. Im Winter sind starke Fröste und Schneegestöber häufig; dagegen ist der Sommer ausnehmend schwül, und die meisten Fremden, die sich hier ansiedeln, müssen im Anfang ein Wechselfieber durchlaufen. Noch sind hier die Erdbeben häufig, und einige der besten Wohnungen sind daher von Holz aufgeführt, um in ihnen eine Zuflucht gegen die Erdstöße zu finden.

Es lassen sich mancherlei Ursachen nennen, um welcher willen bei jedem in Persien so häufigen Wechsel der Dinge Tebris eine der wichtigsten Stellen des Landes

bleiben wird. Diese Stadt liegt im Herzen einer weiten und fruchtbaren Gegend, und bietet einen natürlichen Stappelplatz für einen weit ausgebreiteten Handel. Wirklich sind auch zu jeder Zeit ihre großen Marktplätze so gedrängt voll Menschen, daß man sich nur mit Mühe durch sie hindurcharbeiten kann. Die Erzeugnisse einheimischer Industrie sind allerdings in hohem Grade unbedeutend; aber in den Magazinen ihrer Karawanserais findet man die Reichthümer Indiens und die Kunstprodukte Europas aufgethürmt. Tebris zeichnet sich vor Allem durch den mächtigen Transithandel aus, der in ihr geführt wird. Fast in gleicher Entfernung vom Indus, dem persischen Meerbusen, Konstantinopel, und den großen Marktplätzen Rußlands gelegen, steht sie mit allen diesen Ländern in Handelsverbindungen. Von hier aus werden jährlich allein auf dem kaspischen Meere nach Astrachan Handelswaaren für mehr als 3½ Million Gulden ausgeführt. Die kostbaren Waaren von Kaschmire und dem Osten werden von ihren Kaufleuten vom Indus hergebracht, und auf den Marktplätzen von Konstantinopel gegen europäische Waaren verhandelt, und eben so finden die Erzeugnisse Arabiens über Bagdad den Weg nach dieser Stadt.

Schon oben haben wir gemeldet, daß nach der Angabe des ehemaligen Bischofes von Aderbaitschan am Ende des letzten Krieges nicht weniger als 9000 armenische Familien aus dieser Provinz nach den russischen Gebieten ausgewandert sind; derselbe versicherte uns auch, daß etwa 2500 Familien im Lande zurückblieben, von denen in der Stadt selbst nicht mehr denn 60—70 armenische Familien wohnen; sie haben eine Kirche, bei welcher vier Priester angestellt sind. Die bürgerliche Lage der Armenier zu Tebris ist eigenthümlicher Art. Da der regierende Fürst Abbas Mirza (welcher seither gestorben ist) so viele Armenier geneigt fand, den Schutz der russischen Gesetze zu benützen, und aus dem Lande

auszuwandern,

auszuwandern, so versprach er allen Armeniern, welche zurückbleiben würden, daß ein englischer Gouverneur ihr Stellvertreter am persischen Hofe seyn, und ihre bürgerlichen Angelegenheiten führen sollte. Major Hart, welcher damals die englischen Truppen in Tebris kommandirte, wurde nun als Statthalter der Armenier angestellt, und zu ihrem Schutze mit ausgedehnten Vollmachten versehen, welche wirklich der Kronprinz nie verletzte. Nach dem Tode desselben, im Jahr 1830, drang das armenische Volk in Dr. Cormick, diese Stelle anzunehmen; und obgleich ihm das schlechte Betragen der Armenier viel zu schaffen machte, so leistete ihm doch jeder Zeit der Prinz Abbas kräftigen Beistand, um die Armenier gegen die Unterdrückung der Muselmanen zu schützen. Indeß erstreckte sich doch seine Gewalt nicht weiter, als auf die kleine Anzahl armenischer Familien, welche in Tebris wohnen. Wirklich war der Kronprinz von dem Werth seiner armenischen Unterthanen so sehr überzeugt, daß er sich alle Mühe gab, die Priester derselben in sein Interesse zu ziehen. Zwar ist es nicht wahr, was man behauptete, daß er sie regelmäßig besoldet habe; aber sie erhielten von Zeit zu Zeit Kleidungsstücke und andere Geschenke von Werth aus seiner Hand.

Der sittliche Charakter der Armenier zu Tebris hat einen sehr nachtheiligen Eindruck auf unsere Gemüther gemacht. Ihre Priester sind elende Miethlinge, und neben andern Ausschweifungen dem Trunke ergeben. Dem Volke selbst macht man schnöde Undankbarkeit zum Vorwurf. Aus Achtung für die gleiche Religion, zu welcher sie sich mit ihnen bekennen, haben die hier wohnenden Engländer Alles gethan, um die Armenier gegen Mißhandlungen zu schützen, aber keinen Dank dafür eingeerntet. Im Mangel an Ehrlichkeit stehen sie selbst den Muselmanen nach, und durch ihr unzüchtiges Leben sind sie der Gegenstand der Verachtung

geworden. Nicht nur verkaufen die Eltern ihre Töchter zum Laster der Unreinigkeit, sondern selbst die Priester sollen Theil an diesen Frevelthaten nehmen.

Einer ihrer Bischöfe versicherte uns, daß unter den Armeniern vor ihrer Auswanderung nach Rußland in der ganzen Provinz Aderbaitschan nicht eine Spur von Schulunterricht angetroffen wurde; einige wenige Kinder ausgenommen, welche auf zufälligem Wege lesen lernten. Dasselbe wurde uns auch von den Armeniern versichert, welche im Lande zurückblieben. Auf diese Weise sind die Leute ausnehmend unwissend, und selbst manche ihrer Vorsteher haben nicht einmal lesen gelernt. Ein christlicher Freund zu Tebris wandte alle Mühe darauf, eine Schule für sie aufzurichten; es wurde ein Schulhaus und eine Wohnung für den Lehrer angeschafft, und jetzt wandte sich dieser Freund an die Missionarien zu Schuscha, um einen armenischen Lehrer für die arme Jugend zu erhalten. Schon war Alles in Ordnung gebracht, als die Cholera in der Stadt ausbrach, und die Einwohner nach allen Seiten hin zerstreute. Wir wandten uns an ihren nunmehrigen englischen Gouverneur, um von demselben zu erfahren, was er von der Aufrichtung einer armenischen Schule in der Stadt halten würde, und dieser erklärte ein solches Beginnen nicht nur für höchst wünschenswerth und nützlich, sondern er versicherte auch, daß von Seiten der Armenier demselben kein Hinderniß in den Weg gelegt werden würde.

Da wir vernahmen, daß heute (den 25. Febr. 1831) in der armenischen Kirche ein großes Fest gefeiert werden solle, so begaben wir uns frühe dorthin. Im Hofe trafen wir vor dem Hauptthore einen Schwarm Leute an, welche um einen Haufen Reisbüschеln umherstanden, der in der Mitte aufgescheuert war. Ein Priester fing an auf der Thortreppe die Gebete zu verlesen, während ein Mann neben ihm mit einer Peitsche den lärmenden Knaben von Zeit zu Zeit Stillschweigen gebot.

Ihnen gegenüber saß ein Bischof im Ornate, und einige Wartabeds standen ihm zur Seite. Eine Platte mit Wachskerzen, in welcher zugleich die Geldsteuern eingesammelt wurden, lief unter dem Volkshaufen umher, und jeglicher nahm eine dieser Kerzen, indeß er sein Scherflein in die Platte niederlegte, und bald wurden alle diese Kerzen angezündet. Nun verrichtete der Bischof an jeder Ecke des Holzstoßes ein Gebet, worauf sodann auf den Ruf desselben Alt und Jung mit ihren Kerzen über den Haufen herfielen, und denselben in kurzer Zeit in Flammen setzten. Indeß noch immer Gebete hergesungen wurden, griff einer um den andern nach einem brennenden Stück Holz. Einer wagte sich sogar durch die Flammen hindurch, und alle schienen in der höchsten Begeisterung zu seyn. Dieß war der Vorabend des Festes der Reinigung Mariä, und mit solchen eiteln Possen treiben die Armenier mit den Festtagsgeschichten ihren Spott.

Wir hatten öfters Gelegenheit, während unseres Aufenthaltes zu Tebris mit dem armenischen Bischofe zusammen zu treffen. Früher hatte er in dem kurdischen Gebirge, zwischen Selmas und Dschulamerik, einen bischöflichen Sprengel bekleidet. Das Kloster, welches er inne hatte, trägt den Namen von dem Apostel Bartholomäus, der nach der kirchlichen Sage der Armenier an dieser Stelle den Blutzeugentod erduldet haben soll. Er war über die Auswanderungen seiner Leute nach Rußland in hohem Grade unzufrieden, und wurde zur Belohnung dafür in das verlassene Bisthum von Aderbaitschan eingesetzt. Er selbst versicherte uns, der einzige Bischof in dieser ganzen Provinz zu seyn. Obgleich sein ganzes Benehmen viel kurdische Rohheit verräth, so hörten wir doch mit Vergnügen, daß sein Wandel unanstößig sey, und daß er der Einführung von Bildungsmitteln unter seinem Volke nicht im Wege stehe. Ein christlicher Traktat, den nicht lange Zeit

zuvor die deutschen Missionarien in armenischer Sprache drucken ließen, wurde mit seiner Billigung unter seiner Heerde verbreitet; auch war sein Benehmen gegen uns immer freundlich, und ferne von jeder Art engherziger Eifersucht. Wir haben wenige Priester unter den Armeniern kennen gelernt, die, wie er, eine so gute Kenntniß der Lehren und Gebräuche ihrer Kirche besaßen; auch verschaffte uns seine Bereitwilligkeit in der Mittheilung die willkommene Gelegenheit, manche Nachrichten über den gegenwärtigen Bestand der armenischen Kirche von ihm zu erhalten. Indeß war er mit dem Geiste des Evangeliums völlig unbekannt; und bei einer eben nicht gewöhnlichen Bescheidenheit seines Gemüthes konnte er doch die pharisäische Denkart nicht verbergen, welche das Wesen der orientalischen Kirchen bezeichnet.

Bei einem Besuche lud uns der Bischof — Israel ist sein Name — ein, einer Messe in seiner Kirche beizuwohnen, und wir fanden uns daher am folgenden Tage bei derselben ein. Als er uns beim Hineintreten in die Kirche gewahr wurde, so wies er uns in seiner Nähe einen Platz bei dem Altare an. Er hat sich unter seinen Brüdern durch seine Predigten einen Namen gemacht; und sey es aus eigenem Antriebe, oder aus Gefälligkeit gegen uns, da wir mehrere Male über die Wichtigkeit des christlichen Predigerberufes mit ihm gesprochen hatten, so fing er jetzt an, im Kreise seiner Zuhörer eine Predigt zu halten. In Ermanglung einer Kanzel wurde ein Stuhl vor ihn hingestellt, und ein reicher Teppich über denselben ausgebreitet. Der Bischof sprach über die Wichtigkeit des Fastens, und da er wahrscheinlich unvorbereitet redete, so waren die Gedanken, die er vortrug, von geringem Werthe. Aber die Art und Weise, wie er seine Rede hielt, war bemerkenswerth. Er fing dieselbe sitzend an, und schien auch in dieser Stellung bleiben zu wollen; aber die Lebhaftigkeit seines Vortrags brachte ihn bisweilen auf

seine Füße, und zog ihn vorwärts gegen seine Zuhörer hin. Indeß war alles sehr natürlich, und verrieth eine richtige Haltung seines ganzen Wesens. Bisweilen wurde der Ton seiner Rede sehr stark, und sein ganzer Körper gerieth in heftige Bewegung, welche das Gefühl gebildeterer Zuhörer beleidigt haben würde; aber unter Menschen, welche von Jugend an gewöhnt sind, mit heftiger Rede in die Pflichtübung hineingepoltert zu werden, war sein ganzes Benehmen an der rechten Stelle. Er nahm Veranlassung, die Knaben, welche Tags zuvor mit dem heiligen Feuer gespielt hatten, darüber zurechtzuweisen, und ihnen den Vorwurf zu machen, daß sie durch ihr Betragen ihrer Kirche von Seiten der Fremden eine Schmach zugezogen hätten. Trotz aller Anstrengung vermochte er indeß nicht, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln. Die Weiber vergaßen sich immer in lautem Gespräche, und einmal entstand ein allgemeiner Lärm in der Versammlung; auch konnten die Knaben, welche beim Altare standen, um ihm in seinen Meßverrichtungen beizustehen, ihre Spielsucht so wenig im Zaume halten, daß er in große Heftigkeit über sie ausbrach, und sie durch Peitschenhiebe zur Ruhe bringen ließ. Dieß war die einzige armenische Predigt, die wir hier zu hören Gelegenheit hatten, und, unsern Aufenthalt zu Schuscha ausgenommen, die einzige, die wir auf der ganzen Reise hörten.

Wir waren zum Bischofe zum Thee eingeladen; und nach der Predigt, welche ziemlich lange dauerte, wurden wir durch Herrn Nisbeth als Geistliche aus der neuen Welt bei ihm eingeführt. Alsobald gab ihm seine Neugierde gar viele Fragen über die Lehre und Verfassung unserer Kirche an die Hand. Er fragte uns, ob wir unsere eigenen Bischöfe hätten, und auf unsere Bemerkung, daß zwar einzelne Bischöfe in Amerika sich befinden, daß aber der größere Theil des Volkes nicht zu ihrem Sprengel gehöre, äußerte er seine Verwunderung darüber, woher doch wohl unsere Priester die

Ordination in Empfang nehmen können. Wir sagten ihm, daß eine Anzahl von Geistlichen diese Ceremonie verrichte. Verwundernd nannte er dieß eine Unordnung, und fragte, wie es dann möglich sey, daß bloße Priester wieder zum Priester machen können. Wir bemerkten ihm, daß ja in seiner Kirche die Bischöfe ihren Katholikos weihen, der doch größer sey als sie, warum denn nicht die Geistlichen Männern ihres Gleichen die Weihe ertheilen können? Der Bischof wollte es nicht glauben, daß wir keine Papisten seyen, wie sehr wir ihn auch deßhalb versichert hatten; und er erklärte geradezu den Anwesenden, wir seyen Glieder der römischen Kirche. Indeß machte ein Anderer, welcher mit der abendländischen Kirche besser bekannt war, als sein Bischof, die Frage an uns, ob wir Lutheraner oder Calvinisten seyen? Wir erwiederten, daß wir den letztern Namen tragen; allein immer noch konnte der Bischof die Sache nicht begreifen, und machte die Frage an uns, ob wir es mit dem Arius oder mit dem Nestorius halten? Wir erinnerten ihn daran, daß wir in einer frühern Unterhaltung unsern Glauben an die Gottheit Christi gegen ihn ausgedrückt hätten, und daß wir deßhalb keine Arianer seyn können; und was den Nestorius betreffe, so habe unsere Kirche keine Verbindung mit ihm, und auch keine Bekanntschaft mit seiner Sekte. Indeß wollte er uns aus dem Umstande, daß wir nicht an die ewige Jungfrauschaft der Maria glauben, den Beweis führen, daß wir Nestorianer seyn müssen. Wir bezeugten ihm, daß wir auf diesen Punkt kein Gewicht legen, und daß er kein Gegenstand des Streites unter uns sey. Wie, rief er verwundernd aus, ihr seyd Priester! was wollt ihr denn predigen, wenn euch dieser Punkt als unwichtig erscheint? Wir predigen die Grundlehren des Evangeliums, versetzten wir, daß Christus für die Sünden der Welt gestorben ist, und daß der Sünder nur durch den Glauben an Ihn selig werden könne. Dieser Stoff ist wichtig genug,

um immerdar aller Welt verkündigt zu werden. Wir machten nun die Frage an den Bischof, wie es denn der Mensch angreifen müsse, um selig zu werden? Gleich, als ob wir eine sehr unnöthige Frage gemacht hätten, gab er zur Antwort: Wie? wir sind ja schon selig; wir brauchen weiter nichts zu thun, als zu beichten, Buße zu thun und das Abendmahl zu halten, und dann kommen wir geradezu in den Himmel. Wir suchten nun dem Streite auszuweichen, und er selbst äußerte sein Mißfallen daran, und auf ein gemaltes Glas an seinem Fenster zeigend, sagte er: ihr sehet die Strahlen des Lichtes, wie sie durch verschiedene Scheiben brechen, und in rothem, grünem und gelbem Strahl auf dem Boden sich spiegeln, und doch kommen alle von derselben Sonne her, und sind alle Licht. Eben so verhält es sich mit den verschiedenen Sekten; sie alle haben Einen Ursprung, und wir sollten fühlen, daß sie alle christliche Brüder sind.

Die Antwort des Bischofs auf die wichtige Frage, was muß ich thun, daß ich selig werde, ist dem Lehrbegriffe der armenischen Kirche vollkommen gemäß, und wird jeglichem gegeben, welcher seine Sünden in das Ohr seines Priesters bekennt. Dieses Sündenbekenntniß, das mit Reue und mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, das begangene Böse wo möglich wieder gut zu machen, wird als das genügende Mittel betrachtet, zu der Seligkeit zu gelangen, welche uns Christus durch seinen Tod erworben hat, und die uns durch die Taufe zum Voraus zugesichert wird. Dieses Heil hat der Mensch nach dem Lehrbegriff der Armenier weder der Gnade Christi zu verdanken, denn nach Ihm fragt der Vergebung suchende nicht; auch wird es nicht durch gute Werke erworben, sondern man erlangt dasselbe durch ein Paar kirchliche Ceremonien, deren Beobachtung die ganze, schwere Schuld eines gottlosen Lebens wieder gut zu machen vermag. Auf diese Weise wird nicht nur das Evangelium, sondern auch das Gesetz Gottes

umgangen, weil der Mensch ohne einen Versöhner und ohne ein sittlich rechtschaffenes Leben in den Himmel kommt.

Wir hatten bei unserer Reise keinen bestimmten Auftrag, über den Zustand des persischen Volkes genauere Erkundigungen einzuziehen, und wir beschränken uns daher blos auf einzelne Bemerkungen, die wir Ihnen über dieselben mitzutheilen haben. Sie werden sich wundern, daß ich die muhamedanischen Einwohner dieser Provinz Perser nenne, denn, mit Ausnahme der Kurden im Westen und Süden derselben, sind sie alle türkischer Abkunft, und sprechen die türkische Sprache, und die persische wird nur als eine ausländische Sprache gesprochen. Persien wird, wie Sie wissen, von gemischten Völkerstämmen bewohnt, und der Titel „Könige der Nationen," welchen einst die Araber ihren Fürsten gaben, würde eben so gut für die gegenwärtigen Beherrscher Persiens taugen. Diejenigen Einwohner, welche sich in den Städten und Dörfern des Landes fest angesiedelt haben, bedienen sich meist der persischen Sprache, und unter ihnen befinden sich ohne Zweifel die letzten Ueberbleibsel des alten persischen Volkes. Aber die Perser im Lande waren von jeher ein unterjochtes Geschlecht, und noch jetzt steht der Bürger in den Städten, und der angesiedelte Bauer auf dem Lande, weit unter dem Nomadengeschlecht, das im Lande umherzieht. Bei 800,000 dieser Nomaden in Persien leben jetzt noch in Zelten, und kaum einer von ihnen spricht die persische Sprache; sie sind es, welche die Blüthe der persischen Armee und den Stolz des Landadels ausmachen. Unter ihnen ist die türkische, arabische, kurdische und lurische Sprache gebräuchlich. Der Schah selbst ist ein Abkömmling eines türkischen Nomadenstammes, dem die Bezeichnung eines Persers nicht gelten kann, und der sie auch nicht von sich gebraucht. Ueberhaupt sind die Perser nicht gewohnt, sich selbst und ihrem Lande diesen Namen beizulegen. Derselbe

kommt von dem Ausdrucke Fars oder Farsistan her, und dieser Name ist blos die Bezeichnung einer Provinz, in welcher Schiraz die Hauptstadt ist. Von den ältesten Zeiten her und auch jetzt noch pflegt dieses ganze Reich Iran genannt zu werden, und ihre Nachbarn, die Türken und Araber, nennen dasselbe Land der Adschem, oder der Barbaren. Wir gebrauchen diesen Ausdruck in dem weiten Sinne, nach welchem er die ganze Nation in sich faßt, oder wenigstens alle, welche sich zu der Landesreligion, dem Islam, bekennen.

Obgleich das Persische nicht die Muttersprache der muhamedanischen Einwohner der Provinz Aderbaitschan ist, so wird sie doch von Vielen gesprochen. Sie ist die Sprache der Regierung und des Handelsverkehrs, und wird in den Städten selbst von den niedern Volksklassen geredet. Alle diejenigen, welche eine Schulbildung erhalten, und deren sind nicht wenige, machen sich gewöhnlich mit der persischen und arabischen Sprache bekannt. Ein sachkundiger Beobachter des persischen Volkes versicherte uns, daß in Hinsicht auf Volkserziehung die Perser selbst christlichen Völkern als Muster genannt werden können. Nach seinem Urtheile sind zwei Drittheile der männlichen Bevölkerung im Lande im Lesen wohl unterrichtet. Zwar gibt es nur wenige Schulen in Persien für das weibliche Geschlecht, aber in jeglichem Dorfe sind wenigstens zwei Mollahs, von denen einer die Knaben des Dorfes unterrichtet. Nicht selten werden auch von wohlhabenden Männern Privatlehrer angestellt, in welchem Falle sodann auch die Kinder ihrer Knechte und Sklaven, so wie ihre eigenen an dem Unterrichte Theil nehmen. Gewöhnlich werden die Schulen nur in den Moscheen gehalten; auch sind die Lehrer meist Mollahs, indem der Beruf eines Jugendlehrers als ein Theil des Priestergeschäftes betrachtet wird. Die Gegenstände des Unterrichtes sind Religion und Geschäftsleben. Für die erstere wird gesorgt, indem man die Knaben lehrt, den Koran zu lesen,

und ein Paar Gebete im Arabischen herzusagen. Den Sinn des Korans und dieser Gebete verstehen zu lernen, wird eben nicht für nothwendig crachtet, und es kommt daher beim Unterrichte blos auf das richtige Aussprechen der Worte an.

Der erste Zug im Charakter eines Persers, welcher jedem Reisenden auffällt, der aus der Türkei herkommt, besteht in der Höflichkeit desselben. Die Hochachtung, welche die niedern Stände den höhern erweisen, ist in Persien ungleich größer, als dieß in der benachbarten Türkei der Fall ist. Zwar werden die Beamten in der Türkei von ihren Untergebenen sehr gefürchtet; da man aber weder Geburtsadel noch erbschaftlichen Rangunterschied im Lande kennt, so ist ein gewisses Gefühl republikanischer Gleichheit und Unabhängigkeit noch immer bemerkbar, und jeder Türke pflegt seinen Landsmann mehr als einen seines Gleichen zu betrachten. Aber in Persien hat der Adel das Uebergewicht, und dieser ist sehr zahlreich im Lande; die Edelleute werden gewöhnlich Khane genannt, indeß die Abkömmlinge der königlichen Familie den Beinamen Mirza zu führen pflegen. Die Edelleute in Persien, so wie die Begüterten legen es darauf an, durch eine glänzende Dienerschaft und durch Staatsaufwand es andern zuvor zu thun; auch wird auf das außerliche Ceremoniel der Höflichkeitsbezeugungen aufs strengste gehalten. Die niedern Stände sind gewohnt, sich durch Aeußerungen der tiefsten Unterthänigkeit beliebt zu machen, und keine Ergebenheitsbezeugung ist zu sklavisch, der sie sich nicht gerne unterzögen, besonders wenn es Männern gilt, von denen sie sich abhängig fühlen. Das Benehmen der Perser gegen die Fremden zeichnet sich vor der Manier der Türken noch mehr aus, als selbst die Art und Weise ihres Verkehres unter einander. Der Türke ist gewohnt, den Fremdling sitzend zu empfangen; mit kaltem Blute legt er die Hand auf seine Brust, um ihn zu grüßen. Ladet er ihn zum Sitzen ein, so geschieht

es immer mit einem Ausdrucke der Herablassung; und ein Paar allgemeine Fragen, zwischen welchen die Tabakspfeife und der Kaffee das lange Stillschweigen ausfüllt, vollenden die ganze Ceremonie des Empfanges in seinem Hause. Der Perser steht augenblicklich vor dem Fremdlinge auf, der ihn besucht, und nöthigt ihn, seinen eigenen Sitz einzunehmen, während er selbst an die Stelle eines gefälligen Dieners tritt. Alsobald folgt eine lebhafte Unterhaltung durch sinnreiche Gedanken gewürzt, und von den artigsten Höflichkeitsbezeugungen übergossen; und er verläßt den Mann mit dem Gefühl, unter dem gebildetsten Volke der Erde sich zu befinden. Artigkeitsbezeugungen dieser Art nehmen Anfangs den Reisenden gar sehr für das persische Volk ein; und leicht-beredet sich der christliche Missionar, sein Unterricht werde mit derselben Ergebenheit wie seine Person aufgenommen werden. Aber bald überzeugt ihn die Erfahrung, daß es dem Perser bei seinen Höflichkeiten blos darum zu thun ist, den Trug seines Herzens zu verbergen. Der gemeinste Perser besitzt das Geschick, den feinsten Staatsmann Europas zu übertreffen, sobald es darauf ankommt, irgend einen selbstsüchtigen Zweck zu erreichen. Bei dieser allgemeinen Herrschaft der Falschheit und des Betruges unter den Persern ist gegenseitiges Zutrauen im geselligen Verkehr eine fast unbekannte Sache, und die süße Zweizüngigkeit der Einwohner erregte ein so schmerzliches Gefühl in unsern Gemüthern, daß wir durch sie mit dem zwar rohen und stolzen, aber vergleichungsweise ehrlichen Benehmen der Türken wieder ausgesöhnt wurden.

Die Perser, besonders in der Provinz Aderbaitschan, unterscheiden sich auch dadurch von den Türken, daß sie sich die Einführung europäischer Neuerungen nicht ungerne gefallen lassen. Gegen europäische Kleidung und ausländisches Hausgeräthe haben sie wenig oder nichts einzuwenden. Der Kronprinz Abbas Mirza führte ohne Schwierigkeit europäische Soldatenmontur

und Taktik unter seinen Truppen ein, noch ehe der Pascha von Egypten, Mehemed Ali, dasselbe zu versuchen wagte. Tische und Sessel werden nicht selten in den Häusern der Reichen zu Tebris angetroffen; auch sind manche Buden auf den Bazars mit ausländischen Modewaaren angefüllt. Aber daraus darf man keineswegs schließen, daß der Perser an der Religion so wie an der Persönlichkeit des Christen kein Mißfallen habe. Nach einer strengen Vorschrift des Islams macht jede Berührung des Christen kirchlich unrein, und kein Perser kann so lange seine Andacht gesetzmäßig verrichten, als er sich nicht über solche Befleckung mit dem Islam abgefunden hat. Die Scheu vor solcher Verunreinigung ist ein hervorstechender Zug in der Religionsweise der Schiiten. In manchen andern Punkten ihres traditionellen Glaubens geben sie lieber nach; aber die Furcht, durch die Berührung mit Christen befleckt zu werden, steht in seinem Gemüthe oben an. Man ist geneigt, zu vermuthen, als sey dieser ängstliche Kastengeist von Indien her nach Persien eingewandert; allein man muß sich bald überzeugen, daß er in dem bittern Hasse und Abscheu, den der Koran seinen Verehrern einflößt, seine Wurzel hat. Ich sah einen Perser blos darum einen schönen Wasserkrug in Stücke zerschmettern, weil ihn die Lippen eines Christen verunreinigt hatten. Diese ängstliche Besorgniß ist auch der Grund, warum die Perser gegen reisende Ausländer in so hohem Grade ungastfreundlich sind. Dieß ist zwar nicht bei allen der Fall, und namentlich in der Provinz Aderbaitschan weniger als in andern Theilen Persiens; aber selbst hier wird das gemeine Volk jedes Mittel anwenden, um zu verhindern, daß nicht ein Christ ihre Wohnung betrete; und eher muß der Reisende unter freiem Himmel die Nacht zubringen, als daß sie ihm in ihren Hütten ein Obdach gestatteten. Mit dem Christen aus derselben Schüssel zu essen, wird für den höchsten Grad von Verunreinigung gehalten, und nur derjenige ist fähig, ein

solches Verbrechen sich zu Schulden kommen zu lassen, der sich bereits öffentlich als ein Ungläubiger gebrandmarkt hat. Unsere muhamedanischen Führer zogen nicht selten des Nachts nach einem abgelegenen muhamedanischen Dorfe weiter, wenn sie wußten, daß wir bei Christen übernachteten, um nur nicht Brod essen zu müssen, das die Hand eines Christen gebacken hat; und so oft wir in eine Gegend zogen, wo Armenier wohnten, so dachten sie darauf, sich zuvor in einem muhamedanischen Dorfe mit Lebensmitteln zu versehen. Um daher das Tischgeschirr und Hausgeräthe derer, welche uns ins Quartier aufnahmen, nicht zu beflecken, waren wir genöthigt, das erforderliche Hausgeräthe selbst bei uns zu führen; und gewiß würde uns mehr als einmal ein Trunk kalten Wassers versagt worden seyn, hätten wir nicht unsern eigenen Becher zum Brunnen mitgebracht. Nicht ohne wehmüthiges Vergnügen sahen wir einmal einen alten Perser, den wir für seine geleisteten Dienste mit Silbermünze ausbezahlten, nach einem Wasserteiche eilen, und das Geld sorgfältig abwaschen, ehe er dasselbe in seinen Beutel steckte. Ein jeglicher von der Schiiten-Sekte ruft durch sein Benehmen dem Fremdling zu: Bleibe mir vom Leibe, denn ich bin heiliger als du. Ihre Aengstlichkeit in diesem Punkte geht so weit, daß ein Schiite, der eine Reise in die Türkei macht, für unrein gehalten wird, so lange er nicht nach den Vorschriften seiner Religionsweise von den Befleckungen sich wieder säuberte, welche der Verkehr mit den Türken ihm zuzog.

Was den christlichen Missionar im Charakter der Perser wohl am meisten anzieht, ist ihre Geneigtheit, über religiöse Gegenstände sich zu unterhalten. Der Türke zieht mit hochmüthigem Trotz seine Stirne alsobald zusammen, sobald man nur entfernter Weise den Versuch wagt, über die christliche Religion mit ihm zu reden, und hält es für ein unverzeihliches Verbrechen, wenn man nicht an die Prophetenwürde Muhameds

glauben will. Die heiligen Schriften der Christen verachtet er als verfälschte Bücher, in welchen die wahre Religion treuloser Weise verkehrt worden ist, und hält daher das Evangelium in der Regel seiner Aufmerksamkeit nicht werth. Der Perser hingegen nimmt das Neue Testament mit viel Hochachtung an. Unsere englischen Freunde zu Tebris versicherten einstimmig, daß weder das Volk noch die Mollahs irgend etwas dagegen einwenden, wenn die heiligen Schriften der Christen verbreitet und gelesen werden. Wir selbst sahen auf dem Marktplatze der Stadt, wie ein muhamedanischer Buchhändler neben dem Koran und seinen persischen Gedichten auch das Neue Testament zum Verkauf aussetzte. Ja, man kann sagen, daß dasselbe von Vielen gesucht wird. Während unseres Aufenthaltes zu Tebris setzte unser Freund, Herr Nisbeth, seinen kleinen Vorrath von Neuen Testamenten, in etwa dreißig Exemplaren bestehend, käuflich ab. Jedesmal bekannten die Käufer laut, daß sie dasselbe für das Wort Gottes halten, und daß ihnen das Lesen des Neuen Testaments ein Vergnügen mache; auch sind sie bereit, die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften ohne Bedenken gelten zu lassen, gewisse Stellen in demselben ausgenommen, welche von der göttlichen Natur des Sohnes Gottes handeln. Einer unserer Führer nahm auf seine bevorstehende Reise nach dem Thale des Indus drei Exemplare des Neuen Testamentes mit sich, in der Hoffnung, sie dort gegen ein Paar alte griechische Manuscripte umzutauschen, welche er daselbst gesehen hatte, und die er für Ueberbleibsel der alten bactrischen Colonien hielt. Selbst ein Pilger, der nach Mekka wallfahrtete, kaufte sich ein Neues Testament, um dasselbe mit sich dorthin zu nehmen. — Wie sollte sich der Christ nicht des Gedankens freuen, daß auf diese Weise das heilige Bibelbuch die muhamedanischen Länder durchzieht, und an Stellen getragen wird, wo dasselbe noch nie oder seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen wurde.

Wie glücklich muß sich nicht der muhamedanische Pilger fühlen, wenn er der Freudenbotschaft des Evangeliums glauben lernt, daß ihm der Weg zur Erlösung von der Sünde viel näher liegt, als er es zu glauben wagte, und daß er die Befreiung von der Last, die sein Herz drückt, überall im Glauben an den gekreuzigten Erlöser finden kann, ohne daß er deßhalb nöthig hat, die Sandwüsten Arabiens baarfuß zu durchwandern, um bei dem schwarzen Stein der Kaabah zu Mekka die Ruhe seiner Seele zu suchen, welche ihm dieser zu geben nicht vermag.

Nicht weniger Vertragsamkeit legen auch die Perser zu Tage, wenn von den Vorzügen des Muhamedanismus in Vergleichung mit der türkischen Weise die Rede ist; und mancher derselben ist geneigt, mit kalter Unbefangenheit in umständliche Erörterungen dieses Gegenstandes sich einzulassen. Wirklich kümmern sich auch die meisten aus den höhern Ständen des Adels und aus dem Gelehrtenstande um die äußerlichen Formen ihrer Religion gar wenig, und sind in ihrem Herzen wirkliche Ungläubige oder Zweifler. Die zahlreiche Sekte der Sufis, welche der sachkundige Sir John Malcolm auf beiläufig 300,000 Anhänger anschlägt, ist aus lauter Menschen zusammengesetzt, welche an der Aechtheit ihrer Religion zweifelhaft geworden sind. Zum Beweise für die freiere Denkart der Perser in Sachen ihres Glaubens möchte ich nun keineswegs den Umstand anführen, daß viele der Wohlhabenden kein Bedenken tragen, im Geheimen nach Herzenslust sich dem Genusse des Weines zu überlassen. Eine Freisinnigkeit dieser Art kann dem Christen eben so wenig an dem Muselmanne gefallen, als an dem Trunkenbolde, der sich einen Christen nennt; und dieß um so mehr, da mit solcher Freiheit des Sinnengenusses gar häufig die ängstlichste Frömmelei in andern Punkten zu gleichen Schritten geht. Der persische Schah, Abbas II., lag nicht selten mehrere Tage lang besinnungslos vom Weine berauscht

da, und dennoch fürchtete er, von einem in einem christlichen Lande verfertigten Ringe befleckt zu werden, den er so lange nicht an den Finger legte, bis er im Wasser rein gewaschen war. Da der größere Theil des Adels und der Gelehrten zu Teheran und Schiratz sich aufzuhalten pflegt, so sind auch diese Städte mehr als andere für ihre religiöse Duldsamkeit bekannt. Die Kaufleute hingegen gehören in Persien gewöhnlich derjenigen Klasse an, welche noch am meisten an den äußern Formen ihrer Religion halten, und diese sind zu Ispahan am zahlreichsten. Die Stadt Tebris hat schon viele Ausländer in sich aufgenommen, und sie steht daher unter allen Städten Persiens oben an, wenn von freisinnigem Urtheile über europäische Neuerungen die Rede ist.

Dieß ist indeß nicht also zu verstehen, als ob alle Perser diese freieren Ansichten in Sachen der Religion theilten; vielmehr hängt die Masse des Volkes mit aufrichtigem Herzen an ihrem Glauben, und sie sind, so weit man nach dem Aeußern urtheilen kann, in Beobachtung äußerlicher Religionsgebräuche im allgemeinen noch viel pünktlicher als die Türken. Von dem großen Werth, den sie auf zeremonielle Reinigkeit legen, ist schon ein Wort gesprochen worden; aber auch in ihren Waschungen halten sie sich strenge an die Vorschriften der Schiiten-Sekte. Oft sahen wir unsere ermüdeten Maulthiertreiber mit lechzenden Zungen einem Wasserstrome zueilen; aber ehe sie ihren brennenden Durst löschten, mußten die vom Gesetz vorgeschriebenen Waschungen zuerst verrichtet werden. Bei der Feier des Ramadan halten sie sich genau an den Buchstaben des Gesetzes, und wohnen derselben mit sichtbar gefühlter Theilnahme bei. Wenn während dieser monatlichen Fastenzeit unsere muhamedanischen Begleiter den Tag über bisweilen mehr als zwölf Stunden zurückgelegt hatten, so wagten sie doch nicht, von früher Morgendämmerung

an einen Bissen zu essen, einen Tropfen Wassers zu trinken, oder eine Pfeife zu rauchen, bis die Sonne untergegangen war. In den Buden der Bazars zu Tebris sieht man während dieser Zeit die meisten Kaufleute emsig mit dem Lesen des Korans beschäftigt, und bisweilen fanden wir sie in ihre Lektüre so vertieft, daß wir bei ihnen kein Gehör finden konnten, wenn wir ihnen etwas abkaufen wollten. Selbst an den übrigen Tagen des Jahrs haben die meisten derselben ihren Koran immer zur Seite liegen, und gar oft mußte ich mir, wenn ich sie sah, die Frage vorlegen, wie viele Kaufleute sieht man wohl in den Städten unseres Vaterlandes, bei denen neben dem Waarenverkauf das heilige Bibelbuch in der Nähe angetroffen wird, oder wie viele unserer gewerbfleißigen Handwerker gibt es wohl, welche unter der Arbeit des Tages ein Paar Augenblicke sich herausnehmen, um einen ernsten Blick in diese Quelle himmlischer Weisheit hineinzuwerfen. Wenn wir über die großen Marktplätze hingingen, wurden wir nicht selten da und dort einen Mann gewahr, um welchen sich Haufen Volks gesammelt hatten. Es waren Derwische (religiöse Mönche), welche den Leuten predigten oder Geschichten erzählten. Einmal fanden wir zu Choy einen ehrwürdigen Greis auf einem öffentlichen Platze auf seinem Pferde sitzen, und indem er auf seinen langen Speer sich anlehnte, hielt er an eine horchende Volksmenge mit hinreißender Beredtsamkeit eine religiöse Ansprache. Wirklich hätte der Pinsel eines Malers das treffendste Bild jenes beredten Derwisches in dem Alten gefunden, welchen der persische Dichter Harriri in seinem ersten Makameh so meisterhaft gezeichnet hat. Die Zahl der Derwische scheint in Persien ungleich größer zu seyn, als dieß unter den Türken der Fall ist.

Selbst unter dem freierdenkenden Theile des Volks dürfte bei genauerer Erwägung der Umstände die Wahrheit, welche das Evangelium verkündigt, sich kaum einen offenern Zutritt versprechen, als bei den Uebrigen.

Leute dieser Art sind entweder in das verworrene Labyrinth ihrer philosophischen Spekulationen so gewaltig verwickelt, daß sie für eine andere Stimme kein Gehör haben; oder sie haben allen religiösen Glauben gänzlich von sich weggeworfen. Bisweilen werden sie gedankenlos Allem gutwillig beipflichten, was ein christlicher Lehrer ihnen vorträgt; ein anderes Mal aber mit verwickelten Streitfragen jede Wahrheit von sich abweisen, und so in beiden Fällen jedem bessern Eindruck den Zutritt zu ihren Herzen verschließen. Einem redlichen und ernsten Verlangen nach christlicher Erkenntniß steht in Persien noch ein anderes Hinderniß im Wege. Der Uebertritt vom Muhamedanismus zum christlichen Glauben würde unfehlbar einen allgemeinen Unwillen unter dem Volke rege machen. Bekanntlich würde der regierende Kronprinz selbst seine eigenen Kinder in europäischen Kenntnissen gerne unterrichten lassen, und eine für diesen Zweck aufgerichtete Schule, in welcher selbst die heilige Schrift als Lesebuch gebraucht werden dürfte, würde von den höhern Klassen zu Tebris wahrscheinlich mit großem Wohlgefallen aufgenommen werden. Aber es ist die Frage, ob nicht die Schüler alsobald dem Unterrichte entzogen werden würden, sobald ein Wohlgefallen an der christlichen Religion unter ihnen zum Vorschein käme; und es läßt sich sehr daran zweifeln, ob je ein Perser es gestatten würde, daß sein Kind eine Vorliebe zum Christenthum einsaugen dürfte. Wir sind es versichert, daß in jedem andern Theile Persiens ein Jeder, welcher zum Christenthum sich bekehrte, der gesetzlichen Todesstrafe anheimfallen würde, was indeß wahrscheinlich in der Provinz Aderbaitschan nicht der Fall seyn dürfte. Zwar würden die Mollahs das äußerste versuchen, um das Volk gegen den christlichen Missionar aufzureizen; aber ihr Einfluß dürfte kaum stark genug seyn, einen gefährlichen Ausbruch des Unwillens zu veranlassen, weil der Erbprinz ihn gegen jede Beleidigung in Schutz nehmen würde.

Neunter Brief.

Abreise von Tebris. Zustand der Landleute. Unfreundlichkeit derselben. Schehwaly. Der Urmia-See. Die Salz-Ebene. Kosrowa. Ursprung der Chaldäer. Trauriger Zustand derselben. Päpstliche Mission in Persien. Ausflug nach Alt-Selmas. Die Juden in diesen Gegenden.

Die nordamerikanische Gesellschaft zu Boston gab uns bei unserer Sendung in diese Provinzen den Auftrag, den nestorianischen und chaldäischen Christen in Kurdistan unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden; und die lebendige Theilnahme unserer Herzen an diesen fast gänzlich unbekannten Christen-Abtheilungen machte gleich Anfangs das Verlangen in uns rege, dieselben wo möglich persönlich zu besuchen. Da wir aus dem Umstande, daß zu El Kusch, nahe bei Mosul, lange der älteste Patriarchensitz der Nestorianer, so wie zu Diarbekir der Wohnsitz des geistlichen Oberhauptes der Chaldäer gewesen war, mit Recht vermuthen durften, daß beide Plätze von der Südseite des kurdischen Gebirges her am zugänglichsten seyn dürften, so beschlossen wir zugleich, unsern Weg durch Mesopotamien zu nehmen, da wir unserer Instruktion gemäß im Sinne hatten, wo möglich durch Syrien unsere Rückreise nach Hause anzutreten. Während unseres Aufenthaltes zu Tebris gedachten wir, die besten Erkundigungen über die Art und Weise zu erhalten, dieses Vorhaben auszuführen. Hier fanden wir auch bestätigt, was man uns schon zuvor gesagt hatte, daß die einzig sichere Marschroute, um durch Mesopotamien zu wandern, über Bagdad führe. Allein dort waren nach zuverläßigen Nachrichten bereits bürgerliche Unruhen ausgebrochen, da der Pascha zu Bagdad sich geweigert hatte, den jährlichen Tribut an den Sultan zu bezahlen, und demnach in den benachbarten türkischen Paschaliks sich schon Truppen in Marsch gesetzt hatten, um denselben zur

Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen. Da durch diese Zerwürfnisse Alles in Unordnung gerathen war, und die gewöhnlichen Straßen von Räubern wimmelten, so hätten wir es unter diesen Umständen für unklug halten müssen, uns in dieses Getümmel hineinzuwagen; und wir beschlossen daher, in den nähergelegenen Provinzen die Nestorianer und Chaldäer aufzusuchen. Die Lage dieser christlichen Sekten, so wie der kirchliche Zustand derselben war unsern englischen Freunden zu Tebris fast gänzlich unbekannt, und wir konnten das Einzige erfahren, daß in den beiden Provinzen Urmia und Selmas eine große Anzahl von Nestorianern angetroffen werden dürfte, welche wir daher zu besuchen beschlossen. Mit einem Rakam (Passe) der Regierung und einigen Empfehlungsbriefen an die Häuptlinge der Gegend versehen, traten wir am 4. Merz unsere Reise gegen den Urmia-See hin an.

Wir waren nicht wenig froh, nach zehnwöchentlichem Stillstande uns einmal wieder auf unsern Pferden zu sehen, und das Gefühl neuer Kräfte ließ uns die kalte Merzluft vergessen, welche uns durchwehte. Bald führte uns der Weg über den Adschi-Fluß in eine weite Ebene hinein, die mit weißen Salzschichten durchbrochen war, und nach fünf Stunden gelangten wir zu dem Dorfe Sahalam, wo wir Halt machten. Alle Dörfer umher sind, so wie auch dieses Dorf, von Muselmanen bewohnt; und da es gerade Fastenzeit und der Himmel umwölkt war, so kamen sie schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang alle zehn Minuten herbei, um bei uns nach der Uhr zu fragen, um zu wissen, ob sie jetzt essen dürfen. Wir hatten beim Ortsvorsteher eine Herberge gefunden, und vernahmen von demselben, daß sein Ort einem Edelmanne gehöre, dem, so wie der Regierung, die Einwohner drei Zehntheile ihrer Erzeugnisse bezahlen müssen. Wir erfuhren später von einem verständigen Manne, daß das Landesgesetz den Bauern zwei Zehntheile von dem abfordert, was ihr

Boden erträgt. Ist nun das Land ihr Eigenthum, so gehört das Uebrige ihnen an, wo nicht, so muß ein weiteres Zehntheil dem Lehnsherrn dafür gegeben werden. Mehr darf letzterer nicht fordern; auch kann er den Bauer aus seinem Lehen nicht entfernen. Drückt er ihn, so flieht sein Lehnsmann davon, und empfängt ein anderes Gut, wobei er immer ein Paar Freijahre gewinnt. Aber auch noch andere Steuern werden von der Regierung eingefordert. So wird z. B. auf diesen Dörfern umher eine Steuer von zwei Realen (etwa 27 Batzen) für jede Wohnung, jeden Ochsen oder Kuh; ein Penabad (5½ Batzen) für jedes Schaf; und eine Kopfsteuer von sechs Realen (5 fl. 24 kr.) für jeden männlichen Erwachsenen über sechszehn Jahren, auch ein gewisses Maaß von ihrem Obst- und Wein-Ertrag an die Regierung bezahlt. Der Mann, der mir dieß nannte, fand diese Abgaben noch sehr billig; auch sagte er, daß bei denselben zwischen Christen und Muhamedanern kein Unterschied gemacht werde, und daß erstere die Gestattung haben, ohne Hinderniß in ihren Dörfern Kirchen aufzubauen. Ein Anderer bestätigte uns die Ansicht, daß die Gesetze sehr milde seyen; fügte aber hinzu, was wir durch eigene Beobachtung bestätigt fanden, daß die schlechte Landesverwaltung, so wie die Mißbräuche der Unterbeamten den Landmann zu Boden drücken. Von Aderbaitschan z. B. verlange die Regierung jährlich zwischen 600,000 bis 700,000 Tumans (ein Tuman zu 6 Gulden); allein bei der Einsammlung dieses Geldes wisse jeder Beamte bis zum Staatsminister hinauf seine Hände so zu füllen, daß die ganze Summe auf ungefähr 1,500,000 Tumans getrieben werde. Ob nun gleich die Gewaltthätigkeiten der Staatsdiener den Unterthanen seines Geldes berauben, so bleibt doch dem Landmanne bei gänzlichem Mangel an polizeilichen Einrichtungen der volle Genuß eines Vorzuges, der in einzelnen Ländern Europas für eines der höchsten Güter gehalten zu werden pflegt. Ein jeder Unterthan in

Persien hat nämlich unbeschränkte Sprechfreiheit, und auf diese Weise scheint ein jeder seine gehässige Tadelsucht eben so unbedenklich am Fürsten wie an seinem armen Nachbar auszulassen.

Merz 5. Von Sahalam nach dem Dorfe Dissch Kalil zogen wir auf der Nordseite der großen Ebene längs des Fußes des Gebirges hin, wo der Weg in den Umgebungen des Urmia-Sees sehr sumpfig zu werden anfing. Heute waren alle Berge bis zu ihrem Fuße herab mit Schnee bedeckt, der in der Nacht gefallen war, und heftige Gestöber machten die Reise unangenehm. Der Weg führte uns zur Rechten und zur Linken an zahlreichen Dörfern vorüber, deren einige groß und blühend zu seyn schienen. Hier kann ohne Bewässerung nichts gebaut werden, und jeder Acker ist demnach mit vielen Wasserfurchen durchzogen. Eine fünfzehn Fuß hohe Lehmwand führte uns in das Dorf Disseh Kalil hinein, hinter welcher in großen Obstgärten da und dort eine Hütte bemerklich war. Aepfel-, Birnen- und Pfirsichbäume, so wie Weinreben werden hier im Ueberflusse gebaut; indeß konnten wir wegen der hohen Mauer fast nichts vom Dorfe gewahren, da es gänzlich hinter derselben versteckt ist. Auf diese Weise sieht es in den meisten Dörfern Persiens aus.

Unser Antonio sah sich nun nach der Wohnung des Ketkhoda (Dorfschulzen) um, und lief von einer Gasse zur andern, ohne eine Menschenseele gewahr zu werden. Endlich blickte eine Anzahl Knaben scheu hinter einer Straßenecke hervor, und rannten beim Anblick unseres Antonio furchtsam davon, gleich als hätten sie ein reißendes Thier am Wege gesehen. Endlich wurden wir zu einer unbewohnten Hütte geführt, in welcher uns ein elender Stall aufgethan wurde. Lange fragten wir vergeblich nach der Wohnung des Ketkhoda, bis wir dieselbe endlich erreichten. Er war nicht zu Hause, und sein Knabe wollte uns nicht einlassen. Zum Glück kam der ältere Bruder desselben herbei, und führte uns

in ein oberes Gemach, dessen Boden er mit Teppichen bedeckte, brachte einen Teller mit schönen Aepfeln herbei, und wies uns das ganze Haus zur Wohnung an. Am Ende kam auch der Dorfschulze, dessen erste Frage an Antonio war: ob unser Regierungspaß also laute, daß das Dorf die Kosten unseres Unterhaltes tragen müsse? Auf die Antwort unseres Dieners, daß wir Alles bezahlen, wurde der Mann plötzlich ein ganz anderes Wesen. Er konnte uns gar nicht genug sagen, wie lieb er uns habe, und lud uns ein, so lange zu bleiben, als wir wünschten; auch sey er bereit, uns Alles, was er habe, zum Geschenk zu machen. Wirklich hat die persische Regierung nicht selten die Gewohnheit, die Reisenden auf Kosten der Dörfer einzuquartieren; und dieß ist der Grund, warum ein jeder derselben nur mit dem größten Widerwillen auf dem Wege gesehen wird. Dieser Umstand machte unsere Reise ungemein beschwerlich, und nicht selten gingen mehrere Stunden darüber hin, bis wir Quartier in einem Dorfe finden konnten, weil die Bewohner immer fürchteten, wir möchten auf ihre Kosten leben. Disseh Kalil faßt 400—500 Wohnungen in sich, und ist ganz von Muselmanen bewohnt. In diesem Dorfe brachten wir am 6. Merz den Sonntag zu; der Himmel war heiter, und ein Spaziergang auf dem Felde umher gewährte uns vielfachen Genuß. Alles war in Todesstille eingehüllt, und kein Arbeiter war auf demselben zu erblicken, weil das lange Fasten des Ramadan den Leuten alle Kraft und Lust zur Arbeit genommen hat. Unser Gastwirth sagte uns, daß sein Vater ein Alter von 120 Jahren erreicht habe. Deßhalb ließ ihn der Erbprinz nach Tebris kommen, damit er ihm die Hand aufs Haupt lege, weil man in Persien glaubt, daß man dadurch ein eben so hohes Alter gewinne. Dieser Umstand erinnerte mich an das Zusammentreffen des alten Jakob mit dem Könige Pharao, und brachte mir den Gedanken nahe, ob sich nicht die Nachricht, daß

der alte Jakob diesem mächtigen König die Hand aufs Haupt legte und ihn segnete, aus demselben Grunde deuten lasse.

Merz 7. Heute legten wir von Dissch Kalil nach dem Dorfe Schehwaly einen Weg von sechs Stunden zurück. Die Straße ist uneben und gegen den See hin abhängig; auch zeigten sich mehrere Dörfer in der Umgegend umher. Wir hatten die nämliche Schwierigkeit, um ein Quartier zu finden; der Dorfschulze hatte sich versteckt, und jetzt wurde uns ein Stall zur Wohnung angewiesen. Ich bot freundlich gute Bezahlung für ein besseres Quartier an, aber meine Bitte wurde mir mit groben Worten abgeschlagen. Nun zeigte ich den Regierungspaß vor, und sprach ernstlicher; jedoch schlugen sie in milderem Tone mein Verlangen ab. Endlich trat ein junger Mann hervor, entschuldigte lächelnd die Grobheit seiner Landsleute, und bot uns eine sehr schöne Wohnung an, weil er aus dem Paß gesehen habe, daß wir vornehme Männer seyen. Jetzt führte er uns zu demselben Stalle hin, in dem wir uns auch gutwillig niederließen, da wir zu glauben Ursache hatten, daß in diesem schlechten Dorf kein besseres Quartier zu finden sey. Darüber war nun das ganze Dorf froh, und die Leute brachten uns herbei, was wir verlangten; auch merkten wir bald, daß sie fürchteten, durch Berührung mit uns befleckt zu werden. Da Schehwaly ganz nahe beim Urmia-See liegt, so besuchten wir Nachmittags die Ufer desselben. Das Wasser dieses Sees ist ausnehmend salzig, auch sieht man viele Salzkrusten am Ufer abgesetzt. Der See ist überall nur wenige Fuß tief, und hat keinen Abfluß; auch werden keine Fische in demselben angetroffen. Da und dort erblickt man einzelne Inseln auf seinen stillen Gewässern, welche im Angesicht des hohen Gebirges umher ein schönes Naturgemälde bilden. Große Ebenen dehnen sich nach verschiedenen Richtungen aus, auf

denen viele Dörfer wahrgenommen werden. Im ganzen Distrikte umher sind keine Armenier anzutreffen.

Merz 8. Wir wanderten am ganzen nördlichen Rande des Sees hin. Myriaden großer Wasser-Enten schwimmen auf seiner weiten Oberfläche umher, oder baden sich in den Salzsümpfen am Ufer. Ueberall ist der Boden mit einer Salzkruste überdeckt, die aus der Erde herausschwitzt. Vergeblich suchten wir einen süßen Wasserquell, um unsern Durst zu stillen; auch pflegen die Einwohner in Ermanglung desselben in Teichen das geschmolzene Schneewasser für den Sommer aufzubewahren. Nach einem Ritt von sechs Stunden gelangten wir zu dem Dorfe Canadan, wo sich eine zweite Ebene nach Westen hin auszudehnen anfängt, und nun traten wir in den Distrikt Selmas ein. Nach und nach zeigte sich wieder größere Fruchtbarkeit des Bodens, der von den Einwohnern sorgfältig angebaut ist. Nach einem Ritt von zwölf Stunden gelangten wir nach Dilman, der gegenwärtigen Hauptstadt der Provinz, und auch hier wiederholten sich die alten Schwierigkeiten mit dem Nachtquartier. Kein Mensch wollte uns die Wohnung des Gouverneurs zeigen, und nach langem Umherirren blieb uns nur die Wahl übrig, entweder in ein schmutziges Loch hineinzukriechen, oder die Nacht auf der Straße zuzubringen. Endlich hatte ein Einwohner Mitleiden mit uns, und nahm uns in seine Wohnung auf, in welcher wir auch eine willkommene Stelle zur Nachtruhe antrafen. Dilman ist eine Marktstadt, und mit einem Lehmwalle umgeben; sie faßt etwa 700 Lehmhütten in sich, und ist nur von Muselmanen bewohnt. Das benachbarte Selmas ist von einem eigenen Hirtenstamme bewohnt, den die Perser die Leken nennen; ihre Sprache ist die türkische, auch bekennen sie sich zum Glauben der Schiiten. Etwa 36 Stunden von hier liegt die Stadt Wan, welche eine zahlreiche armenische Bevölkerung in sich faßt.

Am 9. Merz gelangten wir nach Kosrowa, einem chaldäischen Dorfe, das eine Stunde von Dilman liegt. Die nunmehrigen chaldäischen Christen sind neueren Ursprungs. Ein nestorianischer Bischof zu Diarbekir zerfiel nämlich im Jahr 1681 mit seinem Patriarchen, und wurde vom Papst zum Patriarchen der Chaldäer gemacht. Nach und nach sammelten nun sich einzelne Gemeinden aus Nestorianern und Jakobiten, welche dem römischen Papst huldigten, und denen der Name der chaldäischen Kirche beigelegt wurde, indeß sie nichts anderes als römisch-katholische Syrer sind, so wie es auch römisch-katholische Armenier und Griechen gibt. Der Patriarch dieser in Mesopotamien umher zerstreuten chaldäischen Gemeinden, Mar Jusuf, hat nunmehr seinen Wohnsitz zu Diarbekir, indeß Kosrowa der Sitz eines Bischofes für diejenigen päpstlichen Chaldäer ist, welche auf der Ostseite des kurdischen Gebirges wohnen. Wir ritten hier vor die Wohnung des Bischofes, und bald trat ein alter Mann mit einer langen Kurdenkappe, einem grünen Turban und einem zerrissenen Schaffelle hervor, um uns zu begrüßen. Es war der Bischof Mar Johanna, der uns freundlich empfing; weil er aber zu arm war, uns zu beherbergen, so wies er uns zu seinem Priester, um ein Quartier bei demselben zu finden.

Der Bischof hatte früher seine Erziehung zu Rom erhalten, einige Zeit zu Aleppo, Mosul und Bagdad zugebracht, und sprach das Italienische und Arabische mit viel Fertigkeit; auch hatte ihn ein päpstlicher Vikar zu Bagdad zum Bischofe der Chaldäer geweiht. Sein hohes Alter schien ihn an Körper und Geist schwach gemacht zu haben, und er war in allen Stücken von seinem Priester abhängig. Auch dieser hat zwölf Jahre in der Propaganda zu Rom gelebt, und sprach das Italienische geläufig, und da er sehr mittheilsam war, so konnten wir leicht auf alle unsere Fragen

eine Antwort von ihm erhalten. Aber wir wurden bald gewahr, daß das, was er uns von seinen Nachbarn, den Nestorianern, mittheilte, mit dem Pinsel des Vorurtheils aufgetragen war. Dieß war bei dem Bischofe in noch höherem Grade der Fall, und wir konnten eben darum ihren Aussagen über die Nestorianische Kirche unser Zutrauen nicht schenken. Dabei waren beide gewaltige Flucher, und unziemliche Reden dieser Art entschlüpften häufig ihren Lippen. Der Priester versicherte uns, daß alle Einwohner dieses Dorfes, die er auf 150 Familien schätzte, Chaldäer seyen, deren Voreltern vor etwa 100 Jahren die nestorianische Kirche verließen, und unter dem Namen der Chaldäer zum römischen Katholizismus übergingen. In andern Dörfern der Provinz Selmas befinden sich deren noch mehrere; das Dorf Ula faßt deren 26, Guleza 20, Patawor 15, Kaghia 7 Familien in sich. In der Provinz Urmia rechnet man 200 chaldäische Familien, von denen die meisten im Dorfe Barbary wohnen, so daß sich in diesen Gegenden etwa 2300 Seelen zu der chaldäischen Kirche bekennen mögen. Sie Alle haben nicht mehr als vier Priester in ihrer Mitte, die in der Heimath zum Priesterberufe sich gebildet haben. Auch sie gehören dem chaldäischen Patriarchate zu Diarbekir an, dessen geistliche Gewalt sie anerkennen, ohne daß jedoch der Patriarch einige Einkünfte von denselben bezöge. Wir suchten uns ein Verzeichniß sämmtlicher chaldäischer Bischöfe zu verschaffen, welche den kirchlichen Sprengel des Patriarchates gegenwärtig bilden; sie sind folgende: Der Bischof Mar (einen Ehrentitel, Herr) Basilius wohnt zu Diarbekir, Mar Michael zu Sert, Mar Ignatius zu Mardin, Mar Laurentius zu Ain Kawa bei Bagdad, Mar Yohanna und Mar Yusuf zu El Kusch, und Mar Yohanna zu Kosrowah.

Vor nicht langer Zeit war noch ein anderer chaldäischer Bischof, Schewris, in dieser Gegend, ohne eine eigene Diözese zu haben. Die brittische Bibel-

Gesellschaft nahm ihn eine Zeit lang in ihre Dienste, um das Neue Testament in die Kurdensprache zu übersetzen, wovon jetzt die Version der vier Evangelien zur Revision in den Händen der deutschen Missionarien zu Schuscha liegt. Zu Tebris ist mir die Besorgniß ausgedrückt worden, daß Schewris als Miethling gearbeitet haben dürfte. Was den Gebrauch dieser Arbeit noch weiter untauglich macht, ist der Umstand, daß sie mit der nestorianischen Buchstabenschrift geschrieben ist. Die Kurden selbst haben kein eigenes Alphabet für ihre Sprache; da sie aber als Muselmanen den Koran lesen, und mit den Türken und Persern viel Verkehr haben, so ist die arabische Schrift denselben am bekanntesten. Immerhin wird diese Uebersetzung als erster Versuch einigen Werth haben, und den Missionarien, welche die Kurdensprache lernen wollen, nützliche Dienste leisten.

Kaum hatten wir uns mit dem Bischofe und seinem Priester niedergesetzt, so kam eine streitende Parthie herein, die mit unterschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit ihre Streitsache vor ihm auseinander setzten, und sich auf keinerlei Weise zufrieden stellen ließen. Der Bischof fing nun an, italienisch mit seinem Priester zu reden, und da beide fürchten mußten, daß wir die Verabredung ihrer Kniffe verstanden haben möchten, so suchten sie nachher ihr Benehmen wieder schön zu machen. Die Leute seyen so ausgeartet, sagten sie, daß man durchaus nicht sagen dürfe, was man für wahr halte; und ohne Lug und Trug könne man mit ihnen nicht durchkommen. — Die Einwohner dieses Dorfes besitzen zwar ihren Boden als freies Eigenthum, dennoch aber müssen sie eine jährliche Abgabe von 1000 Tuman (6000 Gulden) an Geld, und etwa die Hälfte an Erzeugnissen ihres Bodens an die Regierung bezahlen. Dieß ist nicht einmal genug, denn mit den Erpressungen der Steuer-Einnehmer und ungeheuern Strafgeldern geht noch das Uebrige ihres Erwerbes darauf. Daß sie in bitterer

Armuth leben, zeigt schon der äußere Anblick derselben zur Genüge, und ihre Unterdrückung hat seit dem letzten Kriege zugenommen. Nur etwa dreißig derselben hat der Priester lesen gelehrt, sonst haben die Chaldäer keine Schule, weder hier noch in andern Gegenden.

Wir wohnten der Abendbetstunde in der Kirche bei. Diese ist ein altes, von Stein aufgerichtetes Gebäude, das im Innern fast ganz finster ist. Der Boden der Kirche ist mit zerrissenen Schaffellen belegt, und jeder, der hereintritt, läßt seine Schuhe draußen, und setzt sich hier auf den Beinen nieder. Mit großer Geschwindigkeit wurden die Gebete singend hergeplappert, und nicht die geringste Andacht war dabei wahrzunehmen. Die Art und Weise ihres Gottesdienstes hat mit der Nestorianerweise viel Aehnlichkeit. Wirklich werden auch alle Kirchenbücher der Nestorianer von diesen Chaldäern gebraucht, nur daß sie die nestorianischen Heiligen mit den Heiligen der römisch-katholischen Kirche vertauschen. Das Volk versteht kein Wort von seiner Kirchensprache, und nur die Schriftlektionen werden beim Gottesdienste in ihrer Volkssprache erklärt. Sonst halten sie es mit ihren Festen, Fasttagen und andern Dingen gerade so, wie es in den orientalischen Kirchen üblich ist; nur beim Abendmahl empfangen sie als gute Papisten das Brod allein.

Dieß ist nunmehr die einzige päpstliche Missionsstelle in der Provinz Aderbaitschan, und auch in ganz Persien findet sich, die Stadt Ispahan ausgenommen, keine andere mehr. Der Priester erzählte mir, daß er in früherer Zeit einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern von Rom aus erhalten habe, daß aber seit zwei bis drei Jahren von dorther kein Geld mehr komme, und daß er nicht einmal eine Antwort auf seine Briefe erhalten könne. Dieß gab ihm zu vielen bittern Klagen Anlaß; auch sagte er uns, seine beiden Brüder zu Ispahan hätten ihm geschrieben, daß auch sie von Rom aus gänzlich verlassen seyen, und großen Mangel

leiden müssen. Wie haben sich doch in diesen Gegenden die Zeiten und Umstände geändert, seitdem (um das Jahr 1671) der alte Reisende Chardin Haufen von Augustinern, Kapuzinern, Carmeliten und Jesuiten in Persien umher angetroffen hat, welche in den Hauptstädten des Landes in glänzendem Ueberflusse lebten. Ueberall auf unserer Reise glauben wir auf den Trümmern ihrer Arbeit umherzuwandern, welche die Zeit weggeschwemmt hat, weil sie nicht auf göttlichem Grunde, sondern auf Bestrebungen der Selbstsucht ruhte. Nur das lautere Wort Gottes pflanzt unter den Völkern der Erde ein Reich, das nimmermehr vergehen kann. Der Priester beklagte sich, daß ihm alle Hülfsmittel zur Fortsetzung seiner Missionsarbeiten ermangeln. Er selbst hatte sich viele Mühe gegeben, die Zahl von Büchern in der Volkssprache zu vermehren, aber er hat nur die Uebersetzung eines Catechismus nebst ein Paar Gebeten für seine Schüler zu Stande gebracht. Dieß ist das einzige Buch, das in der Vulgairsprache dieses Volkes vorhanden ist, von welchem wir auch ein Paar Abschriften erhalten haben. Der Mann ging damit um, ein Werk über die Nestorianer zu schreiben, allein wahrscheinlich hätte er weiter nichts geliefert, als einen Auszug aus der orientalischen Bibliothek des Gelehrten Assemani, in deren Besitz er sich befindet. Er erwartet eine baldige Verstärkung von Rom, indem zwei Jünglinge seines Dorfes, welche er dorthin zur Erziehung gesendet hat, ehestens zurückkehren werden.

Merz 10. Mit einem chaldäischen Führer machten wir diesen Morgen einen Ausflug nach Alt-Selmas, jetzt gewöhnlich Schehir oder die Stadt genannt. Eine weite Ebene mit reichem Lehmboden, durch zahlreiche Kanäle bewässert, bot unserem Auge eine reizende Landschaft dar. Der Boden war mit Fruchtfeldern überdeckt, und unser Führer versicherte uns, daß derselbe einen zwölf-, und an manchen Stellen fünfzehnfachen Ertrag liefere. Zahlreiche Dörfer kamen zum Vorschein. Alle

in dichten Wäldern von Fruchtbäumen eingehüllt, welche ausnehmend fruchtbar zu seyn scheinen. Wir fanden unsern Weg durch diese Obstgärten hindurch in das Dorf Saura, aus dem, wie uns der Führer versicherte, vor nicht langer Zeit bei 500 armenische Familien nach Georgien ausgewandert seyn sollen, so daß nur wenige derselben zurückgeblieben sind. Die chaldäische Gemeinde zählt nur noch Eine Famil- , welche die Kirche im Dorf bewacht. Der Eingang in dieselbe ist so enge, daß man nur mit genauer Noth in sie hineinschlüpfen kann. In ihrem Innern ist Alles wüste und leer, und außer ein Paar alten Halstüchern, die an den Mauern hängen, nichts darin zu finden.

Selmas wird von alten Schriftstellern als eine Stadt in der armenischen Provinz von Pers-Armenien genannt. Das neuere Dorf liegt auf den Trümmern der alten Stadt weit umher zerstreut. Die Wohnungen desselben sind ärmlich und in baufälligem Zustande. Die Ebene geht hier zu Ende, und das große Kurdengebirg nimmt seinen Anfang. Obgleich das Dorf diesem räuberischen Gebirgsvolke so nahe liegt, so ist doch der ganze Distrikt nur selten von den Ueberfällen desselben heimgesucht worden. Die hiesige jüdische Synagoge befindet sich in besserem Zustande, als die Kirche der Christen; auch sind die Juden hier besser gekleidet, denn diese. Es leben etwa 35 Familien derselben hier; in Urmia aber soll ihre Zahl bei 300 Familien betragen. Sonst hörten wir in der Provinz Aderbaitschan von keinen jüdischen Einwohnern. Zahlreicher sind sie in Persien, und namentlich zu Teheran, Kaschan und Ispahan. Die Juden in diesen Gegenden gehören unstreitig zu der unwissendsten, verworfensten und niedergedrücktesten Klasse des persischen Volkes. Man findet unter denselben keine Spur irgend einer Tradition, um zu erfahren, um welche Zeit ihre Voreltern ins Land gekommen sind. Natürlich sahen wir uns unter denselben nach den Nachkommen der zehn Stämme um;

allein stammten sie auch wirklich von denselben ab, so wären jetzt alle Merkmale ihres Ursprunges verlöscht. Sie sind ihren Brüdern aller Orten ähnlich, reden die Sprachen des Landes, auch glauben wir kaum, daß ein vollständiges Exemplar der alttestamentlichen Schriften unter denselben angetroffen wird. Auch die armenische Kirche dieses Ortes ist in jämmerlichem Zustande, und seit der Auswanderung aller ihrer Kirchengeräthe und Zierrathen beraubt. Man versicherte uns, daß vor nicht langer Zeit zweihundert armenische Familien von hier hinweg in das russische Gebiet gewandert sind, so daß nur noch etwa sechszig derselben hier wohnen. In dem ganzen Distrikte umher sind nicht weiter als vierhundert armenische Familien anzutreffen. Sie alle haben keine Schule; auch hatten sie vor dem Kriege keine gehabt.

Bei unserer Rückkehr nach Kosrowa wohnten wir den Feierlichkeiten einer chaldäischen Hochzeit bei. Die Hauptsache derselben bestand in einem Saufgelage, das kein Ende nehmen wollte, und fast das ganze kleine Vermögen des Bräutigams aufzehrte. Die Braut mußte mit schönen Kleidern und Geschenken erhandelt werden, bis der habgierige Vater sich entschloß, sie aus dem Hause zu lassen. Endlich ward sie mit lärmendem Gepränge verschleiert vor die Thüre des Bräutigams, und von da vor den Altar gebracht. Hier stellte sich der Freund des Bräutigams und die Brautjungfrau zwischen beide Neuverlobte in die Mitte, und nun gings an ein gewaltiges, lang anhaltendes Zerren, bis man endlich die rechte Hand der Braut bekommen konnte, um ihr den Brautring anzulegen. Als dieß endlich mit Gewalt zu Stande gebracht war, so traten nun beide Brautleute neben einander, und jetzt gab sich jedes einzelne derselben eine Zeit lang alle ersinnliche Mühe, dem andern auf die Zehen zu treten, weil man allgemein glaubt, daß dem Theile die Herrschaft im Hause gehört, das dem andern die Zehen niedertritt. Als

dieser

dieser ärgerliche und lächerliche Kampf zu Ende war, so wurde zum Schluß jedem ein Blumenkranz auf den Kopf gesetzt, und so das Brautpaar unter dem Schalle der Glocken und Cymbeln aus der Kirche nach Hause geführt.

Zehnter Brief.

Die nestorianische Kirche. Das Patriarchat derselben. Bekehrungsversuche der römischen Katholiken in ihrer Mitte. Innere Spaltung dieser Kirche. Das Fasten der Nestorianer. Ihre Sprache. Heiligen-Verehrung. Nestorianer auf dem Gebirge Kurdistans. Innerer und äußerer Zustand derselben.

Ehe wir in das Gebiet der nestorianischen Kirche in diesen Gegenden eintreten, mit deren gegenwärtigem Zustande wir uns nach dem Auftrage unserer Missionsgesellschaft möglichst genau bekannt machen sollten, wird es Noth thun, einen kurzen Blick in die frühere Geschichte dieser kirchlichen Abtheilung des Morgenlandes zurückzuwerfen, um das, was wir über ihren gegenwärtigen Zustand mitzutheilen haben, desto besser zu verstehen. Diese Kirche trägt nämlich bekanntlich ihren Namen von ihrem Stifter Nestorius, welcher im fünften Jahrhundert Bischof zu Konstantinopel war, und sich weigerte, nach der Gewohnheit der griechischen Kirche, die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, die Gottesgebärerinn zu nennen, indem er behauptete, daß Gott von keinem Menschen geboren werden kann. Hierüber entstanden ärgerliche Streitigkeiten in der morgenländischen Kirche, und Nestorius wurde deßhalb im Jahr 431 von der allgemeinen Kirchenversammlung zu

Ephesus seiner bischöflichen Würde entsetzt, und aus der Kirche ausgestoßen. Es ist hier keineswegs die Stelle, die schmählichen Auftritte auseinander zu setzen, welche diesen Hergang im Schooße der Kirche begleiteten. Immerhin mag der Spottgeist eines Gibbon Vergnügen darin finden, sie als Geißel zu gebrauchen, um der ausgearteten Kirche mit derselben blutige Wunden zu schlagen; unentschleiert läßt sie gerne der Christ dem finstern Zeitalter zurück, dem sie angehören. Nestorius wurde nach dem steinigten Arabien verbannt, und am Ende nach einer der Oasen Lybiens als Gefangener gebracht, wo er unter kummervollen Umständen seine Laufbahn endigte. Allein bald machten Viele seiner Landsleute seine Sache zu der ihrigen, und es bedurfte seiner Gegenwart nicht, um den heißen Kampf über die beiden Naturen in Christo und ihr Verhältniß zu einander fortzuführen. Es dauerte nicht lange, so fielen nicht weniger als neun bischöfliche Sprengel des Morgenlandes, welche bisher zu dem Patriarchate der syrischen Kirche zu Antiochia gehört hatten, von demselben ab, schlossen sich an die besondern Lehrmeinungen des Nestorius über die Natur Christi an, und breiteten sich unter dem Namen der chaldäischen Kirche über ganz Persien und Mittelasien bis an die Grenzen China's aus, welche unter ihren beiden Patriarchaten zu Ktesiphon und Seleucia zu einem Ganzen sich ausbildeten. Später wurde unter der Herrschaft der Saracenen das Patriarchat der chaldäischen Kirche des Morgenlandes, deren Mitglieder gewöhnlich mit dem Namen der Nestorianer bezeichnet werden, nach Bagdad verlegt, wo es unter einem tausendfachen Wechsel der Umstände blieb, bis im Jahr 1559 der Wohnsitz des nestorianischen Patriarchen nach Mosul verlegt wurde. Der gegenwärtige Patriarch derselben, Mar Elias, hat in unsern Tagen seinen Wohnort in der Nachbarschaft dieser Stadt, zu El Kusch, aufgeschlagen, und führt das kirchliche Regiment über die zerfallenen Trümmer der

nestorianischen Kirche, welche in den frühern Jahrhunderten der Patriarchate von Seleucia und Ktesiphon ihre schönste Blüthezeit gefeiert hat.

Die neuere Geschichte der Nestorianer weiß fast von nichts Anderem, als von den Bemühungen zu erzählen, welche die päpstlichen Missionarien angewendet haben, um dieselben zum Glauben der römischen Kirche zu bekehren. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts überschwemmten große Schaaren von Kapuziner- und Carmeliter-Mönchen ganz Mesopotamien von Diarbekir an bis zum persischen Meerbusen hin, um auf den Trümmern der alten nestorianischen Kirche des Morgenlandes die römisch-katholische Kirche aufzurichten, und selbst der Patriarch derselben, Mar Elias, wurde im Jahr 1616 für das abendländische Papstthum gewonnen. Größer noch waren die Verluste, welche diese Kirche schon früher im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts durch die Bemühungen der römischen Missionarien und den dadurch bewirkten Abfall ihres Metropoliten zu Diarbekir erlitten hatte. Dieser suchte bei dem Papste zu Rom, im Jahr 1553, die kirchliche Ordination nach, und wurde jetzt zur Belohnung für seine Unterwürfigkeit von demselben zum Patriarchen der chaldäischen oder nestorianischen Kirche erhoben. Von dieser Zeit an befand sich diese Kirche in dem Zustande gänzlicher Zersplitterung, und ihre letzten Ueberbleibsel, wie sie heute noch in den Ländern des Morgenlandes angetroffen werden, theilen sich in zwei getrennte Parthieen; die eine derselben nennt sich die chaldäische Kirche, und ist mit dem römischen Papstthum verbunden; die andere hingegen gehört der alten nestorianischen Kirche an, so wie sich dieselbe seit dem fünften Jahrhundert in den Euphratländern ausbildete, und bis jetzt ihre Unabhängigkeit vom römischen Stuhle zu bewahren wußte. Es waren zunächst Gemeinden der katholischen Nestorianer, welche auf den Gebirgen Kurdistans bis nach

Urmia hinab zerstreut umher wohnen, die wir auf unserem Wege antrafen, und mit deren gegenwärtigem Zustand wir unsere Leser genauer bekannt zu machen versuchen, um das große Bedürfniß ihrer geistlichen Wiedergeburt durch die Verbreitung der lautern Erkenntniß Christi denselben vor die Augen zu legen.

Am 11. Merz frühe Morgens machten wir uns von Selmas auf den Weg, um zu Urmia unter den dort wohnenden Nestorianern einen freundlichen Besuch zu machen. Ein Vorsprung des Gebirges, das sich bis in den See hinabzieht, trennt Kurdistan von der Provinz Urmia. Der Weg führte uns über dasselbe nach dem Dorfe Dschamalawa hinab, in welchem ein nestorianischer Bischof wohnt. Dieser war gerade abwesend, aber ein Priester nahm uns liebreich auf, und wies uns einen Stall zum Quartier an. Bald füllte sich derselbe mit freundlichen Nestorianern, welche begierig waren, uns zu sehen, und sich mit uns zu unterhalten. Unsere Freude war groß, uns in der Mitte eines christlichen Völkchens zu befinden, mit dem wir seit unserem Abschiede von Malta genauere Bekanntschaft zu machen schon lange gewünscht hatten. Um unsere Lebensweise nach der ihrigen möglichst zu ordnen, erkundigten wir uns, da es gerade Freitag war, bei dem Priester nach den gewöhnlichen Fasttagen seiner Kirche. Dieser sagte uns nun in Uebereinstimmung mit den Uebrigen, welche zugegen waren, sie seyen gewohnt, jeden Mittwoch und Freitag zu fasten. Außer diesen aber gebe es noch manche andere Fastenzeit im Laufe des Jahres, nämlich fünf und zwanzig Tage vor dem Christfeste, fünfzehn Tage vor dem Fest der Maria, drei Tage vor dem Fest der Kreuzerhöhung, drei andere vor dem Gedenktage des Apostels Johannes, fünfzig Tage vor Ostern, und wieder andere fünfzig Tage vor Pfingsten. Als er die ganze Liste uns genannt hatte, fragten wir, ob nicht noch mehr Fasttage seien? Wie, ist das nicht genug? fiel er ins Wort, wie viel Zeit bleibt vom Jahre noch

übrig, wo man essen darf. Wirklich nannte uns später der Bischof noch weitere drei Tage zum Andenken an den Propheten Jonas, an denen sie vom Morgen bis in die Nacht in der Kirche bleiben, und die Zeit meist mit Fasten zubringen. An diesen Tagen wird gewöhnlich auch nicht gearbeitet; und da die Nestorianer gewohnt sind, ihre Tage mit dem Untergang der Sonne anzufangen, so muß der Fastenzwang derselben auch wirklich strenger seyn, da sie bis zum nächsten Untergang der Sonne nichts zu genießen pflegen.

Sie benachrichtigten uns, daß das ganze Jahr hindurch jeden Tag zwei, und während der Fastenzeit drei Gottesdienste gehalten werden. Indem wir mit einander uns unterhielten, wurde Morgens 7 Uhr der Priester durch das Anschlagen an ein Brett in die Kirche gerufen, und wir gingen mit ihm, und auch der Bischof fand sich beim Gottesdienste ein. Beim Eintritt in die Kirche nahmen die Leute ihre Schuhe ab, und stellten sich baarfuß auf die Matten, welche den Boden bedeckten, nachdem jeder zuvor ein auf dem Lesepult liegendes Kreuz, so wie die Hand des Bischofes geküßt hatte. Der Bischof, der Priester und die Diakonen hatten jeglicher seinen besondern Theil am Gottesdienste, der ohne viel Ceremonien in Gebeten, Gesängen und Responsorien bestand. Sie trugen dabei ihre gewöhnliche Kleidung, und auch kein Rauchwerk ward gebraucht. Die Leute fielen oft auf den Boden, machten das Kreuz, küßten die Erde, und schienen eine Zeit lang in stillem Gebete zu verweilen, worauf am Schlusse der Bischof ihnen seinen Segen ertheilte. Die Einfachheit ihres Gottesdienstes gefiel uns sehr; aber wir konnten uns nicht verbergen, daß demselben jede geistige Erhebung ermangelte.

Die Kirche war ein kleiner, gewölbter und finsterer Raum, dem es an Bildern und Zierathen gänzlich gebrach. Im Hintergrunde befand sich ein großer Taufstein, neben welchem eine kleine Thüre den Zutritt zu

einem zweiten Raume öffnete, den ich nicht betreten durfte, weil, wie der Bischof sagte, keiner ohne strenges Fasten in denselben hineingehen dürfe. Zu der Kirche führte eine Thüre, die kaum zwei Fuß hoch und so enge war, daß man nur mit genauer Noth sich durch dieses Loch hineinzwängen konnte. Wir fragten den Bischof um die Ursache hievon, und er antwortete: steht denn nicht geschrieben, die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet? Auch bei den chaldäischen Kirchen zu Selmas hatten wir solche schmale Oeffnungen angetroffen, wobei man uns als Grund nannte, daß man dadurch die muthwilligen Muselmanen verhindere, mit ihren Pferden in die Kirche zu reiten.

Der Bischof mit dem größern Theil seiner Heerde begleitete uns in unser Quartier in einem Stalle, und wir hatten eine lange und freundliche Unterhaltung mit ihm. Sein Name war Johanna, er ist ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der ein verständiges Wesen zu Tage legte. Sein Oheim war vor ihm Bischof gewesen, denn es ist überhaupt unter den Nestorianern Sitte, daß das Bisthum immer vom Oheim zum Neffen vererbt wird. Ein Bischof darf niemals heirathen, auch ist ihm vom Tage seiner Geburt an nicht gestattet, eine Fleischspeise zu genießen, und seine animalische Speise darf nur aus Milch und Eyern bestehen. Wir hatten befürchtet, aus Mangel an einem Dolmetscher uns kaum mit den Nestorianern verständigen zu können; allein die Vorsehung führte uns einen recht tauglichen Dolmetscher zu; auch konnten wir mit der türkischen Sprache, die sie theilweise verstanden, mit ihnen zurecht kommen. Die Sprache, deren sich die Nestorianer unter einander bedienen, und die auch unter den Chaldäern zu Hause ist, hat etwas ungemein Rauhes im Ausdruck, und übertrifft selbst das Armenische an Härte. Sie scheint viel arabische und hebräische Wörter in sich zu fassen, aber selten genug, um einen ganzen Satz zu

bilden. Fast jedes Wort schließt sich mit einem Selbstlaute. Sie ist offenbar eine Volksmundart des Syrischen; auch versicherte mich der Diakon, daß sie sich in nichts von dem Dialekte unterscheidet, der von den Jakobiten-Christen in Mesopotamien gesprochen wird. Ihre Kirchenbücher sind sämmtlich in der ursprünglich syrischen Sprache geschrieben, von welcher ihre Umgangssprache ein Kauderwelsch ist. Ihre Buchstabenschrift ist eigenthümlicher Art, unterscheidet sich indeß wenig von dem estrangelischen Charakter. Viele ihrer ältesten Handschriften sind wirklich treffliche Muster der altsyrischen Buchstabenschrift; gedruckte Bücher werden bis jetzt noch keine unter ihnen angetroffen, indem die Kirchenbücher, welche sie gebrauchen, durchgängig geschrieben sind. Sie alle bezeugten mir einstimmig, daß die Sprache derselben, das Altsyrische, vom Volke durchaus nicht verstanden werde, indeß weicht doch ihre eigene Mundart nicht viel von derselben ab. Der Bischof so wie sein Priester waren ganz ungebildete Leute, welche ihre Kirchenbücher kaum lesen konnten, und doch als wir ihnen das syrische Neue Testament zeigten, das die brittische Bibelgesellschaft drucken ließ, so lasen sie in demselben ohne Schwierigkeit, und erklärten, daß sie den Inhalt verstehen. Sie nannten die gedruckte Schrift Jakobi (die Schrift der Jakobiten), und wir machten bald die Entdeckung, daß mehrere ihrer geschriebenen Kirchenbücher in der gleichen Schrift geschrieben sind. Wirklich ließen wir sie mehrere Stellen aus dem gedruckten Texte übersetzen, was sie ohne Schwierigkeit thaten; auch versicherten sie uns, daß dieser gedruckte Text mit ihren geschriebenen Kirchenbüchern ganz zusammenstimme.

Der Bischof gab uns folgendes Verzeichniß der hauptsächlichsten Bücher, welche bei dem Gottesdienste der nestorianischen Kirche gebraucht werden; indeß bin ich nicht gewiß, ob seine Angabe in allen Stücken richtig ist. Derselbe nannte uns nämlich den David oder

das Psalmbuch, aus welchem bei jedem Gottesdienste gelesen wird; den Akdam Duatha, ein Gebetbuch für jeden Wochentag, welches zugleich ein Verzeichniß der Heiligen und Märtyrer in sich faßt; Keschkul, Gebete für jeden Tag im Jahr; Kudera, Gebete für den Sonntag; und Gessa, Gebete für die Festtage. Die Taksa ist ihr Meßbuch, das die Liturgieen für die Taufe und das Abendmahl in sich faßt, so wie die Schrift Werde Legenden der Heiligen in sich begreift. Die Abdedta oder das Evangelium wird nur bei der Abendmahlsfeier gelesen, und eben so auch die Schlibah oder die Episteln. Von den alttestamentlichen Schriften haben wir außer dem Psalter kein Manuscript unter diesen Nestorianern angetroffen. — Wir hatten mit dem Bischofe eine lange Unterhaltung über ihren Gottesdienst, und drückten ihm unsere Freude darüber aus, daß wir die abergläubische Bilderverehrung nicht unter ihnen antreffen. „Steht denn nicht im Psalmbuche geschrieben, rief er aus: Augen haben sie, und sehen doch nicht; Ohren haben sie, und hören doch nicht; auch ist kein Odem in ihrem Munde?" Wir fügten das zweite Gebot Gottes dieser passenden Stelle noch hinzu, und sie schienen hoch erfreut zu seyn, daß wir in einem so wichtigen Punkte mit ihnen übereinstimmen. Indeß bekannte er, daß auch sie zu den Heiligen beten, und sie als ihre Mittler anrufen. Wir wiederholten ihm den Ausspruch des Apostels Paulus: „Es ist nur Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus;" aber weder er noch der Dolmetscher schien unsern Ausdruck „Mittler" zu verstehen, indem der Dollmetscher für das arabische Wort „Wassit," das wir gebrauchten, kein entsprechendes Wort in seiner Sprache fand, und der Bischof auch in dem syrischen Texte, den wir nachschlugen, den Ausdruck nicht verstand. Der Bischof sagte uns weiter, daß sie die Jungfrau Maria nicht Mutter Gottes, sondern Mutter Christi nennen, indeß doch glauben, daß sie nach der Geburt

des Heilandes eine Jungfrau geblieben sey. In Hinsicht des Nestorius widersprach sich der Bischof innerhalb weniger Minuten, indem er zuerst läugnete, daß sie ihn als einen Heiligen betrachten, und zu ihm beten, und bald darauf beides dennoch zugestand. Er behauptete fest, daß die Benennung ihrer Kirche nicht von Nestorius, sondern von Nazareth herzuleiten sey; auch glaube ich, daß er darin vollkommen recht hat, denn sie selbst nennen sich durchgängig „Nusranie,“ und sind auch allein unter diesem Namen bekannt; ein Ausdruck, welcher im Arabischen alle Christen bezeichnet, und mit dem Ausdruck Nazarener für gleichbedeutend gehalten wird. Die Allgemeinheit dieser Bezeichnung schienen sie selbst zu fühlen, indem sie, um ihre Kirchen-Abtheilung noch näher zu bestimmen, das Wort „Sirjani“ hinzuzusetzen pflegten, unter welchem die syrischen Christen im Morgenlande bekannt sind. Ihre Landsleute von der Menophysiten-Kirche nannten sie Yakobi (Jakobiten), deren es jedoch auf dieser Ostseite des kurdischen Gebirges keine gibt.

Der Bischof gab zu, daß sie Gebete und Messen für die Todten zu halten pflegen, dabei läugnete er jedoch das Vorhandenseyn von mehr als zwei Aufenthaltsorten für die abgeschiedenen Geister, und schien die Vorstellung vom Fegfeuer lächerlich zu finden, indem er erklärte, daß die Todten, die in der Hölle sind, nicht mehr in den Himmel gelangen können. Wir fragten ihn, was denn in diesem Falle unsere Gebete den Todten nützen können? „Wie denn, antwortete er, sollen wir aufhören zu beten?“ Nein, versetzten wir, wir haben für uns selbst und für unsere Mitmenschen in dieser Welt viele Bitten Gott darzubringen. Der Bischof berief sich aber auf jene Stelle im Buche Mosis, daß Gott Sodom gerettet haben würde, wenn vierzig Gerechte darin gewesen wären. Wir fragten ihn weiter, ob sie bei ihrer Messe Gott ein Opfer darbringen? und er gab zur Antwort: Christus habe den Gebrauch der

Opfer abgeschafft, und seit seinem Tod könne kein Opfer für die Sünde weiter dargebracht werden; indeß schlachten sie doch bisweilen ein Thier außerhalb der Kirche, was für ein gutes Werk gelte, indem das Fleisch unter die Armen ausgetheilt werde.

Merz 12. Wir machten dem Bischof abermals einen Besuch, um unsere Unterhaltungen mit ihm fortzusetzen. Er bestätigte uns, was wir schon zuvor gehört hatten, daß sein Patriarch, Mar Simon, zu Kochannes seinen Wohnsitz habe, und sich den Patriarchen des Ostens nenne. Kochannes soll nur eine Stunde von Dschulamerik liegen, indeß behauptete doch der Priester, die Entfernung betrage sechs Stunden. Auch das Patriarchat soll vom Oheim zum Neffen erblich übergehen. Der Patriarch ist an eine noch strengere Diät gebunden, als seine Bischöfe, indem nicht einmal seine Mutter eine Fleischspeise genießen darf, so lange sie ihn säugt. Das Hakary-Land, in dessen Mitte der Patriarch wohnt, und wo Dschulamerik die Hauptstadt ist, bildet das Herz der Provinz Kurdistan, und besteht aus fast unzugänglichen Gebirgen. Die Nestorianer, welche das Land bewohnen, nennen dasselbe Aschiret, ein Ausdruck, der ein freies Volk bezeichnet, das keinen Tribut bezahlt. Wirklich sind auch diese Nestorianer völlig unabhängig, indem nicht nur sie selbst keinen Tribut geben, sondern sich auch die unter ihnen wohnenden Kurden zinspflichtig gemacht haben. Die zeitliche Macht liegt in den Händen der Edelleute, welche indeß sämmtlich das Ansehen des Patriarchen anerkennen. Der Bischof schlug die nestorianische Bevölkerung auf 50,000 Familien an. Diese sollen tiefe Thäler bewohnen, welche von den unzugänglichen Gebirgen Kurdistans umschlossen sind. Jeder Distrikt hat seinen eigenen Melik, der kein Oberhaupt über sich anerkennt; derselbe wird für seine Lebenszeit vom Volke erwählt, auch ist seine Würde in derselben Familie keineswegs erblich. Der Patriarch besitzt nur so weit eine Gewalt, als in einem vorkom-

menden Falle die Meliks (Edelleute) ihm Beistand leisten. Der Boden des Gebirges verschafft den Einwohnern nur ein kärgliches Auskommen, und sie sind daher in hohem Grade arm. Zum kirchlichen Sprengel des Patriarchen gehören auch noch andere Distrikte im Gebirge, welche den Kurden unterworfen sind; so wie die Provinzen Selmas und Urmia, welche der persischen Krone angehören. Ihre Bevölkerung wird verschieden angegeben, und es ist schwer, auch nur zu einiger Gewißheit hierüber zu gelangen. In jedem Falle sind die Nestorianer das mächtigste Volk auf dem Gebirge, und von den Kurden sehr gefürchtet.

Auch in dem benachbarten Dorfe Schamalahwa befindet sich ein nestorianischer Bischof, Mar Johanna, obgleich nur 22 nestorianische Familien in demselbigen wohnen. Seine Diözese besteht aus zwölf Dörfern, die dem größern Theile nach zum Distrikte Urmia gehören. In seinem Dorfe befindet sich keine Schule, und als wir ihn um die Ursache fragten, erklärte er: ihr könnet wohl an solche Dinge denken; aber wir müssen Tag und Nacht arbeiten, um Geld für die Muselmanen zu erwerben. Setzt sich auch einer unserer Knaben nieder, um etwas zu lernen, so gibt ihm der Muselmann einen Streich auf den Rücken und sagt: Schaff Geld herbei. Aber euch liegt es ob, uns von diesem Sklavenjoche zu befreien, denn wir sind eure Brüder. Er behauptete, kein Volk in der Welt sey nach Unterricht so begierig, wie die Nestorianer, aber keiner werde unterrichtet, als etwa derjenige, welcher Priester werden wolle.

Da wir zu erfahren wünschten, ob die Nestorianer auch irgend einen Begriff von den Heilslehren des Evangeliums haben, so fragten wir den Bischof, welche Bedeutung der Tod Christi nach seiner Ueberzeugung habe. Seine Antwort fing er nun damit an, daß er sagte, Gott habe den Menschen geschaffen, und ihn in das Paradies gesetzt, auch habe er den Engeln geboten, ihm zu dienen. Einige dieser Engel haben sich nun

geweigert, einem Geschöpfe zu dienen, das geringer sey als sie, und seyen durch diesen Ungehorsam Teufel geworden. Es schmerzte uns, diese Fabel des Korans aus dem Munde eines christlichen Bischofs zu hören, und wir bemerkten ihm, daß die Rettung des Menschen und nicht der Fall der Engel der Gegenstand unserer Frage sey. Nun wiederholte er, Gott habe den Menschen geschaffen, aber er sey in die Sünde gefallen; nun habe der Vater gesprochen: er hat gesündigt, und muß dafür gestraft werden. Der Sohn aber sprach: ich will ihn retten, und so ist Er gestorben, um uns von der Strafe, dem Satan und der Sünde, zu erlösen. Auf unsere Frage, ob uns Christus blos von der Erbsünde, oder auch von denjenigen Sünden erlöse, die wir selbst begangen haben? gab der Bischof zur Antwort: Er hat uns wirklich erlöst, aber wenn wir fortfahren zu sündigen, so kommt uns sein Tod nicht zu Statten, wenn wir auch getauft sind, und Christen heißen. Aber wo ist der Mensch, sagten wir, der nicht immer wieder in die Sünde fällt? auf welchem Wege kann er alsdann Vergebung erlangen? Dieß geschieht, antwortete er, wenn der Mensch fastet, wenn er aufrichtig Buße thut, wenn er Gott die Sünde bekennt, und Ihm verspricht, sie nicht mehr zu begehen. Wenn wir auf diesem Wege Vergebung der Sünde suchen müssen, erwiederten wir, so hat uns Christus nur von der Erbsünde erlöst. Der Bischof wiederholte immer die gleiche Antwort, wie sehr wir auch unsere Frage verändern mochten, und er hatte keinen andern Begriff, als daß wir die wirkliche Sünde durch unsere guten Werke versöhnen müssen. Auf aufrichtige Buße und ein christliches Betragen kam ihm dabei das Meiste an. Wir fragten ihn nun weiter, was denn der Geist Gottes in dem Menschen und für den Menschen thue? und er fing nun an, von der Taufe Christi und dem ersten Pfingstfeste zu reden, an welchem der Geist des HErrn den Aposteln zu Theil wurde, und fügte noch weiter

hinzu: derselbige Geist wird nun allen Menschen zu Theil, welche die Taufe empfangen haben. Aber, fragten wir, was thut denn dieser Geist nach der Taufe für uns? worauf er im Allgemeinen antwortete: er ist bei uns, und will bei uns bleiben ewiglich. Aber seine Ausdrücke waren immer so allgemein und unbestimmt, daß wir deutlich erkennen konnten, daß ihm der evangelische Begriff von dem wahren Wesen der Wiedergeburt und der Heiligung des Menschen ermangelte. In Hinsicht auf die Natur Christi erklärte er seine feste Ueberzeugung, Christus sey Gott und Mensch im vollkommenen Sinne des Wortes; aber seine beiden Naturen seyen in Einer Person (Knuma) vereinigt, und der Geist gehe nur von dem Vater aus.

Endlich kam auch der Bischof auf das Losungszeichen der orientalischen Kirchen, das Zeichen des Kreuzes zu sprechen, und wünschte zu sehen, wie wir dasselbe in unserer Kirche zu machen pflegen. Wir bedeuteten ihm, daß es in unserer Kirche nicht üblich sey, dieses Zeichen zu machen, obgleich wir auch keine Vorschrift gegen dasselbe haben; wir glauben aber, wenn der Mensch nur dem Sinn und Leben nach ein wahrer Christ sey, so sey dieses Zeichen nicht nöthig, und dieß um so mehr, da dieser Gebrauch im Neuen Testamente nicht geboten werde. Aber, versetzte er, ist denn nicht geboten, daß wir das Kreuz auf uns nehmen und Christo nachfolgen sollen? Ja, gaben wir zur Antwort, wenn dieses Zeichen das Kreuz ist, von welchem Christus spricht, so sollten wir es auf den Rücken machen, und nicht auf die Brust. Ein Anderer meinte, wer dieses Zeichen nicht mache, der zeige eben damit, daß er sich nicht öffentlich zu Christo bekennen wolle; und er führte dabei die Stelle an: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wir erklärten ihm nun, daß wir mit dieser Forderung des HErrn ganz einverstanden seyen, und daß uns keine Menschenfurcht veranlassen dürfe,

unsere Religion zu verläugnen; daß wir sie vielmehr selbst im Angesicht des Todes bekennen müssen. Gerade dieß verstehe unser Heiland, wenn Er von uns fordere, daß wir das Kreuz auf uns nehmen sollen. Aber, fragte der Bischof, wenn ihr nicht das Zeichen des Kreuzes macht, wie könnet ihr denn Andern zeigen, daß ihr Christen seyd? Wir zeigen dieß, war die Antwort, indem wir Gott gehorchen, und durch unser ganzes Betragen kund thun, daß wir Ihn lieb haben. Indeß blieb dem guten Manne es immer noch unbegreiflich, wie wir Christen seyd, und dabei dennoch unterlassen können, das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Die Nestorianer bekennen sich nach dem Inhalt ihrer alten Kirchenbücher zu denselben sieben Sakramenten, wie sie in der römisch-katholischen Kirche Statt finden; indeß, fügte der Priester hinzu, hätten sie gegenwärtig im Grunde gar kein Sakrament. Bei der Feier der Messe fehlen die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahles; die Taufe werde äußerst gleichgültig verrichtet, die Ehe aufgelöst, die Beichte sey schon längst abgeschafft, die Ordination habe keine Bedeutung, und von der Confirmation und der letzten Oelung wissen sie nunmehr gar nichts. Auch der Bischof von Schamalahwa behauptete zwar die sieben Sakramente, aber er konnte sie uns nicht nennen, und rechnete das Begräbniß und das ungesäuerte Brod unter dieselben. Den Gebrauch der Ohrenbeichte läugnete er gänzlich, indem er behauptete, daß sie ihre Sünden Gott allein bekennen, und bei Ihm Vergebung suchen; von der Confirmation wußte er nichts zu sagen, und eben so wenig von der letzten Oelung.

Bei der Taufe der Nestorianer wird das Kind dreimal unter das Wasser getaucht. Als wir den Bischof über die Bedeutung der Taufe fragten, so sagte er, sie sey die Wiedergeburt, von welcher unser Heiland im Gespräch zu Nikodemus gesagt habe: Es sey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er das

Reich Gottes nicht sehen. Wir machten ihn nun darauf aufmerksam, wie in jener Stelle neben dem Wasser der Taufe auch der Geist gefordert werde, worauf er antwortete, dieser Geist steige bei der Taufe auf jeglichen herab, so wie er auch auf Christum im Jordan herabgestiegen sey. Bei dem Abendmahle wird den Communikanten Brod und Wein wirklich ausgetheilt. Wir freuten uns, von dem Bischofe zu hören, daß sie beiderlei Zeichen keinem in der Kirche versagen; indeß wird das Abendmahl unter ihnen nur selten gefeiert. Aus Allem, was wir sehen und in Erfahrung bringen konnten, geht deutlich hervor, daß die nestorianische Kirche in diesen Theilen des Morgenlandes im tiefsten Zerfalle sich befindet; daß aber noch viele einzelne Keime des alten Christenthums unter ihnen übrig geblieben sind, die es verdienen, daß die Christen des Abendlandes dem Aufbau ihrer zerfallenen Kirche mit liebender Hülfleistung entgegen kommen.

Eilfter Brief.

Die Ebene von Urmia. Aufnahme zu Ada. Mar Jusuf. Reise nach Ardischer. Mar Gabriel und seine Diözese. Kusy. Nestorianische Manuscripte. Rückreise nach Tebris.

Wir hielten uns zwei Tage zu Schamalahwa auf, und reichlicher, als wir zuvor erwartet hatten, fanden wir daselbst unsern Besuch unter den Nestorianern belohnt. Die Freundlichkeit, so wie das einfache, offene Wesen des Bischofes und seines Völkchens, und der reichliche Ertrag an Bemerkungen, die wir bei ihm einzuholen Gelegenheit fanden, gaben unserem Aufenthalte daselbst einen eigenthümlichen Werth. Am 14. Merz

zogen wir nun unsere Straße weiter, um einen andern nestorianischen Bischof zu Ada in einer Entfernung von acht Stunden zu besuchen, und unsere Nachforschungen über den gegenwärtigen Zustand der nestorianischen Kirche bei demselben fortzusetzen. Die schmale Ebene, welche zwischen dem Gebirge und dem Urmia-See mitten inne liegt, fanden wir meist unangebaut. Allmählig wurde sie immer weiter, und dehnte sich auf eine große Entfernung vor unserem Auge aus. Eine Straße führte in gerader Richtung zur Stadt Urmia hin, welche in einer Entfernung von wenigstens vier Stunden vom See am Fuße des Gebirges liegt. Wir nahmen unsern Weg zur Linken, und sahen uns bald auf einen ausnehmend fruchtbaren Boden versetzt, der eine dichte Bevölkerung in sich faßte. Ein Dorf liegt hier am andern, und ein fortgesetzter Wald von Obstbäumen ziert die ganze Gegend; jeder Fleck ist mit Frucht oder der Baumwollenpflanze besetzt, und der Kanäle, die das Land umher bewässern, waren so viele, daß wir nur langsam vorwärts zu kommen vermochten. Nichts übertrifft die Fülle von Fruchtbarkeit, welche über den schwarzen Lehmboden dieser Gegend ausgegossen ist. Wirklich scheint dieses Geburtsland des berühmten Zoroasters (denn die Stadt Urmia wird von der alten Sage für Zoroasters Geburtsstätte ausgegeben) die schönste, angebauteste und bevölkertste Gegend zu seyn, welche wir bis jetzt in Asien gesehen haben. Ein alter, kurdischer Hirte, der am Wege das Vieh weidete, rief uns im Vorübergehen zu: „Ha, ihr seyd gerade die rechten Leute, die wir schon längst gerne gesehen hätten; unser Gouverneur hört nicht auf, uns zu unterdrücken, zu martern und zu tödten. Hier ist Kurdistan, der Kurden sind viele, und der Kusulbaschen (Perser) nur wenige; wollt ihr nicht kommen, und das Land in Besitz nehmen, damit wir uns an ihnen für ihre Missethaten rächen mögen." Der arme Mann meinte, wir seyen

Russen; auch fanden wir die kurdischen Einwohner des nächsten Dorfes nicht weniger erfreut über unsere Ankunft, als ihn.

Zu Ada kündigten wir uns als Priester an, und fragten nach dem Bischof; er war ein ältlicher Mann, mit Namen Jusuf. Wir wurden freundlich empfangen, und mit einem guten Quartier versehen. Bald sammelten sich die Dorfbewohner in Haufen um uns her, und drängten sich in unsere Stube herein. Wie viel Vergnügen uns auch ihre Neugierde machte, so fürchteten wir doch, der Regierungs-Beamte möchte ihr Zusammenkommen als einen Auflauf betrachten, und wir ersuchten sie daher, sich nach Hause zu begeben. Allein alle unsere Vorstellungen waren vergeblich, und der Bischof versicherte uns, es sey der Erguß der lautersten Liebe, den wir uns gefallen lassen möchten. Wir setzten uns mit dem Bischofe auf den Boden nieder, und boten ihm eine Pfeife an. Dieser schlug sie aber aus, mit der Bemerkung, daß er den ganzen Tag bis nach dem Abendgebet fasten müsse. Er verwunderte sich darüber, daß wir auf das Fasten so wenig Werth legten; und wir erklärten ihm, daß wir zwischen den Speisen keinen Unterschied machen, die Gewohnheit des Fastens aber immerhin achten, weil die Schrift dieselbe billige, es aber dabei für besser erachten, die Sache der Wahl und dem Bedürfniß jedes Einzelnen zu überlassen. Indeß reichte unsere Bemerkung doch nicht zu, den nachtheiligen Eindruck auszulöschen, daß wir uns über den heiligsten Gebrauch der Kirche so leichtsinnig hinwegsetzen.

Wir wohnten nun dem Abendgebete bei, welches der Bischof verrichtete; eine Weihrauchpfanne wurde dabei in der Gemeinde umhergetragen, und jeder ließ Gesicht und Hände beräuchern. Auch hier war die Kirche sehr dürftig ausgestattet, und noch größer war der Mangel an Andacht, den wir dabei wahrnahmen.

In der Kirche waren keine Bilder zu sehen, und der Bischof sagte uns, daß sie nicht erlaubt seyen; er bekannte aber, daß die Reliquien der Heiligen von ihnen hochgeachtet werden, und daß man keine Kirche bauen könnte, ohne eine solche Reliquie unter den Altar zu legen. Auch Mar Jusuf von Ada sagte uns, wie Mar Johanna, daß der nestorianische Kirchenglaube sieben Sakramente zähle, nämlich die Taufe, das Abendmahl, die Priesterweihe, die Ehe, die Beichte, die Kirchweihe und das Begräbniß. Die Ohrenbeichte, sagte er, stehe nur in ihren alten Büchern, sey aber nicht mehr im Brauch; und unter dem Sakrament des Begräbnisses verstand er die Gebete, welche beim Einsenken des Verstorbenen in das Grab gesprochen werden.

Auch er erklärte die Taufe für die Wiedergeburt, welche das Evangelium von dem Menschen fordere, und führte auf dieselbe Weise, wie der Bischof zu Schamalahwa, den Ausspruch des HErrn im Gespräche mit Nikodemus zum Beweise an. Beide schienen ihre Erklärung von der Taufe auf dasselbe Kirchenbuch zu gründen, indem sie wörtlich dieselben Beweise zitirten, und wir müssen vermuthen, daß ein gemeinsames Glaubensbekenntniß ihrer kirchlichen Dogmatik zu Grunde liegt. Auch über den Weg zur Vergebung der Sünden zu gelangen, drückte er sich fast auf dieselbe Weise aus; die Taufe, meinte er, nehme nur die Schuld der Erbsünde hinweg, unsere wirkliche Sünde aber müsse durch Bekenntniß, Fasten und Weinen getilgt werden. Nach seiner Behauptung sollte das heilige Abendmahl täglich gefeiert werden; er sagte aber, im Widerspruch mit Mar Johanna, daß dieß nur alle Sonntage geschehe. Dabei aber dürfen nur die Reinen und Würdigen Antheil nehmen, indem ein Priester vor der Feier des Abendmahls warnend das Sündenverzeichniß verliest, um derer willen Jeder, der dieser Sünden sich bewußt ist, aufgefordert wird, sich vom Abendmahl ferne zu halten. Ebenso äußerte er, daß auch die Christen aus

andern Kirchengemeinschaften Antheil an dieser Feier nehmen dürfen, indem er hinzufügte: alle zwölf christliche Sekten (denn in so viele theilen die Nestorianer nach der Apostelzahl die Christenheit ein) sind ja unsere Brüder, warum sollten sie nicht kommen dürfen? Auf unsere Frage: ob die Nestorianer glauben, daß das Brod und der Wein im heiligen Abendmahle der wahre Leib und das wahre Blut Christi seyen, gab er zur Antwort: allerdings, darauf gründet sich ja unsere Hoffnung; wie könnten wir sonst erwarten, von unsern Sünden erlöst zu werden?

Seine Nachricht vom Einkommen der Geistlichkeit stimmte mit der des Mar Johanna überein. Der Bischof empfängt von jedem Glied seiner Diözese eine Gebühr von zwei Schahbis (fünf Kreuzer) jährlich; für jede Hochzeit eine Reale (etwa einen Gulden), und für die Ordination von fünf zu zwanzig Realen; ebenso ist auch dem Priester ein bestimmtes Einkommen angewiesen. Nur ein Bischof kann die Ordination ertheilen, so wie die Bischöfe selbst vom Patriarchen ordinirt werden müssen. Auch er wunderte sich, wie unsere Priester in Amerika ordinirt werden können, da wir doch keine Bischöfe hätten. Die Nestorianer in Ada, die etwa achtzig Familien betragen, haben zwei Kirchen mit einem Priester, aber keine Schule. Vor zwei Jahren, sagte der Bischof, habe er einen Lehrer herbeigeschafft, welcher drei bis vier Einwohner seines Dorfes unterrichtete, und diese sind nun die einzigen Leser in demselbigen. Auch er behauptete, die Nestorianer würden gar gerne lernen, aber die Muselmanen lassen ihnen keine Zeit hiezu, und machen es den Eltern unmöglich, ihre Kinder zu erziehen.

Nach seiner Aussage lag dem Bischof Schewris der Unterricht der Nestorianer sehr am Herzen, und die Wenigen unter diesem Volke, welche lesen können, haben ihm dasselbe zu verdanken. Wir fragten ihn nun,

ob es den Nestorianern recht seyn würde, wenn wir ihnen Gelegenheit zum Lernen verschafften. Gewiß, sagte er, aber Schewris wollte uns katholisch machen, und wir wollten nicht; er bot dem Patriarchen zu Kochannes, Mar Simon, 4000 Tuman an, wenn er Papiste werden wollte, und dieser weigerte sich, dieß zu thun. Wir drückten gegen ihn die Hoffnung aus, daß sie Anerbietungen dieser Art nie Gehör geben werden, und fragten ihn, was sie vom Papste zu Rom denken? Wir nehmen ihn an, war seine Antwort. Wie, fragten wir, seyd ihr denn ein Katholike? — Ist denn der Papst katholisch? machte er verwundernd die Gegenfrage, worauf wir ihn versicherten, daß dieß wirklich der Fall sey. Wenn dem also ist, fuhr er mit tiefer Empfindung fort, so nehmen wir ihn doch gewiß nicht an, denn er ist ja vom evangelischen Wege abgewichen. Dennoch behauptete der Bischof mit viel Wärme, daß der Apostel Petrus das Haupt der Apostel sey, und daß Christus den übrigen Aposteln befohlen habe, ihm zu gehorchen. Diese Bemerkungen des Bischofs bestätigten uns, was wir schon früher von dem chaldäischen Priester zu Kosrowa erfahren hatten, daß zwar die Nestorianer gegen die römischen Katholiken sehr eingenommen sind, aber für den Papst große Hochachtung haben, indem sie glauben, seine Religion sey der ihrigen ähnlich.

Die unrichtige Weise, in welcher der Bischof biblische Stellen anzuführen pflegte, zeigte, daß derselbe mit dem Worte Gottes nur wenig bekannt war. Auch die neusyrische Buchstabenschrift kannte er nicht; indeß konnte er doch das syrische Neue Testament, das wir bei uns hatten, ziemlich geläufig lesen. Auch er gestand ein, daß das Volk die Sprache ihrer Kirchenbücher nicht verstehe; indeß suchen die Priester einzelne Stellen derselben dem Volke zu erklären; und dieß nannte der Bischof predigen. Er behauptete, daß in dem Gebirge einige Schulen zur Erziehung der Geistlichen sich befinden, aber wir konnten nichts Näheres

über sie erfahren. Auch er bestätigte die früher gehörte Nachricht, daß diese Provinz früher zu dem Patriarchate des Mar Elias zu El Kusch gehörte, aber von ihm abfiel, und sich an das Patriarchat des Mar Simon anschloß, als ersterer zur römisch-katholischen Kirche überging.

Schon Mar Johanna zu Schamalahwa hatte die Frage an uns gemacht, wie bald wir etwa glauben, daß das Reich der Muselmanen in die Hände christlicher Könige übergehen werde? Wir antworteten ihm darauf: Gott habe wirklich in seinem Wort eine Zeit verheißen, in welcher der wahre Christenglaube die Herrschaft über alle Völker und Länder der Erde führen werde; auch seyen mancherlei Kennzeichen vorhanden, daß dieser selige Zeitpunkt nicht mehr ferne sey. Wie lang er aber noch zögern werde, können wir nicht bestimmen, da Gott nichts Ausdrückliches in seinem Worte hierüber geoffenbaret habe. Von einer zweiten Erscheinung Christi auf der Erde schien er nichts zu wissen, sondern nur vom Ende der Welt, wo Christus als Richter der Menschen erscheinen wird. Eben darum erwiederte er auch hierauf: er spreche nicht von der letzten Zukunft Christi zum Gericht, wo Elias kommen, und das Evangelium allem Volk gepredigt werden soll; sondern er rede von dem nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo die Regierung der Völker in die Hände christlicher Könige übergehen werde. Was er damit sagen wollte, wurde uns erst hier zu Ada klar. Schon auf dem Wege fiel es uns überall in die Augen, daß eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke zu finden war. Kaum waren wir hier angekommen, so trat ein Nestorianer in unsere Stube herein, und drückte den Wunsch aus, mit uns nach Tiflis zu gehen. Bald nach diesem kam ein anderer, welcher uns sagte: alle jungen Leute im Dorfe hätten sich durch einen Eid feierlich in der Kirche vereinigt, daß sie mit einander nach Georgien auswandern wollen, weil sie die Unterdrückung der Muselmanen nicht

länger ertragen könnten. Bei dieser allgemeinen Aufregung der Gemüther war unsere Lage sehr schwierig, indem unsere Erscheinung unter dem Volke, und die großen Volkshaufen, die sich um uns her sammelten, leicht den Verdacht erregen konnten, als ob wir gekommen seyen, uns an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Um demnach keine falsche Hoffnung unter dem Volke zu nähren, ließen wir kein Mittel unversucht, den Nestorianern es klar zu machen, daß wir Christen seyen, welche mit politischen Dingen ganz und gar nichts zu thun hätten, und daß der Zweck unseres Kommens einzig darin bestehe, sie mit der lautern Erkenntniß des Evangeliums bekannt zu machen. Wir wichen darum jeder politischen Frage gänzlich aus; aber es war ungemein schwer, beim Anblick ihres Elendes unsere Herzen also gegen sie zu verschließen. So oft wir vom Frieden redeten, fingen sie vom Kriege an. Kaum waren wir angekommen, so wurde gerade vor unserer Thüre ein armer Mann auf die Fußsohlen jämmerlich geschlagen. Der Khan, dem das Dorf gehört, hatte nämlich zehn Tuman (60 Gulden) oder seine Tochter ungerechter Weise von ihm gefordert, und beides konnte er nicht geben. Die Leute erwarteten, daß diese blutige Bastonade von einem Tag zum andern werde fortgesetzt werden, bis der Unglückliche die Tochter, an welcher er mit innigster Zärtlichkeit hing, werde preisgegeben haben.

Merz 15. Ada liegt etwa fünf Stunden östlich von der Stadt Urmia, die wir gerne besucht hätten, wenn nicht gerade die Pest innerhalb ihrer Mauern gewüthet hätte. Wir beschlossen daher, sie zu umgehen, und dieß um so mehr, da nur etwa hundert Christenfamilien in ihr zu finden sind. Da wir vernahmen, daß zu Ardischai, einem Dorfe acht Stunden von Ada, am südlichen Ende des Sees gelegen, ein nestorianischer Bischof wohne, so beschlossen wir, dorthin unsere Wanderung fortzusetzen. Das Land am westlichen Ufer des Sees

hinab war fruchtbar, und mit vielen Dörfern besetzt. Mit Schmerzen wurden wir fast auf jedem Schritte gewahr, wie wenig wir uns auf die Aussagen der Nestorianer und selbst der Bischöfe verlassen dürfen, indem häufig über die bekanntesten Dinge die Nachrichten derselben sich widersprachen. Die papistischen Nestorianer hielten uns für Leute ihres Glaubens, und suchten Alles, was ihre Parthie betraf, zu übertreiben, und in einem falschen Lichte darzustellen; indeß die altgläubigen Nestorianer das gleiche in Dingen thaten, welche ihre Kirchengemeinschaft betrafen. Kaum waren wir in die Nähe von Ardischai gekommen, als die Einwohner, die uns von ihren Terrassen aus in der Ferne erblickten, in allen Richtungen uns entgegenströmten, und kaum erreichten wir das Thor des Bischofes, als Hunderte derselben sich um uns herdrängten, um uns ihre große Freude über unser Kommen zu bezeugen. Diese Aufregung machte uns nicht wenig bange, und wir baten den Bischof dringend, uns unverweilt eine Stube in seiner Wohnung anzuweisen, um uns der Volksmenge zu entziehen. Aber auch hier wurden wir von derselben belagert, was immer der Bischof thun mochte, die Leute ferne zu halten. Die Neugierde, Europäer zu sehen, deren noch Wenige zu ihnen gekommen sind, war ohne Zweifel die nächste Ursache ihres Andranges; aber eben so sichtbar drückte sich auch ihre Sehnsucht aus, daß wir gekommen seyn möchten, sie aus ihrem schweren Drucke zu erlösen.

Unter den nestorianischen Geistlichen zeichneten sich nur die Bischöfe durch ihre Kleidung von dem Volke aus. Die gewöhnliche Tracht der Einwohner ist kurdisch, und besteht in einer großen rothen Kappe, die weit über die Schultern herabhängt, und mit einem Turban umflochten ist, indeß die Perser eine kegelförmige Kappe von Schafpelz zu tragen pflegen, und gleich den Osmanlis in einen weiten Mantel eingehüllt sind. Auf die gleiche Weise war auch der hiesige Bischof

Gabriel bekleidet. Er ist ein Jüngling von zwanzig Jahren, und dennoch schon seit sieben Jahren zum Bischofe geweiht. Er hatte etwas Ernstes in seinem Wesen, sprach aber dennoch unbedachtsam und kindisch, und nicht selten rollte ein Fluch aus seinem Munde. Wir fanden es unmöglich, seine Aufmerksamkeit länger als einen Augenblick auf einen Gegenstand zu fesseln, und selbst alsdann gab er uns Antworten, die viel Gedankenlosigkeit verriethen. Das Dorf Ardischai faßt, wie er uns sagte, hundert nestorianische Familien in sich, welche vier Kirchen und eben so viele Diakonen haben, aber keine Priester, da diese kürzlich von der Pest weggerafft wurden. Er behauptete bestimmt, daß keine Papisten im Dorfe wohnen; jedoch sollen etwa fünf Familien mit einigen Priestern daselbst seyn. Die Diözese des Bischofs soll, wenn man seiner Aussage glauben darf, aus 20—30 Dörfern bestehen; auch sollen zehn Schulen sich in derselben befinden, die jedoch nur wenige Schüler zählen. Auch Manns- und Nonnen-Klöster sollen sich auf dem Gebirge befinden, von denen wir jedoch nichts weiteres erfahren konnten. Die nestorianische Bevölkerung der Provinz Urmia wurde von ihm auf 4000—5000 Familien angeschlagen. Der Gottesdienst, dem wir hier beiwohnten, war eben so geistlos und nachläßig, wie wir ihn an andern Stellen gefunden haben; jeder küßt beim Hereintreten dem Bischofe die Hand, und so durchläuft er von einem zum andern die ganze Versammlung. Der Diakon las einen Abschnitt aus dem Psalmbuche, wobei nicht die geringste Andacht sichtbar war, indem während der Gebete der Bischof selbst mit den Diakonen, und einer mit dem andern laut sprach. Die Kirche war ziemlich groß und helle; auch kam kein Rauchwerk zum Vorschein, weil, wie man uns versicherte, einer in der Nacht das Rauchfaß gestohlen hatte.

Merz 16. Ein fortgesetzter Regenguß hielt uns den ganzen Tag im Hause des Bischofes eingesperrt. Dieses

besteht in einem großen Gemach, das nur durch zwei kleine Löcher am obern Boden das Licht empfängt, und durch einen Tanur (Backofen) erwärmt wird, der zugleich zum Kochen dient. Der Boden war mit Teppichen und Matten belegt, auf denen sich des Nachts die zahlreiche Familie des Bischofes mit uns in bunter Mischung zum Schlafe niederlegte; indeß sich jedes mit einem kleinen Teppich bedeckte. Mit Tages Anbruch wurden sie zum Morgengebet in die Kirche gerufen, aber nicht die geringste Andacht war unter ihnen wahrzunehmen, außer daß sich Einer von ihnen öfters zur Erde niederwarf, und mit dem Kreuz bezeichnete. — Strenges Fasten haben wir bei dem Bischof Gabriel nicht wahrgenommen; er ließ sich das Mittagessen und die Tabakspfeife vor und nach dem Gebet gar wohl schmecken, während die Andern fasteten. Selbst ein Glas Brandtwein, das ihm wohl behagte, wurde auch uns angeboten; während er ein wenig Wein, das wir ihm geben wollten, als gesetzwidrig von sich abwies. Alle Einwohner des Dorfes feierten einen Festtag, und enthielten sich gänzlich der Arbeit; aber kein Mensch konnte uns sagen, welchem Heiligen der Tag geweiht war.

Während wir uns den Tag über mit Schreiben beschäftigten, fand der Bischof ein großes Vergnügen darin, das syrische Testament, das wir ihm geschenkt hatten, zu lesen, und aus demselben zu singen; er versicherte uns, diese Buchstabenschrift nie zuvor gesehen zu haben, und doch konnte er das Buch fließend lesen. Die Sprache, sagte er, sey dieselbe, wie die ihrer Kirchenbücher, welche jedoch vom Volke nicht verstanden werde. Er zeigte uns eine schöne Abschrift der fünf Bücher Mosis mit einer Erklärung begleitet, die auch vom gemeinen Volk verstanden werden soll.

Merz 17. Wir hatten Tebris in der Absicht verlassen, eine Reise um den Urmia-See zu machen. Wir wünschten angelegentlich, unsern Weg bis in das Innere des kurdischen Gebirges fortzusetzen, und dem

nestorianischen Patriarchen Mar Simon, so wie seinen unabhängigen Gemeinden einen persönlichen Besuch zu machen. Allein alle unsere Freunde versicherten uns, daß der Weg ins Gebirg jetzt für Europäer völlig unzugänglich sey. Nicht als ob wir von den Nestorianern selbst nicht freundlich aufgenommen worden wären, und sicher unter ihnen hätten verweilen können, sondern die Kurden, welche um sie her wohnen, sind falsche und blutdürstige Räuber, über welche die persische Regierung nichts auszurichten vermag. Einem deutschen Gelehrten, Dr. Schultz, war es zwar nicht lange zuvor gelungen, den Wohnsitz des Patriarchen, Kochannes, zu erreichen, und er war dort freundlich aufgenommen worden; aber auf dem Rückwege wurde er von den Soldaten selbst, welche der kurdische Räuberhauptmann ihm zum Schutz gegeben hatte, ermordet. Auch erfuhren wir, daß die Kurden, welche am südlichen Ende des Sees um Sulduz her wohnen, gerade im Aufstand sich befanden, und die Reise auf jener Straße unmöglich machten. Wir beschlossen daher, auf der Hauptstraße uns Selmas wieder zuzuwenden, und noch einen andern nestorianischen Bischof, Uraham (Abraham), zu Armud Agai zu besuchen. Der Weg führte uns an Urmia vorüber, in das wir uns nicht hineinwagten, weil die Pest mörderisch in der Stadt wüthete. Der Boden umher ist eben, und nach allen Seiten hin fruchtbar, und Weinberge mit kleinen Wohnungen werden allenthalben wahrgenommen. Armud Agai ist ein kleines Dorf, etwa vier Stunden von Urmia gelegen, und von Nestorianern und Muhamedanern bewohnt. Wegen Mangel an Raum und Abwesenheit des Bischofs ließen wir uns in dem Dorfe Kusy nieder, wo wir gastfreundlich aufgenommen wurden. Der Priester des Orts brachte den Abend bei uns zu. Er war aber nicht der Mann, der uns viel Auskunft geben konnte, und schien uns kaum erst sechszehn Jahre alt zu seyn.

Ich habe schon oben bemerkt, daß wir unter den Nestorianern keine gedruckten Bücher gefunden haben, und daß ihre eigenthümliche Buchstabenschrift vielleicht noch nie gedruckt wurde. Ueberall fragten wir nach Büchern; aber außer den wenigen Kirchenbüchern, die noch dazu selten sind, fanden wir keine. Der Psalter, die Evangelien und Episteln in besondere Abschnitte zum Vorlesen beim Gottesdienste abgetheilt, werden gewöhnlich in den Kirchen angetroffen; in zwei andern fanden wir auch die Bücher Mosis; aber von einer ganzen Bibel konnten wir nichts in Erfahrung bringen. Wirklich gestand auch der chaldäische Priester zu Kosrowa, daß eine solche kaum werde gefunden werden. Er selbst besaß den syrischen Text des Bibelbuches aus Waltons Polyglottenbibel, den er sich angeschafft hatte, weil er die Bibel in nestorianischer Schrift nicht finden konnte. Einige ihrer Manuscripte waren sehr schön geschrieben, aber sie konnten sich nicht entschließen, uns dieselben gegen Bezahlung zu erlassen, bis es uns zu Schamalahwa gelang, einige käuflich zu erhalten.

Auch zu Kusy erkundigten wir uns sorgfältig nach Manuscripten, und man sagte uns, daß ein ehrwürdiger Greis im Dorfe ein solches Manuscript haben solle, das nach der beigefügten Angabe des Abschreibers dreihundert Jahre vor Mahomed geschrieben worden seyn soll. Wir ließen uns nun zu dem Hause des Priesters führen, welcher dasselbe aufbewahrte. Er selbst und alle Umstehenden zogen ehrfurchtsvoll die Mützen ab, als die Lade geöffnet, und das seidene Tuch, in welches das Buch eingewickelt war, weggethan wurde. Wir fanden eine auf Pergament in kleiner estrangelischer Schrift niedlich geschriebene und wohlerhaltene Abschrift des Neuen Testamentes, die wir jedoch mit der Hand nicht berühren durften, um sie genauer zu untersuchen. Dieses Manuscript wird so heilig geachtet, daß man ihm Wunderkräfte zuschreibt, und daß selbst Muhamedaner sich eidlich auf dasselbe verpflichten. Auf unser

Anerbieten, dieses hochgeehrte Manuscript zu kaufen, wurde natürlich keinen Augenblick geachtet.

Merz 18. Frühe setzten wir unsere Reise nach Schamalahwa weiter fort, das etwa sieben Stunden von Kusy entfernt liegt. Wir hatten ungefähr zwei Stunden Wegs zurückgelegt, so kam uns der nestorianische Bischof, Mar Uraham, eilends nach, und wir merkten bald, daß er uns für politische Emissäre hielt. „Die Nestorianer, sagte er, sind das einzige Christen-Volk, das sich unter der Gewalt der Muselmanen befindet. Die grausamen Unterdrückungen, die sie bisher erdulden mußten, können sie nicht länger ertragen, und sie sind entschlossen, das Land zu verlassen. Glaubet ihr nicht, daß die Könige ihnen hiezu behülflich seyn würden?" Wir antworteten ihm, wir seyen schlichte Diener des Evangeliums, und hätten mit Dingen dieser Art gar nichts zu thun; auch wüßten wir ihm keine Auskunft hierüber zu geben. Er meinte nun, wir seyen Russen, indeß wir uns für Engländer ausgaben, und versicherte uns, man sage dieß im ganzen Lande umher. Wir baten ihn daher, dieses falsche Gerücht zu widerlegen, und überall zu erklären, daß wir Diener Christi seyen, und mit bürgerlichen Angelegenheiten nichts zu thun hätten.

Wir bedauerten sehr, diesen Mann nicht zu Hause angetroffen zu haben, denn wir lernten in ihm den verständigsten Bischof kennen, den wir bis jetzt unter den Nestorianern angetroffen hatten. Nach kurdischer Art gekleidet, ritt er ein feuriges Roß, indeß sein Schwert an der Seite hing, und er den Bischofsstab in der Hand hatte. Wir kamen mit ihm auf Bücher zu reden, und er griff nun aus einer Tasche seines Sattels eine Abschrift der Taksa und Sünhedüs hervor; ersteres, sagte er, enthalte die Liturgien für die bischöflichen Verrichtungen der Sakramente, besonders des Abendmahles; und letzteres, die Sünhedüs, fasse die Kirchenverordnungen in sich, nach denen ein Bischof

die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten habe. Gerne hätten wir diese Abschriften gekauft; aber er konnte und wollte sie uns nicht überlassen. Gerade gaben wir einem unserer Führer ein kleines Trinkgeld für geleistete Dienste; dieses nahm ihm lächelnd der Bischof alsobald aus seiner Hand, und steckte es in seine Tasche, wobei er mit einem Blick uns zu sagen schien, wie hoch wir es anzuschlagen hätten, daß er mit solcher Kleinigkeit vorlieb nehme. — Wohlbehalten kamen wir wieder zu Schamalahwa an, und unsere Freunde daselbst freuten sich, uns wieder zu sehen.

Merz 19. Frühe Morgens wurden wir von dem Priester geweckt, der mit seinem Sohne zur Kirche ging, um das Morgengebet zu verrichten, und wir folgten ihm bald nach, um der Messe beizuwohnen. Bei unserem Eintritt in die Kirche ward ein Vorhang vor dem Heiligthum aufgezogen, in welchem der Priester in einen weißen Schleppmantel eingehüllt, und mit einer schwarzen Binde umgürtet, gerade die Gebete hersagte, indeß die Andern mit dem Rauchfaß sich immer hin und her bewegten, und bald auf diese, bald auf jene Seite sich zum Boden niederlegten, um denselben zu küssen. Das Volk stand mit unbedecktem Haupte da, und schien ehrfurchtsvoll zuzuhorchen. Bald hernach brachte der Priester das geweihte Brod in einem weißen Tuche, das ihm um den Hals hing, und sein Diakon den geweihten Wein in einer großen Flasche; und ein Abendmahlsgenosse um den andern nahte sich jetzt, um beides in Empfang zu nehmen, wobei mit dem unterlegten Tuche sorgfältig verhütet wurde, daß nichts zur Erde niederfiel. Jetzt wurde ein Lied vom Priester gesungen, und nach empfangenem Segen die Gemeinde entlassen. Alsobald nach dem Gottesdienst setzten wir unsere Reise weiter fort, und gelangten am 23. Merz wohlbehalten nach Tebris zurück.

Zwölfter Brief.

Abreise von Tebris. Beschwerlichkeiten des Weges. Der Distrikt Alaschgert. Die Kurden dieser Gegend. Mollah Soleiman. Die römisch-katholischen Armenier. Ihre gegenwärtige Anzahl. Lebensgefahr. Rohheit der Kurden. Die Stadt Erzerum.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte zu Tebris machten wir uns fertig, um unsere Rückreise nach Konstantinopel über Bayasid und Erzerum anzutreten. Der brittische Gesandte hatte die Güte, uns mit Empfehlungsbriefen auf den Weg zu versehen; auch wurde uns ein Gulam (von der Regierung bestellter Begleiter) zur Sicherheit mitgegeben; ein junger Mann, der in Höflichkeitsbezeugung und Zweizüngigkeit ein vollendeter Perser war. Beim Uebergang über die persische Grenze pflegen die herumstreifenden Kurden ihren Straßenraub zu treiben, und wir nahmen daher diesen Begleiter gerne an, weil sich dadurch die Regierung für jeden Unfall dieser Art verantwortlich macht. Wohlbehalten kamen wir am 11. April zu Choi an, von wo aus der Weg uns in eine weite Ebene hinausführte, die meist von nomadisirenden Kurden bewohnt ist. Einzelne Haufen derselben trafen wir am Fuße des Gebirges unter ihren schwarzen Zelten an, die sich eben rüsteten, ihre Winterquartiere in den Dörfern der Ebene zu verlassen, und nach und nach ihre Sommerwaiden auf dem Gebirge aufzusuchen. Dieses Gebirge, das vor uns liegt, bildet die östliche Grenze des Kurdenlandes, und ist im Sommer mit den Heerden dieser Nomaden bedeckt. In diesen Gegenden bis nach Choi hin sind die Kurden der persischen Regierung unterwürfig; aber weiter südlich hinab, zwischen dem Urmia- und Wan-See, und noch mehr im Hakari-Lande auf dem Gebirge bilden sie ein völlig unabhängiges Volk, das sich im Besitze des Bodens befindet.

Nach und nach zog sich der Weg aufwärts, und wir machten acht Stunden von Choi, in dem Dorfe Zoraba Halt, wo uns auf Befehl unseres Führers Quartier und Kost umsonst verabreicht werden sollte. Wir suchten diese freie Verköstigung auf Kosten des armen Volkes von uns abzulehnen, und gaben unserem Führer zu verstehen, daß wir Quartier und Kost zu bezahlen entschlossen seyen. Aber dieser nahm uns die Sache übel, indem er sich als königlicher Beamter, dem jede Vollmacht über das Vermögen des armen Volkes anvertraut ist, dadurch beleidigt fühlte; und er wußte daher auf gutem Wege unsere Bezahlung den Leuten abzunöthigen, und in seinen eigenen Beutel zu stecken. Am 13. April reisten wir den ganzen Tag über das Gebirge hinüber, und die Bauart der zerstreuten Dörfer, die wir auf dem Wege antrafen, zeigte uns bald, daß wir das persische Armenien verlassen hatten. Statt der nackten Lehmwände sind die Hütten von Stein zur Hälfte unter dem Boden aufgeführt, und diese Gestalt tragen die Dörfer bis über Erzerum hinaus. Die Berge umher waren meist mit Schnee bedeckt; auch wurden wir den Tag über bisweilen von heftigem Schneegestöber überfallen, bis wir Abends 6 Uhr ein Dorf erreichten, das fünfzehn Stunden von Zoroba auf dem Gipfel des Gebirges liegt. Der Name dieses Dorfes ist Kelisse, indem hier die Trümmer einer alten berühmten christlichen Kirche umherliegen. Die armenischen Einwohner des Dorfes sind sämmtlich nach Rußland ausgewandert, und nur ein Paar arme muhamedanische Familien haben jetzt Besitz von demselben genommen. Am folgenden Tag ging der Zug durch tiefen Schnee über das schauerliche Gebirge weiter fort, auf dessen Rücken sich die Türkei und Persien von einander scheiden, indem schon die nächste Stadt Bayasid, die wir beim Herabsteigen erreichten, zum türkischen Gebiete gehört. Von hier hatten wir in nördlicher Richtung den majestätischen Anblick von der Rückseite des Berges

Ararat, welche seiner vom Arasthale aus gesehenen Vorderseite sehr ähnlich ist. An seinem Fuße hat sich ein kleines wunderbares Völkchen, die Jezidis, angesiedelt, welche allgemein für Anbeter des Teufels gehalten werden. Sie werden auf dreihundert Familien angeschlagen, und bewohnen drei Dörfer, von denen das eine Karabullag heißt. Die Stadt Bayasid hängt malerisch an der Seite eines steilen Bergabhanges, dessen Spitze sich hinter demselben hoch erhebt; ihre Häuser sind elend und zerfallen. Die meisten Einwohner leben in unterirdischen Höhlen; die Straßen sind mit Schutt angefüllt; die Kaufläden geschlossen, und die ganze Stadt trägt das Bild gänzlicher Verwüstung, das die Russen in ihrem letzten Kriege hinter sich zurückgelassen haben. Die Armenier zu Bayasid sollen ehemals sehr zahlreich gewesen seyn; jetzt sind nur noch 190 Familien dieses Volkes in der Stadt vorhanden. Auch ihre Schule hat seit dem letzten Kriege gänzlich aufgehört. Sie haben fünf Priester unter sich, welche sich dieses kleinen Ueberrestes ihrer Heerde annehmen. Die moslemitischen Bewohner dieser Stadt belaufen sich auf 300—400 Familien; sie sind fast sämmtlich Kurden, und die Kurdensprache wird überall in dieser Gegend gesprochen. Von dem Pascha des Ortes, der selbst ein Kurde ist, wurde uns ein Tartar zur Weiterreise gegeben, welcher den Auftrag hatte, uns von Dorf zu Dorf die erforderlichen Pferde herbeizuschaffen.

April 15. Von Bayasid nahmen wir heute westlich unsere Richtung über die Ebene hin. Der Weg war schlecht, und wir bewegten uns nur langsam vorwärts. Von einer Stelle zur andern machte uns unser Führer auf kleine Steinlager aufmerksam, welche die Leichname der Erschlagenen verbargen, die auf der Steppe den kurdischen Straßenräubern in die Hände fielen. Endlich führte uns der Weg nach Diadina hinab, das erst noch vor kurzer Zeit eine große armenische Bevölkerung in sich schloß; aber auch sie hat sich nach dem russischen

Gebiete

Gebiete gewendet, und nur etwa zwanzig arme Kurden-Familien haben sich in den verlassenen Hütten niedergelassen. Diadina steht auf dem nördlichen Ufer des Muradschai (Muradflusses), der den östlichen Zweig des Euphrat bildet. Von hier aus führte uns der Weg drei Stunden weiter nach Utsch Kelisse, einem armenischen Kloster, das dem Täufer Johannes geweiht ist. Noch zeigt man eine heilige Reliquie von demselben, zu welcher die Armenier von weiter Ferne her wallfahrten. Auch soll dieses Kloster an der Stelle stehen, wo der erste christliche König der Armenier, Thiridates (Durtad), von dem heiligen Gregor getauft worden seyn soll. Die Mönche des Klosters versicherten uns, daß dasselbe von Gregor selbst aufgebaut worden seye. In jedem Falle ist das Kloster sehr alt, in schönem, altem Landesstyle, auf gewaltigen Säulen ruhend, von gehauenem Stein aufgeführt, und enthält die größte Kirche, die wir bis jetzt in Armenien gesehen haben. Obgleich von hohem Alterthum, ist sie doch noch sehr gut erhalten; aber nunmehr aller ihrer Zierathen gänzlich beraubt, und daher von sehr dürftigem Aussehen. Dieses Kloster ist in der Geschichte der armenischen Kirche wohl bekannt, und war im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts der Wohnsitz eines Katholikos, der sich als Nebenbuhler dem Katholikos zu Etschmiazin feindselig entgegenstellte. Wir trafen hier nur noch fünf Wartabeds und einige Diakonen an, welche laut darüber klagten, daß seit der Auswanderung der Armenier nach Rußland dieses Kloster seine bedeutenden Einkünfte gänzlich eingebüßt habe. Weder im Kloster selbst noch in der ganzen Gegend umher ist eine armenische Schule weiter zu finden, und das ganze Land steht verlassen von seinen christlichen Einwohnern.

Am 18. April setzten wir von hier auf der Nordseite des Flusses unsere Reise weiter fort über eine öde Steppe hin, auf welcher wir, einige herumstreifende

Kurden ausgenommen, nichts als hie und da eine wilde Ziege oder einen Bock scheu aus dem Gebüsch hervorspringen sahen. Unser Tartar zeigte den Tag über große Besorgniß vor Straßenräubern, und erregte bei uns den Verdacht, daß er selbst mit ihnen im Bündniß stehen müsse, indem er uns ein Geschenk um das andere abzulocken versuchte. Wir selbst sahen keine Zeichen der Gefahr; und beschuldigten ihn daher der Feigheit. Im Allgemeinen läßt sich zur Winterszeit das Land der Kurden ohne große Gefahr durchziehen, denn alsdann hält sie der Schnee in ihren Dörfern, und man kann die Straßenräuber leicht entdecken und zur Strafe ziehen. Sind sie aber im Sommer über die Berge hin zerstreut, so können sie leicht Mord und Raub am Tage begehen, und sich auf dem Gebirge allen Nachforschungen entziehen.

Ob uns gleich keine Zelten dieser Nomaden zu Gesichte kamen, so begegneten uns doch von einer Stelle zur andern kurdische Hirten, welche Lämmer ihrer Heerde an ihrem Busen trugen. Dieser Anblick war uns oft wohlthuend, indem er uns die Quelle zeigte, aus welcher jenes schöne Bild des Propheten herfloß: „Er wird seine Heerde als ein Hirte weiden; er wird die Lämmer mit seinem Arme sammeln, und in seinem Busen tragen." Dieß sieht man blos um diese Jahreszeit, wenn die Lämmer zu weit von ihrem Schafstalle geworfen werden, und zu schwach sind, der Heerde nachzufolgen, und darum vom Hirten getragen werden müssen, der nicht selten einen ganzen Arm voll derselben den Tag über bekömmt. Durch ganz Armenien hindurch dürfen die Vieh- und Schafheerden den Tag über nicht ohne starke Bewachung gelassen werden, und auch bei Nacht werden sie in wohlverwahrte Hürden eingeschlossen, weil sie vor Räubern und wilden Thieren in steter Gefahr sind. Raubthiere gibt es in Armenien viele; in einzelnen Theilen werden Hyänen angetroffen, am häufigsten aber ist der Wolf. Die ungeheuern Waideplätze

Armeniens und Kurdistans versehen fast alle großen Marktplätze der Türkei mit Schaffleisch, das die Hauptnahrung der Einwohner ausmacht. Große Heerden derselben sieht man unaufhörlich nach Konstantinopel ziehen, und Herr Jaubert hat die Zahl von Schafen, welche aus Kurdistan jährlich in diese Hauptstadt gebracht werden, und für ihren Zug bei achtzehn Monate brauchen, auf 1,500,000 Stücke angeschlagen. Eben so werden die Märkte von Aleppo und Damaskus, und selbst von Beyrut mit Schafen von den kurdischen Waideplätzen versehen. Diese Schafe sind sämmtlich von der Gattung, welche fette und große Schwänze tragen; andere werden nur selten in diesen Ländern gesehen. Das Hirtenleben dieser Völkerstämme bringt es mit sich, daß sie eine Menge von Hunden von ungeheurer Größe erziehen, welche ungemein wild sind. Wir durften es nie wagen, durch ein Dorf zu ziehen, ohne gegen die Angriffe der Hunde uns mit reichlichen Vertheidigungsmitteln versehen zu haben; dennoch wurden wir einmal von drei derselben in einem Dorfe überfallen, und auf den Boden gestürzt; ich erwartete nichts anderes, als von ihnen grausam zerrissen zu werden; aber in dem Augenblick, da wir auf dem Boden lagen, machten sie sich auf die Flucht.

Nach acht Stunden langem Ritt von Utsch Kelisse erreichten wir das Dorf Kara Kelisse, wo wir übernachteten. In der dürftigen Hütte eines Armeniers fanden wir ein Nachtquartier, indem er uns eine kleine Ecke in seinem Stalle anwies, die kaum Raum genug hatte, uns darauf niederzulegen. Ein kleines Stück schwarzes, von Schimmel überzogenes Brod war Alles, was er uns zum Nachtessen zu reichen vermochte; auch unsere Pferde mußten Hunger leiden, denn im ganzen Dorfe konnte kaum ein Büschel Stroh für sie aufgefunden werden. Nach guter Bezahlung, welche unser Gastwirth am andern Morgen für die Herberge uns abgefordert

hatte, setzten wir am 19. April unsere Reise weiter gegen Erzerum fort. Der Muradschai wendet sich hier zur Linken gegen Malazgerd, und bricht sich seine Bahn durch Felsenberge hindurch, die jetzt mit Schnee bedeckt sind. Unser Weg führte uns in nördlicher Richtung weiter gegen das Gebirge Aladag hin, das wir bisher immer zur Rechten hatten, und welches das Strombett des Euphrat von dem des Aras-Flusses scheidet. Die Ebene, über die wir zogen, war mit zwei Fuß tiefem Schnee bedeckt, und der Boden war so seicht, daß unsere Pferde bei jedem Schritt in Gefahr waren, im Sumpfe stecken zu bleiben.

Wir befanden uns jetzt in der Provinz Wagarschagerd, deren Hauptstadt, Topra Kulaah, wir ein Paar Stunden zur Rechten liegen ließen, um auf näherem Wege über den Koesehdag, einen kegelförmigen Berg, hinüber zu ziehen, welcher dem Ararat sehr ähnlich sieht, und dessen hohe Kulme auf eine weite Entfernung hin gesehen wird. Der Weg führte uns an mehreren Kurdendörfern vorüber, die hier ihr Winterquartier halten, bis wir das Dorf Mollah Soleiman erreichten, das am äußersten Ende der Ebene liegt. Ermüdet von den Beschwerden des Tages, und fast erstarret von Schmutz und Kälte sahen wir uns, ungemuth über die Ungastfreundlichkeit dieses Volkes und Landes, nach einem Quartiere um, und eine freundliche Aufnahme, die wir im Hause von zwei ehrwürdigen Matronen fanden, war uns jetzt um so willkommener. In der Ecke eines großen Stalles wurden bald Matrazen und Teppiche ausgebreitet, unsere beschmutzten Kleider uns abgenommen, und wir mit solcher Sorgfalt von unsern Gastwirthinnen verpflegt, als ob wir ihre eigenen Söhne gewesen wären. Wir werden die Freundlichkeit nie vergessen, welche uns in dieser Herberge zu Theil wurde. Unter uns befand sich, durch eine ganz leichte Decke geschieden, ein großer Stall, welcher bei fünfzig Stück Vieh in sich schloß, und aus dem durch Zuglöcher ein

solcher Dampf in unser Quartier heraufstieg, daß wir die ganze Nacht hindurch im triefenden Schweiße zubrachten.

Das Dorf besteht aus etwa fünf und zwanzig päpstlich-armenischen Familien, deren Priester ein freundlicher Mann war. Schon sein Großvater hatte, wie er uns erzählte, Rom besucht; indeß äußerte er durchaus keine Vorurtheile gegen uns, und betrachtete uns, weil wir Franken waren, als seine Glaubensgenossen. Ein armenisches Neues Testament, das wir ihm zum Geschenk machten, nahm er gerne an, und ebenso ein Paar kleine armenische Schriften, die wir von Schuscha her zum Austheilen mit uns genommen hatten.

Wir unterhielten uns lange mit ihm über den gegenwärtigen Zustand seiner Glaubensgenossen in diesen Gegenden. Nach seiner Versicherung befinden sich in der Stadt Musch und einigen umliegenden Dörfern etwa 150 armenische Familien, welche mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt sind. Der Distrikt Alaschgerd begreift nunmehr nur noch 35 Familien derselben in sich. Aus den übrigen Distrikten sind die lateinischen Armenier fast sämmtlich nach Rußland ausgewandert. Rechnet man zu dieser kleinen Zahl die wenigen Familien lateinischer Armenier hinzu, die in Erzerum zurückgeblieben sind, so hat man so ziemlich genau die armenische Bevölkerung, welche in den obern Euphratländern an die römisch-katholische Kirche angeschlossen sind. Vormals waren sie mit Priestern reichlich versehen, als aber die lateinischen Armenier aus Konstantinopel verjagt wurden, so traf sie auch in diesen Ländern das Loos der Verbannung, so daß nur sehr wenige derselben übrig geblieben sind, unter denen sich keiner befindet, der in Rom erzogen worden wäre. Einen andern lateinisch-armenischen Bischof außer zu Konstantinopel wußte er mir nicht zu nennen; auch ist nirgends eine Schule für die Armenier vorhanden. Mit den Vorrechten, welche in neuerer Zeit den lateinischen Armeniern in der Türkei von dem Großherrn zugestanden

worden sind, war er sehr zufrieden, und äußerte, er habe den Pascha von Bayasid kürzlich gebeten, daß die Regierung die andern zurückgebliebenen Armenier mit Gewalt nöthigen solle, päpstlich zu werden, weil beide Sekten unmöglich länger neben einander bestehen könnten. Indeß hatte der kurdische Gouverneur daselbst mehr Gerechtigkeitsgefühl, als dieser christliche Priester, denn er gab ihm kein Gehör. Fast alle Armenier in der Nachbarschaft sind mit den Russen weggezogen; auch ein Theil seiner Heerde machte sich auf den Weg, während die Türken hinter ihnen ihre Kirche niederbrannten. Setzt man die römisch-armenischen Gemeinden zu Tiflis, Gori und Kottais zu den eben genannten noch hinzu, so ist in den östlich von Tokat und Trebisond gelegenen Ländern die ganze armenische Bevölkerung genannt, welche bis jetzt noch an die römisch-katholische Kirche in den türkischen Staaten angeschlossen ist.

April 20. Das Dampfbad, in welchem wir die vergangene Nacht zugebracht hatten, weckte uns Morgens frühe auf, um die frische Bergluft zu genießen, und wir machten uns schon mit Tages Anbruch auf den Weg. Die Aussicht auf die Reisebeschwerden des Tages dämpfte indeß bald unsern heitern Muth, denn wir hatten einen sechs Stunden langen beschwerlichen Marsch über das vor uns liegende Gebirge zurückzulegen. Es war der höchste Berg, den wir auf dem ganzen Wege bis jetzt bestiegen hatten, der sich mit seinem Schneebedeckten Rücken gleich einem unübersteigbaren Schlagbaume uns in den Weg stellte. Der Kampf mit den Hindernissen fing erst an, als wir das letzte Dorf auf dem Rücken hatten. Das ganze Gebirge bestand aus steilen Felsenrücken und tiefen Abgründen, die mit schmelzendem Schnee vollgefüllt waren, und deren ungekannte Tiefe mit unserem Auge nicht gesehen werden konnte. Auf solchem Weg sanken unsere armen Thiere fast von einem Schritt zum andern so tief in den Schnee hinein, daß wir sie oft kaum mehr herauszubringen

vermochten. So oft eines derselben fiel, mußte es abgeladen, mit Anstrengung aller Kräfte aus dem Schnee herausgehoben, und wieder beladen werden. Einmal fiel mein Pferd unter mir in eine so tiefe Schlucht, daß es nur an den engen Seitenwänden derselben über einem Abgrund hängen blieb, und daß wir nur mit der größten Gefahr für uns selbst das bewegungslose Thier wieder herausschaffen konnten. Die Schwierigkeiten nahmen mit jedem Schritt zu; aus dem Schneegestöber, in das wir eingehüllt waren, entstand ein eiskalter Sturm, der uns ganz zu zernichten drohte. Unser tartarische Führer eilte davon, um im nächsten Dorfe eine Zuflucht zu suchen, und ließ uns jetzt den Weg über das Gebirge selbst suchen, so gut wir konnten; auch ein alter Kurde, der sich am Morgen an unsern Reisezug angeschlossen hatte, verschwand, ehe wir es uns versahen. Der Tag neigte sich schnell zu Ende, und drohte, uns ohne Nahrung und Obdach einer fürchterlichen Sturmnacht in diesen unbekannten Klüften zurückzulassen. Wir rafften nun schnell unsere beste Geräthschaft auf unsere beiden Pferde zusammen, um wo möglich ein Dorf zu suchen, und am andern Morgen unser zurückgelassenes Geräthe nachzuholen. Aber noch hatten wir die höchste Bergspitze nicht erreicht, als wir den Fußpfad in ganz unbekannter Wildniß völlig unter dem Fuße verloren, indeß der Sturmwind ein so mächtiges Schneegestöber uns entgegenrollte, daß wir unter demselben begraben zu werden Gefahr liefen. Ein unbeschreibliches Gefühl des Schreckens überfiel mich, und mein Reisegefährte hatte bereits alle Besinnung verloren. Auf einmal standen wir an einer steilen Felsenspitze, die uns in ein tiefes Thal hinabblicken ließ. Wir rafften unsere letzten Kräfte zusammen, um mit unsern Pferden über den Abhang hinabzugleiten; und als eben die Noth aufs Höchste gestiegen war, so entzückte uns der Anblick einiger Menschenwohnungen in der Ferne. Es war ein Kurdendörflein, Dahar genannt, das uns aufnahm. Vergeblich

versuchten wir jedes Mittel, einige Kurden zu bewegen, unserem zurückgebliebenen Diener und seinen ermatteten Pferden zu Hülfe zu kommen, der nach ängstlichem Warten endlich in der Nacht bei uns eintraf. Von Anstrengung völlig erschöpft, fiel er beim Hereintreten auf den Boden nieder, und gab auf unsere Frage, wo es ihm fehle, blos zur Antwort: ich bin todt, ich bin todt! Kein Mensch wollte die Finger rühren, um ihm zu helfen, und um jede Bezahlung baten wir für ihn um einen trockenen Teppich, und daß ein Feuer angemacht werden möchte. Der alte Kurde, bei dem wir wohnten, lachte nur über unsere Besorgniß, gleich als ob das Leben eines christlichen Hundes nicht werth wäre, daß man den Finger darum rühre. Er streckte sich auf den Boden nieder, und weigerte sich, auch nur einen Bissen Brodes zur Stillung des Hungers herzugeben, und wohl würden wir zu Grunde gegangen seyn, hätte nicht ein armer Kameeltreiber durch ein Stück Geld sich bewegen lassen, ein Paar Stücke Holz zu einem Feuer herbeizuschaffen.

April 21. Am frühen Morgen war es uns vor Allem darum zu thun, unsere auf dem Berg zurückgebliebenen Geräthschaften wo möglich herbeizuschaffen, wenn sie nicht bereits gestohlen waren. Glücklicher Weise wurden sie nach einigen Stunden herbeigebracht; aber ein Lastpferd war zu Grunde gegangen. Dieser Umstand hielt uns nun den ganzen Tag in diesem Dorfe zurück, denn die Leute benützten unsere Noth, und suchten uns so lang wie möglich hinzuhalten. Unser Gastwirth, ein alter kurdischer Aga, nahm jetzt Besitz von unserem ganzen Reisegeräthe, unter dem Vorwand, daß er es gegen die diebischen Einwohner in Sicherheit bringen wolle; und so mußten wir unter lästigem Abmarkten ein Stück ums andere von seiner Großmuth in Empfang nehmen, während er selbst das, was ihm wohlgefiel, zurück behielt, indeß er uns, um nicht als Dieb zu erscheinen, mit seinen Bitten bestürmte. Am Ende waren wir

froh, uns aus seinen Händen losgekauft zu haben, und versuchten jedes Mittel, von der Stelle wegzukommen.

Dahar ist das letzte Kurdendorf, durch welches uns der Weg führte. Das eigentliche Vaterland dieses Volkes, Kurdistan, reicht nicht bis zum westlichen Fuße dieses Gebirges; indeß doch außerhalb ihrer Grenzen einzelne Haufen bis gegen Achalzik hin herumstreifen. Die übrige muhamedanische Bevölkerung der Euphratländer unterscheidet sich eben so sichtbar von dem Kurdengeschlechte, wie sich die Bewohner Klein-Asiens von den Türken unterscheiden. Nicht nur ihr eigenthümlicher Nationalcharakter und ihre Volkssitte, sondern auch ihre Sprache trennt sie von den übrigen Völkerstämmen des Ostens. Viele derselben können türkisch und auch armenisch sprechen, aber von der persischen Grenze an ist die Volkssprache aller Muhamedaner, denen wir begegneten, das Kurdische, und der Gebrauch dieser Sprache ist so allgemein, daß sie auch von den christlichen Einwohnern des Landes geredet wird.

April 22. Frühe verließen wir Dahar, um das Gebirge hinabzusteigen. Noch herrschte in diesen obern Regionen ein rauher Winter mit kaltem Schneegestöber; aber nach und nach verlor sich der Schnee unter unsern Füßen, und im Thale unten lächelte uns ein milder Frühling entgegen. Der Uebergang des Klima's war so schnell, wie ich ihn nie zuvor erfahren hatte; und mit dieser großen Verschiedenheit der Witterung schien die Höhe in gar keinem Verhältniß zu stehen. Der Weg führte uns durch einige armenische Dörfer, und die Gastfreundlichkeit, welche uns in einem derselben entgegen trat, machte alle unsere frühern Klagen verstummen. Eine mit Teppichen belegte, bequeme Wohnung nahm uns freundlich auf, und ein reichliches Mittagessen, wie wir es im ganzen Kurdenlande nie gehabt hatten, wurde uns in niedlichen Kupferplatten aufgetragen. Alles, was wir sahen, ließ uns fühlen, daß wir den Regionen der Civilisation wieder näher gekommen

waren. Indeß sehnten wir uns, die Stadt Erzerum so bald wie möglich zu erreichen, in der wir auch am folgenden Tag bei Sonnenuntergang glücklich anlangten.

Zehn Monate zuvor hatten wir auf unserer Reise nach Georgien in dieser Stadt einen kurzen Aufenthalt gemacht, als gerade die russische Armee unter dem Befehle des Generals Paskewitsch sie und die ganze Umgegend besetzt hielt. Wenige Jahre zuvor wurde die Bevölkerung der Stadt auf 100,000 Seelen angeschlagen, die jedoch unter den fürchterlichen Verheerungen der Pest gewaltig zusammenschmolz. Während der Besetzung der Stadt durch die Russen wurden 11,733 türkische, und 4645 christliche Familien in derselben gezählt, unter denen etwa 19,000 Seelen der alten armenischen Kirche angehörten. Fast die ganze armenische Bevölkerung war kurz vor unserer Ankunft nach Rußland ausgewandert, und die Stadt befand sich damals in großer Verwirrung. Ein armenischer Bischof hatte hier seinen Wohnsitz, dessen Sprengel das ganze Paschalik umfaßte, und der jetzt an der Spitze seiner Leute auf dem Wanderungszuge nach Rußland sich befand. Auch ein großes armenisches Seminar hatte hier geblüht, das etwa 600 Schüler zählte, und in welchem die verschiedenen Zweige der Wissenschaften gelehrt wurden; und auch dieses war unter dem Kriegssturme zu Grunde gegangen. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hatten hier die Jesuiten eine bedeutende Mission aufgerichtet, und viele armenische Familien der Gemeinschaft mit der Kirche ihrer Väter entführt. In den meisten Städten und Dörfern umher hatten sich neben den alt-armenischen neu-armenische Gemeinden gebildet, welche dem römischen Papstthume huldigten. Aber jetzt war Alles aus einander gerissen, und die Stadt beinahe einer Einöde gleich geworden. Ihre Bazars standen verlassen da, und der bedeutende Handel, der einst hier geführt wurde, war ins Stocken gerathen. Von der ganzen christlichen Bevölkerung der Stadt waren nur noch 120

armenische, und 48 römisch-armenische Familien übrig geblieben, unter denen zwei Priester arbeiteten. Die Türken schienen den Verlust ihrer armenischen Nachbarn tief zu bedauern, und erklärten, daß ihre Stadt gänzlich zu Grunde gerichtet sey. Sie hatten auch recht, denn sie selbst waren nicht im Stande, die schweren Abgaben zu bestreiten, die auf ihrem Rücken lagen, und die nur der unermüdete Gewerbsfleiß der christlichen Rajahs auszuhalten vermochte. Da in der allgemeinen Auswanderung der Armenier etwas sehr beschämendes für ihr Gefühl lag, so erklärten sie jetzt laut heraus, daß sie immer in großem Frieden mit den Christen gelebt hätten. Reisende der frühern Zeit hatten immer den türkischen Bewohnern von Erzerum viel Böses nachgesagt, und sie für die schlimmsten in der ganzen Türkei erklärt, und auch die Armenier und Perser stimmten mit dieser Behauptung überein. Aus Allem, was wir sahen, müssen wir glauben, daß die scharfe Züchtigung der Russen Vieles an ihnen gebessert haben muß. So lange ihre Eroberer zugegen waren, herrschte die vollkommenste Ruhe in der Stadt. Beim Abzug derselben wurde befürchtet, daß die Rache der türkischen Einwohner die zurückgebliebenen Christen treffen möchte, und nun lief ein Ausrufer durch die Straßen, welcher den Befehl des Pascha bekannt machte, daß 'ein jeder, der einen Armenier beleidigen würde, mit dem Verlust seines Vermögens, und selbst mit Todesstrafe bedroht sey. Dieß hatte die Folge, daß die Ruhe zu Erzerum auf keinerlei Weise gestört wurde.

Hätte nicht der russische Krieg diese Stadt gänzlich entvölkert, so wären wir geneigt, sie als eine sehr taugliche Missionsstelle unserer Gesellschaft zu nennen. Allein die kleine Anzahl von Armeniern, welche hier und in der Umgegend zurückgeblieben sind, so wie überhaupt der gegenwärtige Zustand der Dinge machen ein solches Beginnen unrathsam. Indeß ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß sich bald wieder eine armenische Bevölkerung hier sammeln wird, und alsdann dürfte diese Stadt als tauglicher Mittelpunkt evangelischer Missions-Arbeiten mit Recht empfohlen werden.

Missions-Lied.

Das Brachfeld.

Auf Japhets blühende Gefilde
Fließt seit Jahrhunderten der milde
Lichthelle Sonnenglanz herein;
Längst grünen die gefüllten Saaten;
Doch sieh'! die heißen Tage nahten,
Es reift die Frucht mit falbem Schein.
Hebt auf den Blick und seht!
Weiß das Gefilde steht!
Es schallt ein Ruf in allen Landen,
Die Zeit der Ernte ist vorhanden.

O Vaterland! dir strömt der Segen
Von oben, wie ein goldner Regen,
Auf dein Gefilde mühelos:
Doch ach! ein weites Brachfeld stehet,
Und keine Hand ist, die da säet
Die heil'ge Saat in seinen Schoos!
Und ach! jetzt stehen wir
Mit müß'gen Händen hier;
Wir hören wohl den Ruf erklingen,
Doch ach! wer will die Hülfe bringen?

Das Unkraut schießt in gift'gen Aehren
Dort üppig auf! Wie lang soll's währen,
Daß müßig steh' Dein Heiligthum!
Wie wird Dein Zorn, o HErr, uns strafen,
Wenn Du die Knechte findest schlafen,
Und unbekümmert um und um! —
HErr, weck uns kräftig auf;
Bezeichne Du den Lauf,
Rüst' uns mit Deines Geistes Schwerte,
Und sey Du selbst uns der Gefährte!

O welche Wonn', in Jesu Namen
Zu säen seines Wortes Samen
In ein verwüstet Ackerfeld;
In seiner Kraft die Welt zu richten,
Die falschen Götter zu zernichten,
Bis Satans Stuhl und Scepter fällt!

Brich, HErr, den Boden auf,
Wir streuen Saamen d'rauf,
Wir pflanzen, pflegen, sorgen, warten,
Doch Du gibst das Gedeih'n dem Garten!

Dann werden grüne Saaten sproßen;
Die zarte Frucht, die noch verschlossen,
Lockt bald der Sonne Glanz hervor;
Es schwanken die gefüllten Halmen,
Ihr Rauschen ist, wie Klang der Psalmen,
Ein Festlied in der Heil'gen Chor;
O selig, wen ins Feld
Der HErr als Schnitter stellt,
Die große, heil'ge Schaar der Seinen
Zu sammeln in die ew'gen Scheunen!

Lang warst du, Bruder Ham, vergessen,
In tiefer Todesnacht gesessen,
Und warest deiner Brüder Knecht!
Heb' auf, o Bruder, deine Blicke,
Nimm deinen Freibrief jetzt zurücke,
Genieß dein heil'ges Bruderrecht!
Dein Jesus stehet hier!
Er ist ein Bruder dir,
Er hat der Sünder Fluch getragen,
Und deine Ketten dir zerschlagen.

Ihr Söhne Japhets, hört die Klagen,
Sie rufen euch ins Herz, und sagen:
O Brüder, Brüder, bringt uns Heil!
Das schneidet tief in das Gemüthe,
Das wallet brennend durchs Geblüte,
Das schrecket auf, und fordert Eil'!
Die eilfte Stund ist nah'!
Noch steh'n wir wartend da,
Bis uns Dein mahnend Wort versendet!
Hilf, HErr, — bis wir Dein Werk vollendet!

A. O.

Inhalt
des vierten Heftes 1835.

Wanderungen der beiden amerikanischen Missionarien, Herren E. Smith und H. G. O. Dwight unter den armenischen und chaldäischen Christen-Gemeinden in Armenien und Persien, in den Jahren 1830—1831.

Seite.

Namen-Register.

1.) Personen-Register.

(Die römischen Ziffern bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2.) Orts- und Fluß-Register

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen

Bibel-Gesellschaft.

Jahrgang 1835.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. I. Januar 1835.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

---

1. Aus dem dreißigsten Jahresberichte der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft vom Mai 1834.

Im Eingange dieses inhaltsreichen Jahresberichtes nennt die Committee der verehrten brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft mit theilnehmender Liebe die bedeutenden Verluste, welche sie im Laufe des verflossenen Jahres durch den Tod einiger der ausgezeichnetsten und thätigsten Mitglieder ihres Vereins gemacht hat. Von dem ehrwürdigen Präsidenten derselben, dem vollendeten Lord Teignmouth, ist schon in den Blättern des vorigen Jahrgangs gesprochen worden. Wir können nicht umhin, seinem Namen noch zwei andere von Männern hinzuzufügen, welche sich durch ihre wohlthätigen Arbeiten den bleibenden Dank aller Bibelgesellschaften erworben haben.

Einer derselben ist der vollendete Prediger Joseph Hughes, welcher seit der Errichtung der Bibelgesellschaft als einer ihrer Geschäftsträger einen wichtigen Theil ihrer Arbeiten und Sorgen, aber auch ihrer Freuden und Siege mit derselben getheilt hat, und der am 2 October 1833 in die ewige Ruhe abgerufen wurde.

„Ihm, so drückt sich die Committee der Gesellschaft in ihrem Berichte aus, ihm gebührt in hohem Grade der

Preis, zu den ersten Stiftern der Gesellschaft gehört zu haben, und in ihm wünschen wir die mannigfaltige Weisheit und Güte Gottes zu bewundern, die sich so sichtbar zu Tage legte, als einst in einer Privatgesellschaft einem Mitgliede derselben der Gedanke aufstieg: für die Provinz Wallis eine Bibelgesellschaft aufzurichten. „Warum nicht für das ganze vereinigte Königreich? war der Gedanke, der alsobald in unseres vollendeten Freundes Seele aufstieg. Warum nicht eine Bibelgesellschaft für die ganze Welt?" Immer wird die Wissenschaft eine huldreiche Fügung Gottes in dem Umstande ehren, daß der Anblick eines vom Baume fallenden Apfels in der Seele des großen Newtons eine Gedankenreihe ins Leben rief, welche die Welt in Erstaunen setzte. Warum sollten nicht die Freunde der Religion dieselbe Hand Gottes dankbar erkennen, welche diesen einfachen Gedanken in eine Quelle des Heils verwandelte, aus welcher zum Segen des ganzen Menschengeschlechtes bereits mehr als acht Millionen Exemplare der heiligen Schriften mit dem ganzen Gefolge ihrer unnennbaren Wirkungen auf die Welt hervorgeflossen sind.

Ein anderer der unvergeßlichen Menschenfreunde, welche Gott zum Segen für die Welt gesetzet hat, war der edle William Wilberforce, welcher in demselben Jahre seinen Lauf in dieser Welt vollendet hat. „Die Committee, so wird im Jahresberichte derselben bemerkt, vermag nicht den Namen dieses ihres trefflichen Vicepräsidenten zu nennen, ohne zugleich in die allgemeine Weheklage einzustimmen, welche das ganze Vaterland über seinen Hingang zu erheben sich gedrungen fühlt. Wohl hat seit vielen Jahrhunderten kein Einzelner in so hohem Grade wie er einen so umfassenden Einfluß auf die Geschichte der Menschheit ausgeübt, vielleicht keiner wie er mit uneigennützigerem Eifer und rastloserer Beharrlichkeit die hervorstechendsten Talente

des Geistes zur Verherrlichung Gottes und zum Wohl seiner Mitmenschen so treulich angewendet, wie dieß bei dem Vollendeten der Fall war. Seit seinem ersten Eintritt in das öffentliche Leben ward er fast ein halbes Jahrhundert lang unter zunehmenden körperlichen Beschwerden, welche jedoch die Kraft und Heiterkeit seines Gemüthes niemals dämpfen durften, als ein Mittelpunkt betrachtet, auf den ein großer Theil der thätigen Freunde des Christenthums das Auge richtete; und der Vollendete wurde gerade in dem Augenblicke entrückt, als der große Endzweck, dem er vorzugsweise sein Leben gewidmet hatte, die Aufhebung der Sclaverei, zum Ziele gebracht worden war. Seine Religion war in hohem Grade eine Religion des Herzens, und sie verbreitete ihren heilsamen Einfluß über alle Einzelnheiten seines häuslichen und öffentlichen Lebens; und der Umfang seiner Mildthätigkeit stand nicht bloß mit dem Maaß seines zeitlichen Vermögens im strengsten Verhältnisse, sondern wanderte nicht selten über die Grenzlinien hinüber, welche die Klugheit dieser Welt pflichtmäßige Selbsterhaltung zu nennen pflegt.

Der Vollendete war einer der frühesten beharrlichsten und thätigsten Freunde unserer Bibelgesellschaft gewesen. Von ihrem Anfange an war ihm die Einfachheit und Wichtigkeit ihres Gegenstandes klar, denn er hatte mit inniger Wärme den Geist des Bibelbuches umfaßt; gerne bekannte er sich zu ihren umfassenden Grundsätzen, denn sein Herz liebte alle, von denen er glauben durfte, daß sie den HErrn Jesum Christum aufrichtig lieb haben; auch erquickte er sich an ihren weit ausgebreiteten Arbeiten, und ergriff jede Gelegenheit, ihre Sache mit dem Strome hinreißender Beredtsamkeit zu vertheidigen, den Niemand ohne Wonnegefühl hören konnte. Die Committee darf kaum hoffen, einen so mächtigen und allgemein geschätzten Vertheidiger ihrer Sache wieder zu

finden; aber sein umfassender Blick, sein versöhnender Geist und seine warme und ungeheuchelte Liebe zu diesem Werke wird lange unter den Gliedern der Gesellschaft bleiben, und jene Vereinigung der Herzen und des Zweckes erzeugen, von der sich allein unter Gottes Segen ein glücklicher Erfolg unserer Arbeit hoffen läßt.

Bengalen.

Aus dem Jahresberichte der Bibelgesellschaft zu Kalkutta.

Unsere Gesellschaft hat am 18 Januar 1834 ihr Jahresfest gefeiert. Sie hatte die Freude, zu bemerken, daß im Laufe des verflossenen Jahres 17,113 Exemplare des Bibelbuches ganz oder in einzelnen Theilen verbreitet worden sind, und demnach eine größere Anzahl derselben als dieß in irgend einem vorhergehenden Jahre der Fall war. Diese Schriften sind, sowohl in den Schulen der Eingebornen, als von einzelnen Wahrheit suchenden Einwohnern mit viel Dankgefühl aufgenommen worden, und es ist für unsere Herzen eine höchst erfreuliche Thatsache, daß das heilige Bibelbuch, das wenige Jahre zuvor allgemein von der heidnischen Bevölkerung mit Furcht oder Verachtung abgewiesen wurde, nicht nur überall in den Schulen gelesen, sondern besonders von dem jugendlichen Geschlechte mit großer Begierde aufgenommen wird.

Obgleich unsere Gesellschaft für einige Zeit die Thätigkeit eines geschickten und thätigen Freundes zu Burdwan, des Missionars Dürr, vermissen mußte, so können wir doch nicht ohne Gefühle des Dankes die thätigen Dienstleistungen seines Nachfolgers im Werke der Bibelverbreitung erwähnen. Missionar Weitbrecht berichtet unserer Gesellschaft über die von ihm in seiner Umgegend verbreiteten Bibeln und Neuen Testamente Folgendes:

„Die ansehnliche Sendung von englischen und bengalischen Bibeln und Neuen Testamenten, welche mir im verflossenen Jahr von der Gesellschaft zugesendet worden sind, verpflichten mich, den wärmsten Dank für diese köstliche Gabe gegen Sie auszusprechen. Viele Theile des Wortes Gottes, welche bei den festlichen Versammlungen der Hindus ausgetheilt wurden, haben ihren Weg in die entferntesten Gegenden dieses volkreichen Distriktes gefunden, und wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß dieses kräftige Werkzeug zur Bekehrung und Erleuchtung des Sünders sich zu dem Herzen der verfinsterten Heiden, selbst an solchen Stellen eine Bahn bereiten wird, wo die Stimme des Boten Christi bis jetzt nicht gehört wurde. Das Wort Gottes wird nunmehr in unsern bengalischen Schulen von 350 Kindern gelesen, und so wird der Same des Lebens in ihre zarten Herzen ausgestreut. Viele Beispiele liegen vor mir, daß Eltern die Wahrheit des Evangeliums von ihren Kindern lernen, auch liegt die Wirkung hievon sichtbar zu Tage, denn in denjenigen Dörfern, in welchen unsere Schulen aufgerichtet sind, sind auch die Gemüther der Eingebornen für die Predigt des Wortes Gottes viel besser zubereitet, als anderswo. Ein anderer erfreulicher Umstand besteht darin, daß das Wort Gottes in den Pallast des Rajah von Burdwan den Weg gefunden hat, indem vier seiner Familienglieder bengalische Bibeln mit Freuden aufgenommen haben. Jeder derselben versprach mir, das Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen, und ich sagte ihnen von meiner Seite zu, ihnen eine Anleitung zum Verständnisse desselben zu geben.

Tod des ältesten Missionars in Indien, des Herrn Dr. Carey zu Serampore.

Die Committee der brittischen Bibelgesellschaft zu London berichtet hierüber Folgendes:

„Unsere Committee konnte die Nachricht von dem Hingange ihres ehrwürdigen Freundes, des Herrn Dr. Carey zu Serampore nicht vernehmen, ohne eine tiefgefühlte Anerkennung der von Gott ihm verliehenen Talente, so wie seiner Arbeiten und seiner lebendigen Frömmigkeit aussprechen. Zu einer Zeit, wo die brittische Bibelgesellschaft noch nicht aufgerichtet war, war er mit seinen frühern Mitarbeitern in das weite Feld der Bibelübersetzung hineingetreten, um das heilige Werk der Heidenbekehrung, dem er sein Leben gewidmet hatte, auf diesem Wege zu fördern.

Dem Pfade folgend, den die trefflichen dänischen Missionarien vor ihm bezeichnet hatten, segelte er mit einigen seiner Brüder nach dem brittischen Indien, um dort das große Werk der Christenliebe und des Christeneifers zu beginnen, und aller Hindernisse ungeachtet, welche Anfangs jede seiner Hoffnungen niederzuschlagen drohte, arbeitete er 40 Jahre lang im Kreise der zahlreichen Völkersprachen Indiens, um vor Allem die Schwierigkeiten ihrer Erlernung zu überwinden, die heilige Schrift in dieselben überzutragen, und sie sodann dem Volke gedruckt in die Hände zu geben.

Die ausnehmende Leichtigkeit, womit er fremde Sprachen erlernte, machte ihn zu solchem Beginnen vorzugsweise tauglich, und mit welchem beharrlichen Fleiße er diesem gesegneten Werke oblag, geht aus der einzigen Thatsache hervor, daß er in Verbindung mit seinen Mitarbeitern das von Gott ausersehene Werkzeug war, die heiligen Schriften ganz oder theilweise den Völkerstämmen Asiens in 30—40 verschiedenen Mundarten in die Hände zu geben.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. II. Februar 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Frankreich.

Aus dem dreißigsten Jahresberichte der brittischen Bibel-gesellschaft vom Mai 1834.

Der Bericht über unsere Gesellschafts-Arbeiten in Frankreich lautet dieses Jahr anders als es im vorigen Jahre der Fall war. Nicht als ob es an Eifer und Fleiß von Seiten unsers dortigen Geschäftsführers gefehlt hätte, sondern es war für nöthig gefunden worden, die Preise der Bibeln zu erhöhen, um die großen Ausgaben unserer Gesellschaftskasse auf diesem Wege einigermaßen zu vermindern. Dieß hatte nun freilich zur Folge, daß die Bibelumträger in Frankreich bei diesen erhöhten Preisen nur geringen Absatz finden konnten. Es sind indeß die nöthigen Vorkehrungen rücksichtlich dieses Gegenstandes getroffen worden, deren Ergebnisse sich im künftigen Jahre kund thun werden.

Der gesammte Absatz an Bibeln und Neuen Testamenten beläuft sich auf 55,616 Exemplare, welche in den verschiedenen Departements Frankreichs, namentlich im Süden desselben, so wie in der französischen Schweiz vertheilt worden sind.

Die protestantische Bibelgesellschaft zu Paris hat gleichfalls ihre wohlthätigen Arbeiten im vorflossenen

Jahre fortgesetzt und 11,500 Exemplare der heiligen Schriften in Umlauf gesetzt. Neben ihr hat sich zu Paris eine neue Gesellschaft unter der Benennung „französische und auswärtige Bibelgesellschaft" gebildet, zu deren Präsident der verdienstvolle Herr Professor Stapfer erwählt wurde. Die Gründe der Errichtung dieser neuen Gesellschaft werden in einem Umlaufschreiben derselben also angegeben:

„Der letzte Befehl, den unser HErr Jesus Christus vor seinem Hingang zu Gott, seinem Vater, seinen Aposteln gab, bestand darin: allen Völkern ohne Ausnahme das Evangelium zu verkündigen, und sich dabei weder durch ihre Religionsweisen noch durch ihre Entfernungen in ihrem heiligen Berufe beschränken zu lassen. Wenn dieses Gebot Christi den protestantischen Missionsgesellschaften das Siegel ihrer Gültigkeit aufdrückt, so liegt zugleich auch in demselben der Auftrag, daß der Same des göttlichen Wortes unter alle Nationen der Erde ausgestreut werden soll. Die Bibelsache läßt sich unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten auffassen, in so fern sie nämlich zuerst die Bibelbedürfnisse in dem Lande und in der Kirchengemeinschaft zu befriedigen sucht, in deren Mitte sie ihre Geldmittel sammelt. In solchem Falle ist sie örtlicher Natur, gehört einer besondern Kirche an, und obgleich in ihrer Wirksamkeit beschränkt, verdient sie doch die kräftige Unterstützung aller derer, welche das Gedeihen der Kirche Christi auf dem Herzen tragen.

Die Bibelsache läßt sich aber auch als ein Werk betrachten, das die ganze Welt umfaßt, als ein Ackerfeld, das durch das Wort Gottes befruchtet werden soll, und des göttlichen Samens bedarf, um in ein Ackerfeld Jesu Christi umgewandelt zu werden. In dieser Beziehung ist sie allgemein und grenzenlos, indem sie nicht blos alle christlichen Gemeinschaften ohne Unterschied,

sondern auch alle muhamedanischen und heidnischen Länder in sich faßt.

Bis jetzt hat Frankreich zur Förderung der Bibelsache kaum etwas mehr geleistet, als was zunächst das Bedürfniß der protestantischen Kirche im Lande erforderte. Die politischen Umstände unseres Landes haben es lange Zeit zur gebieterischen Pflicht gemacht, die Thätigkeit unserer Bibelgesellschaft auf diese engern Grenzen einzuschränken; allein der Augenblick scheint gekommen zu seyn, wo unsere Arbeiten einen viel größern Umtrieb ins Auge fassen dürfen. Oft schon wurde unter uns der Wunsch ausgesprochen, daß bei einer Bevölkerung Frankreichs, welche 32 Millionen Menschen in sich faßt, unsere Thätigkeit nicht blos auf die eine und die andere Kirchengemeinschaft beschränkt werden sollte. Mit Recht läßt sich fragen: Ob unsere christlichen Brüder in Frankreich sich nicht verpflichtet fühlen sollten, auch für die mächtige römisch-katholische Bevölkerung im Lande zur Verbreitung des Wortes Gottes unter derselben ihre Opfer darzubringen. Und dieß um so mehr, da unsere geographische Lage, unsere Sprache, so wie die ersten Anfänge unserer Missionsanstalt uns die Mittel darbieten, das Wort Gottes in Länder zu bringen, zu welchen andere Völker nicht so leicht den Zutritt finden können. Vortheile dieser Art, welche die Vorsehung Gottes uns anvertraute, scheinen uns doch die ernste Verpflichtung aufzulegen, für die Verbreitung christlicher Erkenntniß die angemessenen Versuche zu machen."

Deutschland.

Der Geschäftsführer unserer Gesellschaft in Deutschland, Herr Dr. Pinkerton zu Frankfurt, hat uns über seine Arbeiten im verflossenen Jahre folgende interessante Mittheilungen zugesendet:

„Aus den vierteljährigen Berichten ergibt sich, daß in dem Jahr 1833 unsern mitarbeitenden Freunden in verschiedenen Ländern Deutschlands 30,968 Exemplare der heiligen Schriften zur Verbreitung in ihre Umgegenden zugesendet worden sind. Unter dieser Anzahl befanden sich 5,471 protestantische Bibeln, 14,774 lutherische Testamente, 9,842 katholische Testamente, so wie 881 Bibeln und Testamente in verschiedenen Sprachen. Der Erlös für dieselben bestand, nach Abzug der Fracht und anderer Kosten, in 9,217 fl. 13 kr., wozu ein Legat von 100 fl. kommt, welches eine fromme Wittwe der Bibelgesellschaft vermacht hat. Innerhalb derselben Zeit sind 30,031 Exemplare der heiligen Schriften auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und 27,366 eingebunden worden. Wir besitzen gegenwärtig eilf Auflagen der heil. Schriften in sieben verschiedenen Sprachen Deutschlands und des östlichen Europas in unserem Vorrathe. Unter diesen wichtigen und umfassenden Arbeiten haben wir die Unterstützung unseres Gottes aufs Neue reichlich erfahren dürfen, auch ließ er es uns nicht an neuen Zeugnissen fehlen, daß Sein Segen auf unserer Arbeit ruht.

Auf einer im vergangenen Herbst gemachten Reise, die auf 300 deutsche Meilen sich erstreckte, durfte ich in den preußischen Staaten, so wie in den Gebieten von Hannover, an manchen Stellen ein neuerwachtes Leben ächter Religiosität und fortgesetzte Nachfragen nach dem Worte Gottes für Familienkreise und Schulen zu meiner Freude gewahren; und obgleich der Bestand unserer Gesellschaftskasse es nothwendig machte, das Werk der Bibelverbreitung ansehnlich zu beschränken, so preist doch meine Seele den Namen des HErrn, daß Er es uns gelingen ließ, in den jüngst verflossenen zwölf Monaten 30,968 Bibeln und Testamente unter den Armen der umliegenden Länder auszubreiten. Dieß würde vor etwa dreißig Jahren, als etwas ganz Außerordentliches be-

trachtet worden seyn, aber seit der Errichtung der Bibelgesellschaften wird es kaum mehr als etwas Bemerkenswerthes angesehen. Dennoch ist es eine große geistliche und sittliche Gewalt, welche auf den Acker der Welt hinausgestellt wurde, um die Mächte der Finsterniß und den Fürsten der Welt, der in unsern Tagen so gewaltig in den Herzen der Kinder des Unglaubens wirkt, zu bekämpfen; denn um mich der Worte eines alten Verfassers zu bedienen, so enthält „jeder einzelne Band dieses heiligen Heeres die unfehlbare Richtschnur des Glaubens, den unbeweglichen Grund der Hoffnung, den sichersten Führer des Lebens, der Seele reichste Vorrathskammer, das geistliche Zeughaus, das heilige Oel der Andacht, den unerschöpflichen Gottesquell der Betrachtung, und den nie versiegenden Brunnen des Trostes.“ Lassen Sie uns daher unausgesetzt zu dem HErrn flehen, daß Sein Segen auch ferner auf unsern Arbeiten ruhe; und daß diejenigen, welche von uns den köstlichen Schatz seiner Wahrheit empfangen, denselben fleißig betrachten; das, was sie lesen, auch verstehen, das, was sie verstehen, auch glauben, und das, was sie glauben, auch im Leben ausüben lernen mögen.“

Dänemark.

Die Uebersetzung des Alten Testamentes in die grönländische Sprache rückt unter der Leitung der dänischen Bibelgesellschaft vorwärts, und Herr Dr. Möller in Kopenhagen meldet hierüber Folgendes:

„Ich habe das Vergnügen, Ihnen mit dieser Gelegenheit zwei Exemplare der Uebersetzung einiger alttestamentlichen Schriften des zweiten und fünften Buchs Mosis, so wie der Bücher Hiob, Esra, Nehemia, Esther und Ruth zuzusenden, welche Herr Pastor Kragh als Fortsetzung einiger bereits übersetzten alttestamentlichen

Bücher in die grönländische Sprache übergetragen hat. Ich füge hier zugleich die Bemerkung bei, daß der Uebersetzer mir in jeder Hinsicht auf eine so empfehlenswerthe Weise bekannt ist, daß man sich auf die Treue und Richtigkeit seiner Uebersetzung verlassen kann. Nach Vollendung seiner Universitäts-Studien im Jahr 1817 ging derselbe als Missionar nach Grönland, wo er zehn Jahre wohnte, und wo ihn die Grönländer als einen zweiten Egede oder Fabricius ehrten. Er verließ Grönland sehr ungern, und blos um seiner Kinder willen, denen er Gelegenheit zum Unterrichte verschaffen wollte. Da er an eine Grönländerin verheirathet ist, so ist die Sprache dieses Volkes die tägliche Familiensprache bei ihm geworden, obgleich er als lutherischer Geistlicher in Jütland angestellt ist. Unsere Gesellschaft hätte keinen bessern Uebersetzer finden können als er ist, und er erhielt daher von derselben den Auftrag, mit der Uebersetzung der alttestamentlichen Bücher fortzufahren. Bekanntlich sind die Grönländer seit Egede's Zeit im Besitze des Neuen Testamentes gewesen, das in verschiedenen Auflagen für sie gedruckt wurde.

Rußland.

Aus dem zweiten Berichte der protestantischen Bibelgesellschaft in Petersburg.

Seit unserem ersten Berichte, der vor zwei Jahren erschien, haben sich zu Moskau, Puldaua, Nowgorod und Wilna Hülfsvereine gebildet, deren nunmehr dreizehn sind, von denen einige das Werk der Bibelverbreitung kräftig unterstützen. Aus einem Berichte des Herrn Predigers Viereck von Kasan geht hervor, daß er sowohl in dieser Stadt selbst als auf seinen amtlichen Reisen häufig Gelegenheit findet, Exemplare der heiligen Schriften in deutscher, polnischer, litthauischer, esthni-

scher und finnischer Sprache an Einzelne zu vertheilen, denen diese köstliche Gabe um so willkommner ist, da sie in ihrer vereinzelten Lage nur selten Gelegenheit haben, der öffentlichen Gottesverehrung in der Kirche beizuwohnen, und daher alles Religionsunterrichtes beraubt sind. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf protestantische Soldaten und solche Gefangene hingerichtet, welche auf ihrem Wege nach Sibirien durch Kasan gebracht werden. Unter diesen fand er am Ende des verflossenen Jahres auch einige Deutsche, welche auf die Frage: ob sie nicht das Wort Gottes mit einander lesen? in eine laute Wehklage ausbrachen, und erklärten, die heilige Schrift würde die Quelle des süßesten Trostes in ihrem Elende für sie seyn, wenn sie nur dieselbige erhalten könnten. Es waren eilf Deutsche unter der Zahl der Gefangenen, und Herr Viereck zauderte keinen Augenblick, jeden derselben mit einem Neuen Testamente zu versehen. „Die Freudenthränen, schreibt derselbe, welche beim Empfang dieser köstlichen Gabe aus ihren Augen quollen, waren für mich ein sattsamer Beweis, daß das Wort des HErrn gute Früchte unter ihnen tragen werde.“

Seit unserem letzten Berichte haben wir auch sehr erfreuliche Nachrichten von den protestantischen Predigern und Missionarien der Basler-Gesellschaft erhalten, welche in verschiedenen Distrikten des Kaukasus angestellt sind. Herr Prediger Lang von Karaß schreibt unter Anderm in seinem Berichte, daß eines der Kinder, welche beim Ueberfall der Kolonie Madschar im Sommer 1832 von den Circaßiern geraubt wurden und kürzlich seine Erlösung aus der Gefangenschaft fand, ihm gar vieles von dem großen Trost erzählt habe, den es aus dem Lesen des kleinen Testamentes schöpfte, welches dieses arme Kind mit sich in die Sclaverei nach einem Lande brachte, dessen Bewohner noch in Finsterniß und

Todesschatten sitzen. Er fügt hinzu, dieses Testament sey jetzt im Besitze eines andern Kindes, das sehnsuchtsvoll seiner Befreiung entgegen harre; auch bemerkt er, daß die Circasier voll Ingrimms werden, wenn diese Kinder durch fleißiges Lesen der Evangelien unseres HErrn Jesu Christi sich wechselsweise zur treuen Beharrlichkeit in ihrem allerheiligsten Glauben ermuntern, und daß sie auf verschiedene Weisen versuchten, diese lieben Kleinen vom Wege des Heils abwendig zu machen, und sie zu ihren heidnisch-muhamedanischen Irrthümern zu verführen.

Herr Prediger Dittrich zu Tiflis, welcher nunmehr als Oberpastor der deutschen Kolonialgemeinden in Grusien angestellt ist, hat die Leitung der Bibelverbreitung daselbst übernommen; auch haben wir durch die Missionarien in der Bergfestung Schuscha Gelegenheit gefunden, unsere Verbindungen bis nach Persien hin auszudehnen. Kürzlich wurde einem der zu Tebris angestellten Missionarien der Basler-Gesellschaft ein Vorrath englischer und französischer Bibelschriften zugesendet, zum Gebrauch einer Schule, welche er unter dem Schutze der Regierung für persische Jünglinge aufgerichtet hat.

In den beiden letzten Jahren vom April 1832 bis 1 Mai 1834 hat unsere Gesellschaft unter den Protestanten in Rußland 16,908 Bibeln und Neue Testamente ausgetheilt. Ihre Einnahmen an Beiträgen und Erlös beliefen sich innerhalb dieses Zeitraumes auf 25,252 Rubel, wovon 11,130 Rubel ausgegeben wurden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. III. Merz 1835.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1834.

Malta. Nach dieser Insel sind im verflossenen Jahr neue ansehnliche Vorräthe heiliger Schriften in verschiedenen Sprachen versendet worden. Der Druck des türkisch-armenischen Testamentes, den die amerikanischen Missionarien auf Malta auf Kosten der Gesellschaft besorgten, wurde vollendet, und 2,000 Exemplare desselben zur Verbreitung zugerüstet. Aus einem erfreulichen Schreiben unserer Freunde auf Malta heben wir folgende Stelle aus: „Gewiß werden Sie sich mit uns in Dank gegen unsern HErrn und Heiland vereinen, wenn ich Ihnen sage, daß Seine Hand wider alle Erwartung eine weite Thüre hier aufgethan hat, und daß Sein heiliges Wort nicht nur zu den Hütten der Armen, sondern auch zu den Pallästen der Großen und Reichen auf dieser Insel den Zutritt findet. Juden und Muhamedaner fangen an, das Wort Gottes zu lesen und zu hören. Seit dem 9 Juli, da ich meine Wohnung bezog, bis auf diese Stunde, war meine Wohnstube manchen Tag vom Morgen bis zum Abend ohne Unterlaß mit Juden und Muhamedanern angefüllt, und der HErr gab mir Gelegenheit, denselben das Heil in Christo Jesu

anzupreisen. Bereits habe ich bei 200 Exemplare der heiligen Schriften meist in arabischer und hebräischer Sprache unter ihnen abgesetzt, von denen ich etwa nur 12 unentgeldlich weggegeben habe; auch an die Griechen, welche hier leben, habe ich eine Anzahl Neuer Testamente verkauft, und da diese Leute meist sehr arm sind, ihnen dieselben um sehr niedrige Preise gegeben, eben so habe ich dem griechischen Papa für die ärmsten Bewohner seiner Diöcese einige Neue Testamente zugestellt."

Die Anzahl heiliger Schriften, welche im verflossenen Jahr von Malta aus verbreitet wurden, beläuft sich auf 5685 Exemplare. Die Uebersetzungsarbeit in der neugriechischen Bibel wurde theilweise unterbrochen, indeß sind die fünf Bücher Mosis, so wie das Buch Josua im Druck vollendet, und 2,000 Exemplare derselben gebunden nach den Ländern des Mittelmeeres versendet worden. Herr Lowndes, der sich mit der Verbreitung der heiligen Schriften in diesen Ländern beschäftigt, schreibt hierüber: „Diese Bücher werden überall einen dankbaren Empfang finden. Die griechische Uebersetzung ist trefflich gerathen und man liest sie mit Vergnügen; und wenn einmal das ganze Alte Testament in derselben vollendet seyn wird, so werden sich die Griechen im Besitze eines Buches befinden, nach welchem sie schon längst verlangten, und das sie, wie ich hoffen darf, hochschätzen werden. Ich achte es für eine große Gnade, die Gott mir zufließen ließ, daß ich meinen geringen Beitrag zu dieser Bibelübersetzung hinzufügen darf, und Niemand mehr als ich wird sich freuen, wenn dieselbe bald und glücklich vollendet seyn wird."

Auch Herr Barker bestätigt in einem seiner Briefe den Werth dieser griechischen Bibelübersetzung. Missionar Temple, so schreibt derselbe, hat das erste Buch Mosis mit dem hebräischen Texte verglichen, und er ist mit der Uebersetzung ungemein wohl zufrieden. Sie ist nicht blos

treu, sondern auch sprachrichtig, und er spricht seine Meinungdahin aus, daß wir eine treffliche Arbeit erwarten dürfen, wenn in demselben Geiste und in derselben Schreibart an dieser Uebersetzung fortgearbeitet wird. Die Sprache, schreibt er, ist weder zu alt noch zu neu, sondern gerade so, wie sie seyn soll. Auch sein griechischer Uebersetzer, Petrocokino ist derselben Ansicht. Der Lehrer der hellenistischen Schule zu Smyrna, Herr Abraham, beschäftigt sich gegenwärtig mit der genauern Prüfung dieses Werkes, und er spricht sehr günstig von dem, was er bis jetzt davon gelesen hat.

Herr Leeves hat von unserer Gesellschaft 200 deutsche Bibeln zur Vertheilung unter die baierischen Soldaten in Griechenland verlangt; auch gibt derselbe von der Verbreitung des Wortes Gottes im verflossenen Jahre folgende Nachricht: „Bis zu meiner Abreise von Corfu im verflossenen Juli habe ich im Laufe des Jahres 886 Exemplare in Umlauf gesetzt, von denen 203 griechische Neue Testamente in die Schulen verschiedener Inseln dieses Meeres gegeben worden sind. Herr Baron Theokoki, vormaliger Präsident des jonischen Senates, hat sich aufs Neue sehr thätig dabei bewiesen, und mir erst kürzlich 50 Thaler als Erlös mit dem Wunsche zugesendet, daß ihm bald ein neuer Vorrath heil. Schriften in verschiedenen Sprachen mitgetheilt werden möge."

Noch immer setzen unsere christlichen Freunde zu Smyrna ihre Thätigkeit für die Verbreitung des Wortes Gottes in den türkischen Staaten emsig fort, und bei 6000 Exemplare derselben in griechischer, arabischer, armenischer und serbischer Sprache sind ihnen im verflossenen Jahre zugesendet worden.

Servien. Herr Barker hat eine neue Reise nach Servien gemacht, und wir sehen uns veranlaßt, einige Stellen aus seinem Reiseberichte hier herauszuheben. Von einem Auftritt in der Schule zu Yioggodina

schreibt derselbe Folgendes: „Obgleich mein Dolmetscher und ich zehn Sprachen mit einander reden konnten, so war es uns doch nicht möglich, uns dem Lehrer der Schule verständlich zu machen. Ich gab ihm ein Zeichen, mit mir zu kommen, und legte ihm nun in meiner Wohnung ein servisches Neues Testament in die Hand. Kaum hatte er angefangen, in demselben zu lesen, so rief er aus: Dobri! Dobri! (Gut, Gut!) Er schien über dieses Buch so hoch erfreut, und las dasselbe mit so sichtbarem Vergnügen, daß ich einer Person, die in der Nähe stand, und servisch sprach, den Auftrag gab, dem Schullehrer zu sagen, daß ich ihm dieses Buch zum Geschenk mache. Er konnte es kaum glauben, daß es mir Ernst war, bis ich es ihm durch Andere bestätigen ließ; und nun drückte er durch wiederholte Verbeugungen seinen Dank für diese köstliche Gabe aus.

Fruchtbarer als zu Belgrad war sein Aufenthalt zu Nissa, wo er durch den freundlichen Empfang für manche Leiden und Beschwerden entschädigt wurde, welche mit einer Reise durch Servien verbunden sind: „Schon Morgens früh, schreibt Herr Barker, machte ich mit dem Verkauf der Neuen Testamente den Anfang, und da es bald in der Stadt allgemein bekannt wurde, welche Bücher ich zum Verkauf anbiete, so stürzte nun das Volk so rasch auf mich los, daß innerhalb weniger Stunden mein ganzer Büchervorrath völlig erschöpft war, der aus 100 servischen Neuen Testamenten bestanden hatte. Den ganzen Tag über ließen mir nun die Leute keine Ruhe, um Bibeln zu haben, und zu meinem Schmerz mußte ich ihnen sagen, daß ich keine derselben mehr bei mir habe. Manche wollten mir nicht glauben, und fuhren mit ihren Bitten fort, Andere baten mich, sie wenigstens ein Paar Kapitel aus dem Exemplare, das ich übrig behalten hatte, lesen zu lassen. Auf diese Weise wurde der Schmerz über den Widerstand, den zu Belgrad

der Fürst dieser Welt der Verbreitung des Wortes Gottes entgegen gesetzt hatte, in dieser Stadt weit überwogen durch die Freude, welche mir das Verlangen dieser Einwohner nach dem Besitze der heiligen Schriften gewährte."

Canton in China.

Zu dem schweren Verluste, den vor wenigen Monaten die brittische und ausländische Bibelgesellschaft zu beklagen hatte, hat der verborgene Rath des HErrn einen neuen in dem Hingange des verehrten Herrn Dr. Morrison zu Canton in China hinzugefügt. Die Namen beider Männer werden in den Reihen der Edlen, denen das Wort des HErrn eine Leuchte des Lebens war, und die an seiner Verbreitung unter den Völkern der Erde gearbeitet haben, eine bleibende Stelle bewahren. Die Talente des vollendeten Carey waren der Uebertragung der heiligen Schriften in eine große Anzahl indischer Sprachen geweiht. Der selige Morrison faßte seine ausgezeichneten Geisteskräfte in einer einzigen Sprache, der Chinesischen, zusammen. Carey erreichte ein hohes Greisenalter, und ward als eine gereifte Garbe in die Scheune Gottes eingesammelt; Morrison wurde in der Blüthe seines Lebens von hinnen gerufen, in einem Alter, wo noch manche Frucht der Arbeit in dem Weinberge des HErrn von seiner Lebensthätigkeit erwartet werden durfte. Beide haben indeß das ihnen angewiesene Tagewerk vollendet, und beiden gilt, wie wir getrost hoffen, der gnadenreiche Zuruf unseres HErrn: „Ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines HErrn Freude!"

Schon sind 27 Jahre verflossen, als Dr. Morrison, damals noch ein junger Mann, das ungeheuer

große gänzlich versäumte Missionsfeld China's betrat, in das bis jetzt noch kein protestantischer Missionar hinein getreten war. Dr. Marschmann war gerade um diese Zeit in einer fernen Provinz Indiens damit beschäftigt, den Versuch zu wagen, eine der schwersten Sprachen der Weltvölker durch seine Forschungen zu überwinden, um eine Uebersetzung der heiligen Schriften in die chinesische Sprache zu Stande zu bringen, die auch wirklich einige Jahre später auf der Missionspresse zu Serampore im Druck erschien. Aber Dr. Morrison war der erste, welcher denselben Versuch in China selbst wagte, und der Herr ließ ihn so lange leben, um dieses Riesenwerk zu vollenden, und 300 Millionen unsterblicher Geschöpfe die Offenbarungen des lebendigen Gottes in ihrer Muttersprache in die Hände zu geben.

Es läßt sich leichter begreifen als beschreiben, wie viel Geisteskräfte und Eifer, wie viel Hingebung und Beharrlichkeit zu solchem Werke gefordert wurde. Allein dieß war nicht die einzige Aufgabe, welche Morrison zu lösen hatte, auch sein chinesisches Wörterbuch ist ein edles Denkmal seines Fleisses und seiner Gelehrsamkeit, das für den Völkerverkehr im Osten viel Früchte erwarten läßt. Ebenso gab er auch mehrere kleinere Werke in chinesischer Sprache heraus, unter denen seine Uebersetzung der Liturgie der Kirche Englands ins Chinesische besonders genannt zu werden verdient.

Während die Committee der Bibelgesellschaft sich veranlaßt sieht, den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes zu beweinen, findet sie zugleich Ursache genug, Gott dafür von Herzen zu danken, daß er die Lebensjahre desselben so lange fristete, bis eine feste Grundlage für die evangelische Missionsarbeit in China durch ihn gelegt war, und daß an seiner Seite wackere Mitgehülfen, ein Dyer, ein Medhurst, ein Gützlaff und Andere herangewachsen sind, welche umgürtet an den Lenden

in seinem Arbeitskreise mit Freuden sich theilen. Wir haben eben darum Ermunterungsgrund genug zu glauben, daß früher oder später auf den Trümmern des chinesischen Aberglaubens der heilige Tempel des Christenthums werde aufgebauet werden, und daß bald innerhalb der Grenzen dieses unermeßlichen Reiches Millionen von Einwohnern Dem ihre Loblieder darbringen, dessen Name über alle Namen ist, und vor dem sich alle Kniee beugen müssen.

Smyrna.

Herr Barker, welcher als Agent der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft sich gewöhnlich in dieser Stadt aufhält, um die Sache der Bibelverbreitung in den türkischen Staaten zu leiten, schreibt von dorther: „Zum Preise Gottes rückt hier unsere Arbeit im Stillen immer vorwärts, obgleich ein kaiserlicher Befehl, welcher den Seidehandel nur auf Konstantinopel beschränkt, zur Folge hatte, daß Smyrna fast keine Kaufleute mehr aus dem Innern des Landes sieht, und uns eben dadurch auch die Gelegenheiten, das Wort Gottes dorthin zu senden, vermindert worden sind.

Missionar Lewis, von der Londner-Gesellschaft zur Bekehrung Israels hieher gesendet, um die zahlreichen jüdischen Einwohner dieser Stadt zum Antheil am Reiche Gottes einzuladen, hat im verflossenen Jahre 50 Exemplare des jüdisch-spanischen neuen Testamentes unter denselben in Smyrna ausgetheilt, und er äußert die Hoffnung, auch unter den türkischen Einwohnern Gelegenheit zu finden, die heiligen Schriften ihnen in die Hände zu geben. Unserer Committee wurde der lebhafte Wunsch ausgedrückt, das erste Buch Mosis, so wie die Psalmen, in der türkischen Sprache besonders abdrucken zu lassen, und die Presse ist wirklich mit dem Druck von 1000 Exemplarien dieser Bücher beschäftigt, um dieselben als die ersten Vorläufer des ganzen Bibelbuches unter dem türkischen Volke zu gebrauchen.

Selten gedenken wir daran, welche hohe Vorzüge wir mitten im Schooße der christlichen Kirche und im

Genusse ihrer gnadenreichen Unterrichtsmittel und ihrer Gottesdienste täglich zu genießen haben; und es thut Noth, uns von unsern geliebten Freunden im heidnischen und muhamedanischen Auslande an die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott für diese selten genug erkannten Wohlthaten erinnern zu lassen. So schreibt uns Herr Barker aus den Gebieten des türkischen Volkes her: „Welche Vorzüge genießen Sie doch, so viele christliche Brüder um sich zu haben, welche der Sache des verachteten Jesus und seiner Kirche mit warmer Liebe ergeben sind. Die vielen christlichen Feste, welche in London und an andern Orten gefeiert werden, die täglich offenstehenden Tempel des HErrn, welche auf allen Seiten die Christen einladen, ihre Dank- und Lobgesänge zur Ehre Dessen zu vereinigen, der da lebet und herrscht jetzt und in Ewigkeit; die zahlreichen Rettungsanstalten für Arme, Kranke, Blinde, Taubstumme, Wittwen und Waisen, und die verlassene Jugend; die christlichen Institute aller Art, welche im Schooße der Kirche aufgerichtet stehen, zeigen sie uns nicht deutlich, daß der Segen Gottes noch auf unserem geliebten Vaterlande ruht, und daß diejenigen unaussprechlich glücklich sind, welche in einem Lande wohnen, wo man täglich und stündlich Gelegenheit findet, die freundliche Stimme des guten Hirten zu hören, und die Gotteskraft des Evangeliums in der Bekehrung armer Sünder wahrnehmen zu dürfen. Welch eine Seligkeit ist es doch, eine Anzahl von Brüdern und Schwestern um sich her zu finden, denen Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit gleich groß und theuer ist, und die bereit stehen, für Seine Verherrlichung zu leben und zu wirken. Zwar weiß ich wohl, daß noch viel Lasterhaftigkeit mitten unter diesen Segnungen der Kirche umher wandelt, aber doch scheinet noch das Licht auf dem Leuchter und ist nicht unter den Scheffel gestellt, und die, welche dasselbe begreifen, können es schauen, und ihren Vater im Himmel dafür preisen. Aber in diesen Ländern ist alles umher grauenvolle Finsterniß, und dieß von fürchterlicher Art. Möge der HErr sie bald mit seinem starken Arme vertreiben, und sein Licht durch das finstere Gewölke hindurch brechen lassen!

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. IV. April 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1834.

Griechenland.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahres hat Herr Barker einige griechische Inseln besucht, und nach seiner glücklichen Rückkehr von der Reise schreibt er Folgendes:

„Gepriesen sey Gott, der mich wieder glücklich nach Hause gebracht hat, nachdem ich auf den Inseln Tschesme, Scio, Samos, Patmos, Stanchio, Rhodes, Symi und Mytilene eine Wanderung gemacht, und auf denselben zum Theil in den Schulen 637 Exemplare der heiligen Schriften verbreitet habe. Ich war im Ganzen 46 Tage abwesend, und hätte mich das Wetter begünstigt, so würde ich noch viel mehr Orte besucht haben. Ich habe Ursache, für das, was ich auf dieser Wanderung thun durfte, dankbar zu seyn; das Wort Gottes hat an jeder Stelle, die ich besuchte, die Insel Stanchio oder Cos ausgenommen, eine gute Aufnahme gefunden, und wurde an vielen Stellen mit dankbarer Freude bewillkommt. Ein neues Arbeitsfeld hat sich unserer Gesellschaft auf diesen Inseln aufgeschlossen, und ich hatte die Freude, die heiligen Schriften in neugriechischer Sprache zum

Erstenmal an Orten einzuführen, wo sie zuvor noch nicht gelesen worden waren.

Auf der Insel Samos befinden sich 3 hellenistische und 10 lankasterische Schulen. Die letztern befinden sich größtentheils ohne Bücher, und ich konnte dieses Mal sie nicht alle mit heiligen Schriften versehen, wenn ich für die übrigen Inseln, die ich besuchen wollte, einen kleinen Vorrath übrig behalten wollte. Ich erfuhr von dem Konsul, daß die Nachricht von meiner Ankunft in die Dörfer im Innern der Insel gelangt war, und daß ihm von den Einwohnern derselben Briefe zugesendet worden waren, um von mir heilige Schriften für ihre Schulen zu erbitten. Ich ließ dem Konsul einige derselben zurück, und versprach ihm noch mehrere nachzusenden. Dem jungen Manne, der bei mir war, gelang der Verkauf von Bibelschriften so gut, daß ich genöthigt war, ihm zu sagen, auf den Straßen keine derselben mehr zum Kaufe auszubieten; indeß wurden wir nicht lange ruhig gelassen, denn die Leute kamen auf unser Schiff, um Neue Testamente zu suchen, und die Armen unter ihnen konnte ich nicht mit leerer Hand von mir weggehen lassen. Einige derselben brachten Geflügel herbei, Andere Trauben oder sonstige Nahrungsmittel, um damit ein Neues Testament zu gewinnen oder ein Psalmbuch, für das sie sehr dankbar waren. Bei meinem frühern Besuche hatte ich den Vorstehern des Lazareths ein Paar Neue Testamente zurückgelassen, und jetzt sandten sie mir als Zeichen der Erkenntlichkeit einen großen Korb voll der schönsten Trauben, welche die Insel erzeugt. Unser Schiff war immer mit Booten voller Knaben umringt, welche um Neue Testamente baten, so daß am Ende unser Kapitän genöthigt war, tiefer in die See hinauszusegeln, um dem Ungestümm ihrer Bitten zu entgehen, und einen kleinen Vorrath von Bibelschriften für die weitere Reise übrig zu behalten."

Die cykladischen Inseln.

Aus einem Briefe des Herrn Predigers Leeves.

Syra den 21 November 1834.

„Syra ist, wie Sie wissen, die Hauptstadt dieser Nomarchie, welche die Inselngruppen der sogenannten Cykladen in sich faßt. Die natürliche Lage dieser Insel, ihre ansehnliche Bevölkerung, so wie der bedeutende Handel, der von hier aus getrieben wird, gibt ihr diesen Vorzug vor den zahlreichen Schwestern-Inseln, welche um sie her liegen. Besteigt man nämlich den Gipfel eines ihrer Hügel, so erblickt das Auge der Reihe nach in der weiten Meeresrunde umher die Inseln Andros, Tinos, Mycone und Delos, Naxos, Paros, Antiparos, Syphnos, Serphos, Thernika und Zea, bis es im Kreise umher wieder nach Andros zurückkehrt. Weiter südlich faßt diese Nomarchie noch eine zweite Reihe von Inseln: Milo, Cimolo, Nio, Santoria und andere in sich; unter allen diesen Inseln, in deren Mitte wir leben, hatte ich bis jetzt nur Tinos und Thermia besucht, und es lag mir am Herzen, mit ihrem Zustande genauer bekannt zu werden, und jeder derselben einige Exemplare des Wortes Gottes zurück zu lassen. Ich miethete daher ein bedecktes Boot, brachte einen Vorrath von Bibelschriften auf dasselbe, und machte mich, begleitet von einem jungen Griechen, meinem Gehülfen Soterios, am 8 Oktober dieses Jahres auf den Weg.

Da uns der heftige Wind nicht gestattete, Mycone und Delos zu erreichen, so steuerten wir der Insel Naxos zu, wo wir nach 4 Stunden beschwerlicher Ueberfahrt anlangten. Die gefährliche Einfahrt in den Hafen wird durch die Trümmer eines alten Bachus-Tempels bezeichnet, der auf einer kleinen Insel nahe bei der Stadt steht. Ein auf einen Hügel gebautes Kastell, die ehemalige Residenz der Herzoge von Naxos, über-

blickt die untere Stadt, deren Einwohner aus Griechen der orientalischen Kirche bestehen, indeß die römisch-katholischen Griechen etwa dreihundert an der Zahl, mit einem Erzbischoffe und 4 Klöstern, die obere Stadt auf dem Hügel bewohnen. Die Griechen schlagen die Bevölkerung dieser Insel auf 14000—15000 Seelen an, welche außer der Stadt in 34 Dörfern zerstreut umherwohnen. Das Innere dieser Insel ist so fruchtbar und schön, wie ich in solchem Grade nichts Aehnliches auf den übrigen Cykladen angetroffen habe. Wir wurden von dem brittischen Vicekonsul auf dem Kastell gastfreundlich aufgenommen, und ich hatte während meines Aufenthaltes vielfache Gelegenheit, mit den Einwohnern über religiöse Gegenstände mich zu unterhalten. Während der 2 Tage, die wir hier zubrachten, theilte ich 70 Exemplare des Neuen Testamentes und des Psalmbuches unter die Einwohner aus, von denen viele auch in die Hände der römischen Katholiken kamen, die sie mit Begierde und Dank in Empfang nahmen. Seit meiner Rückkehr habe ich nun erfahren, daß der Erzbischof daselbst einige dieser Exemplare von seinen Untergebenen zurückgefordert und verbrannt habe; ich darf indeß mit Zuversicht hoffen, daß dieß nicht bei Allen der Fall war, und daß vielleicht die Uebriggebliebenen nur desto aufmerksamere und heilsbegierigere Leser finden werden. Auch dem griechischen Erzbischof, der auf dieser Insel wohnt, machte ich einen Besuch. Dieser war gegen den Nutzen einer allgemeinen Verbreitung der heiligen Schriften mit viel Vorurtheil eingenommen, fand sich aber doch durch meine Bemerkungen veranlaßt, einige Neue Testamente anzunehmen, die er unter seinen Landpriestern auszubreiten versprach. Der Eparch, den ich besuchte, war ungemein freundlich, und nahm mit Freuden das Wort Gottes an, und ich habe Ursache zu hoffen, daß der auf Naxos ausgestreute gute Saame nicht auf unfruchtbaren Felsenboden gefallen seyn wird.

Am 10 Oktober steuerten wir nach der gegenüberliegenden Insel Paros hinüber, und landeten bei der Stadt Naussa, welche am Hafen gleichen Namens liegt, welcher der beste in diesen Gewässern ist, und von englischen und französischen Schiffen häufig besucht wird. Wir fanden unser Quartier in dem Hause eines Herrn, welcher früher von Livorno nach Syra die Reise mit mir gemacht hatte, und dem ich ein Paar Exemplare der heiligen Schriften zurückließ; und am andern Morgen setzten wir auf Maulthieren unsern Weg nach der Hauptstadt dieser Insel, Parkia, fort. Unterwegs besuchten wir die alten Marmorgruben, aus denen der berühmte Parische Marmor gegraben wurde, und stiegen mit Fakeln in eine der tiefsten Höhlen hinab, die sich hier befinden. Die Nacht brachten wir zu Agio Mena, einem Kloster zu, das kürzlich von der Regierung unterdrückt wurde, und dessen Einkommen die Regierung in Beschlag genommen hat. Dasselbe Schicksal hat alle übrigen Klöster der Insel getroffen, in denen nicht mehr als sechs Mönche wohnen. Indeß wußte doch ein Abkömmling des Stifters dieses Klosters die Grundstücke desselben als Privateigenthum sich zu sichern. Diesem ließ ich einige Neue Testamente zurück, und bat ihn, sie in einem großen Dorfe auf der Anhöhe des Berges, das ich nicht besuchen konnte, zu verbreiten. Zu Parkia brachten wir einen Tag zu; hier fanden wir die öffentlichen Schulen aufgelöst, indeß hatte ich dennoch Gelegenheit, einige Neue Testamente unter dem Volke zu vertheilen, und andere zum Verkaufe zurückzulassen.

Nachmittags den 13 Oktober bestiegen wir abermals unser Boot, und segelten nach Antiparos hinüber. Diese Insel faßt nur ein einziges armseliges Dorf in sich, das den Seeräubern zum Aufenthalt und Schutz diente, da es einer Festung ähnlich ist, indem diese Insel zu allen Zeiten als Lieblingsaufenthalt der Seeräuber

berüchtigt ist. Ihre Einwohner, die sich auf 300—400 Köpfe belaufen, sind ein gemischtes Geschlecht, und stammen meist von französischen oder maltesischen Abenteurern her, die als Räuber auf dem Meere umherstreiften, und keinem Volke angehören. Der Oberpriester des Dorfes, ein gut aussehender Mann, sagte mir, daß er aus einer französischen Familie abstamme. Die gegenwärtigen Einwohner der Insel sind in die tiefste Unwissenheit hinabgesunken, und ich konnte außer den Priestern nur zwei Erwachsene finden, welche lesen konnten; auch die Schule ist sehr wenig besucht, indem die Leute den Werth des Unterrichtes nicht zu schätzen wissen. Ich ließ einige Exemplare heiliger Schriften zurück, und bat die Priester dringend, daß sie sich doch den Religionsunterricht der Jugend angelegen seyn lassen möchten, was sie auch zu thun versprachen.

Von Antiparos segelten wir nach der Insel Syphnos hinüber. Dieß ist eine arme und öde, aber gesunde und malerische Insel, deren Bevölkerung in 4 grossen Dörfern auf etwa 5000 Seelen sich beläuft. Die Erzeugnisse des Bodens vermögen die Einwohner nur etwa 4 Monate des Jahres zu erhalten; in den übrigen Monaten hängen sie vom Erwerb ihres Kunstfleißes ab, der in Wollenweberei, Verfertigung von Strohhüten und andern Artikeln besteht. Diese Insel hat eine Reihe von Jahren hindurch den Vortheil gehabt, die beste Hellenenschule zu besitzen, aus welcher viele junge Griechen nach Konstantinopel und in die Länder der Türkei ausgegangen sind, von denen viele zu den höchsten Stellen in der Kirche in den Zeiten der türkischen Herrschaft sich emporgeschwungen haben. Die griechische Revolution war für die Wohlfahrt dieser Insel ungünstig. Viele ihrer Hülfsquellen vertrockneten, die Armuth nahm überhand, und die schönste Perle dieser Insel, ihre Schule gieng zu Grunde, da sie ihre Unterhaltungsmittel einbüßte. Noch fanden wir auf

den zusammengefallenen Trümmern dieses ehrwürdigen Gebäudes ihren alten Lehrer, der mit geringen Hülfsmitteln etwa 40 Schüler um sich hersammelte. Noch hoffen die Einwohner auf bessere Zeiten, und die Rückerinnerung an den wohlthätigen Einfluß ihrer Schule auf das Wohlergehen der Insel lebt noch tief in ihren Herzen. Ein allgemeines Verlangen nach dem Worte Gottes kam mir hier entgegen, und ich fühlte mich gedrungen, meine Schätze aufzuthun, und dem hungernden Volke das Wort des Lebens auszutheilen. Wir brachten hier 4 glückliche Tage zu; die Luft ist vortrefflich, und trotz der großen Armuth der Einwohner sind doch ihre Hütten ungemein rein und niedlich. Schon früher waren 31 Neue Testamente auf diese Insel gekommen, welche von den Einwohnern sorgfältig benützt wurden. Ich selbst fügte noch 82 weitere Exemplare hinzu, allein der Bedarf der Einwohner forderte noch viel mehr, als ich ihnen dießmal zu geben vermochte; und ich versprach ihnen, nach meiner Rückkehr noch weitere nachzusenden, wofür sie mir ihren innigsten Dank ausdrückten.

Am 22 Oktober kehrten wir wieder nach der Insel Syra zurück. Ich bedauerte sehr, die übrigen Inseln dieser interessanten Gruppe nicht besuchen zu können, allein mein Vorrath heiliger Schriften, der aus 215 Exemplaren bestand, war gänzlich ausgegangen. Ueberall war uns Gastfreundlichkeit und Liebe auf dieser Reise entgegengekommen, und unsere köstlichen Gaben wurden mit viel Dank aufgenommen. Ich mochte es dießmal nicht versuchen, das Wort Gottes zu verkaufen, wie sehr ich auch wünschen muß, daß die Griechen daran gewöhnt werden mögen, mit eigenen Mitteln den Besitz der heiligen Schriften zu erkaufen; allein so lange die Armuth des Volkes so groß und schreiend ist, und ihre Begierde nach dem Worte des Lebens so entgegenkommend, so lange ist es unsere Pflicht, dieses Verlangen zu befriedigen.

Schuscha.

Die Missionarien der Basler-Missionsgesellschaft, welche seit 10 Jahren unter verschiedenen Muhamedanerstämmen in Georgien arbeiten, haben die heiligen Schriften, welche ihnen von unserer Gesellschaft zugesendet worden sind, von den Ufern des kaspischen Meeres an bis zum persischen Meerbusen hin ausgestreut, und neue hoffnungsreiche Kanäle schließen sich nach und nach in diesen Ländern für die Verbreitung des Wortes Gottes auf. Da die Blicke dieser Gesellschaft sich nun auch Persien zugewendet haben, und der Verbreitung der heiligen Schriften in diesem Reiche vorerst keine bedeutende Hindernisse im Wege stehen, auch die meisten Einwohner derselben lesen können, so drücken die Missionarien den Wunsch aus, mit persischen Bibelschriften versehen zu werden, weßhalb denselben 250 persische Testamente, 100 Exemplare der Sprüchwörter und 100 des Jesajas zugesendet wurden; eine Auflage von 2000 Ex. des Psalmbuches ist im Druck begonnen worden. Ebenso hat Prediger Dittrich die Uebersetzung des Psalmbuches in die ostramenische Sprache nach dem hebräischen Grundtexte vollendet, und für den Abdruck vorbereitet.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. V. Mai 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

London.

Ein und dreißigste Jahresfeier der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft zu London.

Der Zudrang theilnehmender Zuhörer, welche bei dieser, am 6 Mai in der großen Exeterhalle gehaltenen Jahresfeier zusammenströmten, war so groß, daß zu gleicher Zeit mit derselben in einem benachbarten Saale eine zweite Versammlung für diejenigen angeordnet wurde, welche in der mehr als 3,000 Menschen in sich fassenden Halle kein Räumchen mehr finden konnten. Nachdem der ehrwürdige Präsident der Gesellschaft, Lord Bexley, mit einer freundlichen Ansprache die Feier eröffnet hatte, wurde von dem Geschäftsführer derselben, Herrn Prediger Brantram der inhaltsreiche Bericht vorgelesen, aus welchem wir hier einige Auszüge mittheilen:

Die Vertheilung heiliger Schriften, welche von der Bibelgesellschaft zu Paris bewerkstelligt wurde, belief sich im verflossenen Jahr auf 62,194 Bibeln und Testamente, und demnach bedeutend höher, als dieß das Jahr zuvor der Fall gewesen war. Außerdem wurden von einigen Bibelumträgern etwa 27,000 Exemplare des Bibelbuchs in Frankreich und der Schweiz verbrei-

tet. Viele angesehene Spanier, welche wegen der ausgebrochenen Cholera ihr Vaterland verlassen, und in Frankreich eine Zufluchtsstätte aufgesucht hatten, fanden dort Gelegenheit, mit dem Bibelbuche bekannt zu werden, das bis jetzt für sie ein versiegeltes Buch gewesen war. Herr Dr. Pinkerton hatte im Laufe des Jahres von Frankfurt aus, hauptsächlich in den nördlichen Ländern Europa's, in verschiedenen Sprachen 27,953 Exemplare der heiligen Schriften in Umlauf gesetzt, welche theilweise auch in römisch-katholischen Gemeinden den Zutritt gefunden haben. Nicht weniger gesegnet waren die Arbeiten der Bibelgesellschaft in den Ländern des Mittelmeeres und in Griechenland, auch haben sich in der Wallachei, der Moldau und einem Theile Persiens, Kanäle für die Aussaat des göttlichen Wortes aufgeschlossen.

Zu Kalkutta und in andern Theilen Ostindiens war das Verlangen nach dem Worte Gottes größer als je zuvor, auch wurden dort von christlichen Freunden zur Förderung dieses heiligen Endzwecks bedeutende Geldgaben eingesendet. Die Nachrichten von Neu-Süd-Wallis und den zahlreichen Inseln des stillen Meeres her lauteten für die Bibelverbreitung sehr günstig. Zwei neue Uebersetzungen der neutestamentlichen Schriften in die Sprachen dieser Inseln, wurden von den beiden Missionarien, Herrn Yate und Williams nach England gebracht, wo sie jetzt auf Kosten der Gesellschaft gedruckt werden. Vorzugsweise hatte sich die Aufmerksamkeit derselben im verflossenen Jahre den westindischen Inseln zugewendet, um allen am ersten August in Freiheit gesetzten Negersklaven, welche lesen konnten, mit ihrem leiblichen Freiheitsbriefe zugleich das Wort Gottes in die Hand zu geben. Um diesen großen Endzweck auszuführen, wurde von christlichen Freunden eine besondere Geldkollekte veranstaltet, welche sich auf 15,000

Pfund Sterling (180,000 Gulden) belief. Die von dort eingelangten Berichte weisen das ernstliche Verlangen der Neger nach, jede Gelegenheit zu ergreifen, um religiösen Unterricht zu erhalten. Die Gesellschaft hatte auf einmal nicht weniger als 73,695 Exemplare der heiligen Schriften nach jenen Inseln verschickt, welche von den Schiffseigenthümern kostenfrei nach Westindien geliefert worden sind. Es fand sich, daß auf Isle de France von 60,000 Negern, welche die bürgerliche Freiheit empfangen haben, nicht der zehnte Theil derselben lesen konnte, und daß sie in großer Unwissenheit sich befanden. Die nordamerikanische Bibelgesellschaft hatte im verflossenen Jahr eine Einnahme von 88,600 Thalern, und die von derselben in demselben Jahr verbreiteten heiligen Schriften beliefen sich auf mehr als 110,000 Exemplare. Ebenso durfte auch die brittische Bibelgesellschaft im Laufe des Jahres einer Geldeinnahme sich erfreuen, welche jede der frühern Jahre bedeutend übersteigt, indem sie sich auf die Summe von 107,926 Pf. Sterling (1,942,668 Schweizerfranken, oder 1,295,112 Gulden rheinisch) belief. Darunter befand sich ein Legat von 11,695 Pfund Sterling, (oder 140,340 Gulden), das ein edler Freund nach seinem Tode, zur Verbreitung des Wortes Gottes unter allen Völkern der Erde, der Gesellschaft vermacht hatte. Die Ausgaben derselben beliefen sich im verflossenen Jahr auf 84,249 Pfund Sterling (1,516,522 Schweizerfranken, oder 1,010,988 Gulden rheinisch), und ließen demnach der Gesellschaft einen Ueberschuß von 23,000 Pfund Sterling (276,000 Gulden) zurück; dagegen belaufen sich die Geldunterstützungen, welche die Gesellschaft für den Bibeldruck bereits zugesagt hat, auf mehr als 96,000 Pfund Sterling. Die von der Gesellschaft im verflossenen Jahr verbreiteten Bibeln und neuen Testamente, beliefen sich auf 653,604 Exemplare; die größte Summe von Bibeln,

welche bis jetzt in einem Jahr von derselben in Umlauf gesetzt wurden.

Im Berichte wurde weiter bemerkt, daß im laufenden Jahr 1835 gerade die dreihundertjährige Jubelfeier seit dem ersten Druck einer englischen Bibel statt finde, und sich innerhalb dieser Zeit der Zustand Englands auf die merkwürdigste Weise geändert habe. Um jene Zeit sey das Bibelbuch ein seinem Gewichte nach schweres, den Meisten unzugängliches und dabei sehr kostspieliges Buch gewesen. Jetzt werde es in allen beliebigen Größen schön und zum Theil prachtvoll gedruckt, um einen so niedrigen Preis in Umlauf gesetzt, daß auch die ärmste Volksklasse zum Besitz desselben gelangen könne. Damals sey die im Umlauf befindliche Zahl von heiligen Schriften sehr klein gewesen, wie allgemein hingegen in unsern Tagen der Absatz von Bibeln geworden sey, lasse sich aus dem einzigen Umstande schließen, daß im verflossenen Monat an einem einzigen Tage der Druck von 365,000 Exemplaren in den verschiedensten Auflagen bestellt worden sey. Nicht minder auffallend seyen die Umstände, unter welchen damals die erste Auflage der englischen Bibel gedruckt wurde. Es war ihr nämlich nicht gestattet, in England gedruckt zu werden, sondern sie kam zuerst auf einer Druckerpresse zu Zürich heraus, wo sie unter der Aufsicht des ehrwürdigen Coverdale im Druck erschien, der um seines Glaubens willen, damals aus England vertrieben worden war. Jetzt glauben mit Recht die größten Staatsmänner, ihre Ehre darin zu finden, an einer Anstalt Theil zu nehmen, deren Endzweck es ist, die heiligen Schriften unter allen Völkern der Erde auszubreiten.

Lord Teignmouth, Sohn des verewigten Präsidenten, den Druck des vorgelesenen Berichtes der Versammlung vorschlagend, machte dabei folgende Bemerkungen:

„Die Verhandlungen der Gesellschaft sind so viel umfassend, daß es unmöglich ist, den reichen Stoff derselben in einem kurzen Ueberblicke darzustellen. Der Verfasser dieses Berichtes hat dabei den richtigen Weg eingeschlagen, um den Umfang und Werth der Arbeiten dieser Gesellschaft uns in einem klaren Lichte darzustellen. Er hat uns drei Jahrhunderte zurückgeführt auf die Zeit, wo die erste englische Bibel gedruckt worden, und den Gegensatz kurz herausgehoben, in welchem sich das Bibelverbreitungswerk unserer Tage zu jenem ersten Anfang befindet. Innerhalb dieser Zeit hat freilich unser Vaterland eine unendliche Nationalschuld auf sich gehäuft, die noch viel größer ist, als die Schuld, mit welcher der ehrenwerthe Vorsitzer unserer Versammlung einst als Finanzminister zu thun hatte; eine Schuld gegen die Tausende von Unwissenden, die auf unserem eigenen vaterländischen Boden ohne Unterricht umherirren; eine Schuld gegen die Bewohner unserer Kolonien, für deren religiösen Unterricht das Mutterland zu sorgen verpflichtet war; eine Schuld gegen die zahlreichen Länder und Völker, welche dem Scepter der englischen Herrschaft gehuldigt haben; und diese unermeßliche Schuld konnte wohl auf keinem Wege füglicher zurückbezahlt werden, als durch die Arbeiten, welche diese Gesellschaft als Zweck sich vorgesetzt hat. Freilich dachte man bei ihrer Aufrichtung vor 31 Jahren keinen Augenblick daran, daß es der Rückerstattung dieser ungeheuren Nationalschuld gelten werde. Aber ich glaube mich auf die 31 Jahresberichte derselben berufen zu dürfen, um die Behauptung zu wagen, daß England angefangen hat, seine sittlichen Verpflichtungen gegen die Völker der Welt zu erfüllen. Lassen Sie mich zuerst auf die Art und Weise hinweisen, wie England seine Schuld gegen die Völker des europäischen Continentes abgelöset hat. Bekanntlich lag in der Aufrichtung unserer Bibelgesellschaft ein mäch-

tiger Beweggrund, das Wort Gottes unter allen Völkern der Erde auszubreiten; und dieses Beginnen wurde in kurzer Zeit so freundlich auf dem Continente begrüßt, daß Könige und Fürsten und die einflußreichsten Männer der Staaten ihren Beruf darin fanden, das Werk zu befördern. Als der Schlagbaum weggeräumt war, der dem friedlichen Verkehr zwischen England und Frankreich so lange im Wege stand, so bot England die Hände der Freundschaft dar, um die Bibelfreunde Frankreichs einzuladen, an der Aussaat des Wortes Gottes in der Welt Theil zu nehmen. Und werfen wir unsere Blicke für einen Augenblick auf die brittischen Besitzungen im fernen Morgenlande, auf jene völkerreichen Länder, welche England so lange Zeit nur als ungeheure Schatzkammern zu betrachten pflegte, aus denen es seine Reichthümer herholte, wie ganz anders ist die Gestalt jener Länder in unsern Tagen geworden! Vor 40 Jahren noch war dort kein Einziger gefunden, der kühn genug gewesen wäre, an die Uebersetzung und die Verbreitung der heiligen Schriften in den Sprachen jener Völker zu denken, indeß jetzt kaum Einer daselbst angetroffen wird, der es wagt, sich der Aussaat des göttlichen Wortes in den Weg zu stellen. Dieß sage ich nun keineswegs darum, um den Arbeiten der Gesellschaft eine Lobrede zu halten; denn dafür hat schon die Art und Weise gesorgt, wie der oben vorgelesene Bericht sich schließt. Man darf nur auf die Geschichte der Jahre zurückblicken, welche wir mit dieser Gesellschaft zurückgelegt haben, um wahrzunehmen, daß wir unsern eigenen Säugling in dem Riesen nicht zu finden vermögen, der hier vor unsern Augen steht. Unglücklicherweise liegt nichts vor uns, dessen wir uns bei diesen Fortschritten der Gesellschaft rühmen könnten: denn wie viel auch in den frühern Jahren zum Lobe ihrer Fortschritte gesprochen wurde, so hat sich indeß die Sache erfreulich geändert. Eine düstere Wolke prüfungsvoller Widerwärtigkeit ist über unsere Häupter hinweggezogen. Dieß konnte bei einem Werke, dem immer noch so viel Menschliches anhängt, Keinen unter uns befremden, indeß ist doch Alles, was Gott an diesem Werke gethan hat, im Läuterungsfeuer der Trübsal unverändert geblieben, und Gottes Hand wird es

auch erhalten, bis Sein Wort den großen Zweck seiner Sendung unter allen Völkern der Erde erfüllet hat." —

Der ehrwürdige Bischof vom Staate Ohio, Dr. M' Ilvaine, Abgeordneter der Nordamerikanischen Bibelgesellschaft, hatte den Auftrag, die warmen Empfindungen des Dankes gegen Gott auszudrücken für die brüderliche Eintracht, die nunmehr im Kreise der Bibelgesellschaft herrscht, und derselben zu ihrem segensreichen Fortschritte von Herzen Glück zu wünschen: „Vielleicht, sprach er, lag eine besondere Absicht darin, daß man einem Fremdling, der, obgleich aufrichtiger Freund, doch nicht gerade thätiges Mitglied dieser Gesellschaft ist, einen solchen Auftrag in die Hände legte, und gerade hierin dürfte ein neuer Beweis für die brüderliche Harmonie zu finden seyn, welche nunmehr die Herzen ihrer Mitglieder verknüpft. Läugnen dürfen wir es nicht, daß die innern Kämpfe, welche eine Zeitlang einzelne Theile dieses ehrwürdigen Bundes unter sich entzweiten, selbst die christlichen Brüder im Auslande für die bleibende Wirksamkeit dieser Gesellschaft bisweilen zaghaft gemacht haben. Diese Zeiten sind indeß Gottlob! vorüber gegangen, und als Abgeordneter der amerikanischen Bibelgesellschaft habe ich den Ausdruck ihrer innigsten Freude und ihres Dankes gegen Gott für, den tiefen Frieden, der in Ihrem Kreise herrscht, Ihnen darzubringen, und dieß um so mehr, da dieser Friede nicht ein Merkmal des Schlummers, sondern das Gepräge Ihrer muntern Thätigkeit in der Sache Christi ist. Dieser brüderliche Friedensschluß war um so nöthiger, da leider in unsern Tagen die Christen nur allzuviele Kriege noch immer unter einander führen. Um so mehr thut es Noth, daß ein Sammelplatz friedlicher Bestrebungen sich findet, auf welchem der Kampf für den Unterschied der Meinungen stille seine Streitwaffen niederlegt. Haben doch alle Christen einen gemeinschaftlichen Zweck, die Verbreitung des Wortes Gottes in der Welt, warum sollten nicht Alle den gleichen Antheil an einer gemeinsamen Gesellschaft nehmen, und friedlich mit ihr wirken, bis das Wort Gottes an allen Enden der Erde ausgebreitet ist. Diese Reise bis ans Ende der Welt ist zu lange, als daß wir Zeit finden könnten, auf dem Wege mit einander über unsere besonderen Meinungen zu zanken. Die Bedürf-

nisse von Millionen, welche nach dem Brode des Lebens hungern, sind zu groß, und ihr Nothruf nach demselben ist zu laut, als daß wir Muße fänden, über die Farbe der Körbe zu streiten, in welchen dieses Brod ihnen dargereicht werden soll. Ziehen wir nur in Eintracht und mit munterem Geiste vorwärts, so wird der, dessen Brod wir auszutheilen die Gnade haben, schon dafür Sorge tragen, daß Alle essen und Alle satt werden, und daß noch übrig bleibt. Der Tag wäre wahrlich ein schwarzer, ein finsterer Tag für die Christenheit wenn die brittische Bibelgesellschaft statt eines zu seyn im Geiste und im Werk, Legion genannt werden müßte.

Der so eben vorgelesene Bericht ist es Zeuge, wie der Segen Gottes die Arbeiten dieser Gesellschaft fast über jedes Volk, das unter dem Himmel ist, ausgebreitet hat. Darum ist es schmerzhaft für meine Seele, bisweilen Zweifel darüber zu hören, ob Gott wohl auch seine Kirche auf Erden zum Siege führen, und nach seiner Verheißung, Seinen Geist über alles Fleisch ausgießen werde, damit sie Ihn alle erkennen, beide Klein und Groß. Ich fühle mich berufen, in Demuth die Wege Gottes in der Geschichte seiner Kirche auf Erden zu rechtfertigen. Nicht nur war Sein Segen über seiner Kirche groß, er übertraf auch Alles, was Sein Volk an Mitteln und Thätigkeit bis jetzt hiezu beitrug; er war unendlich größer als Alles, was seine Gläubigen erwarten konnten, und noch unendlich größer als Alles, was sie verdienet haben. Schon im eigenen Vaterlande umher, wie unaussprechlich groß und zahlreich sind nicht die Segnungen, welche Gottes Vaterhand durch seine Kirche über dasselbe ausgebreitet hat. Und wie laut tönt nicht in unsern Tagen aus allen Ländern der Heiden der Ruf zu uns herüber: „Kommt herüber, und helfet uns, und bringet uns das Wort des Lebens mit!“ Wenn nur einmal der gleiche Ernst im Schooße unserer Kirche erwacht, um die Ausgießung des heiligen Geistes zu Gott zu flehen, wie das Verlangen der Heiden nach dem Worte Gottes ist, so sind wir nicht mehr ferne von dem Zeitpunkte, in welchem alle Reiche dieser Welt Reiche Gottes und Seines Gesalbten geworden sind.“ —

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. VI. Juni 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Ein und dreißigstes Jahresfest der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft. (Schluß.)

London den 6 Mai 1835.

Herr Corrie, bisheriger bischöflicher Archidiakon zu Kalkutta, und jetzt als Bischof von Madras erwählt, bemerkte in seiner Ansprache an die Versammlung unter Anderem Folgendes:

„Zur Zeit, als die Bibelgesellschaft aufgerichtet wurde, ward ich als Verkündiger des Evangeliums nach Indien gesendet. Damals waren dort selbst die englischen Bibeln ungemein selten, und nur um hohe Preise zu haben. Man fand daher nur wenige Exemplare derselben unter den Soldaten, denen ich als Feldprediger diente. Mit welchem Dank wurden daher von denselben die Bibeln aufgenommen, welche ihnen von dieser Gesellschaft zugesendet wurden; dennoch war der Mangel am Wort Gottes schmerzlich fühlbar unter unsern europäischen Soldaten im südlichen Indien. Dieser Mangel gab nun zur Errichtung der Hülfsbibelgesellschaft zu Kalkutta den ersten Anlaß. Die Frauen trugen ihren Schmuck und andere Kostbarkeiten willig herbei, und innerhalb weniger Tage waren 12000 fl. für die Verbreitung des Wortes Gottes zusammengesteuert.

Nun wurde der Anfang damit gemacht, die heiligen Schriften auch in die Sprachen der indischen Völker überzutragen, aber anfänglich war unter den Eingebornen große Abneigung, dieselben anzunehmen, zu gewahren; und ich erinnere mich, daß der erste Hindu, dem ich ein N. Testament anbot, vor demselben wie vor der Pest davonfloh. Indeß erleichterte die Einführung von Schulen auch die Verbreitung des Wortes Gottes, und es kam nach und nach so weit, daß die Bibel von der heidnischen und muhamedanischen Bevölkerung des nördlichen Indiens nicht bloß gerne angenommen, sondern mit Verlangen gesucht und von Vielen mit Segen gelesen wird. Es läßt sich mit großer Zuversicht behaupten, daß das Lesen des Wortes Gottes nicht bloß bei solchen, die sich zum öffentlichen Uebertritt zum Christenthum einstellen, sondern auch bei Vielen im Stillen wirksam geworden ist, die es noch nicht wagen, sich laut zu demselbigen zu bekennen. Ein junger Brahmine von 19 Jahren, welcher an der Auszehrung darnieder lag, und deßhalb an den Ganges gebracht wurde, fieng jetzt laut an, den Namen des HErrn Jesu anzurufen. Seine Freunde schalten ihn deßhalb, und verlangten, er solle zu der Göttin Hurri beten. Ihr möget anrufen, wenn ihr wollet, versetzte er, aber Jesus ist der Name, der meiner Seele Frieden bringt. Ein Anderer betete in seiner letzten Todesstunde laut: O, du Sohn Gottes, du weißest, daß ich an dein Evangelium geglaubt, und auch die Jugend mit demselben bekannt gemacht habe; und gab den Geist auf.

Wie viel auch in Indien bis jetzt geschehen ist, und noch geschieht, so bleibt doch immer noch viel zu thun übrig. Eine merkwürdige Begierde zeigt sich unter den Völkern des nördlichen Indiens in der neuesten Zeit, die englische Sprache zu lernen, und in den Kenntnissen der Engländer unterrichtet zu werden. Daher ist unter der Jugend ein allgemeines Verlangen nach englischen

N. Testamenten, um dieselben in der Schule zu lesen, und mit sich nach Hause zu nehmen. Wie erfreulich dieß alles lautet, so ist doch in Indien bis jetzt noch gar wenig geschehen, und nur die volkreichen Dörfer an den Ufern des Ganges hin, sind bis jetzt vom Christenthum berührt worden, indeß die großen Volksmassen, die von der Heerstraße entfernt liegen, noch in der alten Finsterniß sich befinden. Da das Klima Indiens auf die Gesundheit der englischen Missionarien so nachtheilig einwirkt, so sollte auf die Bildung der Eingebornen zu Lehrern des Christenthums der ernstlichste Bedacht genommen werden, was jedoch nur alsdann geschehen kann, wenn die Erkenntniß des Wortes Gottes allgemeiner unter dem Volke verbreitet worden ist.

Herr Prediger Leifchild, welcher jetzt das Wort nahm, machte unter Anderem folgende Bemerkungen: „Es ist unstreitig ein seliges Gefühl, einer Jahresversammlung, wie diese ist, beiwohnen zu dürfen, und zu vernehmen, wie der heilende Balsam des Evangeliums erleuchtend, belebend und erwärmend durch alle Völker der Erde zieht. Richten wir unsere Blicke immer nur auf unsere nächsten Umgebungen hin, so sehen wir, wie in hundertfacher Gestalt Laster aller Art um uns herumtaumeln, wie eine ungeheure Masse von Menschen ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt dahin lebt, wie die bürgerliche Welt voll Unruhe und Bewegung ist, und wie die Verführungskunst keine Mühe und kein Mittel spart, um Tausende der Unbewachten und Leichtsinnigen in ihre Netze hineinzuziehen. Kommen wir aber hieher, und vernehmen wir, wie das heilige Buch Gottes, das durch sein Licht und seine Kraft die Welt allein aus dem drohenden Verderben zu erretten vermag, in unsern Tagen von einem Volk zu dem andern, und von einem Ende der Erde zu dem andern wandert, so wird unser Herz unter dem Jammer der Gegenwart reichlich getröstet. Als der Apostel

zu den Ephesern kam und vernehmen durfte, wie durch sie die Erkenntniß Christi allenthalben hin verbreitet ward, so dankte er Gott, und faßte wieder Muth; so auch wir, meine Freunde, wenn es uns gestattet wird, in die hohen und weiten Hallen dieser Anstalt einzutreten, um zu sehen, wie Tausende von Christen einmüthig versammelt sind, um den Lauf des Evangeliums in aller Welt zu fördern; so vergessen wir so gerne die Kämpfe der Vergangenheit, wir vergessen die drohenden Gefahren der Zukunft, wir danken Gott und fassen neuen Muth.

Es war mir vor kurzer Zeit der Genuß zu Theil geworden, die Geschichte der Bibelgesellschaft von ihrem Ursprung an bis zu ihrem nunmehrigen Umfang zu durchlaufen. Es ist schwer, sich jetzt wieder in das Gefühl derer zu versetzen, welche dieselbe begonnen haben. Ein Paar schlichte Christen bewegten diesen großen Gedanken zuerst in ihrem Gemüthe, und nach drei Jahren erst traten sie mit ihm ans Licht hervor. Es war gerade, wie wenn sie noch einmal den kleinen Säugling Moses in einem Korbe auf den Strom gesetzt hätten. Sein Untergang schien ihm gewiß zu seyn, aber die Hand des HErrn zog ihn ans Land und führte ihm Freunde zu, die ihn groß erziehen durften. Es mag Manchen wundern, zu vernehmen, wie eine Jahresarbeit dieser Gesellschaft die andere immer an Umfang und Größe übertrift; aber der Grund hievon liegt in dem unermeßlichen Umfange ihres Gegenstandes, der nichts Anderes zum Zwecke hat, als die Welt mit heiligen Schriften zu erfüllen. Dieses Ziel wird auch unter Gottes Beistand erreicht werden. Es wird, ich glaube es gewiß, eine Zeit kommen, wo man die brittische Bibelgesellschaft nicht mehr braucht, weil ein Jeder das Wort Gottes in seinen Händen hat, in welchem er in seiner eigenen Sprache die großen Thaten Gottes lesen kann. Bereits haben einige Gesellschaften dieser Art ihr Ziel erreicht, und wir werden bald hören, daß eine Ge-

sellschaft ihre Arbeiten einstellt, auf deren Haupt die Bibelgesellschaft im verflossenen Jahr die Krone aufgesetzt hat. Ich meine nämlich die Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels. Laßt nur einmal noch Amerika an dieses Werk gehen, und er wird aufhören, laßt nur diesen gepriesenen Freistaat einmal wirklich seyn, was er bis jetzt nur erst heißt, einen Freistaat für Alle, die auf seinem Boden wandeln, und dann wird es keine Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels weiter brauchen. Wenn dieser Widersacher bezwungen, und das Schlachtopfer gelöset ist, dann meine Freunde, laßt uns unsere vereinigte Kraft so manchem andern Feinde zuwenden, der unser Innerstes zerreißt. Wenn der allmächtige Bibelgott einmal die allgemeine Verbreitung seiner seligmachenden Erkenntniß unter den Völkern der Erde zu Stande gebracht haben wird, dann wird es keine Trunkenbolde mehr geben, die nicht gelernt hätten, mäßig zu seyn; keine Flucher, die nicht lieber beten als fluchen wollten; keine Träge, die nicht arbeitsam geworden wären. Dann werden in allen Ländern die Unterthanen willig dem Gesetze gehorchen; und die Könige in der Furcht Gottes mit Gerechtigkeit regieren; dann werden die Armen nicht länger die Reichen beneiden, und die Reichen nicht länger der Armen vergessen; alsdann wird ein jeder Christ, wenn auch sein Kopf nicht weit genug seyn sollte, um die Ansichten seines Nachbars aufzufassen, doch ein Herz haben, das weit genug ist, um Alle lieben zu können. Lasset nur einmal unsere Hochschulen das Wort zum Wahlspruch erwählen: „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit!“ und unsere Wechselbanken den Spruch lernen: „Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums!“ und bei unsern Armeen das Wort eine Tageslosung werden: Ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke;“ lasset nur einmal in unsern Kirchen, in den Pallästen der Großen und in den Wohnungen der Bürger den Wahlspruch zur Herrschaft gelangen: „Wer

sich rühmen will, der rühme sich des Herrn!“ so wird bald die selige Zeit kommen, wo das Wort Gottes seine Siege über die Welt vollendet haben wird.

Missionar Yate, welcher eine Reihe von Jahren unter den Wilden Neuseelands gearbeitet hat, äußerte in seiner Ansprache an die Versammlung unter Anderem Folgendes:

„Die Missionarien auf Neuseeland waren emsig damit beschäftigt, das Wort Gottes in die Sprache der Eingebornen zu übersetzen, und der HErr ließ es ihnen gelingen, die Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften vor etwa 6 Monaten zu Stande zu bringen. Die Schwierigkeiten, welche sie bei dieser Arbeit zu überwinden hatten, waren sehr groß. Es mangelte der Sprache an einer geregelten Sprachlehre und an einem Wörterbuche, und sie mußten die geeigneten Ausdrucksweisen mit großer Mühe und Sorgfalt allenthalben zusammenlesen. Die verständigsten Eingebornen wurden dabei zu Hülfe gerufen, um durch sie die passendste Ausdrucksweise zu gewinnen. Diese lachten nicht selten überlaut, wenn die Uebersetzer einen Sprachfehler gemacht hatten, und pflegten sich darüber unter ihren Gesellen lustig zu machen. So wie ein Theil des N. Testamentes gedruckt war, wurde es von den Eingebornen mit großer Freude aufgenommen. Schon haben 800 Neuseeländer in unsern Schulen lesen gelernt, und wir pflegen nun jeden fleißigen Schüler, alt und jung, mit dem N. Testamente zu belohnen. Sie machen von demselben den besten Gebrauch, und lesen es im Kreise ihrer Familien vor; auch sieht man sie Schaarenweise beisammensitzen, um das N. Testament zu lesen, und sich über den Inhalt desselben zu unterhalten. Wenn wir in frühern Jahren unter den Wilden dieser großen Insel umherzogen, so fanden wir sie entweder bei ihren Nationaltänzen, oder ein wilder Kriegsgesang rief sie zu den Waffen, und feuerte sie zu den blutigsten Auftritten an. Wie ganz anders sieht es jetzt bei Manchen unter ihnen aus. Die Beschäftigung mit dem Worte Gottes ist ihnen nunmehr viel süßer geworden, als die lockendste Volkssitte, welche sie früher unwiderstehlich mit sich fortgerissen hat. Auch in dem Wandel einzelner, so wie in dem Volkscharakter überhaupt tritt der heilsame Einfluß des Evangeliums immer sichtbarer hervor; und sie lernen das Wort Gottes auf alle vorkommende Fälle anwenden. Eine Nationalflagge sollte

ihnen gegeben werden, und drei Häuptlinge wurden ausersehen, um sich eine solche zu wählen. Nun trat ein ehrwürdiger Greis, Namens Dipa, mit dem N. Testamente in der Hand in der Volksversammlung hervor, er hob dasselbe empor, und sprach: „Sehet hier euer Panier, ihr Neuseeländer! Wenn ihr dieses Buch in eure Herzen aufnehmet, so werdet ihr nicht mehr zanken; denn Christus sagt in diesem Buche: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet!“ Wer anders als Er konnte euch so etwas sagen? hat es euch irgend ein Neuseeländer gesagt? Nein, denn keiner von uns hat je zuvor so etwas gehört. Oder konnte es euch ein Europäer sagen? Nein, denn diese sind auf nichts, denn auf Gewinn bedacht. Konnten es euch die Missionarien sagen? Sie haben es selbst auch nur aus diesem Buche gelernt. „Nein, Jesus Christus selbst hat es uns gelehrt.“ Und jetzt ermahnte er alle Anwesenden, das Neue Testament mit allem Fleiße zu lesen.

Missionar Williams, welcher achtzehn Jahre auf den Südsee-Inseln als Bote Christi gearbeitet hat, ergriff nun die Gelegenheit, um am Schlusse noch ein Paar Worte zu der Versammlung zu reden, indem er ein Exemplar der Uebersetzung des neuen Testamentes in der Tahiti-Sprache dem Präsidenten überreichte. „Die Missionarien, sagte er, haben diesen Insulanern nicht nur das Wort Gottes in ihrer Muttersprache gegeben, sondern sich auch bemüht, ihnen das, was sie lesen, verständlich zu machen. Vor wenigen Jahren landete ein englisches Schiff in einem Hafen von Tahiti gerade um die Zeit, da im Maimonate unsere Missionsfeste auf diesen Inseln gefeiert werden. Die Sache war für die englischen Offiziere des Schiffes neu, und sie wohnten der Versammlung bei. Viele der Insulaner sprachen in der festlichen Versammlung mit großer Wärme und einer Beredtsamkeit, die aus der Fülle ihrer Herzen floß. Indeß sahen mehrere der anwesenden Offiziere die Sache nicht mit einem günstigen Auge an, und meinten, die Redner hätten nur gleich Papagaien nachgeschwatzt, was die Missionarien sie zuvor auswendig gelehrt hätten. Es entstand hierüber ein gewaltiger Streit in der Gesellschaft der Offiziere, und ich wurde herbeigerufen, um den Streit zu entscheiden. Statt ein Wort hierüber

zu sagen, lud ich die ganze Gesellschaft in meine Wohnung ein, und versprach ihnen, 10 bis 12 Eingeborne herbeizurufen, an welche sie jede beliebige Frage machen könnten, wobei ich blos als Dolmetscher dienen wolle. Dieß war ihnen recht, und sie kamen mit einer Anzahl der Eingebornen zu einer Tasse Thee in meiner Wohnung zusammen. Glaubst du, fragte nun einer der Offiziere, einen Insulaner, daß die Bibel Gottes Wort ist? Dieser war anfänglich über die Frage ein wenig betroffen, weil er nie daran gezweifelt hatte, und gab zur Antwort: Wie sollte ich das nicht glauben! aber, fragte der Offizier, kannst du mir einen Grund für diesen Glauben angeben? Ja, das kann ich. War es denn nicht die Macht des Wortes Gottes, welche unsern Götzendienst zu Boden stürzte, der so lange unter uns geherrscht hat. Welche Menschenkraft wäre je im Stande gewesen, uns vom Glauben an die Götzen unserer Väter loszureißen! Ein anderer Insulaner fiel in's Wort, und sagte: Ich halte die Bibel für Wort Gottes, weil sie die lauterste Lehre in sich faßt; unsere Religion war finster, in der Bibel ist alles Licht, und sie führt zur Reinigkeit. Ein Dritter antwortete: Wenn er auf sich blicke, so werde er gewahr, daß sein ganzer Körper in Fugen und Gelenken zusammengeknüpft sey, und daß alle diese Bänder einander dienen; wenn er gehen wolle, so machen sich die Gelenke an seinen Beinen auf; wenn er die Hand ausstrecke, um etwas zu halten, so seyen die Gelenke alsobald dazu bereit; wenn sein Herz denke und er reden wolle, so sey Alles dazu in seinem Munde gerüstet: so finde er eine große Weisheit an seinem ganzen Körper, und dieselbe Weisheit, die Alles zur Erleuchtung des Sünders in Eins zusammenknüpft, treffe er auch im Bibelbuche an. Die Unterhaltung dauerte noch lange fort, und nicht ohne Wonnegefühl konnte jeder Anwesende die neue Gedankenfülle gewahren, welche aus den Insulanern strömte, um sich selbst und Andern Rechenschaft von ihrem Glauben zu geben.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VII. Julius 1835.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1834.

Indien.

Calcuta. Zwei Berichte die wir von Calcuta empfangen haben fassen neue erfreuliche Zeugnisse von dem gesegneten Fortgang der Bibelsache in sich.

Bischof Willson ist, wie wir zum voraus erwarten durften, der Bitte unserer Committee beigetreten, der Vorsteher der Bibelgesellschaft für die Länder Indiens zu werden, und hat versprochen zur Förderung dieses heiligen Zwecks alles zu thun, was in seinen Kräften steht. Das Werk der Bibelübersetzung in der persischen, bengalischen und Hinduwi-Sprache, rückt vorwärts. Ein Theil der prophetischen Bücher der persischen Uebersetzung befindet sich bereits unter der Presse; die übrigen alttestamentlichen Schriften sind zum Drucke vorbereitet, und wir haben Ursache zu hoffen, daß die Verbreitung dieser Uebersetzung nicht nur im persischen Reiche, sondern auch unter den Gelehrten in allen Provinzen Hindustans reiche Früchte tragen wird.

In der bengalischen Sprache sind von verschiedenen neutestamentlichen Schriften neue ansehnliche

Auflagen veranstaltet worden; auch wurden dem Bibelvereine zu Calcuta von den Missionarien zu Serampore 1000 Exemplare der ganzen bengalischen Bibel zu Verbreitung derselben zum Geschenk gemacht. Diese Auflage wurde von dem würdigen Doctor Carey im Drucke besorgt, und die Uebersetzung mit seinen neuen Sprachverbesserungen bereichert, und ist als eine süße Frucht seiner neun und dreißigjährigen Beschäftigung mit der bengalischen Sprache zu betrachten. Von den neutestamentlichen Schriften bildet sie die siebente, und von den alttestamentlichen die sechste Auflage, welche nunmehr erschienen ist.

In der Hinduwi-Sprache sind der größere Theil der historischen Bücher des alten Testamentes, so wie die beiden ersten Evangelisten aufs Neue aufgelegt worden; auch wurde die Bibelübersetzung in der Urdu-Sprache fortgesetzt, welche der selige Prediger Thomason begonnen hat.

Von der Bibelverbreitung selbst meldet Herr Prediger Dealtry in seinem letzten Briefe. — „Das Verlangen nach dem Worte des Lebens unter den heidnischen Bewohnern Indiens ist so groß, wie wir dasselbe nie zuvor in solchem Grade wahrgenommen haben."

Die in den beiden letzten Jahren verbreiteten Bibel-Exemplare belaufen sich auf 22,332 Ex., wobei die im Lande umher aufgerichteten Bibelvereine mit großer Thätigkeit mitgewirkt haben, von denen uns von Zeit zu Zeit erfreuliche Nachrichten über die gesegneten Wirkungen des Bibellesens unter dem Volke zufließen. So schreibt z. B. einer unserer Freunde aus Calcuta: „Ich habe zwei Sonntage damit zugebracht, an 10 bis 12 Stellen dieser großen Stadt umherzugehen und an jeder derselben eine Zeitlang dem Volke aus dem Worte Gottes vorzulesen. Die armen Leute hörten so willig zu, daß ich mich gedrungen fühle, dieses Geschäft auch künftig hin fortzu-

setzen.“ Hatte ich an einer Stelle einige Kapitel gelesen, so war es gewöhnlich der Fall, daß mir ein Theil der Zuhörer auf die nächste Stelle nachfolgten. Besonders sind die armen Portugiesen den Schafen ähnlich, welche keinen Hirten haben. Viele derselben haben wohl das Wort Gottes in ihrem ganzen Leben nie gehört.“

Missionar Whiting von Cawnpore bemerkt in seinem Briefe: „Wir könnten eine große Anzahl von Bibelschriften in den Sprachen dieses Landes unter den Einwohnern mit sichtbarem Nutzen verbreiten, wenn wir nur immer den erforderlichen Vorrath derselben bei uns hätten; das Psalmbuch, die Schriften der Propheten und die Evangelien werden vom Volke begierig gesucht und mit dankbarer Freude angenommen; unser Nationalgehülfe führt immer Klage darüber, daß es ihm auf seinen Wanderungen an Bibelschriften fehlt, um mit denselben dem Verlangen des Volkes entgegen zu kommen.“

Missionar Bowley, welcher seit vielen Jahren zu Chunar am Ganges arbeitet, hat in der letzten Zeit einen Ausflug nach der großen Heidenstadt Locknow gemacht, um dort das Evangelium von Christo den muhamedanischen und heidnischen Einwohnern zu verkündigen, vor seiner Rückkehr ließ er daselbst einen kleinen Vorrath von neuen Testamenten zurück, um als Saatkorn der Wahrheit auf dieses große Brachfeld ausgestreut zu werden. Derselbe schreibt hievon: „Nach meiner Rückkunft nach Chunar habe ich von mehreren angesehenen und unterrichteten Muhamedanern der Stadt Lucklow Briefe erhalten, die mir deutlich beweisen, daß die Aussaat des Wortes Gottes unter denselben ein kräftiger Sauerteig ist, der ihre Gemüther in Bewegung setzt. Diese Leute drücken den Wunsch aus, die Taufe auf Christum von mir zu erhalten, und bemerken in ihren Briefen, daß sie jeden Tag aus den Schriften des neuen Testamentes einen Lichtbringenden Unterricht für ihr Herz

erhalten, und sie drücken ihre Ueberzeugung aus, daß nur im Glauben an den gekreuzigten HErrn das Heil der Seele gefunden werden könne."

Missionar Wilkinson von Gorukpore schreibt in seinem Briefe: „Zu meinem großen Vergnügen werde ich gewahr, daß die vertheilten neuen Testamente von vielen gelesen werden. In diesen Gegenden des Landes, die ich häufig besuche, ist es gar nichts ungewöhnliches, daß Einwohner, welche zuvor das N. Testament empfangen hatten, zu mir herbei kamen, um sich einzelne Stellen desselben von mir erklären zu lassen. Dieß ist besonders unter den Muhamedanern in verschiedenen Städten dieser Umgegend der Fall. Viele derselben sind zuerst zum Lesen unserer heiligen Schriften durch das Verlangen veranlaßt worden, Weißagungen auf Muhamed in denselbigen zu finden. Dieß giebt nun reichhaltigen Stoff zu vielfachen Unterhaltungen in denen das Wort Gottes ihren Herzen nahe gebracht werden kann."

Missionar Dürr schreibt in einem seiner Briefe: „Das Evangelium Mathäi ist nunmehr in drei Schulen von Nudea, dieser Haupt-Universität des Landes Bengalen als Lesebuch eingeführt; und wenn wir mit der Vertheilung des Wortes Gottes auf diesem wichtigen Posten fortfahren, und die gelehrten Kollegien dieser Stadt, welche der Wohnsitz der indischen Wissenschaft sind, mit dem Worte Gottes reichlich versehen, so wird sich die Pforte zu einer gesegneten Wirksamkeit immer weiter vor unsern Augen aufschließen. Schon jetzt hat die Bibelgesellschaft die Freude, wahrnehmen zu dürfen, daß das Wort des Lebens in einer Reihe von Missionsstellen von Nudea an bis zu den Wäldern von Bancura gelesen wird und die Bekanntschaft mit dem Evangelium in immer weitern Umkreisen, besonders vermittelst der Schulen unter dem Volke sich verbreitet."

Die Nachrichten, welche unsere Committee von der Hülfsbibelgesellschaft zu Madras empfangen hat, fahren fort viel Ermunterndes uns mitzutheilen. Der würdige Sekretair derselben, Herr Bannister, schreibt in einem seiner neuesten Briefe: „Es fällt in die Augen, wie sich die wahre Erkenntniß immer weiter und weiter unter dem Volke ausbreitet; und nicht selten wird sie selbst bei solchen angetroffen, von denen man vermuthen mußte, daß sie im finstern Aberglauben leben und bis jetzt noch kein Mittel des Unterrichtes gefunden haben. Diese schnelle Verbreitung christlicher Erkenntniß unter dem Volke läßt sich nur daraus erklären, daß sie im Geheimen das Wort Gottes in die Hände nehmen, und auf Wegen die uns bis jetzt unbekannt geblieben sind Unterricht in den christlichen Wahrheiten empfangen."

Um den Bibeldruck zu Madras zu fördern, sind der Gesellschaft daselbst 1000 Ballen Papier von unserer Committee zu diesem Zwecke zugesendet worden.

Auch die Arbeiten der Bibelübersetzung haben ihren gesegneten Fortgang. Es sind zu diesem Zwecke 5 kleine Kommissionen von sachkundigen Sprachkennern zusammen getreten, um die vorliegenden Uebersetzungsversuche einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Kaum war die Revision des tamulischen neuen Testamentes vollendet, als eine Auflage eines Theiles der alttestamentlichen Bücher zu 5000 Exemplare und ein besonderer Abdruck des Psalmbuches zu 3000 Exemplare im Druck erschienen. Das Verlangen nach dem tamulischen neuen Testamente ist so groß und allgemein, daß die neue Auflage desselben auf 15000 Exemplare erhöht werden muß. Auch einzelne neutestamentliche Bücher in der Canaresischen Sprache sind einer neuen Durchsicht unterworfen, während andere Freunde mit der Berichtigung der Alttestamentlichen Bibelübersetzung in der Malayalim-Sprache sich beschäftigen. Leider haben wir für die

Durchsicht der Uebersetzung in der Telugu-Sprache einige sachkundige Männer aus unserm Kreise verloren, und so lange ihre Lücke nicht ausgefüllt ist, sind wir genöthigt, diese wichtige Arbeit stille stehen zu lassen.

Es ist in der That schwer, aus den reichhaltigen Briefen, welche der Jahresbericht von Madras in sich faßt, einen Auszug zu machen, da sie ins gesammt in hohem Grade erfreulichen Inhaltes sind. Von der Missionsstelle zu Palamkothah schreibt Missionar Rhenius Folgendes: „Beim Rückblick auf die Vergangenheit kann ich mit Freuden sagen, daß der großen und mannigfaltigen Hindernisse ungeachtet, mit welchem die Verbreitung des Christenthums in diesem Distrikte zu kämpfen hat, das Wort der Wahrheit dennoch seinen segensreichen Lauf macht und gepriesen wird. Zwar hat es noch nicht jede Stadt und jedes Dorf und noch weniger jedes Herz unter der großen Bevölkerung dieses Landes erreicht, aber doch sind Viele mit seinem Inhalte bekannt geworden und nicht Wenige sind durch dasselbe so weit erleuchtet, daß sie die Finsterniß des Heidenthums erkannt und statt derselben das Licht des Evangeliums erwählet haben. Obgleich die heftigen Verfolgungen der Finsterniß Ursache waren, daß Einzelne wieder zu dem Unrathe der Welt zurück gekehret sind, von dem sie ausgegangen waren, so haben viele Andere dagegen dem Dienste der blinden Götzen den Abschied gegeben, und sich an die Gemeinde Christi angeschlossen; und seit voriges Jahr Ihr letzter Bibelbericht erschien, ist innerhalb dieser Zeit das Wort Gottes in neun heidnischen Dörfern eingeführt worden und wird von den Einwohnern derselben mit Freuden gelesen und gebraucht. Ist es nicht wonnevoll, wahrzunehmen, daß statt des Seelenverderblichen Unrathes schmuziger Götterfabeln, welche zuvor überall in den Pagoden und Hütten dieser Einwohner im Gange waren, nun in mehrern hundert Dör-

fern dieses Distriktes die heiligen Schriften gelesen und erklärt werden? Dieß hätte nicht geschehen können, wären wir nicht von Ihrer Gesellschaft mit Bibelschriften reichlich versehen worden. Es ist zwar wahr, daß wir unter dem Volke noch nicht so viel geistliches Leben bis jetzt verbreitet sehen als unsere Herzen wünschten und die Verheißungen Gottes uns hoffen lassen. Indessen glaube ich immerhin behaupten zu dürfen, daß in dieser Hinsicht bei gebührender Berücksichtigung der äußerlichen Umstände viele unserer neu bekehrten Gemeinden mit den Europäischen Gemeinden in Indien getrost vergleichen lassen."

Missionar Schaffter, welcher unter denselben Gemeinden am Worte Gottes arbeitet, fügt in seinem Schreiben noch weiter hinzu: „Eine gesunde Schrifterkenntniß breitet sich unter den Gliedern unserer zahlreichen Gemeinden immer weiter aus und auf meinen Wanderungen in diesem Lande umher habe ich häufige Gelegenheit Leute kennen zu lernen, welche nicht nur die Wahrheit erkannt, sondern auch die Kraft derselben an ihren Herzen erfahren haben und die ich mit Freuden durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufnehme, indem ich getrost hoffe, daß sie das Evangelium, zu welchem sie sich bekennen, unter ihren heidnischen Nachbaren durch ihren Wandel ehren werden.

Das Wort Gottes hat im Laufe des verflossenen Jahres auffallender und kräftiger unter diesem Volkshaufen gewirkt als dieß je zuvor der Fall gewesen war. Drei der angesehensten und gelehrtesten Männer dieses Distriktes haben kürzlich öffentlich dem Heidenthum entsagt und sind durch die Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen worden und zwei andere, welche in großer Achtung unter dem Volke stehen, sind bereit, ihrem Beispiele nachzufolgen.

Die verehrten Herren Mault und Miller, von der Nagerocoil-Mission, bemerken in einem gemeinschaftlichen Brief:

Die wohlthätigen Wirkungen, welche der Unterricht in der Schrift unter der Jugend in unseren Schulen hervorbringt, beschränken sich nicht blos auf diese, denn sie theilen natürlicher Weise die Dinge, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden, ihren Freunden und Verwandten mit, was in den Herzen derselben einige Neugier erwecken muß. So geschieht es, daß sich solche Personen häufig an uns wenden, um Abschnitte aus dem Wort Gottes geschenkt oder geliehen zu bekommen, und diese Bitten werden öfters durch die Kinder, welche die Nachfrage veranlaßt haben, oder durch solche, welche eine Erziehung in unseren Schulen genossen haben, an uns gebracht. Wenn eine Anzahl Bibeln auf solche Weise verlangt wird, ist, wie wir uns bewußt sind, Vorsicht nöthig. Auf der einen Seite, um Betrug zu verhüten, auf der andern, um nicht durch Schwierigkeiten das gute Werk zu hemmen. Dieß ist namentlich der Fall, wenn sich Leute nicht persönlich an uns wenden mögen, ob sie sich gleich nach Gewährung ihrer Wünsche sehnen. Kenntniß des Namens und Wohnorts des Bittenden und der Charakter dessen, der die Bitte uns vorträgt, geben uns in solchen Fällen hinlängliche Sicherheit.

Das Lesen der heiligen Schrift nimmt eine besonders wichtige Stelle unter den Mitteln ein, deren sich unsere Mission zur Gründung des Christenthums bedient. 45 Schulmeister beschäftigen sich neben ihrer Schule damit, ihren Nachbarn die Schrift vorzulesen; 27 Vorleser sind beständig damit beschäftigt, und manche Anderenehmen gelegentlich und umsonst an diesem Werke Theil.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VIII. August 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1834.

Südliches Indien.

Aus einem Briefe des Missionars Norton von Alleppie.

„Die armen Heiden in unserer Gegend bereiten uns viel Hoffnung; das Licht der göttlichen Wahrheit bahnt sich seinen Weg durch ihre Finsternisse hindurch. Daher kommt es auch, daß das Zutrauen zu ihrem alten Götterglauben immer sichtbarer dahinschwindet. Sie gestehen offen zu, daß ihr Götzendienst nichts sey, und fangen an, sich desselbigen zu schämen. Nur die Liebe zur Welt und die Furcht vor Verfolgungen halten die Besserunterrichteten noch zurück, ihren eiteln Aberglauben fahren zu lassen, und sich öffentlich zum Christenthume zu bekennen. Es ist eine zweifellose Thatsache, daß der Götzendienst nach allen Seiten hin Boden verliert, und daß das Licht des Wortes Gottes immer kräftiger vorwärts zieht.“ —

Herr Norton theilte in demselben Schreiben Nachrichten über die segensreiche Verbreitung der heiligen Schriften in der Malayalimsprache mit, welche er als das Mittel bezeichnet, durch welches die Gnade Gottes diese seligen Wirkungen in jener Gegend erzeugt.

Missionar Taylor von Balgaum theilt der Bibelgesellschaft zu London folgende Nachrichten mit: „An den heidnischen Jahresfesten zu Urakondai-Kurgodi und Nyadrug fand der Unterricht der Missionarien große Aufmerksamkeit. Die einzelnen Theile der heil. Schriften wurden begierig gesucht und von den armen Götzendienern dieser Städte mit großem Dank aufgenommen. Zu Huligi, Sandur und Hampi wurde noch eine größere Zahl einzelner Theile des Wortes Gottes in den verschiedenen Sprachen dieses Volkes ausgebreitet. Zu diesen berühmten Götzenfesten strömen ungeheure Volksmassen aus den entferntesten Gegenden des Landes herbei, um die Gelübde zu bezahlen, welche sie in den Tagen der Noth ihren Göttern zugesagt haben, oder sich im heiligen Strome von ihren Sünden abzuwaschen. Bei Gelegenheiten dieser Art ist es wahrhaft wonnevoll, die Gemüther dieser bethörten Geschöpfe auf den einzigen Herrn und Erlöser der Menschenseelen hinzuweisen, welcher allein das Recht an die Gelübde unserer Hingebung und unseres Gehorsams hat, und ihnen die heilige Quelle zu zeigen, welche in seinem Tode für Sünde und Unreinigkeit geöffnet ist. So wie uns jedes Mal mit diesen ungeheuren Volksmassen herrliche Wirkungskreise für die Arbeit am Evangelio bei diesen Götterfesten dargeboten sind, so ist es ein nicht minder willkommener Umstand, unter diesen Volkshaufen Tausende zu finden, durch welche wir nach allen Richtungen hin den unvergänglichen Samen des Wortes in diese moralische Wildniß hinaussenden können, der zu seiner Zeit aufkeimen und Früchte tragen wird, und deren Einsammlung wir den nachkommenden Schnittern überlassen wollen, nachdem wir den guten Samen mit voller Hand ausgestreut haben."

Missionar Schmidt, welcher auf den Nilgherrybergen wohnt, beschäftigte sich im verflossenen Jahre

mit der Verbreitung heiliger Schriften in der tamulischen, canaresischen, Telugu, hindustanischen und Mahrattensprache, und meldet hierüber Folgendes: „Aus verschiedenen Briefen von den Jahren 1831 und 1832, in welchen ich Ihre Committee um Zusendung von Bibelschriften ersuchte, werden Sie ersehen haben, daß das Verlangen nach denselben Anfangs sich nicht kund thun wollte, daß es aber nach und nach sich offenbarte und immer allgemeiner wurde. Nun erfahre ich von verschiedenen Orten aus dem Tamulenlande her, und selbst aus dem Reiche Mysore, daß die heidnischen Einwohner daselbst auf eigenen Antrieb unsere heiligen Schriften, und besonders die Evangelien, in ihren Dorfschulen als Lesebücher eingeführt haben, und die verständigen Fragen, welche von einzelnen Heiden an mich gemacht werden, sind mir ein deutlicher Beweis, daß sie diese Bücher mit Aufmerksamkeit gelesen haben, und daß diese gleich einem Sauerteige im Stillen ganze Dörfer und Familien durchdringen und allmählig verborgene Christengemeinden bilden werden, wie dieß bei den Waldensern und Lolladren in den Jahrhunderten des Mittelalters der Fall war. Möge der Herr bald seinen Geist ausgießen über alles Fleisch, damit Alle dieses heilige Buch lesen und verstehen lernen, und seinen Inhalt im Glauben ergreifen mögen, das uns doch den einzigen Weg sagt, der zum ewigen Leben führt."

Die Hülfsgesellschaft zu Madras hat im verflossenen Jahr 14,858 Bibelexemplare und dem Verzeichnisse gemäß, das ihr Bericht in sich faßt, seit dem Anfang ihrer Arbeiten im Jahr 1820, die Summe von 122,363 Exemplaren heiliger Schriften in Umlauf gesetzt, unter denen 10,078 Exemplare in englischer und andern europäischen Sprachen sich befinden, und alle übrigen in den Sprachen dieser asiatischen Völker verfaßt sind. Der neueste Bericht dieser Gesellschaft schließt mit einer

Bemerkung, welche hier herausgehoben zu werden verdient."

Jeder folgende Bericht hat bis jetzt neue erfreuliche Beweise geliefert, daß vermittelst der heiligen Schriften das Licht göttlicher Wahrheitserkenntniß sich immer weiter in diesen Ländern umher verbreitet. Einzelne Theile des Wortes Gottes werden regelmäßig in allen christlichen Versammlungen gebraucht, welche über die Missionsstationen dieser Halbinsel hin zerstreut sind. Die heiligen Schriften sind das Lesebuch in allen Schulen; sie werden von angestellten Vorlesern überall den Erwachsenen vorgelesen, und auf diese Weise wird auf den Straßen und in den Häusern jede Gelegenheit benützt, die Bekanntschaft mit dem Worte Gottes dem Volke nahe zu bringen. Die heilsamen Wirkungen dieser Aussaat sind auch, zum Preise Gottes, bis jetzt nicht ausgeblieben. Viele Heiden haben angefangen sich ihres Götzendienstes zu schämen; manche Erwachsene fangen, unter dem Einfluß der göttlichen Gnade an, die Lehre Gottes, ihres Heilandes, mit einem rechtschaffenen Wandel zu zieren, und auch in unsern Schulen legt sich in mancher erfreulichen Thatsache die heilsame Frucht zu Tage, welche von der rechten Beschäftigung mit dem Worte Gottes auszufließen pflegt."

Dem Wunsche einiger im südlichen Indien arbeitenden Missionarien gemäß wurde eine neue Auflage der Evangelien und Apostelgeschichte in der Malayalimsprache zu 5000 Exemplaren, und das Evangelium Lucä mit der Apostelgeschichte zu 2000 Exemplaren besonders abgedruckt, um in diesen Gegenden ausgestreut zu werden.

Die Hülfsbibelgesellschaft zu Bombay hat sich im verflossenen Jahre besonders damit beschäftigt, getreue Revisionen der Schriftübersetzung in der Mahratten- und Gutschurattensprache auszufertigen. Es wird hierüber Folgendes bemerkt: Nachdem der Druck der ersten

Auflage des Gutschuratti-Neuen-Testamentes im April 1830 vollendet worden ist, hat Missionar Tyl der Uebersetzer derselben, seine ganze Zeit und Kraft der Berichtigung dieser Arbeit gewidmet, um eine neue Auflage desselben vorzubereiten. Jeder einzelne Satz der Uebersetzung wurde sorgfältig mit dem griechischen Grundtexte verglichen, und die Uebersetzung mit Hülfe aller dargebotenen Sprachmittel so möglichst in Richtigkeit des Ausdruckes erhoben. Es erforderte viel Zeit und Mühe, die rechten Worte und Ausdrücke zu finden, welche den Sinn des Textes richtig wiedergeben und die zugleich von dem ganzen Volke im Gutschurattilande verstanden würden. Wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß nunmehr die zweite Auflage dieses neuen Testamentes dem Grundtexte beträchtlich näher gebracht worden ist, als dieß bei der ersten Auflage desselben der Fall seyn konnte."

Die Hülfsbibelgesellschaft zu Bombay hat im verflossenen Jahr in zwölf verschiedenen Sprachen 5,081 Exemplare heil. Schriften oder einzelne Theile derselben in Umlauf gesetzt; und seit ihrem ersten Anfange im Jahr 1813 die Summe von 64,648 Exemplaren von Bibelschriften verbreitet. In ihrem neuesten Schreiben werden 500 Exemplare hindustanischer Evangelien nebst 200 neuen Testamenten, und 150 hebräische Bibeln von der Gesellschaft verlangt. Ebenso wurden derselben auch 200 Exemplare des Amharischen Psalters nach Bombay zugesendet; weil sich hoffen läßt, daß sich dort Gelegenheiten finden werden, diese Schriften nach Abyssinien zu bringen. Ebenso nahm sie auch 100 Exemplare der Weissagungen des Jesaias in Empfang, welche Mirza Ibrahim in die persische Sprache übersetzt hat.

Insel Ceylon.

Die Hülfsbibelgesellschaft zu Colombo ist mit neuen Bibelübersetzungen emsig beschäftigt und zieht es

vor, lieber langsamer mit denselben vorwärts zu schreiten, als die Treue und Sprachrichtigkeit der Arbeit durch hastige Eile zu gefährden. Daher kommt es, daß der Druck des neuen Testamentes in der Palisprache noch nicht vollendet ist, und daß eine Revision des indisch-portugiesischen neuen Testamentes beschlossen wurde. Die Uebersetzung des alten Testamentes rückt vorwärts, und Missionar Clough beschäftigt sich nunmehr mit dem Psalmbuche, um eine Auflage desselben in 2,500 Exemplaren vorzubereiten. Ebenso wird der Druck des alten Testamentes in der cingalesischen Sprache auf Kosten dieser Gesellschaft fortgesetzt, nachdem die fünf Bücher Mosis bereits die Presse verlassen haben.

Ueber die heilsamen Wirkungen der Bibelverbreitung unter den Eingebornen dieser Insel schreibt Missionar Poor zu Jaffna Folgendes:

„In unserm Seminar ist mir die Freude zu Theil geworden, den wohlthätigen Einfluß zu gewahren, welchen der richtige Gebrauch des Wortes Gottes auf die Herzen der Menschen ausübt. Die Anzahl der Zöglinge derselben, die aus lauter Eingebornen bestehen, beläuft sich auf 150, von denen 53 ihren Glauben an den Herrn Jesum feierlich bekannt haben und durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen worden sind. Unter diesen haben zwölf ihre theologischen Studien angefangen. Am Sonntage wird auf dieser Station gegenwärtig nur ein Gottesdienst gehalten und der übrige Theil des Tages in verschiedenen Abtheilungen mit der Betrachtung des Wortes Gottes zugebracht, um auf diesem Wege einen persönlichen Antheil an dem Worte Gottes zu wecken. Die Woche hindurch werden einzelne Abschnitte der heiligen Schriften unsern Schülern erklärt und mit der Bibelgeschichte die alte Geschichte verbunden, um denselben besonders den Inhalt der Weissagungen im Lichte der alten Geschichte klar zu machen.“

In einem andern Briefe macht derselbe Freund darauf aufmerksam, wie die Eingebornen anfangen, den Werth des Wortes Gottes richtiger zu schätzen. „Ehmals, so schreibt derselbe, war die Meinung vorherrschend, daß die Bibel einen geringern Werth haben müsse, weil sie leichter und wohlfeiler erhalten werden könne, als andere Unterrichtsbücher; aber jetzt fangen sie an zu begreifen, daß der unvergleichliche Werth des Wortes Gottes der Grund ist, welcher die Christen bewegt, beträchtliche Geldsummen darauf zu verwenden, daß die Bibel Allen in die Hände kommen möge, welche dieselbe lesen können und wollen. Der Zustand unseres Seminars läßt uns hoffen, daß wir im Stande seyn werden, in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht in demselben den nämlichen Gebrauch vom Worte Gottes zu machen, welcher in den Abendländern von der Kinderschule an bis zur Universität von demselben gemacht wird."

Neusüdwallis.

Der Hülfsgesellschaft zu Sydney sind 400 Exemplare englischer Bibelschriften auf ihr Verlangen zugesendet worden. In einem Briefe des Herrn Predigers Cowers daselbst wird der erfreuliche Umstand herausgehoben, daß zu den ansehnlichen Geldbeiträgen, welche von dorther unserer Bibelkasse zuflossen, die Kinder in den Sonntagsschulen 414 Gulden beigesteuert hatten. Diese Beiträge wurden zum Druck der heiligen Schriften in der Neuseeländersprache ausdrücklich bestimmt, und es wurden daher diesen Freunden 600 Exemplare der verschiedenen, in dieser Sprache bereits gedruckten biblischen Schriften alten und neuen Testamentes zugesendet.

Vandiemensland. Die Hülfsbibelgesellschaft zu Hobardtown hat 1800 Gulden als Geschenk mit dem

Wunsche uns zugesendet, einen neuen Vorrath von Bibeln zu erhalten. Der dortige Freund, der uns diese Liebesgabe zuschickte, bemerkt in seinem Briefe: „Wir werden hier ein ernstlicheres Verlangen nach dem Worte Gottes gewahr, als wir je zuvor dasselbe gesehen hatten."

Auch zu Launceston auf Vandiemensland, wurde eine Hülfsgesellschaft errichtet, welche 360 Gulden als Beitrag zur Bibelverbreitung einsandte, und eine Anzahl englischer, deutscher, französischer, portugiesischer und chinesischer Bibeln begehrte, um sie unter den Matrosen der Schiffe, welche ihren Seehafen jährlich besuchen, auszutheilen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. X. Oktober 1834.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1833.

Afrika.

I. Insel Madagaskar.

Die Büchersammlung unserer Gesellschaft ist aufs Neue mit einem Buche bereichert worden, welches das ganze Neue Testament, und einige Theile des alten in der Malagassen-Sprache in sich faßt. Herr Friman schreibt hierüber: „Sollte die Bibelgesellschaft geneigt seyn, uns zu gestatten, daß in England eine Auflage des Psalmbuches in der Malagassen-Sprache gedruckt werden dürfte, so würde dieß ein unaussprechlich werthvolles Geschenk für die Bewohner dieser großen Insel seyn. Eine Auflage von 5,000 und selbst von 10,000 Exemplaren würde nicht zu groß seyn." — Unsere Committee hat dieses Gesuch und den Druck von 5,000 Exemplaren bewilligt, und hofft, daß während des Aufenthaltes eines der Missionarien in England der Druck fertig werden wird. Missionar Baker auf Madagaskar meldete, daß zum Druck der ganzen Bibel in dieser Sprache, der seiner Vollendung entgegengeht, noch

60 Rieß Papier erforderlich seyn dürften, das ihnen bereits, nebst dem erforderlichen Papiervorrathe für eine neue Auflage des N. Testaments zu 5,000 Exemplaren, zugesendet worden ist. Die Nachrichten von dieser Insel her lauten so erfreulich, daß unsere Committee sich ermuntert fand, sämmtliche Kosten für diese neue Auflage zu übernehmen. Folgendes ist ein Auszug verschiedener Mittheilungen von Madagaskar:

„Wir könnten nunmehr Bibeln und christliche Schriftchen in viel größerer Anzahl verbreiten, als dieß wirklich geschieht, wenn wir nur die Mittel dazu in den Händen hätten. Sie würden sich wundern über die Menge von Begehren nach Büchern, die an uns gemacht werden, und welche wir jeden Tag abweisen müssen."

„Der Schwierigkeiten ungeachtet, mit denen unser Druckgeschäft auf Madagaskar noch immer kämpfen muß, haben wir im Jahr 1828 eine Auflage von 1,500 Exemplaren des Evangeliums Lucä gedruckt, und im Merz 1830 den Druck von 3,000 Exemplaren des ganzen Neuen Testamentes in der Sprache dieser Insel vollendet. Während wir mit demselben beschäftigt waren, sind noch von einzelnen Büchern, und zwar vom Evangelium Marci 700, dem Ev. Johannis 1000, dem Brief an die Galater 1000, an die Epheser 1000, dem 1sten und 2ten Buch Mosis 1000 Exemplare besonders gedruckt worden. Nach diesem wurde vom Alten Testament das 1ste Buch Samuel zu 750 Exemplaren und das Psalmbuch zu 3,000 Exemplaren vollendet."

„Alle diese Schriften sind, nebst 2,000 N. Testamenten, auf der Insel in Umlauf gesetzt worden, und werden von den eingebornen Christen als ein köstliches Kleinod hochgeachtet. Die Nachfrage nach dem N. Testament war so groß, daß von 20 Personen, die um dasselbe baten, kaum Eine ein solches erhalten konnte.

Indeß wird bereits das N. Testament fast in jedem Dorfe im Innern der Insel, und auf den meisten Militärposten rings um die Insel herum angetroffen. Der große Andrang zum christlichen Unterricht, der seit dem Jahr 1830 bei vielen Hunderten der Eingebornen statt fand, ist größtentheils den Wirkungen der Bibelverbreitung zuzuschreiben. Die Leute erstaunten über den Inhalt dieser Schriften. Ein Geist des Nachdenkens wachte auf; Viele sammelten sich haufenweise täglich um unsere Wohnungen her, brachten ihre N. Testamente, und Jeglicher verlangte, daß wir ihm diese und jene Stelle deutlich machen sollten. So wachte das arme Volk aus einem tiefen Todesschlummer auf, und wer nicht lesen konnte, fieng nun an, von einem seiner Freunde oder unserer Schüler im Lesen sich unterrichten zu lassen. Die Hausandachten nahmen jetzt unter den Eingebornen ihren Anfang, und sie lasen, um ihre Feuer herumliegend, das Neue Testament; auch werden in der Stadt und außerhalb derselben Gebetsversammlungen eingerichtet, und das N. Testament in etwa Hundert Schulen, sowohl in der Hauptstadt, als bis auf 32 Stunden um sie herum, so weit unser jetziger Missionssprengel reicht, mit Lust und Begierde gelesen."

Ein anderer Briefauszug wird nicht minder, als der vorhergehende, unsern Lesern willkommen seyn:

„Alle Schüler, welche bis vor dem August 1830 unsere Schulen besucht haben, sind jetzt aus denselben entlassen worden, da sie die erforderlichen Kenntnisse im Lesen und Schreiben gewonnen haben. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 15,000, und sie alle sind begierig, sämmtliche Schriften, die wir drucken, zu erhalten. Etwa 6,000 neue Schüler wurden in die Schulen wieder aufgenommen; und eine große Anzahl freiwilliger Schüler lernen in ihren Wohnungen, oder lassen sich

nach den Gebetsversammlungen von den Gläubigen im Lesen unterrichten."

II. Cap-Colonie.

Nach Nachrichten, welche von der Capstadt bei uns eingegangen sind, wurden seit dem October 1829 etwa 1011 Exemplare der heil. Schriften in holländischer und englischer Sprache daselbst verbreitet. Missionar B. Schaw (Schau) schreibt uns von dorther Folgendes: „Wir haben gegenwärtig verschiedene Häuflein von Heiden um uns her, unter denen mehrere zur Strafarbeit auf den Straßen verurtheilt sind; wir verkündigen ihnen an verschiedenen Orten das Evangelium, und Mehrere von denselben haben lesen gelernt. Wer anders als Ihre Gesellschaft, kann diesen armen Leuten das Wort Gottes in die Hände geben?" — Da der Vorrath holländischer N. Testamente gänzlich erschöpft war, so wurde der Druck einer neuen Auflage zu 3,000 Exemplaren für nöthig erachtet, die sich gegenwärtig unter der Presse befindet.

Nach unglaublicher Arbeit von Seiten des Uebersetzers Missionars Schmelen, welche der eigenthümliche Bau der Namaqua-Sprache verursachte, sind die vier Evangelien in derselben im Druck vollendet worden. Dieß ist das erste Buch, das in dieser Sprache in den Druck gekommen ist, und darum ist der Versuch vorerst nur mit wenigen Hunderten von Exemplaren gemacht worden.

III. Central-Afrika.

Zehn arabische Bibeln und fünfzig Testamente, schön gebunden, sind von einem Freunde zu Liverpool gekauft und seinem Sohne mitgegeben worden, welcher sich an den Entdeckungszug der beiden Herren

Lander, im Innern von Afrika, angeschlossen hatte; und unsere Committee hat die Gelegenheit ergriffen, 200 arabische Testamente noch hinzuzufügen. Ein anderer Freund Afrikas, der mit verschiedenen Plätzen auf der Meeresküste in Verbindung steht, hat einen kleinen Vorrath arabischer Bibeln von uns begehrt, und zwanzig Bibeln, fünfzig Psalmbücher, und fünfzig Testamente sind zu seiner Verfügung gestellt worden.

IV. Die Colonie Sierra Leone im westlichen Afrika.

Der Hülfsverein auf Sierra Leone hat mit einer Geldsendung von 800 fl., mehrere Hunderte von Bibeln und Testamenten begehrt, um sie zu zwei Drittheilen der kostenden Preise daselbst zu verkaufen, und es sind demselben noch weitere 400 Exemplare zugesendet worden. Einer dieser Freunde schreibt: „Ich darf mit Zuversicht glauben, daß Viele der armen Afrikaner auf dieser Colonie zum Gefühle der Wohlthat ihres gegenwärtigen Zustandes aufgewacht sind. Es findet sich in ihren Dörfern umher ein ernstliches Verlangen, die heiligen Schriften verstehen zu lernen; dieß ist ja der große Endzweck, um dessenwillen wir das Wort Gottes ausstreuen, und diesen Endzweck werden wir auch erreichen, wenn wir ihn ernstlich suchen, denn Er ist treu, der es verheißen hat.

V. Abyssinien und die Nordküste Afrika's.

Zum Besten der abyssinischen Mission ist der Druck des Psalmbuches in der amharischen Sprache fertig, und mit dem Druck der Bücher Mosis der Anfang gemacht worden. Ebenso hat unsere Druckerpresse eine Ausgabe des arabischen Neuen Testamentes mit großer Schrift vollendet, und es sind bereits Sendungen desselben nach Malta und Smyrna gemacht worden.

Gott hat es dem Missionar Ewald in den Staaten der Barbaresken gelingen lassen, zu Algier und Tunis eine bedeutende Anzahl hebräischer, arabischer, deutscher, französischer, italienischer und spanischer Bibelschriften, meist kaufweise, in Umlauf zu setzen; auch bieten sich ihm noch täglich Gelegenheiten zur Verbreitung des Wortes Gottes dar, welche bis jetzt in diesen muhamedanischen Staaten kein Hinderniß gefunden hat. Die zahlreiche Judenschaft, welche sich daselbst angesiedelt hat, legt, dem größern Theile nach, ein sehr lebendiges Verlangen dar, zum Besitze des Wortes Gottes zu gelangen.

Von dem Evangelium Lucä in der Berbersprache, in der Sprache der frühesten Ureinwohner dieses Landes, sind die zwölf ersten Kapitel des ersten Buches Mosis in einigen Hunderten von Exemplarien in der Absicht gedruckt worden, um den Werth dieser Uebersetzung genauer kennen zu lernen. Mehrere dieser Exemplarien wurden an Männer versendet, welche diese Sprache verstehen, um das Urtheil derselben über diese Arbeit zu vernehmen, und sie um ihre Beihülfe anzusprechen.

Südamerika.

Unsere Committee bedauert, von jenen Ländergebieten her im verflossenen Jahr nur selten einige Nachrichten erhalten zu haben. Sieben Kisten mit Bibeln wurden schon im Jahr 1826, während der Belagerung von Buenos-Ayres in Beschlag genommen, indeß aber von der brasilianischen Regierung der Werth derselben unserer Gesellschaft wieder vergütet worden. Wir haben Ursache, zu hoffen, daß diese Bibelschriften, obgleich durch einen andern Canal, dennoch den Weg zu dem armen Volke gefunden haben. Sollten wir uns

indeß in dieser Erwartung täuschen, so hat unsere Gesellschaft wenigstens keinen Geldverlust dabei gemacht.

Von Paramaribo sind uns 240 fl. als Erlös vom Verkaufe von Testamenten in der Neger-Englischen Sprache zugesendet worden. Herr Passavant daselbst theilt unserer Gesellschaft bei dieser Veranlassung folgende erfreuliche Nachrichten mit: „Ich danke Gott, sagen zu dürfen, daß das Werk des HErrn in dieser Stadt, und in langsamerem Fortschritte selbst auf den Plantagen, sich immer weiter verbreitet. Von Letztern dürfen wir bis jetzt noch unter fünfzig Pflanzungen kaum Eine besuchen, und die Masse der armen Negerbevölkerung lebt auf denselben noch in dem nämlichen heidnischen Zustande, wie dieß vor hundert Jahren der Fall war. Unsere Schulen bewähren sich immer mehr als ein höchst wichtiges Mittel des christlichen Unterrichtes. Die Kinder lernen lesen, und da sie nach und nach über die ganze Colonie hin zerstreut und an Plätze versetzt werden, zu welchen wir keinen Zutritt haben, so geschieht es häufig, daß unsere Schüler, wenn sie lesen gelernt haben, und das Neue Testament in der Negersprache mit sich bringen, als Lehrer angestellt werden, wovon wir mehrere ermunternde Beweise haben. Selbst in der Stadt werden die Neger besser mit dem Evangelium bekannt, und es macht mir immer große Freude, wenn ich in eine ihrer Hütten hineintrete, ein neues Testament in derselben zu finden, und die Wahrnehmung zu machen, wie die Kinder ihren Eltern aus demselben vorlesen. Kürzlich besuchte ich eine Negerhütte und fand, daß die Frau den Negern Abschnitte aus dem Worte Gottes vorlas. Alle diese lieblichen Erscheinungen sind eine Wirkung, welche der Druck des neuen Testamentes in der Sprache der hiesigen Neger erzeugt hat."

Für die französischen, englischen und dänischen Einwohner auf Surinam ist den Missionarien ein kleiner Vorrath an Bibeln in diesen Sprachen zugesendet worden.

Von Dr. Mora in Mexiko kam uns die Abschrift eines Manuscriptes des Evangeliums Lucä in der mexikanischen Sprache zu, welches gedruckt worden ist. Da unsere Committee nicht im Stande ist, die Verdienste dieser Uebersetzung zu würdigen, so ließ dieselbe nur 250 Exemplare desselben drucken, von denen einige an verschiedene Freunde gesendet wurden, in der Hoffnung, daß wir die nöthige Auskunft hierüber zu erlangen im Stande seyn werden, ehe eine allgemeinere Verbreitung der Uebersetzung versucht wird.

Von Berbice haben wir durch Herrn Prediger Wray folgende angenehme Nachricht erhalten: „Fast täglich wenden sich die Sclaven unseres Landes mit ihren Bitten an mich, um neue Testamente, Katechismen und Schulbücher zu erhalten. Unsere Sonntagsschule bietet den erfreulichsten Anblick dar. In ihr werden etwa 240 Kinder von vier und zwanzig Unterlehrern unterrichtet; und Viele der entlassenen Schüler melden sich, um unentgeldlich jetzt Lehrerdienste zu verrichten. Ich fragte die beiden Negerjünglinge Tom und Toby, als sie ihr Wonnegefühl über das empfangene neue Testament bei mir ergossen, was ich den Freunden sagen solle, welche dasselbe gesendet haben? Massa, antworteten sie, was können wir sagen für ein so großes Geschenk? Unser Dank ist nichts, Gott muß ihnen sagen: ich danke Euch. (Das heißt in der Negersprache: Gott allein kann sie belohnen.) Bei meiner Ankunft allhier hoffte ich einige Bibeln und Neue Testamente vorzufinden, allein unsere Freunde hatten bereits alle weggegeben, und mir bleibt nichts übrig, als Sie zu ersuchen, uns, sobald wie möglich, einen neuen Vorrath von Bibeln zuzusenden. Von den Negern haben wir für verkaufte Bibeln 242 fl. erlöst, welche ich der Gesellschaft mit nächster Gelegenheit übermachen werde."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XI. November 1834.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem neun und zwanzigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1833.

Nordamerika.

Bibelgesellschaft in den nordamerikanischen Staaten.

In ihrem Berichte vom Jahr 1832 meldet diese Gesellschaft, daß ihre Einnahme im verflossenen Jahr in 107,059 Thalern bestand, und daß sich 848 Hülfs-Vereine in den vereinigten Staaten umher an sie angeschlossen haben. Auf ihren Druckerpressen wurden im verflossenen Jahr 156,500 Bibeln und Neue Testamente in englischer, französischer und spanischer Sprache gedruckt, und von diesen 115,802 Exemplare in Umlauf gesetzt. Die Summe der seit ihrer Entstehnng verbreiteten heil. Schriften besteht nunmehr in 1,442,500 Exemplaren von Bibeln und Neuen Testamenten. Mit Vergnügen wird der Freund des Bibelbuches aus diesem Berichte gewahr, in welchem Umfang diese Gesellschaft ihre menschenfreundliche Thätigkeit auch über das ferne Ausland hin erweitert. Für Griechenland wird eine Stereotypen-Auflage des Neuen Testamentes nunmehr

vorbereitet, auch ist der Entwurf von der Gesellschaft genehmigt worden, in den verschiedenen Kirchengemeinschaften des Morgenlandes die heiligen Schriften auszubreiten. Ein bedeutender Theil des Neuen Testamentes wurde in die Sprache der Sandwichs-Insulaner übersetzt; und amerikanische Missionarien nach China gesendet, um die erforderlichen Anstalten zu treffen, den Einwohnern dieses mächtigen Reiches das Wort Gottes in ihrer Muttersprache in die Hände zu geben. Auch die Mahrattenstämme im westlichen Indien, so wie die Bewohner des Reiches Birma in Hinterindien sind Gegenstände der menschenfreundlichen Fürsorge dieser Gesellschaft geworden. Im Jahresberichte derselben wird hierüber Folgendes bemerkt:

„Die Mitglieder der Committee haben in einer Sitzung des verflossenen Dezembers den Beschluß gefaßt, auf den Druck der heiligen Schriften in der Mahrattensprache 5000 Thaler, und die gleiche Summe auf den Druck des Neuen Testamentes in der Sprache der Sandwichs-Insulaner zu verwenden. Ebenso wurde die Summe von 5000 Thalern dazu bestimmt, eine große Auflage des neu-griechischen Testamentes zu verfertigen; auch gedenkt die Gesellschaft das Neue Testament in der Mohawksprache zu vollenden."

Der Bericht der amerikanischen Gesellschaft schließt mit folgender Bemerkung: „Werfen wir einen Blick auf die Arbeiten der Bibelgesellschaften in den verschiedenen Ländern der Erde, so müssen wir die Vorsehung Gottes bewundernd anbeten, welche das Bibelbuch in unsern Tagen vor den Augen der Völker verherrlicht. Nie zuvor wurde in den Jahrhunderten der christlichen Kirche die heilige Schrift in christlichen Ländern so allgemein verbreitet, als dieß in den letzten Jahren geschah; auch gab es nie eine Zeit, wo das Wort Gottes so allgemein gelesen, und beachtet wurde, wie in unsern Tagen.

Wohl nie zuvor waren die Bemühungen der Christen so angelegentlich und mannigfaltig, der heranwachsenden Jugend die Offenbarungen Gottes als Leitstern ihres Lebens in die Hände zu geben, und in unseren Städten und Dörfern es jedem Einwohner und auch dem Aermsten, so bald er nur will, möglich zu machen, aus dieser überfließenden Quelle des Heils sein Licht, seinen Trost, und seine Hoffnung für die Kämpfe des Lebens zu schöpfen. Was aber noch mehr als dieß den gegenwärtigen Zeitlauf vor allen früheren, in Hinsicht auf das Bibelbuch auszeichnet, besteht in dem Umstande, daß die Vorsehung unseres Gottes in unsern Tagen Tausende von Wegen und Mitteln aufschließt, um das Wort des Lebens in diejenigen Länder der Erde hinein zu tragen, deren Bewohner bis jetzt noch nichts von seinem Lichte gesehen haben. Man blicke nur wenige Jahre zurück, und wandere unter den Völkern der Erde umher, um unter denselben nach dem Worte Gottes zu fragen. Erst vor dreißig Jahren noch konnte man unter den meisten Völkern Indiens, in ganz China, und auf allen Inseln des stillen Meeres umher kein einziges Exemplar des Bibelbuches in der Sprache dieser Völker antreffen; auch fehlte es noch überall an tauglichen und frommen Männern, welche tüchtig und willig gewesen wären, diesen zahlreichen Völkerstämmen die Offenbarungen des Ewigen in eine Sprache zu übersetzen, welche sie verstehen. Nun ist aber seit der Entstehung der Bibelgesellschaften, und während des gegenwärtigen Menschenalters, dieses heilige Buch in beinahe 200 lebende Völkersprachen übergetragen worden, und hat angefangen, seinen Weg fast zu allen Nationen der Erde zu finden. Man lasse dieses gesegnete Bibelübersetzungswerk weiter vorwärts schreiten, wie es unter dem sichtbaren Beistande Gottes begonnen hat, und das nächste Menschenalter wird nicht vorübergehen, ohne daß jedem

Volk der Erde dieser köstliche Schatz in seiner eigenen Sprache zur Begründung seiner zeitlichen und ewigen Wohlfahrt eingehändigt worden wäre."

„Freilich wäre es ein schädlicher Selbstbetrug, wenn die Christen denken wollten, mit der Uebersetzung der heiligen Schriften ihre Verpflichtungen gegen die Heidenwelt erfüllt zu haben; dieß ist blos der erste Anfang der Erleuchtungsarbeit, welche ihnen unter allen Völkern der Erde obliegt. Es bedarf sodann mit bedeutendem Kraft- und Kostenaufwande des Druckes von Millionen Bibeln und Testamenten, um sie auf dem großen Saatfelde der Welt auszustreuen; und es bedarf wachsende Schaaren eifriger Knechte Christi, welche unter vielfacher Gefahr und bei mächtigem Widerstande, zu den Völkern ziehen, um denselben die Mittel und Gelegenheiten zu bereiten, durch das Lesen und Verstehen des Wortes Gottes weise zu werden zur Seligkeit durch den Glauben an Christum. Wie sollte sich's wohl erwarten lassen, daß Völker, welche seit undenklichen Zeiten unter der finstern Herrschaft der Abgötterei aufgewachsen sind, und durch den vergiftenden Einfluß einer verfinsterten und fleischlichen Religionsweise sittlich zu Grunde gerichtet wurden, jetzt auf einmal die Glaubenslehren und Sittenvorschriften der göttlichen Offenbarung, welche die Wiedergeburt und Selbstverleugnung des Menschen fordern, mit freudiger Willigkeit aufnehmen werden. Ebenso wenig läßt sich erwarten, daß der große Widersacher der Menschenseelen ohne heftigen Widerstand und fortgesetzte Feuerproben des Christenglaubens, es zugeben wird, daß der lautere Saame des göttlichen Wortes seine heiligen Lebenskräfte über die Welt verbreiten darf. Indeß bleibt es doch unumstößlich gewiß, daß dieser Glaube der Christen am Ende der Sieg ist, welcher die Welt überwindet, weil der Mund des HErrn dieß verheißen hat; es bleibt dennoch dabei,

daß alle Enden der Erde das Heil Gottes sehen werden."

Mit der Uebersetzung und dem Druck der heiligen Schrift in die Sprache der Tschippeway-Indianer, wird von einem frommen Eingebornen dieses Stammes, dem Prediger Peter Jones und seinem Bruder fleißig fortgefahren. Beide haben die alttestamentlichen Schriften zu übersetzen angefangen, indeß die amerikanische Bibelgesellschaft die Sorge für die Uebersetzung und den Druck der neutestamentlichen Bücher in dieser Sprache übernommen hat. Das jüngsthin im Druck erschienene Evangelium Johannis ist von diesem zahlreichen Volksstamme mit großen Freuden aufgenommen worden. Ein Brief des Herrn P. Jones zeigt, wie vorbereitet dieses Volk für die Segnungen des Bibelbuches ist.

„Ich freue mich, so schreibt derselbe, Ihnen melden zu dürfen, daß der große, gute Geist durch unsern Herrn Jesum Christum noch immer fortfährt, das Werk der Gnade unter den Indianer-Stämmen des nordwestlichen Gebietes zu segnen. Die Neubekehrten bleiben treu, und nehmen zu in der Erkenntniß göttlicher Dinge und in den Kunstfertigkeiten des civilisirten Lebens. Unsere Missionsschulen haben einen guten Fortgang, und manche Indianer-Jünglinge lassen uns nützliche Werkzeuge zur Förderung christlicher Erkenntniß unter ihrem Volksstamme in ihnen erwarten. Die Aussichten segensreicher Thätigkeit unter dem Tschippeway-Stamme am obern See sind sehr ermuthigend. Einige unserer eingebornen Prediger haben letzten Sommer mit gutem Erfolg dort gearbeitet, und sagen, daß die Ohren der Indianer nunmehr geöffnet sind, das gute Wort zu hören, und daß der heilige Geist Einigen derselben Herzen und Augen geöffnet hat, um ihren sündhaften Zustand, und das Bedürfniß eines Erlösers zu fühlen. Sie haben gefunden, daß Christus Macht hat auf Erden,

auch die armen Indianer in der Wildniß zu erretten; wir gedenken ehestens eine Missionsstelle bei St. Marie am obern Fluße anzulegen.“

Auch die eisigten Gebiete Nordamerika's fahren fort, vom Sonnenscheine der göttlichen Wahrheit immer heller beleuchtet zu werden. Einer der Missionarien der Brüdergemeine unter den Eskimo's, schreibt an die brittische Bibelgesellschaft Folgendes: „Die Eskimo's äußern häufig, wie viel Dank sie ihren freundlichen Wohlthätern für das Psalmbuch schuldig sind, das sie nun auch nebst dem Neuen Testamente in ihrer Sprache erhalten haben, und erklären mit viel Empfindung, wie heilsam ihnen dieses köstliche Buch sey, um ihren Seelen geistliche Nahrung zu geben. Sie machen sich täglich mit den Psalmen Davids besser bekannt, und Viele haben uns versichert, daß sie besonders aus den Lob- Bet- und Dankpsalmen große Erbauung geschöpft haben. Unsere Schulen wurden letzten Winter von den Eskimos fleißig besucht, und wir haben Ursache, mit den Fortschritten zufrieden zu seyn, welche die Meisten unter ihnen im Lernen machen. Es gewährt ihnen viel Vergnügen, und sie verwenden viel Fleiß darauf, Abschnitte des Bibelbuches auswendig zu lernen.“

Diese Missionarien hoffen, innerhalb kurzer Zeit das erste Buch Mosis in die Eskimo-Sprache übersetzt, nach England senden zu können, um dasselbe dem Druck zu übergeben.

Neu-Seeland.

Aus einem Briefe des Missionars Yate auf Neu-Seeland.

Waimate 27 November 1833.

„Von sämmtlichen biblischen Schriften sind nunmehr mit Gottes Hülfe die beiden Evangelien des Matthäus

und Johannes, die Apostelgeschichte, der Brief an die Römer, der 1ste Brief an die Korinther, so wie die acht ersten Kapitel des ersten Buches Mosis in der Neuseeländersprache im Drucke fertig geworden. In diese Sprache übersetzt und zum Druck vorbereitet sind noch weiter: das Evangelium Lucä und Marci, die Briefe des Johannes und Judas, so wie die Briefe Pauli an die Galater, Epheser, Philipper und Colosser, auch ist das erste Buch Mosis nun vollständig übersetzt. Der größere Theil der Eingebornen, welche auf den Missionsstationen dieser großen Insel sich niedergelassen haben, haben lesen gelernt, sind jetzt im Besitz der bereits gedruckten heiligen Schriften, und lesen dieselben mit Begierde. Auch viele der andern Insulaner beschäftigen sich gerne mit dem Lesen des Wortes Gottes in ihren Hütten; wo sie sich immer zur Ruhe niedersetzen, da bringen sie die heilige Schrift herbei und fangen an zu lesen. Schon öfters wurde ich bis um Mitternacht von den Eingebornen wach erhalten, welche außerhalb meiner Wohnung das Wort Gottes lasen, und Einzelne kamen herbei, um sich das, was sie darin nicht verstanden, von mir erklären zu lassen."

West-Afrika.

Aus einem Briefe des Missionars Fox zu St. Marie am Gambiafluß, vom 24 Juli 1834.

"Ich danke Ihnen auf's herzlichste für die Sendung heiliger Schriften, welche ich in diesen Tagen in Empfang genommen habe. Ich bin voll freudigen Dankes gegen Gott, daß ich nun so viel Himmelsbrod unter ein armes Volk austheilen darf, welches nach demselben hungert, und daß so viele Wegeweiser nach der Ewig-

keit jetzt den verlassenen Negern in die Hände gegeben werden können, welche unter Gottes Segen manchen armen Reisenden in das verheissene Land bringen werden. Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, welche herrliche Wirkungen die Verbreitung des göttlichen Wortes unter diesen Leuten mit Recht erwarten läßt. Schon habe ich einige dieser köstlichen Schriften an Solche weggegeben, von denen ich weiß, daß sie dieselben nicht bezahlen können, und von deren Liebe zum Worte Gottes ich gewiß seyn darf, und ihr ganzes Gesicht glänzte vor Freude, als ich sie ihnen in die Hände gab. Auch einigen mahomedanischen Priestern verehrte ich ein Exemplar des arabischen Testamentes, und obgleich sie von der Liebe zum Koran ganz hingenommen sind, so zeigten sie doch eine warme Zuneigung zum Worte Gottes. Gestern Abend kam ein muhamedanischer Priester von gutem Aussehen zu mir und bat mich dringend um ein Testament, alsobald setzte er sich mit demselben nieder, und fieng an zu lesen, und rief nun einmal über das andere aus: Bettiata, Bettiata! (sehr gut, sehr gut!) Obgleich der größere Theil der Nachfolger Muhameds Leute vom schlechtesten Charakter sind, so habe ich doch auch erfreuliche Ausnahmen unter denselben angetroffen, welche manchen Namenchristen durch ihren Wandel beschämen würden. Einige derselben kommen häufig zu mir ins Missionshaus; auch habe ich angefangen, ihnen regelmäßig am Mittwoch das Wort Gottes zu verkündigen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XII. Dezember 1834.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Westindien.

Es ist bekannt, daß nach einem Beschluß der beiden Kammern in England den armen Negersclaven auf den westindischen Inseln ihre Freiheit von den Sclavenketten verkündigt, und ihnen insgesammt die bürgerlichen Rechte zugetheilt werden sollen, welche jedem freien brittischen Bürger in allen auswärtigen Länder-Besitzungen Englands zukommen. Von dem Staate und der Kirche Großbrittaniens wurde diesem Parlamentsbeschlusse gemäß festgestellt, daß der 1 August dieses Jahrs als allgemeines Dank- und Jubelfest zum Andenken an diese wichtige Begebenheit überall gefeiert, und an diesem Tage den armen Negern in Westindien das königliche Mandat der gänzlichen Aufhebung des Sclavenzustandes und ihrer bürgerlichen Freiheit in festlichen Versammlungen verkündigt werden soll. Um das Andenken an diesen festlichen Tag zu ehren, und den Negersclaven mit ihrem bürgerlichen Freiheitsbriefe zugleich den noch unendlich wichtigern geistlichen Freiheitsbrief des Himmelreiches in die Hände zu geben, faßte die ehrwürdige brittische Bibelgesellschaft zu London den christlich-großartigen Beschluß: durch ihre thätigen Freunde auf den westindischen Inseln den

freigelassenen 800,000 Negersclaven am nächstkünftigen Christfeste die heiligen Schriften als einzig richtige Anweisung zum Gebrauch ihrer leiblichen und geistlichen Freiheit einhändigen zu lassen.

Es liegen mehrere Briefe vor uns, welche von diesem festlichen Auftritte des ersten August in Westindien ein Wort reden, und die wir hier im Auszuge unsern Freunden mittheilen.

1.) Aus einem Briefe des Herrn Predigers Wray zu Berbice, in der südamerikanischen Provinz Guyana, vom 22 Juli 1834.

Die letzte Post brachte mir Ihren höchst erfreulichen Circularbrief vom 2 Juni dieses Jahrs mit dem Beschluß Ihrer Committee vom 30 Mai, nach welchem jedem Neger, der lesen kann, und am nächstkommenden ersten August das Geschenk seiner persönlichen Freiheit erhalten soll, am nächsten Christfeste ein Exemplar des N. Test. mit dem Psalmbuche im Namen Ihrer Gesellschaft überreicht werden soll. Dieß ist wahrlich ein glorreicher Beschluß, und es gewährt mir das innigste Vergnügen, denselben ausführen zu helfen. Gleich am folgenden Tag, nachdem ich Abends zuvor dieses Schreiben erhalten hatte, füllte sich meine Kirche mit Sclaven von entfernten Plantagen, welchen ich nach Anleitung der Worte Pauli Phil. 1, 27: „Wandelt nur würdiglich dem Evangelio Christi“ — über den Sinn und Gebrauch der bürgerlichen Freiheit predigte, welche ihnen am künftigen ersten August öffentlich verkündigt werden soll. Zugleich theilte ich denselben, so wie den Sclaven der andern Plantagen, den Inhalt Ihres Schreibens mit. Ich bin überzeugt, daß alsbald die meisten Neger, welche noch nicht lesen gelernt haben, ungesäumt anfangen werden, dieß zu thun, um diese köstliche Gabe mit ihren

andern schwarzen Brüdern in Empfang zu nehmen, und — o welch' ein herrliches Schauspiel ist es nicht — an diesem festlichen Tage Aethiopier ihre Hände ausstrecken zu sehen, um das Buch Gottes, diesen Freiheitsbrief der unsichtbaren ewigen Welt in Empfang zu nehmen. Sie werden sich freuen, zu vernehmen, daß unser Gouverneur Sir James Shmith eine Proklamation erließ, worin verordnet wird, daß alle Gotteshäuser im brittischen Guyana an diesem festlichen Tage zweimal zum Gottesdienst geöffnet werden sollen, und alle Diener des Evangeliums ernstlich ermahnt werden, die ihrer Pflege befohlenen Gemeinden durch die Ermahnungen der Religion auf die Feier dieses Tages vorzubereiten. Auch wird es jedem Einwohner zur Pflicht gemacht, dem allmächtigen Gott, dessen gnadenreicher Fürsorge allein diese folgenreiche Veränderung in den gesellschaftlichen Verhältnissen auf der Colonie zuzuschreiben sey, die demüthigen Dankopfer darzubringen."

2.) Aus einem Briefe des Herrn J. Búrney auf Antigua, vom 31 Juli 1834.

„Mit Vergnügen greife ich in einem solchen Augenblick und über solchen Gegenstand, wie der vorliegende ist, nach der Feder, um Ihnen ein paar Worte zu schreiben. An dem morgenden Tage sollen in der Kraft Gottes die Fesseln der Sclaverei auf den westindischen Inseln für immer zersprengt, und den niedergedrückten Haufen der Elenden die Freiheit gegeben werden. Morgen soll, um mit den Worten der Proklamation unseres Generalgouverneurs zu reden, in der großen Gemeinde ein heiliger Jubeltag gefeiert, und aus so vielen warmen Herzen Lieder des Dankes und des Lobes Dem dargebracht werden, der, um seinen Namen groß zu machen, den Zorn der Menschen von diesen Inseln abgewendet hat. Morgen

darf und wird Antigua der Ehre sich freuen, in diesem Werke der Gerechtigkeit und Menschlichkeit die erste Vorkämpferin gewesen zu seyn; auch wird Morgen den versammelten Tausenden das großherzige Geschenk der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft verkündigt werden, und diese werden sich, wie wir nicht zweifeln dürfen, eines Beweises wahrer Menschenliebe hoch erfreuen, welche einzig zum Zweck hat, den Menschen wahrhaft frei zu machen durch den Glauben an das Evangelium. Wir werden etwa 10,000 Exemplare für die freigelassenen Sclaven nöthig haben; indeß werde ich Ihnen hierüber bestimmtere Nachrichten geben, sobald die Antworten auf meine nach allen Gegenden der Insel gesendeten Anfragen eingelaufen seyn werden."

„August 2. Der Tag der Wunder ist vorüber. Die Widersacher erwarteten Verwirrung, Aufruhr und Blutvergießen; aber Alles verkündigte an diesem Tage Ordnung, Ruhe und einen tiefen Frieden der Gemüther. Auch nicht ein Vorfall trug sich zu, bei welchem das Einschreiten der Gewalt nöthig gewesen wäre. Die Kirchen und Bethäuser aller einzelnen Kirchenabtheilungen waren gedrängt voll, und es war das Bild einer eigentlichen Christtagsfeier, das wir vor unsern Augen hatten. Nächsten Montag wird alles Volk wieder an der Arbeit seyn; und ich darf getrost glauben, daß sich innerhalb kurzer Zeit das Heilbringende dieses Beschlusses bewähren wird, wenn auch dieser neue Zustand der Dinge im ersten Anfang vielfacher Nachhülfe bedürfen sollte. Bis jetzt hat die Religion über alle Leidenschaften der Menschen gesiegt, und sie wird auch ferner siegen.

3.) Aus einem Briefe des Missionars Britten auf der Insel Nevis, Montag den 4 August 1834.

Letzten Freitag, den 1sten dieses, diesem großen Erlösungstage der Negerwelt, verkündigte ich von der

Kanzel den vielen Hunderten freigelassener Negern Ihren frommen Beschluß. Derselbe wurde mit der größten Freude aufgenommen, und wird, wie ich gewiß glaube, von guten Wirkungen begleitet seyn. Die bisherigen Sclaveneigenthümer haben den Negern auch den Samstag darauf zur Feyer eingeräumt, und ich darf zu meiner großen Freude sagen, daß sich alle Neger an diesen Tagen auf eine wahrhaft christliche Weise betragen haben. Gestern, als am Sonntag, führte mich mein Prediger-beruf auf der Insel herum; und ich hörte auch nicht von Einem ungebührlichen Vorfall, nicht einmal, daß sich irgend ein Neger betrunken hätte. Ohne daß irgend eine gesetzliche Verordnung darüber gegeben worden wäre, ist gestern (Sonntag) der bisherige Sonntags-markt, dieses bisherige Bollwerk Satans zu Stadt und Land, so verlassen gewesen, als ob er nie statt gefunden hätte. Halleluja! Unsere Kirchen sind bis zum Ersticken mit Menschen angefüllt. Wir müssen nun neue Bethäuser bauen, für die vielen Hunderte von Negern, welche bisher die einzigen Stunden ihrer Freiheit, die Sonntagszeit, auf dem Marktplatze zugebracht hatten. Aber wie soll das geschehen? Ich habe mich an meine christlichen Brüder in der Heimat gewendet. Wir bedürfen jetzt der Hülfe in hohem Grade."

4.) Aus einem Briefe des Missionars Thomson zu Kingston auf Jamaika, vom 18 August 1834.

„Gepriesen sey des Herrn Name! Unser große Uebergangstag ist gekommen, und ist vorüber gegangen. Der erste August, und die darauf folgenden Tage dieses entscheidungsvollen Monates, sind unter Umständen vorbeigezogen, welche der Negerwelt lauter Gnade und Barmherzigkeit Gottes verkündigen. Kaum ein unerwarteter Vorfall hat sich dabei zugetragen, und schon ist das ganze Volk so friedlich, wie zuvor, an der Arbeit. Das Jubel-

fest, so wie der darauf folgende Sonntag waren nicht so wohl Tage der Weltfreude, als vielmehr Feste und Siegestage des Christenthums. Die Neger strömten an denselben in großen Schaaren herbei, um das Wort Gottes zu hören, und füllten jedes Bethaus, das ihnen zum Gottesdienst aufgeschlossen wurde. Viel Ermahnung und viel Gebet strömte dabei aus Vieler Herz und Mund; und diesem Gebet haben wir es unter dem Beistande Gottes zu verdanken, daß Alles so lieblich, so froh und gnadenreich vorübergieng. Ich bin nicht gewohnt, ängstliche Dinge zu weissagen; dennoch hatte ich über den Hergang der Dinge an diesen entscheidungsvollen Tagen anfänglich meine Besorgnisse. Montag der 4te Aug., war der große Prüfungstag, weil an diesem Tage unsere neuen Lehrlinge in die Arbeit treten sollten. (Bekanntlich wurde nach der Parlamentsakte den freigelassenen Negern eine Reihe von Lehrjahren anberaumt, um in denselben zum würdigen Gebrauch der bürgerlichen Selbstständigkeit heranzureifen). Aber Gott sey gepriesen, es hat sich Alles viel besser gemacht, als wir erwarten konnten. Gelobet sey sein heiliger Name für diese Barmherzigkeit! Möchten wir nur recht dankbar dafür seyn! Möge Er seine Barmherzigkeit auch in den künftigen Zeiten nicht von uns wenden. Unter den Sclavenhaltern herrscht hier im Allgemeinen in Hinsicht auf diese Veränderung ein guter Sinn, und mit viel Hoffnung blickte ich vorwärts auf mannigfaltige Fortschritte im Guten, die unter uns beginnen; viele Augen in England sind jetzt auf das Benehmen der Neger hingerichtet, und ich darf hoffen, viele richten sich auch für uns zum Himmel empor. Gott ist heute noch ein Gebets-Erhörer, wie Er es zu Abrahams Zeiten war, denn Er ist gestern und heute, und in Ewigkeit derselbige in allen seinen Wegen. Und nun Freunde, betet für unsere geistliche Wohlfahrt. Ein großes Bekehrungswerk hat hier und

auf allen Negern-Kolonien dieser großen Insel bereits begonnen; helft uns nur mit Euerem inbrünstigen Gebet, und die Wildniß wird blühen, wie ein Garten, und ihren Wohlgeruch weithin verbreiten, und für Euch alle ein süßer Geruch Jesu Christi werden."

„Euere dargebotene Gabe ist uns gerade recht gekommen, und hat unsere allgemeine Freude mächtig erhöht. Sie hat alle Gemüther aufgeregt, und viele Neger lernen lesen, welche zuvor nicht daran gedacht hatten, um am künftigen Christfeste Euere Bücher in Empfang zu nehmen. Während ich dieß schreibe, höre ich im untern Raume des Hauses die Neger gewaltig buchstabiren und lesen, und bisweilen, wenn ich um Mitternacht erwache, schallen dieselben Töne in mein Ohr, und das chorweise Buchstabiren derselben tönt wie der Glockenschlag in der Todesstille der Nacht. Dieselbe Geschäftigkeit der Neger vernehme ich auch von andern Stellen her. Ich habe mit einem Exemplar Euerer geschenkten Bücher in der Hand die großen Negergemeinden besucht, und ihnen das künftige Christtagsgeschenk zum Voraus gezeigt; alle waren darüber voll Freude und Dank. Ihr werdet mit Vergnügen vernehmen, daß Euer Geschenk an heiligen Schriften auch von einem Priester in der hiesigen römisch katholischen Kapelle den Negern verkündigt wurde, und er versicherte mich, daß er mit Freuden zur Förderung dieses edeln Werkes mitwirken werde.

Stimmen aus Frankreich und Schweden.

5.) Auszug aus einem Briefe des Herrn von Pressense, Paris den 7 August 1834.

„Ihr Entschluß in Betreff der Sclaven, welche seit dem Anfang dieses Monats in Freiheit gesetzt worden sind, ist hier allgemein mit Zeichen tiefer Bewunderung aufgenommen worden. Unsere christlichen Brüder in Frankreich haben bei dieser Gelegenheit in ihren Privatversammlungen dem Herrn ihre Dank- und Lobopfer dargebracht; und alle die Zeitschriften und periodischen Blätter haben Ihren edeln Entschluß mitgetheilt. In unserer letzten Monatsversammlung der Missionsgesellschaft wurde dieses Ihr Unternehmen durch unsern Freund, Herrn Lutterroth, öffentlich und auf sehr

gefühlvolle Weise verkündigt, und die ganze Versammlung vereinigte sich, den göttlichen Segen für jedes einzelne Exemplar des heiligen Buchs, welches den armen Negern dargereicht werden soll, zu erflehen."

Aus einem Briefe des Bischof Bugge, Drontheim den 19 Juli 1834.

„Was sollen wir zu diesem Entschlusse sagen? Der Entschluß und das Geschenk sind wahrhaft edel! Aber dem Herrn sey Ruhm, Preis und Anbetung gebracht! O, möge Er fortfahren, seine Segnungen auf Ihre verehrte Committee herabzuschütten, und sie mit glücklichen Erfolgen krönen!

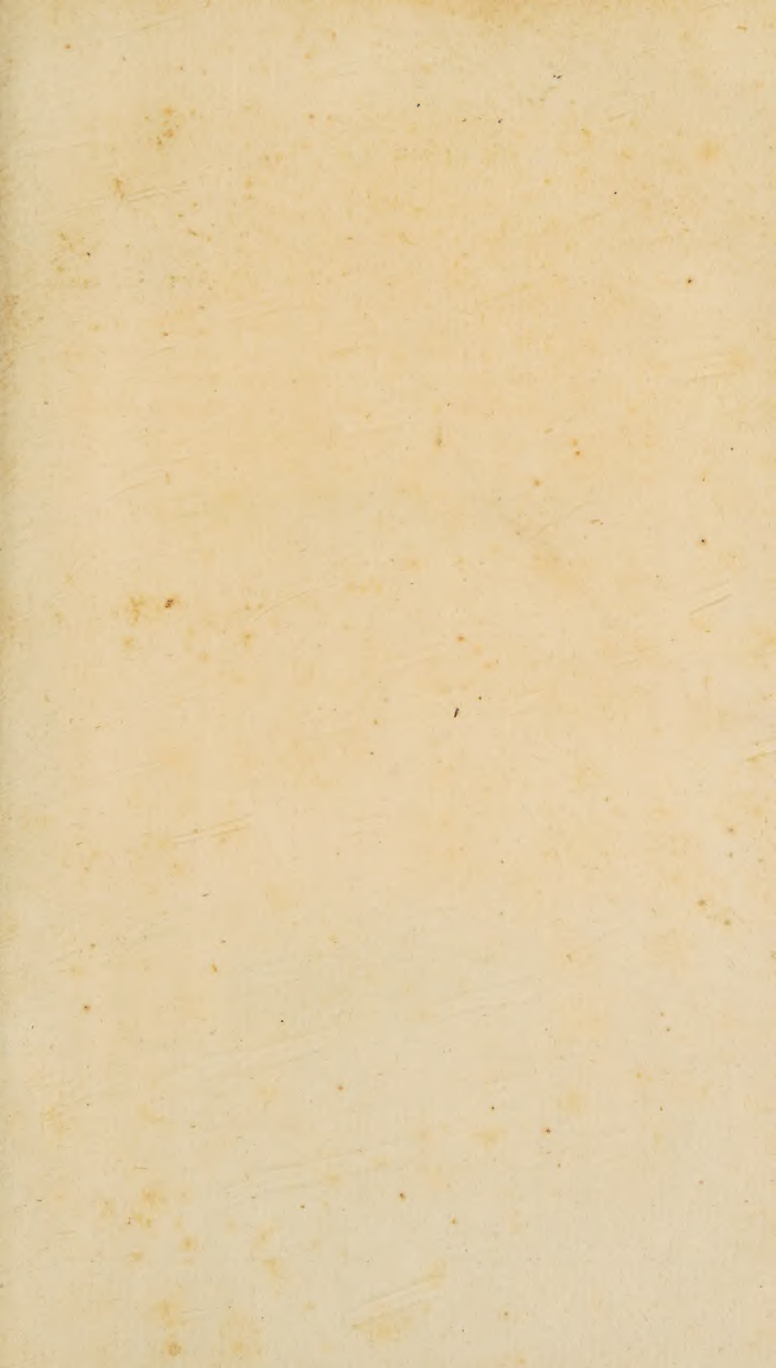
Frankreich.

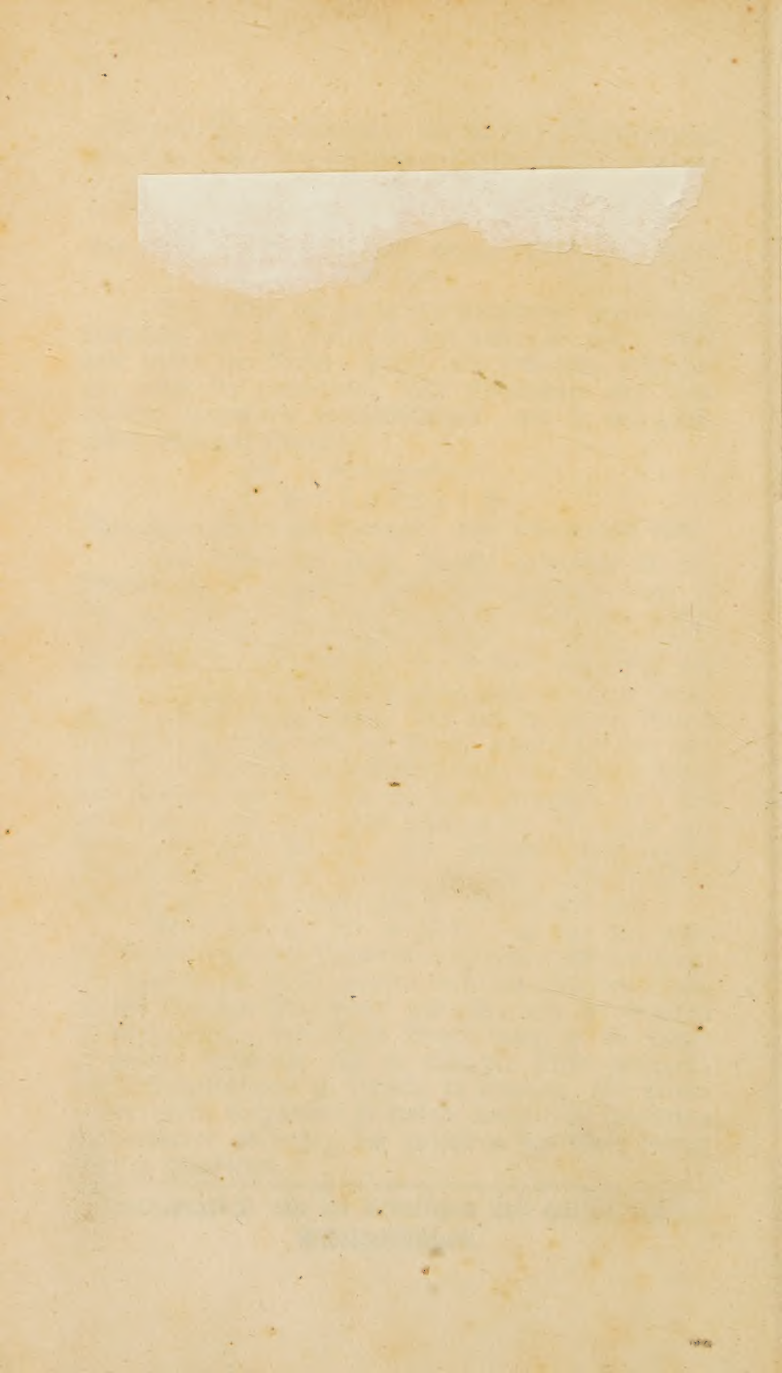
Aus einem Briefe von Toulouse, vom 5 September 1834.

„Wir haben eine große Anzahl polnischer N. Testamente an diese armen Flüchtlinge vertheilt; und es war eine wahre Angelegenheit unseres Herzens, diesen Unglücklichen die Ueberzeugung nahe zu bringen, daß sie sich durch die Verirrungen der Sünde nicht blos von ihrem irdischen Vaterlande, sondern auch von ihrem himmlischen ausgeschlossen haben, daß nur im Worte Gottes der wahre Freibrief von der Sünde anzutreffen sey; und daß sie, wenn ihnen einmal Vergebung der Sünde durch den Glauben an Christum zu Theil geworden sey, sich nicht länger als hülf- und heimathlose Wanderer auf Erden betrachten dürfen. Sie schienen durch unsere Vorstellungen gerührt worden zu seyn, und drückten ihren Dank für die Gabe des N. Testamentes aus."

„Wir halten es für möglich, daß von hier aus, viel Gutes unter den Spaniern ausgerichtet werden kann. Die Cholera hat große Haufen derselben nach den Städten des südlichen Frankreichs gebracht, und wir benützen die Gelegenheit, das Wort Gottes ihnen in die Hände zu geben. Vielleicht läßt es uns der HErr gelingen, eine Bibelgesellschaft zu Stande zu bringen. Wir suchen vorerst, einen Colporteur zu finden, welcher die spanischen Auswanderer aufsucht, um denselben das Wort Gottes käuflich anzubieten."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.






GTU Library
3 2400 00329 4422

